Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 6
1937

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Instituts für Sozialforschung

von Max Horkheimer

Jahrgang VI/1937

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, PARIS.

INHALT DES VI. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Inhalt des VI. Jahrgangs

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Inhalt des VI. Jahrgangs

Ökonomie :

Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Verzeichnis der rezensierten Autoren

Verzeichnis der rezensierten Autoren

Verzeichnis der rezensierten Autoren

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VI 1937 Heft I

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Vorwort zum sechsten Jahrgang.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt der sechste Jahrgang unserer Zeitschrift. Die Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung, als dessen Organ sie gegründet wurde, haben in den letzten fünf Jahren zuweilen daran gezweifelt, ob sie ihre gemeinsamen Studien fortsetzen könnten. Dass es bis heute möglich war, erscheint uns im Hinblick auf das Schicksal verwandter theoretischer Bestrebungen als ein besonderer Glücksfall. Die Zeitschrift sowie die übrigen Publikationen des Instituts sind heute eine der wenigen wissenschaftlichen Erscheinungen, die im Ausland deutsche geisteswissenschaftliche Traditionen in deutscher Sprache fortsetzen. Die Verantwortung ist dadurch grösser geworden, als wir im Anfang erwarteten.

Als die Zeitschrift von dem Verlag, in dem sie seit dem Herbst 1933 erscheint, übernommen wurde, lag es nahe, sie für alle wertvollen Arbeiten aus dem Gebiet der Geisteswissenschaften zur Verfügung zu stellen, welche infolge der Ereignisse andernorts nicht mehr veröffentlicht werden konnten. Der Umfang unserer Zeitschrift erwies sich jedoch als zu gering. Wir haben uns daher entschlossen, auch insofern eine philosophische Tradition fortzusetzen, als neben der wissenschaftlichen Zulänglichkeit vor allem Denkart und Richtung des Interesses bei der Auswahl der Aufsätze entscheiden. Die tragenden Artikel auf den verschiedenen Gebieten sollen eine gemeinsame philosophische Ansicht entwickeln und zur Anwendung bringen. Wenn schon auf anderen Lebensgebieten die Gleichgültigkeit gegenüber allgemeinen menschlichen Angelegenheiten und der Verzicht auf vernünftige Entscheidung Platz greifen und der Relativismus gerade unter den Aufrichtigen zur eingestandenen geistigen Haltung wird, so darf die Wissenschaft selbst umso weniger darauf verzichten, bestimmte Gedanken durchzuhalten.

Der sachliche Zusammenhang der theoretischen Aufsätze in ihrer zeitlichen Folge sowie innerhalb der einzelnen Hefte ist unseren Lesern bekannt. Auch in diesem Heft ergänzen sich die deutschen Aufsätze wechselseitig. Die Arbeit über den „Angriff auf die Metaphysik“ will darlegen, dass die Sachlichkeit der modernen positivistischen Lehre die geistige Verwirrung in der Gegenwart vermehrt. Sie gewährt eine Scheinsicherheit,

indem sie die Fachwissenschaft in ihrer gegebenen Gestalt als die einzig berechtigte Erkenntnis verklärt und Ideen, die darüber hinausgehen, als sinnlos hinstellt. Diese Darlegung, die freilich selbst zum vollen Verständnis die in früheren Heften erschienenen Arbeiten des Verfassers über das „Problem der Wahrheit", den „Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie" usf. voraussetzt, bliebe einseitig, wenn nicht zugleich positiv gezeigt würde, wie den metaphysischen Träumen auf theoretischem Gebiet wirklich zu begegnen ist. Einen Beitrag dazu liefert die Analyse des „affirmativen Kulturbegriffs", die zusammen mit der Arbeit über den Positivismus auf Grund gemeinsamer Diskussionen entstanden ist. Metaphysische Kategorien, die der Positivismus verwirft, zum Beispiel eine höhere Wirklichkeit, ferner Seele, Persönlichkeit, Freiheit usf., werden auch hier kritisiert, aber nicht unter dem Gesichtspunkt, ob die Fachwissenschaft gerade Verwendung für sie hat, sondern im Zusammenhang einer auf die Praxis bezogenen Geschichtstheorie. Dieser Aufsatz zeigt ein solches Denken bei der Arbeit, von dem der Positivismus vollends abzulenken droht. Der psychologische Mechanismus, auf den die Bemerkungen zum „Gefühl der Ohnmacht" hinweisen, wird unter den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart immer aufs neue erzeugt. Erst im Rahmen der Theorie des gesellschaftlichen Lebens, die in der Zeitschrift gefördert wird, erhalten auch diese psychologischen Beschreibungen daher ihre richtige Bedeutung. Sie wollen im Sinn der vom Autor in unseren Publikationen entworfenen Sozialpsychologie verstanden sein.

Wenn angesichts der intellektuellen Ratlosigkeit die unbeirrte Verfolgung bestimmter Ideen auf den verschiedenen Gebieten der Gesellschaftstheorie besonders notwendig ist, so bedarf doch jede Art philosophischen Denkens einer fortwährenden Beobachtung der einzelwissenschaftlichen Arbeit. Diese Orientierung soll für den Leser unserer Zeitschrift vor allem durch die Besprechungen erleichtert werden. Wir versuchen, auf jede für die Theorie der Gesellschaft auch auf abgelegenen Fachgebieten nur irgend wichtige Publikation wenigstens hinzuweisen. Der Aufsatzteil selbst ist durch solche Studien von Spezialisten erweitert, die mit Fragen der Sozialwissenschaft zusammenhängen. Unterschiede der theoretischen Einstellung treten hier ganz hinter die Klärung einzelner Sachverhalte zurück. Die Kritik an der positivistischen Schule hindert uns nicht, ihre fachlichen Leistungen anzuerkennen und zu fördern. Wir sind ausserdem einer Reihe führender Gelehrter verschiedener Gebiete zu Dank verpflichtet, dass sie durch Beiträge in ihrer Sprache die Anteilnahme an dieser Zeitschrift dokumentieren.

Die empirische Forschungsarbeit des Instituts erstreckt sich auch weiterhin auf den Zusammenhang zwischen kulturellen und wirtschaftlichen Vorgängen. Ein erster Bericht über diese Arbeiten ist unter dem Titel „Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung" in Paris 1936 erschienen. Über den Fortgang dieser Arbeiten, vor allem in den Vereinigten Staaten, werden gegenwärtig einige Veröffentlichungen vorbereitet. Die Forschungen über chinesische Wirtschaftsgeschichte und über die chinesische Familie, die unser Institut gemeinsam mit dem Institute for Pacific Relations an Ort und Stelle durchführen lässt (vgl. den Artikel in Jahrgang IV, 1935, S. 26 ff.), sind so weit gediehen, dass bereits in wenigen Monaten mit der Sichtung der umfangreichen Materialsammlung begonnen werden kann. Vorberichte sollen in der Zeitschrift veröffentlicht werden.

Den Plan, vier Hefte der Zeitschrift anstatt bloss drei jährlich erscheinen zu lassen, können wir in diesem Jahrgang nicht verwirklichen. Um nicht allzuviel Beiträge zurückstellen oder gar ausscheiden zu müssen, haben wir wenigstens diese Nummer um die Hälfte des gewöhnlichen Umfangs vermehrt.

Englische und französische Übersetzungen einer Reihe der wichtigeren Artikel aus den letzten fünf Jahren sind von verschiedenen Seiten bereits in Angriff genommen worden.

New York, Ende Februar 1937. Max Horkheimer.

Der neueste Angriff auf die Metaphysik.

Von

Max Horkheimer.

Wissenschaft und Metaphysik sind schwer miteinander in Einklang zu bringen. In der Metaphysik ist von Wesenheit, Substanz, Seele, Unsterblichkeit die Rede, mit denen die Wissenschaft wenig anzufangen weiss. Die Metaphysik beansprucht, mit Erkenntnismitteln, die grundsätzlich jedem zur Verfügung stehen sollen, das Sein zu erfassen, die Totalität zu denken, einen vom Menschen unabhängigen Sinn der Welt zu entdecken. Aus der Verfassung alles dessen, was existiert, werden Anweisungen für das Leben hergeleitet, zum Beispiel die Überzeugung, dass eben diese Beschäftigung mit den höchsten Ideen, dem Transzendenten oder dem Urgrund, die dem Menschen angemessenste, würdigste Betätigung sei. Das metaphysische Bewusstsein verträgt sich in der Regel mit dem Glauben an die ewige Notwendigkeit eines harten Daseins für die Mehrzahl der Menschen und der Selbstaufgabe des Individuums für die jeweiligen Zwecke der Obrigkeit. Dabei beruft sich die Metaphysik auf vorgeblich unbezweifelbare Einsichten, nicht etwa auf die Bibel. Ihre Systeme haben in der neueren Zeit, in der das Ansehen der Offenbarung erschüttert ist, den Glauben an eine tiefere Bedeutung des Menschenlebens aufrechterhalten und die Kategorien des Glaubens mit den Mitteln des natürlichen Denkens zu begründen versucht.

Sie lassen sich aber nicht begründen, ihre Behauptung gerät fortwährend mit dem Denken in Konflikt, das sie stützen soll. Dies zeigt sich in zwei verschiedenen geschichtlichen Prozessen : in der gegenseitigen Destruktion der metaphysischen Systeme und in einer Ausmerzung ihrer Begriffe aus der vorhandenen Wissenschaft, in welcher die von der Metaphysik in Anspruch genommene natürliche Vernunft ihre eigentliche Stätte hat. In den wissenschaftlichen Lehrbüchern des zwanzigsten Jahrhunderts ist nur wenig von der Substanz als solcher, wenig vom Menschen und von der Seele, gar nicht von einem Sinn die Rede. Die Wissenschaftler hegen auch keineswegs die Vorstellung, dass ihre Theorien etwa aus logischen Rücksichten der Lehren über solche Gegenstände als Voraussetzung oder auch nur als Ergänzung bedürften. Sie

sind im Gegenteil damit beschäftigt, ihre Entwürfe selbständig, ohne Hilfe der Metaphysik, auf immer einfachere Prinzipien zurückzuführen, metaphysische und moralische Kategorien haben in ihrer Ansicht keinen Platz. Dies bedeutet nicht, wie man zuweilen meint, dass die Wissenschaft eine eigene Welt hinter der wirklichen errichte, so dass schliesslich die Beziehung zwischen beiden ganz verschwinde oder verhüllt sei. Die mathematischen Formeln, in denen die physikalischen Vorstellungen formuliert sind, enthalten vielmehr die Erkenntnis, die auf Grund der entfalteten Technik mit den geschärften Instrumenten und den verfeinerten, rationalisierten Rechenmethoden über die Körperwelt als isolierte Sphäre bis jetzt erreicht ist. Die Kompliziertheit des Zusammenhangs zwischen der Welt der Wahrnehmung und der Physik schliesst nicht aus, dass er jederzeit nachgewiesen werden kann. Die gegenwärtige Wissenschaft ist das Wissen, das die gegebene Gesellschaft in der Auseinandersetzung mit der Natur entwickelt hat. In der Gegenwart, in der die herrschenden gesellschaftlichen Formen weitgehend zu Hemmungen der menschlichen Kräfte geworden sind, bieten gerade die abstrakten Zweige der Wissenschaft, Mathematik und theoretische Physik, die vornehmlich innerwissenschaftlichen Tendenzen folgen, eine weniger verzerrte Erkenntnis als der unmittelbar mit dem Leben zusammenhängende Wissenschaftsbetrieb, dessen Nützlichkeit seinen realistischen Charakter scheinbar jedem Zweifel enthebt.

Obgleich nun die Wissenschaft die Erkenntnis über die Natur formuliert, mit der diese Gesellschaft es zu tun hat, fahren die Menschen fort, sich der alten Denkformen weiter zu bedienen, die in der Theorie erledigt sind. Erschienen sie in der wissenschaftlichen Arbeit bloss als überflüssig, so stünde dieses Beharren nur zum Prinzip der Denkökonomie, diesem Kennzeichen des bürgerlichen Geistes, im Widerspruch. Aber in der Wissenschaft stellt sich die Nichtigkeit vieler solcher Wesenheiten heraus. Wie die Begriffe des absoluten Raums und der absoluten Zeit sind auch andere metaphysische Kategorien als unhaltbar erwiesen worden. Auch die Vorstellungen der Substanz, der Kraft, der Kausalität, der Seele, des seelisch-leiblichen Zusammenhangs sind zumindest in ihrer traditionellen Fassung mit den heutigen theoretischen Verfahrungsweisen in Konflikt geraten, ohne dass doch die Struktur des allgemeinen Bewusstseins sich deshalb verändert hätte. In der Tat ist dieser Zustand bloss die äusserste Fortsetzung eines Widerspruchs, der sich durch die neuere Periode hinzieht. Das öffentliche Bewusstsein des Bürgertums und seine Wissenschaft haben noch nie recht zueinander gepasst. Die religiöse Idee einer ursprünglich gesetzten Ordnung aller Dinge, in der auch der Mensch

seine Stätte hat, ist schon in der Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts aufgegeben. Soweit der Mensch bei Descartes nicht ein blosser Mechanismus ist wie das Tier, eine Sammlung von blind umgetriebenen Korpuskeln, besteht sein Wesen im blossen Denken, im Ich, über das die cartesische Wissenschaft selbst so wenig auszusagen vermag wie Kant über das Ich der reinen und ursprünglichen Apperzeption, nämlich dass alles, was wir wissen, eine notwendige Beziehung darauf habe. Im übrigen wurde dieser höchste Punkt der Philosophie, dieser Grundbegriff der neueren Weltanschauung, mehr dem Glauben überlassen als der Wissenschaft, welche nichts damit tun kann. Auch die Psychologie führt nicht aus dem blinden Spiel der Materie heraus. Sie hat sich schon früh als eine Lehre vom Ablauf der Affekte konstituiert, die nach Descartes so wenig zum Wesen des Ichs gehören, dass sie es vielmehr bloss stören und zu vernichten drohen. Wenn die Metaphysiker seit Jahrhunderten fortfahren, davon zu reden, dass eine Seele existiere, die ethischen Geboten unterworfen sei und ein ewiges Schicksal habe, so verraten sie ihre Unsicherheit allein schon durch den Umstand, dass ihre Systeme an den entscheidendsten Stellen durch blosse Meinungen, unwahrscheinliche Behauptungen und Fehlschlüsse geflickt sind. Sie drücken dabei das widerspruchsvolle Bewusstsein der Gebildeten nach seinen verschiedenen Gestalten aus. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Zeitalters wird formell für richtig gehalten ; zugleich wird in metaphysischen Ansichten fortgefahren. Die Wissenschaft als Spiegel der sinnlosen Realität in Natur und Gesellschaft hätte die unbefriedigten Massen und das denkende Individuum einem gefährlichen und verzweifelten Zustand überlassen, weder im eigenpsychischen noch im öffentlichen Haushalt war ohne überwölbende Ideologie auszukommen. So hielt man beides, Wissenschaft und metaphysische Ideologie, nebeneinander aufrecht.

Das ganze neuere Denken hat sich mit diesem Widerspruch abgemüht. Schon die traditionelle, vom Mittelalter überkommene Aufgabe der Philosophie bestand darin, die in der Religion enthaltene Weltauffassung mit den Mitteln der blossen Vernunft, d. h. wissenschaftlich zu konstruieren. Die cartesianische Lösung mit den zwei Substanzen herrscht heute noch im allgemeinen Bewusstsein als plausibelste Auskunft vor. Danach gibt es einerseits die Sinnenwelt, mag diese nun realistisch oder spiritualistisch gedeutet werden. In ihr lassen sich Regelmässigkeiten beobachten und errechnen, sie existiert jedoch nicht durch sich selbst und ist der allgemeinen Vergänglichkeit anheimgegeben. Andererseits ist der Mensch ein geistbegabtes Wesen und nimmt an einer höheren Ordnung teil, sei es nun, dass sein Charakter und seine Taten als

ein Ausfluss transzendenter Mächte und Entscheidungen angesehen werden, sei es, dass sie transzendente Konsequenzen haben ; jedenfalls gehört der Mensch mit seinem eigentlichen Sein anderen Zusammenhängen als der natürlichen oder bloss menschlichen Geschichte an. So war der Glaube an einen Sinn mit der Wissenschaft verbunden. Ihre Beobachtungen und Theorien zu leugnen, war ohnehin absurd. Ihre Lehrgebäude sind selbst nichts anderes als die verfeinerte Erfahrung des bürgerlichen Individuums. Aber diese Gesellschaft kann auch der Illusion nicht entraten. Metaphysische Illusionen und höhere Mathematik bilden gleichermassen Elemente ihrer Mentalität. Die Philosophie bezeichnet bloss den kulturellen Ort, an dem die Bestrebungen, beides notdürftig zusammenzubringen, systematisch betrieben werden. Jeder Gelehrte, ja in gewissem Masse jeder Angehörige der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, vollzieht für sich irgendeine Lösung des Problems oder hat es doch unbestimmt im Hintergrund des Bewusstseins. Man braucht sich bloss in die Denkwürdigkeiten und Biographien der typischen Vertreter dieser Epoche zu versenken. Bei den exakten Wissenschaftlern pflegt mit zunehmender Isolierung ihrer Interessen die Naivität der Lösungen in krassem Missverhältnis zur Differenziertheit ihres wissenschaftlichen Verfahrens zu stehen. Der Schöpfer der Quantentheorie, Max Planck, ist auf Grund seiner wissenschaftlichen Erfahrung von der durchgängigen Bedingtheit alles Geschehens, auch in der „Geisteswelt", durch natürliche Vorgänge überzeugt. Andererseits mag er den metaphysischen Begriff der Willensfreiheit nicht entbehren, die moralischen und politischen Auffassungen, zu denen er sich bekennt, setzen ihn voraus. Seine Lösung lautet : „Fremder Wille ist kausalgebunden, jede Willenshandlung eines anderen Menschen lässt sich, wenigstens grundsätzlich, bei hinreichend genauer Kenntnis der Vorbedingungen als notwendige Folge aus dem Kausalgesetz verstehen und in allen Einzelheiten vorausbestimmen... Der eigene Wille dagegen ist nur für vergangene Handlungen kausal verständlich, für zukünftige Handlungen ist er frei..."[1]). Die geringe Glaubwürdigkeit dieser Auskunft ist kennzeichnend für den redlicheren Teil der Gelehrten des Zeitalters. Auf Grund einer durch alte bürgerliche Traditionen bestimmten Erziehung werden sie beim Anblick der Welt, der sie dienen, die Unruhe nicht los. Der Preis in Geld, Amt, Einfluss, den sie erhalten, bescheinigt zwar ihren Beitrag zum gesellschaftlichen Ganzen, aber zu einem „vielfach trostlo-

---

[1]) Vom Wesen der Willensfreiheit. Leipzig 1936, S. 20/21.

sen".[1]) Sie wagen nicht, es in seiner vorhandenen Gestalt in Frage zu stellen, und nehmen zum metaphysischen Glauben Zuflucht, etwa zum Idealismus des Gewissens und der Freiheit. Das Weltbild aus Wissenschaft und solchem Glauben ist, ohne grossen Aufwand, durch Philosophie geflickt, damit es „uns in unserer Lebensführung die dauernde Übereinstimmung mit dem eigenen Ich, den inneren Frieden, gewährleistet"[2]), und mit diesem Frieden im Herzen wohnen sie dem Untergang der Menschheit bei.

Die verschiedenen Versuche der Harmonisierung lassen sich nach den zwei Extremen hin gruppieren : das eine ist die Behauptung der Wissenschaft als der einzig möglichen Erkenntnisform, vor der die Reste metaphysischen Denkens in zunehmendem Mass zu verschwinden haben, das andere die Bagatellisierung der Wissenschaft als einer durch untergeordnete Belange der menschlichen Existenz bedingten intellektuellen Technik, von der die wahre Einsicht sich emanzipieren müsse. Romantischer Spiritualismus, Lebensphilosophie, materiale und existentiale Phänomenologie sind die typischen Richtungen dieser wissenschaftsfeindlichen Ansicht in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Als Ausläufer der Religion bewahrt auch die neue Metaphysik den Glauben, dass der Mensch von sich und für sich mehr erwarten dürfe als sein gegenwärtiges Schicksal unter den Verhältnissen der bestehenden Welt. Sie ist der Ausdruck des Ungenügens an dem, was der Mensch jetzt gilt und von sich erfährt. Worin diese Geltung besteht, die das metaphysische Denken zu kompensieren strebt, ist rasch erklärt. Das tritt hervor, sobald einer ohne Geld, Beziehungen, grossen Namen, ohne zu den Mächtigen zu gehören oder ihnen wenigstens angenehm zu sein, eben bloss als Mensch mit allen Möglichkeiten des Menschen dasteht. Dann wird er gewahr, dass nichts weniger bedeutet als die Berufung auf eben diese Qualität, sie steht so nieder im Kurs, dass sie nicht einmal notiert wird. Die strenge Wissenschaft, die für den Begriff des Menschen höchstens im Sinne der Biologie Verwendung hat, spiegelt sein Schicksal in der Wirklichkeit, an sich ist der Mensch bloss ein Exemplar. Die Qualität der Menschheit begründet im öffentlichen Geist nicht den Anspruch auf Dasein, ja nicht einmal auf einen Aufenthalt. Die besonderen sozialen Umstände, deren es zur Begründung des Anspruchs bedarf, werden durch den Vorweis von Papieren dokumentiert. Wenn diese nicht genügen oder gar nicht vorhanden sind, ist der Mensch im besten Fall ein Fremder und erfährt die Antwort auf seinen Anspruch an jedem Schalter, vor dem er erscheint. Die Kategorie

[1]) Planck, a. a. O., S. 24.
[2]) a. a. O.

des Fremden ist nur die andere Seite des bürgerlichen Selbstinteresses, und von den freien Städten im Mittelalter über landesherrliche Territorien und über Nationalstaaten bis zu den feindlichen Massenheerlagern, zu denen die Vaterländer nun geworden sind, wurden beide Momente nicht in einer neuen Einheit aufgehoben. Das Ich des Bürgers hat den Fremden sich gegenüber als sein ihn bestimmendes Gegenteil. Jener weiss von sich als von einem, der nicht irgendeiner ist. Irgendein Mensch ist etwas Verächtliches. Weil aber in der Warengesellschaft die Gleichheit aller trotz dieser Besonderung jedes einzelnen mit zum gemeinen Bewusstsein gehört, so verachtet sich der Bürger im Grunde ebenso beharrlich, wie er sich achtet und sein Interesse verfolgt. Jedes Individuum steht im Mittelpunkt seiner Welt und weiss zugleich, dass es in der wirklichen überflüssig ist. Aus dieser Erfahrung des Alltags, die — mag einer noch so sehr von ihr absehen — in seine Seele gegraben ist, sollen die metaphysischen Träume einen Ausweg bilden. Dieses isolierte und nichtige Individuum denkt sich durch ihre Vermittlung in die Vereinigung mit übermenschlichen Mächten hinein, mit der allgewaltigen Natur, dem Strome des Lebens oder einem unerschöpflichen Weltgrund. Die Metaphysik unterlegt seinem Dasein einen Sinn, indem sie sein Schicksal in dieser Gesellschaft als blosse Erscheinung versteht, die durch innerliche Entscheidungen, durch die metaphysische Freiheit der Person ihre Würde erhält und zu der eigentlichen, echten Existenz in Beziehung steht. Die Degradierung des Zeugnisses der Erfahrung gegenüber einer metaphysischen Scheinwelt ergibt sich aus dem Konflikt zwischen dem emanzipierten Individuum der Industriegesellschaft und seinem Schicksal in ihr. Die philosophische Bagatellisierung der Wissenschaft ist im Privatleben eine Beschwichtigung, in der Gesellschaft ein Betrug.

Die positivistische Tendenz hingegen ist allen Illusionen feindlich. Einzig die Erfahrung, die gereinigte Erfahrung in der strengen Form, die sie in der Naturwissenschaft erhalten hat, heisst nach ihr Erkenntnis. Wissen ist nicht Glauben oder Hoffen, und was die Menschheit weiss, ist in der Wissenschaft am angemessensten formuliert, mögen im übrigen Beobachtung und Sprache des Alltags, von denen die Wissenschaft ja ihren Ausgang nimmt, als grobe Behelfsmittel daneben weiter Dienste leisten. In der Geschichte der Philosophie lässt sich diese Tendenz nicht auf einzelne Namen fixieren. Sie ist auch bei Metaphysikern wie Descartes und Spinoza zu finden, andererseits enthält der Positivismus Comtes und Spencers, von dem sie den Namen hat, noch zuviel weltanschauliches Beiwerk, um sie rein zu verkörpern. Der gegenwärtige Positivismus pflegt sich selbst einerseits auf Hume,

andererseits auf Leibniz zu berufen. Den skeptischen Empirismus vereinigt er mit einer Rationalisierung der Logik, die er für die Wissenschaften produktiver machen will. Sein Ideal ist die Erkenntnis als mathematisch formulierte, aus möglichst wenig Axiomen zu deduzierende Universalwissenschaft, ein System, das die Berechnung des wahrscheinlichen Eintritts aller Ereignisse sicherstellt. Auch die Gesellschaft soll physikalisch erklärt werden. Damit ist man nur noch weit zurück. Man darf jedoch hoffen, dass viel später einmal auch dieses Stück Erfahrung sowohl weiter ausgebaut wird, als auch mit den Voraussetzungen des Gesamtsystems in gehörige Verbindung kommt. Die Ereignisse in der Menschenwelt werden sich schliesslich mit ähnlicher Wahrscheinlichkeit vorhersehen lassen wie andere Vorgänge. Bei den gesellschaftlichen und sogenannten geistigen Gegenständen muss man bloss noch länger auf zukünftige fachwissenschaftliche Untersuchungen warten als auf dem Gebiet der Psychologie oder Biologie überhaupt. Neben der Wissenschaft gibt es noch die Kunst. Soweit Metaphysik nicht blosser Unsinn ist, gehört sie der Dichtung an. Erkannt wird in der Wissenschaft. Was der Mensch ist, erfährt er ausser durch den Gang des täglichen Lebens in der Lehre von seinem Körper und etwa noch in der Psychologie, die darauf zurückführbar ist. Die Unterscheidung zwischen dem, was einer ist, und als was er erscheint, ist ganz bedeutungslos.

Angesichts des autoritären Regierungssystems in Deutschland, an dessen geistiger Vorbereitung die Nachkriegsmetaphysik ihren guten Anteil hat, übt diese neopositivistische Denkart auch auf weite dem Faschismus entgegengesetzte Kreise eine Anziehung aus. Der philosophische Kampf gegen metaphysische Begriffe bezog sich schon in seiner besten Zeit nicht bloss auf das Jenseits, sondern auch auf die menschenfeindlichen organizistischen Theorien des Staates und der Gesellschaft. Die Illusion der Gottesvorstellung wurde früh schon zusammen mit der Fetischisierung des Staates kritisiert, was noch der modernen positivistischen Begriffsklärung zugute gerechnet wird. Die Römer verehrten ihre Republik, so heisst es in einem der bedeutenden Dokumente der Aufklärung[1]), „als ein irgendwie von allen einzelnen Bürgern, die sie bildeten, unterschiedenes Wesen. So sprachen sie davon, und entsprechend verlangten sie auch, dass jeder Bürger dieser Vorstellung seine Interessen, sein Glück und sein Leben opfere, obwohl die Ruhe und das Wohlsein dieser Republik doch nichts anderes

[1]) Lettre de Thrasibule à Leucippe. In : M. Fréret, Œuvres Complètes. London 1775, Bd. IV, S. 5/6.

waren als die Ruhe aller besonderen Bürger.“ Ähnlich verhalte es sich mit der Idee Gottes, einem Phantasma, das die menschliche Entwicklung hemme. Wenn nun auch heute nicht mehr der Kampf gegen sozial so bedeutungsvolle Begriffe das Hauptinteresse des Szientivismus bildet und auf die Frage nach dem eigentlichen Bestreben der betreffenden Theoretiker gewöhnlich die Wegräumung von Schwierigkeiten aus dem Wege der mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeit genannt wird, so hält sich die nach intellektuellen Waffen gegen den totalitären Rausch greifende Jugend an die grosse Vergangenheit dieser Philosophie, die besonders in den Universitäten als radikalste antimetaphysische Schule in Erscheinung tritt. Und doch ist sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht weniger fest als die Metaphysik mit den herrschenden Zuständen verknüpft. Wenn ihr Zusammenhang mit der Existenz der totalitären Staaten nicht offen zutage liegt, so ist er doch nicht schwer zu entdecken. Neuromantische Metaphysik und radikaler Positivismus gründen beide in der traurigen Verfassung eines grossen Teils des Bürgertums, das die Zuversicht, durch eigene Tüchtigkeit eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, restlos aufgegeben hat und aus Angst vor einer entscheidenden Änderung des Gesellschaftssystems sich willenlos der Herrschaft seiner kapitalkräftigsten Gruppen unterwirft.

Die Vereinigung des Empirismus mit der modernen mathematischen Logik macht das Wesen dieser neuesten positivistischen Schule aus. „In der Wissenschaft“, so erklärte Bertrand Russell auf dem Internationalen Kongress für Wissenschaftliche Philosophie 1935[1]), „hat diese Vereinigung seit der Zeit Galileis bestanden; aber in der Philosophie waren diejenigen, die durch die mathematische Methode beeinflusst waren, anti-empiristisch, und die Empiristen hatten eine geringe Kenntnis der Mathematik. Die moderne Wissenschaft ist der Ehe zwischen Mathematik und Empirismus entsprungen. Drei Jahrhunderte später entspringt dieser Vereinigung ein zweites Kind, die wissenschaftliche Philosophie, die vielleicht zu einer ebenso grossen Laufbahn berufen ist, denn sie allein kann die intellektuelle Verfassung herbeiführen, in der es möglich ist, eine Kur für die Krankheiten der modernen Welt zu finden.“ Das heisst selbstbewusst gesprochen. Die Richtung gibt sich in letzter Zeit auch den Namen des logischen Empirismus. Sie stellt eine fest umrissene Schule dar, innerhalb deren, wie seinerzeit in der von Husserl begründeten Phänomenologie, einige Frak-

---

[1]) Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique. Erschienen bei Hermann & Cie, Paris 1936, No. I, S. 11.

tionen voneinander zu unterscheiden sind und die sich andererseits der Sympathie einzelner bekannter Forscher aus verschiedenen Wissenschaftszweigen erfreuen darf.

Da es hier nicht darauf abgesehen ist, den Werdegang der Vereinigung zu schildern, sondern den Mangel dieser Denkart und ihren Zusammenhang mit der Geschichte des Bürgertums aufzuweisen, so wird auf Schattierungen nicht eingegangen. Der logische hat mit dem älteren Empirismus die Ansicht gemeinsam, dass alles inhaltliche Wissen über Gegenstände in letzter Linie aus Tatsachen der Sinneserfahrung fliesse. Es hat sich ergeben, meint auch R. Carnap, dass alle Begriffe „auf Wurzelbegriffe zurückzuführen sind, die sich auf das ‚Gegebene', die unmittelbaren Erlebnisinhalte, beziehen."[1]) Soweit es sich um das Zutreffen oder vielmehr um die Wahrscheinlichkeit von Theorien handelt, verweisen die Wissenschaften auf Beobachtung und Erfahrung als letzte Instanz. Auf die möglichst geschickte Voraussage des Eintreffens von Sinnesdaten laufe, wenn man sie im ganzen betrachte, die Erkenntnisarbeit auf allen Gebieten hinaus. Bereits in dieser Ansicht besteht freilich ein gewisser Unterschied zwischen dem traditionellen Empirismus und seinen modernen Nachfolgern. Jener behauptete den Anspruch der Individuen, dass die Gesellschaft um ihretwillen funktioniere, auch gegenüber der Wissenschaft; sie hatte sich vor dem einzelnen zu bewähren. Dies geschah durch die Versicherung, dass sie nur behaupte, was jeder sehen und hören könne. Dem Bürger wurde gezeigt, dass Physik und alle Wissenschaft nur der abgekürzte Ausdruck, die gereinigte Gestalt seiner eigenen alltäglichen Erlebnisse sei, nichts weiter als eine Veranstaltung zur rascheren Orientierung in der Wirklichkeit, wie er sie selbst, wenn auch weniger systematisch, im praktischen Leben übe. Die Lehre vom Menschen bildet daher, wenn auch in beschränkter Form, den Inhalt dieser Philosophie. Es wird gezeigt, wie die Wissenschaft mit der Sinneserfahrung anhebt und stets an ihr sich wieder zu orientieren hat. Locke will auf „historische, schlichte Weise über die Mittel, wodurch unser Verstand dazu kommt, unsere Kenntnisse von den Dingen zu erwerben, einige Rechenschaft geben und gewisse Masstäbe der Sicherheit unseres Wissens oder der Gründe der Überzeugung aufstellen."[2]) Hume bezeichnet es als seine Aufgabe, „die Prinzipien der menschlichen Natur klarzulegen." Dies sei die einzige philosophische

---

[1]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik. In: Erkenntnis, Bd. 1 (1930), S. 23/24.
[2]) John Locke, Über den menschlichen Verstand. Übersetzt von Th. Schulze, Leipzig 1897, Bd. I § 2.

Grundlage, „auf welcher die Wissenschaften mit einiger Sicherheit stehen können.“[1]) Mögen Locke und Hume, so wie es ihrer liberalistischen Gesellschaftsauffassung entspricht, diese Ableitung der Wissenschaft als menschlichen Produkts rein individualistisch verstehen und die Genesis des Wissens ausschliesslich durch psychologische Erkenntnistheorie zu begreifen suchen, ihre Philosophie enthält wenigstens dieses dynamische Element, die Beziehung auf ein erkennendes Subjekt.

Im neuesten Empirismus wird vollends davon abgesehen. Der Zusammenhang tritt nicht einmal mehr in einer Theorie der Entstehung von Begriffen und Urteilen hervor. Da die Physik als fest umgrenzte intellektuelle Technik es immer schon mit geformten Urteilen von Beobachtern und nicht unmittelbar mit den Wahrnehmungen zu tun hat, so bedeutet das Kriterium der Erfahrung hier nicht die Empfindung selbst, wie bei Locke oder Hume, sondern jeweils das fertige Urteil über die Empfindung. Es sei die ausschliessliche Aufgabe der Wissenschaft, ein System aufzubauen, aus dem Sätze abgeleitet werden können, die eindeutig durch Urteile von Beobachtern, durch „Protokollsätze“, bestätigt werden. Ein deskriptives Zeichen gilt als ausgewiesen, wenn es durch Definitionen oder mittels neu aufgestellter Grundsätze auf Zeichen zurückzuführen ist, die in Protokollsätzen vorkommen.[2]) Mit dem Gegebenen habe daher die Wissenschaft und somit auch die wissenschaftliche Philosophie nur in der Form von Sätzen über das Gegebene zu rechnen. Der Wissenschaftler kümmert sich um die Welt nur, soweit sie sprachlich fixiert ist. Er hält sich an das, was in angemessener Form zu Protokoll gegeben wird. Die Analyse des Umwandlungsprozesses vom Erlebnis bis zum Protokoll gehört in die empirische Psychologie. Diese mag auf gleiche Weise Feststellungen über das Verhalten von Versuchspersonen treffen, wie die Physik über das Verhalten anderer Körper. Auch die Psychologie hat es nicht unmittelbar mit den Wahrnehmungen zu tun. Nicht die Selbstbeobachtung, sondern die durch objektive Beobachter bestätigten, also in Urteilen formulierten Tatsachen bilden auch hier den Stoff. Das Unsagbare und das Ungesagte sollen für das Denken keine Rolle spielen, sie dürfen noch nicht einmal erschlossen werden.

Mag nun die Weise, in welcher der Begriff des Erkenntnismaterials in den einzelnen Phasen des Empirismus gefasst wird, eine Verflachung des bürgerlichen Denkens anzeigen, eine zunehmende

---

[1]) Humes Traktat über die menschliche Natur. Übersetzt von Th. Lipps, Hamburg und Leipzig 1895, S. 4.

[2]) Vgl. R. Carnap, Logische Syntax der Sprache. Wien 1934, S. 247.

Abneigung, den unmenschlichen Dingen auf den menschlichen Grund zu sehen, so ist doch das Prinzip, dass unser Wissen über die Welt von den Sinnen ausgeht, dasselbe geblieben. Sofern seine Bedeutung sich darin erschöpft, dass jede Behauptung über irgendein Seiendes in Natur oder Geschichte schliesslich auf entsprechende Erfahrung hinweist, steht es einzig zum reinen Jenseitsglauben in Gegensatz. Der Rationalismus hat diesem Prinzip gar nicht widersprochen, er hat es nur nicht isoliert zum Grundsatz der Philosophie gemacht. In den rationalistischen Systemen des siebzehnten Jahrhunderts steht es im Zusammenhang einer Gesinnung, nach der nicht so sehr die Aufmerksamkeit auf das einzelne Seiende, so wie es nun einmal besteht, entscheidend ist, als die Fähigkeit, das Seiende in Gedanken und in Wirklichkeit zu konstruieren. Von dem Glauben an die vollständige Beherrschbarkeit der Natur und Menschenwelt bestimmt, hält sich der Rationalismus an das Problem der intellektuellen Durchdringung der Welt, an die Verfahrungsweisen der Vernunft. Die Mathematik galt dem Rationalismus als Mittel zur Erzeugung der Gegenstände aus Prinzipien, die das Subjekt in sich selbst zu entwickeln vermag. Die höchsten Einsichten fallen mit den Gründen des Seins zusammen, sie sind nicht aus Einzelerfahrungen abgezogen oder willkürlich festgesetzt. Sie machen die eigenste Natur des vernünftigen Denkens aus, dessen konstruktiver Gewalt schliesslich jedes Geheimnis sich entschleiern muss. Jedes Seiende hat sich in einer Wahrnehmung zu legitimieren. Aber wenn wir es bloss auf diese Weise kennen, ist es noch ein Ding an sich ; erst wenn wir es machen können, wird es zu einem Ding für uns. Das ist die rationalistische Ansicht.

Im Gegensatz dazu bedeutet für den Empirismus der Ausweis durch Wahrnehmung das A und O. Er hält sich an das, was ist, an die Feststellung. „Die Welt ist alles, was der Fall ist... Die Welt zerfällt in Tatsachen", heisst es im philosophischen Hauptwerk seiner modernen Anhänger.[1]) Soweit die Zukunft in Frage kommt, ist nicht Konstruktion, sondern Induktion die kennzeichnende Leistung der Wissenschaft. Je öfter etwas da war, umso gewisser wird es in aller Zukunft da sein. Die Erkenntnis bezieht sich einzig auf das, was ist, und seine Wiederholung. Neue Formen des Seins, vor allem solche, die der geschichtlichen Aktivität des Menschen entspringen, liegen jenseits der empiristischen Theorie. Gedanken, die nicht allein aus dem schon herrschenden Bewusstsein

---

1) L. Wittgenstein, Tractatus Logico-Philosophicus. London, New York 1922, S. 30.

aufzunehmen, sondern im Zusammenhang mit eigener Zielsetzung und Entschlusskraft zu fassen sind, alle über das Vorhandene und sich Wiederholende hinausreichenden geschichtlichen Tendenzen, gehören nach dieser Auffassung nicht unter die Begriffe der Wissenschaft. Der Empirismus versichert zwar unermüdlich seine Bereitschaft, jede Ansicht aufzugeben, wenn die zukünftige Erfahrung ihn eines besseren belehren sollte. „Keine Bestimmung der physikalischen Sprache ist endgültig gesichert", und die Nachprüfung betrifft „im Grund nicht eine einzelne Hypothese sondern das gesamte System der Physik als ein Hypothesensystem (Duhem, Poincaré)."[1]) Der Empirismus reduziert jedoch die Nachprüfung auf neutrale, objektive, wertfreie, das heisst trotz allem isolierte Gesichtspunkte. Man ändert entweder die physikalischen Grundsätze, mit denen eine Beobachtung in Konflikt gerät, oder erkennt die Feststellung nicht an. Darin steckt aber keine Notwendigkeit, der Gesichtspunkt des Zweckmässigen, der hier entscheidet, lässt sich nicht selbst theoretisch bestimmen.[2]) Dem Denken wird die Funktion abgesprochen, die Beobachtungen sowie die Art, in der die Wissenschaft sie zusammenfasst, auf Grund einer auch die Wissenschaft selbst und ihre Formen noch einbeziehenden Theorie zu beurteilen. Der Empirismus setzt die je anerkannte Wissenschaft in ihrer gegebenen, mit dem Bestehenden versöhnten Struktur und Betriebsweise als höchste geistige Autorität überhaupt. Sie gilt ihm als blosser Ordnungs- und Umordnungsapparat von Fakten, gleichviel welche Fakten sie aus der Unendlichkeit von Fakten aufnimmt; gerade als ob die Auswahl, Beschreibung, Anerkennung und Zusammenstellung in dieser Gesellschaft keinen Akzent und keine Richtung hätte. Die Wissenschaft wird danach wie ein System von Schläuchen gleichsam bloss immer mehr angefüllt und durch Reparaturen in Stand gehalten. Dieses Tun, das man früher die Tätigkeit des Verstandes nannte, steht nach dem Empirismus nicht selbst wieder in Zusammenhängen, die rückwirkend ihm erst Richtung und Sinn verleihen. Alles, was im Idealismus Idee und Zielsetzung, im Materialismus gesellschaftliche Praxis und bewusste geschichtliche Aktivität hiess, hat nach dem Empirismus, soweit er es überhaupt als Voraussetzung der

---

1) R. Carnap, a. a. O., S. 246.

2) In der Ansicht, die Lösung des Konflikts zwischen Tatsache und Theorie sei selbst nicht theoretisch fassbar, stimmt der logische Empirismus mit der vorherrschenden Erkenntnistheorie überein. „... hier tritt das Genie in seine Rechte", erklärt auch H. Weyl (Philosophie der Naturwissenschaft. In : Handbuch der Philosophie, Abteilung 2. München und Berlin 1927, S. 113).

Erkenntnis zulässt (O. Neurath)[1]), mit der Wissenschaft wesentlich nur als Beobachtungsgegenstand und nicht als konstitutives Interesse und Direktiv zu tun. Es existiert kein an den Methoden und Resultaten der Wissenschaft orientiertes, mit bestimmten Interessen verflochtenes Denken, das ihre Begriffsbildung und ihre Gesamtgestalt, so sehr es von ihnen abhängt, auch wieder kritisieren dürfte. Es gibt überhaupt keine Kritik einer Fachdisziplin ausserhalb einer Fachdisziplin, kein Denken, das, mit den Kenntnissen der Zeit ausgerüstet, auf bestimmte historische Ziele lossteuernd, den Fachleuten etwas zu sagen hätte. Solches Denken und das von ihm in den Erkenntnisprozess eingehende kritische, dialektische Element, durch das eben dieser mit dem geschichtlichen Leben in bewusster Verbindung gehalten wird, ferner die damit zusammenhängenden Kategorien, wie der Unterschied von Wesen und Erscheinung, Identität im Wechsel, Vernünftigkeit von Zielsetzungen, ja der Begriff des Menschen, der Person oder gar der Gesellschaft und Klasse in einem Sinn, der bestimmte Aspekte und Stellungnahmen voraussetzt, — all dies existiert für den empiristischen Gelehrten nicht. Soweit er solche Begriffe ausnahmsweise gebraucht, haben sie rein klassifikatorische Bedeutung wie etwa zoologische Gattungen. Eben deshalb steht die Gestalt der Erkenntnis und damit des Seins, soweit wir von ihm wissen können, für ihn so fest wie nur je für einen Dogmatiker.

Im Grunde ist die empiristische der rationalistischen Denkart auch hierin verwandter, als sie meint. Trotz des Kampfes gegen den rationalistischen Grundbegriff, die synthetischen Urteile a priori, die sachhaltigen Aussagen, denen keine Erfahrung widersprechen könne, setzt der empiristische Philosoph die Formen des Seins als konstant. Die ganze Welt hat grundsätzlich in einem festen System Platz, das freilich jeweils nicht endgültig ist. Für einen Empiristen „ist es absurd, von einem einzigen und totalen System der Wissenschaft zu reden.“[2]) Und doch setzt die Versicherung, die richtige Gestalt der gesamten Erkenntnis sei mit Physik identisch, die Physik sei die grosse „Einheitswissenschaft“, in der alles aufgehen müsse, bestimmte Formen als konstant. Sie stellt ein Urteil a priori dar. Es wird behauptet, der Sinn aller Begriffe der Wissenschaft sei durch physikalische Bestimmungen zu definieren, und davon abstrahiert, dass schon der Begriff des Körperlichen im physikalischen Verstand ein sehr besonderes

---

[1]) Vgl. vor allem : Soziologie im Physikalismus. In : Erkenntnis, Bd. 2 (1931), S. 423 ff. ; und : Empirische Soziologie. Wien 1931, S. 128 ff.

[2]) O. Neurath, L'Encyclopédie comme Modèle. In : Revue de Synthèse, Paris, Bd. XII, n° 2 (1936).

subjektives Interesse, ja die gesamte gesellschaftliche Praxis involviert.[1]) Der naiv-harmonistische Glaube, der solcher Idealvorstellung von Einheitswissenschaft und schliesslich diesem ganzen neuen Empirismus zugrundeliegt, gehört der entschwindenden Welt des Liberalismus an. Man kann sich mit jedem über alles verständigen. Das ist nach den empiristischen Philosophen ein „glücklicher Umstand“, den man nicht etwa selbst erst zu begreifen hat, um Bedeutung und Reichweite dieses Consensus zu bestimmen, sondern als „ganz allgemeinen ordnungshaften Zug der Erfahrung“[2]) eben hypostasiert. Schon Ernst Mach hatte die subjektiven Faktoren, die er nur als Einfluss der „Nerven unseres Leibes“[3]) auf die Wahrnehmungen zuliess, als grundsätzlich eliminierbar angesehen. Die Naturwissenschaft ermittle diese Abhängigkeit, indem sie Ereignisse nicht von einem Subjekt, sondern von vielen beobachten lasse. Dadurch gelinge es, die zufällige Verschiedenheit der individuellen Nervensysteme auszuschalten und die reine Abhängigkeit der beobachteten physikalischen Ereignisse zu konstatieren. „Hierbei verhalten sich die KLM ..,K'L'M' .. [die verschiedenen Beobachter bzw. ihre Nervensysteme.M.H.] wie physikalische Apparate, von deren Eigentümlichkeiten, speziellen Konstanten usw. die Anzeigen, die Ergebnisse befreit werden müssen... So wird von hier aus eine sichere Basis für das ganze Gebiet der Forschung gewonnen.“[4]) Die Vorstellung, nicht etwa bloss in der Physik, sondern in der Erkenntnis überhaupt das Subjekt

---

[1]) Die philosophischen Folgen des Umstands, dass die puren körperlichen Dinge der Physik in Abstraktion von allem Subjektiven, von der gesamten menschlichen Praxis, wie konkrete Realitäten genommen werden, erörtert E. Husserl in einer soeben erschienenen Arbeit (E. Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. In : Philosophia, Bd. I., Belgrad 1936, S. 77 ff.). Sie ist mir erst nach der Abfassung des obigen Artikels bekannt geworden. Wenn sich diese späte Publikation des letzten wirklichen Erkenntnistheoretikers auch nicht speziell auf die „ ‚physikalische Bewegung' (‚Wiener Kreis', ‚logisierender Empirismus')“ bezieht, sondern auf den Physikalismus überhaupt, dessen Idee in historischem Rückblick entwickelt wird, so haben die Hypostasierungen, die Husserl aufdeckt, auch zu dieser neuesten Abart geführt. Der unkritische Objektivismus, die Verabsolutierung der Fachwissenschaft, die — von der heutigen Problematik aus gesehen — mannigfache Affinität von Empirismus und Rationalismus, die Entgiftung der Humeschen Skepsis bei den Nachfolgern, alle diese auch im Texte berührten Verhältnisse werden in der Analyse Husserls vermerkt und zu erklären versucht. Bei aller Gegensätzlichkeit der Denkart Husserls zu der hier vertretenen Theorie hat seine Altersstudie mit ihrer höchst abstrakten Problematik mehr mit den gegenwärtigen geschichtlichen Aufgaben zu tun als der sich zeitgemäss dünkende Pragmatismus oder das vermeintlich dem „Mann am Schraubstock“ angepasste Reden und Denken mancher jüngeren Intellektuellen, die sich schämen, es zu sein. — Eine kritische Analyse der Husserlschen Philosophie wird in einem unserer nächsten Hefte erscheinen.

[2]) R. Carnap, Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft. In : Erkenntnis, Bd. 2 (1931), S. 445 /47.

[3]) E. Mach, Die Analyse der Empfindungen. Jena 1922, S. 28 /29.

[4]) a. a. O., S. 281 /82.

radikal verschwinden zu lassen, indem die individuellen Verschiedenheiten selbst als Tatsachenreihen festgestellt werden, ist in Wahrheit eine genau zu umgrenzende Forschungsmaxime. Die Umwandlung dieses Postulats in den Glauben an seine in jedem historischen Moment gegebene grundsätzliche Erfüllbarkeit, der nur zufällige Schwierigkeiten entgegenstünden, führt notwendig zu einem unhistorischen, unkritischen Begriff der Erkenntnis und zur Hypostasierung einzelner naturwissenschaftlicher Verfahrungsweisen.

Es gibt danach keine Verschiedenheit theoretischer Strukturen, die auf geschichtlich bedingten Interessengegensätzen beruht und anstatt durch „gemeinsames Experiment" etwa durch konsequentes Zuwiderhandeln ausgetragen wird. Das harmonische Verhältnis der Subjekte zueinander wird auch zu einem Faktum, und zwar zu einem solchen, das noch allgemeineren Charakter hat als selbst ein Naturgesetz, gewissermassen zu einem ewigen Faktum — das mit den rationalistischen und transzendentalen Prinzipien also direkt zusammenfällt. „Die Feststellung des Wertes einer physikalischen Grösse für einen konkreten Fall ist.... von dem untersuchenden Subjekt unabhängig. ...Wenn zwei Subjekte verschiedener Meinung sind in bezug auf die Länge eines Stabes, die Temperatur eines Körpers, die Frequenz einer Schwingung", wird man „versuchen, durch ein gemeinsames Experiment zu einer Einigung zu kommen. Die Physiker sind der Ansicht, dass... wo die Übereinstimmung praktisch nicht erreicht wird, nur technische Schwierigkeiten (Unvollkommenheit der technischen Hilfsmittel, Mangel an Zeit u.dgl.) im Wege stehen... Die physikalischen Bestimmungen gelten intersubjektiv."[1]) Und so steht es auch in Biologie, Psychologie und Theorie der Gesellschaft : „Alle sonst noch in der Wissenschaft... verwendeten Sprachen lassen sich... auf die physikalische Sprache zurückführen"[2]), und dadurch „wird die gesamte Wissenschaft zur Physik."[3]) Für den logischen Empirismus bleiben trotz einiger anders klingender Versicherungen die Formen der Erkenntnis und somit das Verhältnis der Menschen zur Natur und zueinander ewig dieselben. Auch nach dem Rationalismus sind alle subjektiven und objektiven Möglichkeiten in Einsichten beschlossen, die das Individuum je schon besitzt. Indem er jedoch zum Masstab der Zukunft nicht allein Feststellungen über vorhandene Sachen, sondern ebensosehr die aktive, aus dem Innern wirkende Subjektivität mit ihren Strebungen und

---

[1]) R. Carnap, a. a. O
[2]) a. a. O.
[3]) a. a. O., S. 463.

Ideen nimmt, ist er nicht so sehr der Gegenwart verhaftet wie der Empirismus, der den Begriff des Neuen mit dem einer Unzulänglichkeit von Prognosen verwechselt. Leibnizens Theorie des Subjekts als der „substantia ideans“[1]), im Sinn des Urhebers von Entscheidungen und Akten, steht einer materialistischen Auffassung der Geschichte näher als eine Philosophie, die das denkende Subjekt darauf reduziert, Protokollsätze unter allgemeinere Aussagen zu befassen und wieder daraus abzuleiten.

Der Empirismus verwirft den Begriff des Subjekts überhaupt, und derjenige der Tendenz macht ihm keine Schwierigkeit. Für den Empirismus bedeutet Tendenz nur das wahrscheinliche Verhalten von Gegenständen, das auf Grund beobachteter Regelmässigkeiten zu errechnen ist. Die bekannten Verhaltungsweisen aller Gegenstände in einer bestimmten Umgebung sind die Teiltendenzen; das wahrscheinliche Ereignis wird als Resultante aus ihnen kombiniert. Die behavioristische Psychologie setzt es sich zum Ziel, eine Lehre vom Menschen aufzustellen, in der ausschliesslich Begriffsbildungen und sonstige Verfahrungsweisen angewandt werden wie nach empiristischer Deutung in den Wissenschaften der anorganischen Natur. Geschichtliche Tendenzen, so könnte man im Sinne des Behaviorismus etwa folgern, scheinen sich deshalb von physikalischen zu unterscheiden, weil menschliche Willensakte dabei eine Rolle spielen. Aber mit dem sogenannten Willen steht es ebenso wie mit anderen Regelmässigkeiten in der Natur. Schon William James erklärte Willensakte als Bewegungen, die Denkvorgänge zu ihrer Bedingung haben. Das Kind stellt durch Beobachtung fest, dass es bestimmte Bewegungen machen kann, wenn es vorher an sie denkt. Gewisse Vorstellungen und Gedanken sind mit gewissen Bewegungen so verknüpft wie etwa die Aufstellung zweier entgegengesetzt geladener Metallkugeln in gehöriger Entfernung mit dem Funken. Zwischen Motiv und Ursache gibt es keinen qualitativen Sprung, beide sind bloss Bedingungen, auf die regelmässig ein bestimmtes Ereignis eintritt. Auf A folgt B. Ein Kopf ersinnt eine Handlung, und sie wird ausgeführt, auf den Kopf fällt ein Ziegelstein, der Kopf zerbricht. Es ist dieselbe Art von objektiver Gesetzmässigkeit. Soweit der erwachsene Mensch an Bewegungen denken kann, ohne sie auszuführen, rührt dies nur daher, dass sonstige Gedanken oder Umstände vorhanden sind, deren Folgen diesen Zusammenhang durchkreuzen.[2]) Sonst

---

[1]) Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. von Buchenau, Bd. II, Leipzig 1906, S. 299.

[2]) Vgl. B. Russell, Mensch und Welt. Übers. v. Grelling, München 1930, S. 246/47.

müsste man nach dieser Theorie immer auch tun, was man denkt. Jeder Willensakt ist als die Resultante aus den verschiedenen Regelmässigkeiten menschlichen Verhaltens aufzufassen, die in der gegebenen Situation im Spiele sind. In der Tat ist Regel der Ausdruck für wiederholt beobachtete Folgen, und bei vorhandenem A wird das Ereignis B wahrscheinlich, wenn es früher häufig nach ihm eingetreten ist. Nur hängt es zuweilen von den Menschen ab, ob das Wahrscheinliche auch eintritt, und davon bleibt die Kategorienbildung des Behaviorismus unberührt. Diese Erwägung gehöre in ein anderes Fach.

Die Tätigkeit der Wissenschaft, Vorgänge in allgemeinere Zusammenhänge einzuordnen, sie unter Regeln zu befassen, besorgt ein legitimes und nützliches Geschäft. Die Verwahrung dagegen im Namen einer „Freiheit" von Bedingungen ist ein Kampf gegen Windmühlen, insofern die Wissenschaft die Abstraktionen, die sie Regeln und Gesetze nennt, nicht naiv mit real wirkenden Kräften gleichsetzt und etwa die Wahrscheinlichkeit, dass B auf A folgt, mit der wirklichen Anstrengung verwechselt, es herbeizuführen, eine Gleichsetzung, die auch dann noch vorliegt, wenn Anstrengung, Handlung immer bloss als Zustand oder Ereignis verdinglicht und niemals als die besondere Struktur eines Zusammenhangs von Subjekt und Objekt begriffen wird. Dieses Befassen unter Regeln, das Deduzieren aus allgemeinen Begriffen und Sätzen als ausschliessliche Form der Beurteilung von Vorkommnissen, war im Beginn des Positivismus noch mit der ausgesprochenen Ansicht verknüpft, A sei von vorneherein schon Teil eines festen Zusammenhangs AB oder AC oder AD und man müsse bloss abwarten, wie es sich nun zeige, während es doch an den Menschen mitsamt ihrer Wissenschaft liegen kann, was ein Zustand wirklich ist, das heisst, was sie aus ihm machen, zum Beispiel, ob sie zur Stunde die Menschheit vollends zu Grabe tragen oder erst wirklich ins Leben rufen. Nach den heutigen Empiristen bleibt das für die Beurteilung der Gegenwart belanglos — der jetzt herrschende Zustand ist ein Faktum, ebenso die Anstrengung, ihn zu verändern, soweit sie nicht bloss in ihren Trägern lebendig, sondern vom gemeinen Bewusstsein in gehöriger Form verstanden wird. Der nächste Zustand ist ein anderes Faktum. „Zusammenfassungen" wie Anfang oder Ende der Menschheit sind weder bequeme noch sonst vertretbare Abkürzungen, weil man auch bei grösserem Zeitaufwand sich schwerlich darüber einigen wird, wenigstens — so fügen wir hinzu — solange jene nicht solider begründet ist als in der Gegenwart. Natürlich lässt sich jedes Geschehen in Fakten zerlegen und das Faktum spielt — freilich in jeweils der Situation entsprechender und höchst verschiedener Weise — eine entschei-

dende Rolle im Beweisgang, aber auf diesen Umstand eine empiristische Sekte abzustellen, dazu ist es nicht mehr an der Zeit. Es sieht wie ein Versprechen aus, dass die Erkenntnis beim Gesicherten bleiben und sich auf die historisch strittigen Fragen nicht oder doch erst viel später einlassen wird. „Die Auffassung, wir hätten im Denken ein Mittel zur Hand, mehr über die Welt zu wissen, als beobachtet wurde... scheint uns durchaus mysteriös", heisst es in einer Veröffentlichung des Wiener Kreises.[1]) Die Beherzigung dieses Prinzips ist besonders in einer Welt angezeigt, deren geschmückte Fassade in allen Teilen Einigkeit und Ordnung spiegelt, während in ihrem Innern der Schrecken wohnt. Alleinherrscher, schlechte Gouverneure kolonialer Provinzen und sadistische Gefängniskommandanten haben sich immer schon Besucher dieser Geistesart gewünscht. Nimmt aber die Wissenschaft als ganze einen solchen Charakter an, verliert das Denken überhaupt den Eigensinn und die Unbeirrbarkeit, einen Wald von Beobachtungen zu durchdringen und „mehr über die Welt zu wissen" als selbst die wohlmeinende Tagespresse, so nehmen sie passiv am allgemeinen Unrecht teil.

Gegen diese Reflexion vermöchte der Empirismus einzuwenden, woher denn die Unbeirrbarkeit des Denkens stamme, wenn es nicht den unzähligen Beobachtungen des Tages andere entgegenzusetzen habe. Es könne sich gegen Erfahrung nur wieder auf Erfahrung berufen; seine Begriffe seien ja nicht eingeboren oder inspiriert. Aber gerade weil auf Fakten auch dort Beziehung genommen wird, wo man andere Fakten durchschaut oder abschafft, weil überall gleichermassen Fakten im Spiele sind, kommt es bei der Entscheidung auf das konstruktive, die Fakten wertende, Oberfläche und Kern voneinander scheidende Denken an, und der Name des Empirismus ist heute entweder ganz nichtssagend oder wirklich der Verzicht auf Vernunft im eigentlichen Wortsinn. Die Rolle des Empirismus in der Welt lässt sich an vielen Situationen verdeutlichen. Die folgende Szene ist einem Artikel E. de Spenglers[2]) entnommen, in dem vom Sohne Carl Vogts, des Gegners von Marx, die Rede ist: „Dans son beau volume consacré à son père, il rappelle avec complaisance que les membres d'une association antivivisectionniste ayant demandé de visiter les laboratoires de l'université, le professeur Schiff leur fit remarquer que les animaux n'étaient nullement endormis, mais que pas un cri se faisait entendre. Une habile section des cordes vocales

[1]) H. Hahn, Logik, Mathematik und Naturerkennen. Wien 1933, S. 9.
[2]) „Le Gutenberg", Organe de la Fédération Suisse des Typographes, vom 26.8.1936.

leur avait simplement enlevé le moyen d'exhaler leurs plaintes." Das Wohlgefallen des jüngeren Herrn Vogt an der getäuschten Gutgläubigkeit jener Vereinsmitglieder ist ein Muster des Wohlgefallens an einem bescheidenen Empirismus in der auf Täuschung abgestellten Welt.

Ebenso wie die Handlungen von Individuen durch Verfahrungsweisen vorherzusagen sind, die mit den Prognosen physikalischer Prozesse genau übereinstimmen, so lassen sich auch Prognosen über gesellschaftliche Gruppen machen. Die empiristische Theorie der Gesellschaft ist der „Sozialbehaviorismus". „Staaten, Völker, Altersgruppen, Religionsgemeinschaften, das sind alles Komplexe, die aus Einzelelementen, den Individuen, gebildet werden. Solche zusammengesetzte Gruppen weisen gewisse gesetzmässige Zusammenhänge auf, sie haben eine bestimmte Physiognomie... Die wissenschaftliche Untersuchung hat gezeigt..., dass die Abgrenzung der ‚Gesellschaftsklassen', die politisch eine wachsende Rolle spielt, soziologisch sich vertreten lässt. Eine ‚Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen' bringt biologisch bemerkenswertes Material."[1]) Die Theorie der Gesellschaft hat es freilich mit den Experimenten nicht so leicht wie die Physik. Aber schliesslich bestehen die angeführten „Grossgebilde" aus „einzelnen Lebewesen, Menschen und anderen Tieren. Deren Verhalten unter dem Einfluss von Reizen untersucht der ‚Behaviorismus' als Teil der Biologie (vgl. Pawlow u.a.)."[2]) Die Soziologie sei einer Biologie vergleichbar, der nur ein einziges Tierindividuum zur Verfügung stehe und die „aus Gesetzen über die Arme, Gesetze über die Beine ableiten müsste, aus Gesetzen über das vierjährige Tier, solche über das sechsjährige, wobei aber Erfahrungen über Wandlungen auch schon gesetzmässige Veränderungen der Gesetze gelehrt haben."[3]) Dabei sind sich die Empiristen klar, dass auf solche Weise „gerade bedeutsame Wandlungen... nicht im vorhinein erfasst werden. Die Vergleiche der Gesamtkomplexe geben uns keine Möglichkeit, Revolutionen anzukündigen, wenn sie nicht eine übliche Erscheinung sind. Man muss die neue Erscheinung abwarten, um dann für sie wieder neue Gesetzmässigkeiten zu finden."[4]) Natürlich soll man nicht müssig dabei zusehen. „Wer Späne braucht, muss das Holzhacken erwarten oder mitbetreiben. Dazu kommt, dass soziologische Einsicht in gegenwärtige Zusammenhänge im allgemeinen der am besten erringt, der enger mit der sozialen Struktur

---

[1]) O. Neurath, Empirische Soziologie. Wien 1931, S. 105.
[2]) a. a. O., S. 67.
[3]) a. a. O., S. 66.
[4]) a. a. O., S. 106.

der Gegenwart verbunden ist. Auch in der Physik übt die enge Verbindung mit der technischen Praxis einen Anreiz aus. Noch mehr gilt das von der Soziologie. Der Gelehrte ist ein Element wie jedes andere."[1])

Individuelle und gesellschaftliche Tendenzen bilden also für den Empiristen keine Ausnahme in seinem Begriffsapparat. Es handelt sich dabei um Formulierung von Beobachtungen. Für den Soziologen bietet die Praxis einen Anreiz. Auf das Subjekt trifft man selbst hier nicht. Ob die „bedeutsamen Wandlungen" passiv oder aktiv erwartet werden, auch als Handelnde gelten die Menschen in der Wissenschaft bloss als Tatsachen und Gegenstände. Der Gelehrte ist objektiv genug, sich als Element vorzustellen. Diese Sachlichkeit hat ihre theoretischen Konsequenzen. Da die Gesellschaft selbst bloss ein Inbegriff von Individuen sei, erweist sich der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, zwischen der Erkenntnis und ihrem Gegenstand, zwischen Theorie und Praxis auch im gesellschaftlichen Masstab nicht etwa als stets zu überwindender, in der Geschichte sich verschiebender, sondern als gar nicht vorhanden, als leere Redensart. Das Problem dieser Spannung zwischen Bewusstsein und Sein, das im Zentrum der Philosophie der Idealisten und Materialisten gestanden ist, hat sich diesem Empirismus gleichsam von selbst gelöst, es gibt bloss Tatsachen, und der begriffliche Apparat der Wissenschaft dient ihrer Fixierung und Vorausberechnung. Soweit sie selbst betrachtet wird, hat man es wiederum mit Tatsachen zu tun, etwa mit Gewohnheiten, die physiologisch oder sonstwie bedingt sind. Eine andere sinnvolle Betrachtungsweise gibt es nicht.

Unter der bürgerlichen Produktionsweise, deren Wissenschaft mehr auf die Resultate der Abstraktion als auf die theoretische Rekonstruktion des Ganzen abzielt, gelten Tiere, Menschen und Gesellschaft gleicherweise als Summen von Dingen und Ereignissen ; der Prozess, wie diese Abstrakta im Zusammenhang der gesellschaftlichen Praxis zustandekommen, fällt nicht ins Bewusstsein. Der Empirismus hält es jeweils auf der erreichten Stufe fest. Soweit er an die Genesis erinnert wird, verweist er das Problem an die psychologische oder soziologische oder sonst eine Disziplin, die schon dafür sorgen werde. Seine Behauptungen laufen darauf hinaus, dass alles, was man konstatieren kann, immer nur Gegenstände sind und nichts als Gegenstände. Wenn wir unsere Willensakte analysieren, kommen wir auf Wünsche, efühle, Vorstellungen und Bewegungen, die miteinander zusam-

[1]) a. a. O., S. 131.

menhängen. Es sei ein Widersinn, vom Subjekt oder auch von einer Wirklichkeit zu reden, die nicht gegeben sein könnten, die vor oder hinter den einzelnen Tatsachen und ihren Zusammenhängen lägen. Wenn wir vom Subjekt allein reden, ohne weiterzugehen, ist es ein isolierter Gegenstand, eine körperliche Ereignisreihe wie jede andere, und als solche wird es ausschliesslich angesehen. Wie sollte man sonst in einer Welt der Missverständnisse Einigung darüber erzielen. Und hinter dieser oder sonst einer sprachlichen Festlegung, die treffend sein mag oder nicht, verschwindet das reale Subjekt. Man soll davon nicht einmal sprechen dürfen — ebensowenig wie, nach den logischen Empiristen, von einer bewusstseinsunabhängigen Wirklichkeit. Mit solcher zweifelhaften Sprachreinigung glaubt man die Probleme aus der Welt geschafft zu haben.

Die Auffassung, dass die Wissenschaft sich darin erschöpfe, gegebene Tatsachen zu konstatieren und zu ordnen, um künftige vorauszusagen, isoliert die Erkenntnis, ohne die Isolierung wieder aufzuheben. Die Konsequenz ist ein von den Empiristen gespenstisch verzerrtes Bild der Welt, das sie als solches nicht erkennen. Sofern die Wissenschaftler handeln, werden sie nach dieser Überzeugung aus Gelehrten zu Handelnden, sie verwandeln sich in Elemente, Gegebenheiten, Tatsachen, um sogleich wieder Gelehrte zu werden, wenn sie davon reden. Als Wissenschaftler nimmt sich der geschulte Spezialist für eine Kette von Urteilen und Schlüssen, als sozialer Faktor erscheint er sich als blosser Gegenstand. Dasselbe gelte für jedermann. Die Person fällt in zahllose Funktionen auseinander, der Zusammenhang ist unbekannt. In der Gesellschaft ist der Mensch einerseits Familienvater, andererseits Geschäftsmann, andererseits Gedanke, oder vielmehr er ist gar nicht Mensch, sondern alles dieses und noch vieles andere in einer schicksalhaften Reihenfolge. Ebenso besteht Wissen aus Tatsachen und Handeln aus Tatsachen; die Komponenten des Wissens, die Wahrnehmungen, Begriffe und Fakten kann man zu nichts anderem, etwa zum Subjekt, erkennend in Beziehung setzen, weil das andere dabei selbst zur Tatsache würde und somit kein anderes wäre. Logisch gesehen, beruht diese unangreifbare Abgeschlossenheit der Wissenschaft auf der Hypostasierung des abstrakten Begriffs des Gegebenen oder der Tatsache. Während seit Descartes bloss das als existierend gelten sollte, was jeder einzelne feststellen konnte, wurde im Empirismus durch die Preisgabe des Subjekts als der kritisch sichtenden Instanz der Unterschied zwischen dem Begriff des Gegebenen und dem des Etwas überhaupt verwischt, so dass Gegebenes, Tatsache, Gegenstand nur scheinbar noch etwas Bestimmtes besagen. Mit dem Besonderen und Unterschiedenen

sollen es nur die Fachwissenschaften zu tun haben, die Philosophie dagegen nur mit dem Nebel des Allgemeinen, den Tatsachen als solchen, den blossen Aussagen, der Sprache unabhängig vom Inhalt, der puren Form. Dem anonymen Verwertungsprozess der Gesellschaft bleibt es überlassen, wie bei anderen differenten Branchen die Produkte beider Zweige zusammenzubringen. Über die Elemente der Erkenntnis, das Allgemeine und das Besondere, wird so wenig durch Vernunft bestimmt wie über sonstige Elemente der gesellschaftlichen Reproduktion. Vernunft gibt es bloss innerhalb der Einzelbetriebe und Fächer, das heisst sie existiert nur als Verstand. Diese nichtssagende Allgemeinheit des Gegebenen, als welches die Welt aufzufassen der Philosophie bei solcher Teilung übrigbleibt, wird durch den Begriff des Empirismus, den man als spezifische Lehre festhält, weiterhin als Besonderes und Bestimmtes hingestellt, das einzige, woran zu glauben sei.

Im älteren Empirismus war diese Gleichsetzung der ganzen Welt mit blossen Gegebenheiten, diese Einebnung der gesamten Praxis gegenüber dem Erkennen, durch religiöse oder skeptische Gedanken vermittelt und wenigstens dadurch als problematisch dargestellt. Die Unfähigkeit, das Bestehende als Ergebnis des gesellschaftlichen Lebensprozesses zu begreifen, an dem das Individuum selbst teilnimmt, die Entfremdung des Produkts der gesellschaftlichen Tätigkeit gegenüber den isolierten Individuen, eine Entfremdung, die auch als Hypostasierung von Tatsachen erscheint, wird bei Berkeley im offen religiösen Glauben empfunden, die Tatsachen seien dem Individuum von Gott gegeben, und bei Hume in der eingestandenen Verzweiflung an der Lösung ihrer Herkunft. Bei ihnen ist die Fragwürdigkeit der hermetischen Isolierung der Erkenntnis wenigstens durch Erinnerung daran, und bestehe sie bloss in der Skepsis, noch offengehalten. Hume versank zuzeiten über dieses Resultat in „philosophische Melancholie". „Die intensive Betrachtung der mannigfachen Widersprüche und Unvollkommenheiten in der menschlichen Natur", heisst es gegen Ende des theoretischen Teiles des Treatise[1]), „hat ja derartig auf mich gewirkt und mein Gehirn so erhitzt, dass ich im Begriffe bin, allen Glauben und alles Vertrauen auf unsere Schlüsse wegzuwerfen und keine Meinung für möglicher und wahrscheinlicher anzusehen als jede beliebige andere. Wo bin ich, oder was bin ich ? Aus welchen Ursachen leite ich meine Existenz her, und welches zukünftige Dasein habe ich zu hoffen ? Um wessen Gunst soll ich mich bewerben, und wessen Zorn muss ich

[1]) Hume, a. a. O., S. 346/47.

fürchten? Was für Wesen umgeben mich? und auf wen wirke ich, oder wer wirkt auf mich? Ich werde verwirrt bei allen diesen Fragen: ich fange an, mir einzubilden, dass ich mich in der denkbar beklagenswertesten Lage befinde, dass ich umgeben bin von der tiefsten Finsternis, des Gebrauchs jedes Gliedes und jedes menschlichen Vermögens vollständig beraubt." Er hat die Erledigung des konstruktiven Denkens, die Einebnung des Gegensatzes von Subjekt und Objekt, Theorie und Praxis, Denken und Wollen, wohin seine Philosophie des zur Macht gekommenen Bürgertums geführt hat, auch als etwas Negatives empfunden. Bei seinen Nachfolgern ist davon keine Rede mehr, über die Ohnmacht der Vernunft findet sich kein Ausdruck der Trauer. Die Stellungnahme des modernen Empirismus besteht bloss noch im Verschweigen, wenn sie nicht in ahnungslosem Anklang an ein Hegelsches Wort erklärt, bei den Lebensproblemen beginne „das Mystische".

Man kann die Wissenschaft von allen übrigen Sphären des gesellschaftlichen Lebens trennen, man kann sie als Feststellung und Vorhersage von Tatsachen auffassen. Aber wir wissen mindestens seit Hegels Phänomenologie, dass das Unmittelbarste, die Gegebenheit der Empfindung und Wahrnehmung, bloss dem beschränktesten Verstand als ein Letztes erscheint und in Wahrheit vermittelt und abhängig ist. „Dieser Barbarei", schreibt Hegel schon in seiner Kritik der Philosophie von E. Schulze[1]), einer Kritik, in der aller logische Empirismus schon im vorhinein erfasst ist, „dieser Barbarei, die unleugbare Gewissheit und Wahrheit in die Tatsachen des Bewusstseins zu legen, hat sich weder der frühere Skeptizismus, noch ein Materialismus, noch selbst der gemeinste Menschenverstand, wenn er nicht ganz tierisch ist, schuldig gemacht, sie ist bis auf die neuesten Zeiten in der Philosophie unerhört. Ferner bieten nach diesem neuesten Skeptizismus unsere Physik und Astronomie und das analytische Denken aller vernünftigen Zweifelsucht Trotz; und es fehlt ihm also auch die edle Seite des spätern alten Skeptizismus, nämlich welche sich gegen das beschränkte Erkennen, gegen das endliche Wissen wendet." Die Entwicklung der idealistischen Philosophie in Deutschland von ihren Anfängen bei Leibniz bis zur Gegenwart hat jedenfalls die Einsicht zu begründen vermocht, nach der die Welt der Wahrnehmung nicht ein blosser Abklatsch oder irgend etwas Festes und Substantielles ist, sondern ebensosehr ein Produkt menschlicher Aktivität. Kant hat den Nachweis erbracht, dass die Welt, von der wir im individuellen und wissenschaftlichen

---

[1]) „Verhältnis des Skeptizismus zur Philosophie". Werke, Bd. XVI, S. 108 (Jubiläumsausgabe Bd. I, S. 253).

Bewusstsein Kenntnis haben, nicht einfach von Gott gegeben da ist und von uns hingenommen wird, sondern mit ein Erzeugnis unseres verarbeitenden Verstandes ist. Das Kapitel vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe soll überdies zeigen, wie auch die in der empirischen Wahrnehmung aufgenommenen Inhalte, wenn sie ins Bewusstsein kommen, bereits durch produktive menschliche Vermögen vorgeformt und gesondert sind. Die Neukantianer haben dieses Erbe wenigstens bewahrt, indem sie es differenzierten und ausbreiteten. So wurde, hauptsächlich im Anschluss an Fortschritte der Ethnologie und Psychologie, die konstitutive Bedeutung der Sprache für die sinnlichen Gegebenheiten dargelegt. „Die Bezeichnung", so wird erklärt[1]), „entwickelt sich nicht am fertigen Gegenstand, sondern der Fortschritt des Zeichens und die dadurch erreichte immer schärfere ‚Distinktion' der Bewusstseinsinhalte ist es, wodurch sich für uns immer klarere Umrisse der Welt, als eines Inbegriffs von ‚Gegenständen' und ‚Eigenschaften', von ‚Veränderungen' und ‚Tätigkeiten', von ‚Personen' und ‚Sachen', von örtlichen und zeitlichen Beziehungen ergeben." Das Gegebene wird durch die Sprache nicht bloss ausgedrückt, sondern auch gestaltet, es ist vielfach vermittelt. Gemäss seiner weltanschaulichen Voraussetzung hat freilich der Neukantianismus die Praxis, welche die Tatsachen erzeugt und strukturiert, als geistigen Prozess verstanden. Wenn Cassirer die menschliche Bedingtheit der Wahrnehmungswelt erkennt, so erklärt er doch den die Abhängigkeit vermittelnden Faktor, die Sprache, „als ein Vehikel in jenem grossen Prozess der ‚Auseinandersetzung' zwischen Ich und Welt..., in dem die Grenzen beider sich erst bestimmt abscheiden."[2]) Auch diese Auffassung ist noch zu eng. Um das Tatsachenbewusstsein der gegenwärtigen Menschen in den richtigen Zusammenhang zu bringen, genügt es nicht, das abstrakte Prinzip des Ichs in seiner geschichtlichen Verflechtung zu verfolgen. Der Gegensatz von Ich und Welt gehört in seiner bestimmten Gestalt jeweils einem vergänglichen historischen Ganzen an. Der Begriff des Ichs als monadisch abgeschlossener Wesenheit erweist sich der Idee und Sache nach als abstrakt. Wenn jedoch der klassische Idealismus und seine Nachfolger die Bedingtheit der Wahrnehmung eben idealistisch verstanden und die einseitige Kennzeichnung des Wissens als Tatsachenfeststellung wesentlich bloss durch eine Theorie transzendentaler, das heisst intellektueller Faktoren zu überwinden strebten, so zeigen sie doch nicht die

---

[1]) E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 1. Teil. Berlin 1923, S. 233.
[2]) a. a. O., S. 232.

Beschränktheit, Tatsachenwissen und Seinserkenntnis unvermittelt gleichzusetzen, eine Beschränktheit, die schon der Titel des Empirismus verrät. Die Tatsachen der Wissenschaft und die Wissenschaft selbst sind Ausschnitte aus dem Lebensprozess der Gesellschaft, und um wirklich zu begreifen, was es jeweils mit den Tatsachen wie mit dem wissenschaftlichen Ganzen auf sich hat, muss man den Schlüssel zur historischen Situation haben, d.h.die richtige gesellschaftliche Theorie.

Dem Empirismus, besonders dem der neusten Observanz, der auch das Kriterium der individuellen Selbstwahrnehmung preisgegeben hat und sich in restloser Sauberkeit bloss auf logische Intaktheit des Systems und auf Protokollsätze verlassen will, könnte ein Missgeschick passieren. Nehmen wir an, zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Land arbeiteten die Wissenschaften vom Menschen, Nationalökonomie, Geschichte, Psychologie und Soziologie nach seinen eigensten Prinzipien. Sie machten genaue Feststellungen, besässen einen äusserst feinen logistischen Zeichenapparat und gelangten in einer Reihe von Fällen zu scharfen Prognosen. Die Tagesereignisse wirtschaftlicher und politischer Art werden genau registriert, einige Preisschwankungen am Markt genau berechnet, wenn freilich nur in begrenztem Zeitraum, die Reflexe und Reaktionen des durchschnittlichen Menschen vom Säuglings- bis zum Greisenalter werden aufgenommen und die Affekte in Verbindung zu messbaren physiologischen Vorgängen gebracht. Über das Verhalten der Mehrzahl aller Menschen in dem betreffenden Land werden zutreffende Voraussagen gemacht, z.B. über ihren Gehorsam gegen strenge Verordnungen, ihre Genügsamkeit bei allgemeinem Nahrungsmangel infolge kriegerischer Politik, ihre Passivität angesichts der Verfolgung und Ausrottung ihrer bewährtesten Freunde, ihren Jubel bei öffentlichen Festen und den positiven Ausfall von Wahlen für eine brutale und lügnerische Bürokratie. So weit und noch weiter könnten die Sozialwissenschaften aller Art in dem Bestreben gelangt sein, der empiristisch ausgelegten Physik es gleichzutun. Die „Tatsachen der reinen Sinneserfahrung“, die beweisenden Protokollsätze, strömten den Gelehrten in ähnlicher Fülle zu, wie die spontanen Beifallskundgebungen der schlechten Regierung, welche diese genau registrierende, vergleichende, Zusammenhänge feststellende Wissenschaft ohne Zweifel in den Dienst ihres alles erfassenden Herrschaftsapparats zu stellen wüsste. — Und doch könnte das Bild von Welt und Menschen, das so zustandekäme, von der in diesem Zeitpunkt erreichbaren Wahrheit unendlich weit entfernt sein. In den jede innere Freiheit vernichtenden ökonomischen Mechanismus eingespannt, durch abgefeimte Metho-

den der Erziehung und Propaganda in der Entwicklung ihrer Intelligenz gehemmt, durch Angst und Schrecken um ihr Selbstbewusstsein gebracht, könnten die Menschen jenes Landes verkehrte Eindrücke haben, ihnen selbst widersprechende Handlungen begehen, in jeder Empfindung, jedem Ausdruck und jedem Urteil bloss Täuschungen und Lügen produzieren. Sie könnten im strengen Sinn des Wortes in allen Äusserungen besessen sein. Jenes Land gliche einem Tollhaus und einem Gefängnis zugleich, und seine glatt funktionierende Wissenschaft merkte es nicht. Sie verfeinerte die physikalischen Theorien, spielte in Nahrungs- und Zerstörungsmittelchemie sowie in der Sternkunde eine führende Rolle und leistete nie Dagewesenes in der Bereitstellung von Mitteln der menschlichen Verwirrung und Selbstvernichtung. Aber das Entscheidende merkte sie nicht. Sie merkte auch nicht, dass sie längst zu ihrem eigenen Gegenteil geworden wäre, aus Wissenschaft trotz einzelner virtuos eingerichteter Teilsysteme zu barbarischem Unwissen und Borniertheit. Der Empirismus aber müsste sie fernerhin verklären, denn unerschütterlich stellte sie Tatsachen fest, bezeichnete, ordnete, prognostizierte sie Tatsachen, und wo sollte man übrigens sonst erfahren, was Wissenschaft ist, wenn nicht bei ihr selbst, bei den Gelehrten, die sie betreiben, und diese stimmen darin überein, dass alles in Ordnung ist.

Dieses Missgeschick könnte dem Empirismus leicht passieren. Er kann sich nicht einmal vorstellen, wie es zu vermeiden sei. Sollte etwa der sich dem wissenschaftlichen Registriermechanismus entziehende Kampf unbeirrbarer Gruppen, denen das Leben unter den herrschenden Verhältnissen unerträglich war, zum Ziele führen und das Bild mit einem Schlage sich ändern, so fiele nach dem Empirismus doch kein Schatten auf die überraschte Wissenschaft. Zwar zeigte sich das frühere Bewusstsein und Verhalten der Menschen als falsch, als erzwungene Anpassung und Produkt einer sie versklavenden Situation. Nach wenigen Jahren freier Entwicklung gälte die alte Epoche als Verwirrung des Denkens und Verbiegung aller menschlichen Kräfte unter einem ungeheuren Druck. Zwar erkennten die Massen selbst ihre früheren Reden, Handlungen, ja ihre geheimen Gedanken nunmehr als schlecht und unwahr, aber wie hätte denn die Wissenschaft damals etwas davon merken sollen ? Die Aufgabe des Gelehrten ist es doch festzustellen, und nicht, Prophetie zu treiben. Wissenschaftliche Prognosen beziehen sich selten auf „bedeutsame Wandlungen“, begreiflicherweise mangelt es an Beobachtungsmaterial. „Man muss die neue Erscheinung abwarten, um dann für sie wieder neue Gesetzmässigkeiten zu finden.“ Die aktiven Gruppen und Individuen jedoch, die jenen Umschwung herbeiführten, standen anders

zur Theorie, sie haben sich nicht in ununterbrochener Reihenfolge von Gelehrten in Praktiker und von Praktikern wieder in Gelehrte zurückverwandelt. Ihr Kampf gegen das Bestehende war die wirkliche Einheit des Gegensatzes von Theorie und Praxis. Weil sie eine bessere Wirklichkeit im Sinne hatten, haben sie die gegebene zu durchschauen vermocht. In der Art ihrer Wahrnehmung steckte ihr spezifisches Tun, wie in der geprellten Wissenschaft die Praxis der schlechten Gesellschaft. Sie blieben auch in der „Sinnlichkeit" bewusst und aktiv.

Von dem protokollarisch registrierten Zauber haben sie nichts übersehen, sondern sie haben ihn vielmehr durchschaut. Empirisches Material, die ganze erreichbare Wissenschaft wird auch von der Dialektik in strenger Genauigkeit aufgenommen, und Einzeltatsachen, die Häufung von Einzeltatsachen können, wenn Denken mit im Spiel ist, durchaus entscheidend sein. Aber sie erscheinen jeweils in einem spezifischen Zusammenhang, der in jeden Begriff hineinspielt und als ganzer die Realität zu spiegeln versucht. In der empiristischen Methodenlehre werden die Begriffe und Urteile bloss in ihrer Isolierung, als selbständige feste Bausteine genommen, die man zusammensetzen, auswechseln, teilweise erneuern kann, was bloss in Sonderfällen den Sinn nicht zerstört, wenn es nämlich unproblematische Erfahrungen in fester Form zu bewahren und mit ihnen zu operieren gilt. Insofern das Denken jedoch ein Bild der lebendigen Sache zu entwerfen versucht, wobei erst im Ende des Gedankenzugs die Funktion der einzelnen Teile erhellt und das Ganze klar wird, versagt die empiristische Lehre; die empirischen Bestandteile werden im dialektischen Denken zu Strukturen der Erfahrung vereinigt, die nicht bloss für die beschränkten Zwecke, denen die Wissenschaft zu dienen hat, sondern auch für die historischen Interessen von Bedeutung sind, mit denen jenes verbunden ist. Im Gegensatz zur gewohnheitsmässigen Betriebsamkeit folgt das seiner selbst bewusste Individuum nicht bloss der Richtung der Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit bestimmter Prognosen und Nutzeffekte, wie sie in der Naturwissenschaft durch allgemeine Bedürfnisse in gewissem Grade vorgezeichnet ist. Wenn der gesunde Menschenverstand die Welt so wahrnimmt, wie es der Situation seiner Träger entspricht, so bildet die Veränderung des Bestehenden den Aspekt, unter dem das aktive Individuum das Gegebene gruppiert und zur Theorie konstruiert. Die Theorie ist in ihren Verfahrungsweisen und Kategorien sowie in ihren Wandlungen nur im Zusammenhang mit eben dieser Parteinahme begreiflich, die selbst noch jenen gesunden Menschenverstand und seine Welt enthüllt. Das richtige Denken hängt ebensosehr vom richtigen Wollen ab wie das Wollen vom Denken.

Für das wirkliche, bewusst handelnde Individuum bedeutet Theorie etwas anderes als für den empiristischen Gelehrten. Dieser übernimmt ihre Formen als Konvention aus dem herrschenden Wissenschaftsbetrieb. Reicht jedoch ein Denken über die Fortsetzung des gesellschaftlichen Lebens in seiner gegebenen Gestalt hinaus, so sind auch die Formen der Darstellung nicht vorgegeben, in der Theorie werden vielmehr die empirischen Elemente zu einem Gesamtbild konstruiert, das die Wirklichkeit bewusst sub specie der eigenen weitergreifenden Interessen spiegelt. Konstruktion und Darstellung sind im Zusammenhang mit der Forschung eigene Momente der Erkenntnis. In der Physik bedeutet nach den Empiristen der Körper „eine Ereignisreihe..., die durch gewisse Kausalbeziehungen zusammenhängt und genügend Einheit besitzt, um einen Einzelnamen zu verdienen."[1]) Der Gebrauch solcher Namen gilt dann als „bequeme Abkürzung", und es entsteht wenig Streit darüber, was so zusammenhängt. Im Hinblick auf die Menschenwelt stimmen die Ansichten über Kausalbeziehungen, Einheit und Bequemlichkeit des Ausdrucks nicht so gut zusammen wie in der Physik. Der unabhängig Handelnde sieht Einheit und Abhängigkeit, wo für das ergebene Bewusstsein alles disparat erscheint, und umgekehrt, und doch gilt, wo jener in seinem Kampfe Einheit antrifft, z.B. in dem erwähnten System von Unterdrückung und Aussaugung, diese „Ereignisreihe" nicht bloss als Abkürzung und Fiktion, sondern als bittere Realität. Das sich geschichtlich wandelnde Interesse an der Entfaltung des Allgemeinen, dieses subjektive und sich selbst verändernde Moment, wird in der dialektischen Theorie nicht als blosse Fehlerquelle, sondern als inhärierender Faktor der Erkenntnis verstanden. Alle Grundbegriffe der dialektischen Gesellschaftstheorie, wie Gesellschaft, Klasse, Ökonomie, Wert, Erkenntnis, Kultur und so fort bilden Teil eines theoretischen Zusammenhangs, den subjektives Interesse durchherrscht. Tendenzen und Gegentendenzen, aus denen die geschichtliche Welt sich konstituiert, bedeuten Entwicklungen, die ohne den Willen zu menschenwürdigem Dasein, den das Subjekt in sich selbst erfahren oder vielmehr produzieren muss, nicht zu erfassen sind. Nicht einmal als „Ballungen" liesse der Empirist sie zu, als welche er doch die Begriffe der „vulgären" Sprache zu seinen Formeln in Beziehung setzt.[2]) Die Anlage und Verfassung des Menschen, die sich post factum, also nach dem

[1]) B. Russell, Mensch und Welt, a. a. O., S. 130.

[2]) Die empiristische Sachlichkeit dringt sogar in die französische Sprache vor. Um den „Ballungen" gerecht zu werden, hat der Übersetzer seine Sprache um „grégats" bereichern müssen. Vgl. O. Neurath, L'Encyclopédie, a. a. O., S. 190.

Umschwung in jenem eingebildeten Land als die wahren auch für den Empiristen enthüllten, der freilich diese Redeweise verschmähen muss, hatte die Erkenntnis der handelnden Gruppen im ganzen und in den Teilen schon während ihres Kampfes bestimmt, ohne dass sie eine Tatsache hätten behaupten müssen, die nicht grundsätzlich auch damals schon empirisch erweisbar war — wenn das richtige Interesse den Blick lenkte. Die vernünftige Erkenntnis widerspricht nicht den Feststellungen der Wissenschaft, nur bleibt sie nicht bei ihnen stehen wie die empiristische Philosophie.

Diese könnte daran erinnern, dass die verwirklichte Freiheit jenes erfundenen Landes bloss von uns erdichtet sei. Wenn im obigen vom „Entscheidenden" die Rede war, das die empirische Wissenschaft nicht merkte, wenn vom Interesse am Allgemeinen und von der Idee eines menschenwürdigen Daseins gesprochen wurde, so erklärt der Empirismus solche Ausdrücke als Vermengung von persönlichen Wünschen, moralischem Glauben und Gefühlen mit der Wissenschaft. Wertung und Wissenschaft auseinanderzuhalten, sei eine der wichtigsten Errungenschaften des modernen Denkens. Jenem auf die Freiheit gerichteten Willen stünden andere Zielsetzungen gegenüber, und es sei nicht Beruf der Wissenschaft, zu entscheiden, welche von allen die richtige sei. Bevor jene Kämpfer ihr Ziel erreichten, habe sich das Interesse, das ihre Vorstellungen und ihre ganze Theorie strukturierte, in nichts von anderen Wünschen unterschieden, nichts vor ihnen vorausgehabt. Der Begriff einer vom Interesse durchherrschten Theorie sei unvereinbar mit objektiver Wissenschaft. Nun ist es freilich nicht zu leugnen, dass die Gelehrten der letzten Jahrzehnte im Gegensatz zu den politischen Ökonomen und anderen Sozialwissenschaftlern, die noch bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Theorien und Systeme erklärtermassen im Hinblick auf eine günstige Entwicklung des Menschengeschlechts konzipierten, eben davon nichts wissen wollen und über dem Ausschalten aller bewussten sozialen Impulse bei ihrer Arbeit nur noch von den unbewussten sich leiten lassen. Sie empfangen ihre Problematik und die Richtung, in der Lösung und „Prognosen" erwartet werden, ohne viel darüber nachzudenken, aus der Lage ihrer Wissenschaft und aus der Situation des akademischen beziehungsweise öffentlichen Geistes. Die subalterne Rolle des Denkens, das bloss noch die Stellung einer Dienstmagd für die je geltenden Zwecke der Industriegesellschaft mit ihrem zweifelhaften Schicksal bekleidet, wird von diesen späten Apologeten der Wertfreiheit verklärt. Die zielsetzenden Mächte bedienen sich des Denkens, das auf jede bestimmende Rolle verzichtet hat. Und die Gelehrten, in deren allgemein gesunkener sozialer Geltung dieser Zustand einen genauen Ausdruck

findet, bescheiden sich dabei und versprechen, sich an solche Ordnung der Dinge zu halten, indem sie den Verzicht, in den einzelnen Schritten der theoretischen Reflexion auch zu wissen, wohin sie laufen soll, gehorsam als Sauberkeit, wissenschaftliche Strenge oder sonstwie hinstellen, ähnlich wie die Bürger eines schlechten Staates ihre schweigende Duldung der Tyrannei als Treue und Loyalität.[1])

Die intellektuelle Sauberkeit braucht dort, wo die Verhältnisse von bewusstem Interesse aus begriffen werden, wahrhaftig nicht geringer zu sein als bei jenen, die es auszuschalten trachten, und es ist ferner kein Wort darüber zu verlieren, dass eine unbeirrbare Parteinahme existiert, welche die historische Situation erhellt, wogegen innere Abhängigkeit vom jeweils Vorhandenen, die sich mit virtuosen Leistungen auf Spezialgebieten verbinden mag, zumindest in menschlichen Dingen die Einsicht verbaut. Wenn das dialektische Denken sich des weiteren zutraut, angesichts des drohenden Untergangs der Menschheit in Kriegen und endloser Barbarei von allgemeinem Interesse zu sprechen, Entscheidendes von Unwichtigem zu sondern und von dieser Einstellung her seine Begriffe zu strukturieren, so lässt sich dafür freilich kein unzweifelhafter Beweis erbringen, umso weniger, als der Umstand mit

---

[1]) Der Relativismus im Sinn einer Indifferenz der Wissenschaft gegenüber Werten und Zielen wird heutzutage ohne Widerspruch als Kennzeichen liberaler Gesinnung hingestellt. Mit Unrecht. Die Toleranz der Aufklärung war nicht neutral. Sie hiess Parteinahme für das Bürgertum gegen den Feudalismus, für den Deismus gegen die Kirche, für profitable Zwangsarbeit der Kriminellen gegen ihre Verstümmelung usf. Der moderne Relativismus ist vielmehr die ideologische Kapitulation des Liberalismus vor der neuen Autokratie, das Eingeständnis seiner Ohnmacht, der Übergang zur autoritären Gesinnung, die wie auf anderen Gebieten so auch hier die natürliche Fortsetzung, den „Super-Relativismus" darstellt. „Wir erkennen grundsätzlich die Forderung des Relativismus an", sagen die Positivisten (O. Neurath, L'Encyclopédie comme Modèle, a. a. O., S. 189). Naiv genug bringen sie den Relativismus mit der Demokratie und einem friedliebenden Charakter zusammen und meinen, diese neigen „einer relativistischen Grundanschauung zu" (H. Kelsen, Wissenschaft und Demokratie. Feuilleton in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23.2. 1937, No. 321). Mussolini hat die Situation besser erkannt. Seit je hat er sich gerühmt, den Relativismus gegenüber den Sozialisten und allen übrigen politischen Bekenntnissen angewandt zu haben. Dass die von ihm geführte Bewegung sich auf kein Programm festgelegt und sich je nach der Sachlage aristokratisch und demokratisch, revolutionär und reaktionär, proletarisch und antiproletarisch, pazifistisch und antipazifistisch genannt hat, begründet nach Mussolini ihren Anspruch, sich „unmittelbar von den aktuellsten Richtungen des europäischen Geistes herzuleiten", nämlich von den relativistischen Strömungen der Philosophie. „Aus dem Umstand, dass alle Ideologien einander wert, nämlich alle miteinander blosse Fiktionen sind, schliesst der moderne Relativist, dass jedermann das Recht hat, sich die seine zu machen und ihr mit aller Energie, zu der er nur fähig ist, Geltung zu verschaffen" (Vgl. B. Mussolini, Relativismo e fascismo. In : Diuturna, Mailand 1924, S. 374 ff.). Der philosophisch unmögliche Relativismus bildet ein Moment in der gesellschaftlichen Dynamik, die auf autoritäre Formen hintreibt. Die Gleichgültigkeit gegenüber der Idee in der Theorie ist der Vorbote des Zynismus in der Praxis.

zur Situation gehört, dass die Allgemeinheit heute noch blind ist und den desavouiert, der für sie denkt und handelt. Die Empiristen pflegen zu sagen, zwischen Physik und Theorie der Gesellschaft bestehe kein grundsätzlicher Unterschied, diese habe es nur noch nicht so weit gebracht. In der Tat herrscht aus guten Gründen hier noch nicht die gleiche Kollegialität wie dort. Doch daraus folgt nicht, dass die Begriffsbildung nun solange aussetzen müsse und Kategorien wie Allgemeininteresse, Fesselung menschlicher Kräfte, Glück und Entfaltung nichts in der Wissenschaft zu suchen haben. Die Auswahl des Materials, die Übernahme begrifflicher Bestimmungen, die dort unproblematisch und unbelastet vor sich gehen, bedeuten hier vielmehr bewusste Entscheidungen, ohne die man in einer Scheinobjektivität verharrt, welche für bestimmte zeitgenössische Soziologenschulen auch charakteristisch ist. Der empiristische Wahrheitsbegriff, der freilich die Beziehung auf das mit allen erreichbaren Kenntnissen ausgestattete subjektive Interesse an einer vernünftigen Gesellschaft und die damit gesetzte Unsicherheit nicht an sich hat, bringt die Erkenntnis auf die Idee eines bürgerlichen Berufs herunter, dessen Angehörige die Erlebnisse des gemeinen Bewusstseins aufnehmen, systematisieren und reproduzieren helfen. Geradezu gehört es zum Wesen dieses Begriffs der Erkenntnis, dass sie, wenn neun Zehntel aller Menschen Gespenster sehen, wenn sie unschuldige Gruppen der Gesellschaft als Teufel und Dämonen ausrufen und Räuberhauptleute zu Göttern erklären, also angesichts jener furchtbaren Verwirrung, die der Auflösung einer Gesellschaftsform voranzugehen pflegt, grundsätzlich unfähig ist, diesem Anschwellen prätendierter Erfahrungen ein anderes Bild der Realität vorzuhalten und das gemeine Bewusstsein zu kritisieren. Wo die gedankenlose Menge verrückt ist, kann die gedankenlose Philosophie nicht bei Sinnen sein. Dem Geisterglauben sind die Empiristen ohnehin nicht unzugänglich gewesen[1]). Und diese Schule ruft zum Kampf gegen die Metaphysik.

Nun ist oben bereits erwähnt worden, der moderne Empirismus unterscheide sich selbst vom älteren. Wiederholt versichert die neueste empiristische Schule, über den älteren und gewöhnlichen Empirismus hinauszugehen. „Unser logisches Wissen“, schreibt Russell, „ist... nicht von der Erfahrung allein ableitbar, und der Empirismus kann daher nicht in seiner Gesamtheit anerkannt werden, trotz der vorzüglichen Dienste, die er auf verschiedenen

---

[1]) Vgl. hierzu F. Engels, Dialektik und Natur. In: Marx-Engels-Archiv. Frankfurt a. M. 1927, S. 207 ff. Ferner Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang II (1933), S. 28 f. und Jahrgang IV (1935), S. 324 f.

ausserlogischen Gebieten zu leisten vermag."[1]) Die Sätze der formalen Logik und Mathematik sind danach nicht von empirischen Gegebenheiten abzuleiten. Indem der logische Empirismus diese von ihm selbst vornehmlich gepflegten Teile der Wissenschaft als solche anerkennt, ohne auch sie noch wie John Stuart Mill auf empirische Befunde zurückführen zu wollen, sieht er sich als eigene Schule an. Aber die Gestalt, die sich hier das vom blossen Feststellen unterschiedene Denken gegeben hat, ist dem Vorhandenen gegenüber bescheiden genug. Hatte die traditionelle Logik von ihrem Ursprung her das Bewusstsein bewahrt, in ihren Grundsätzen die allgemeinste Beschaffenheit des Seins zu erfassen, so erklärt diese moderne Logik, dass sie überhaupt nichts erfasse, sondern völlig gehaltleer sei. Aus ihren Sätzen soll gar nichts über die Wirklichkeit erschlossen werden. Vielmehr ist die ganze Logik ebenso wie die Mathematik, die nach den Untersuchungen von Russell und Whitehead selbst als Teil der Logik erscheint, bloss ein äusserst differenziertes System von Sätzen über Begriffe, Urteile und Schlüsse, wie sie in der Wissenschaft und schliesslich auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens Verwendung finden. Die Untersuchung dieser logischen Elemente und ferner die Aufstellung eines Begründungssystems für die verschiedenen Urteilsformen machen nach Russell die Aufgabe der Logik aus. Weil die sprachlichen Elemente dabei ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Wirklichkeit betrachtet werden, das heisst auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Gedankens, zu dem sie gehören, wird diese Logik als formale bezeichnet. Darüber, wie die Form ohne das Eingehen auf den Inhalt zu bestimmen sei, wird in den Schriften wenig Klares gesagt. Gewöhnlich werden einige Beispiele angeführt, in denen über die Verschiedenheit der bezeichneten Tatbestände keine Meinungsdifferenz aufzutreten pflegt, und dann gesagt, was trotz dieser Verschiedenheit in allen Beispielen dasselbe bleibe, das sei die Form, das Unterschiedliche dagegen der Inhalt, und zugleich werden Sätze angeführt, in denen das Auftreten eines und desselben Gegenstands unbestritten ist, wobei dann das Verschiedene als Form bezeichnet wird. Nachdem Russell zunächst Beispiele verschiedenartiger Sätze über Sokrates angeführt hat, in denen eben der Gegenstand, Sokrates, derselbe bleibt, fährt er fort : „Nehmen wir als Beispiel die folgende Reihe von Sätzen : ‚Sokrates trank den Giftbecher', ‚Coleridge trank den Giftbecher', ‚Coleridge trank Opium', ‚Coleridge ass Opium'. Hier bleibt die Form durch die

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt. Übers. v. Rothstock, Leipzig 1926, S. 47.

ganze Reihe durch konstant, alle Bestandteile dagegen werden ausgewechselt. Die Form ist also kein Bestandteil, sondern die Art, wie die Bestandteile zusammengefügt werden."[1]) Die Logik biete dann die Möglichkeit, durch Analyse der formalen Elemente der Wissenschaft begriffliche Unklarheiten, scheinbare Gegensätze, Widersprüche aufzudecken, übersehene Alternativen nachzuweisen, anstelle komplizierter theoretischer Strukturen einfachere und übersichtlichere zu setzen, verschiedene Ausdrucksweisen in verschiedenen oder auch denselben Disziplinen aufeinander abzustellen und grössere Einheitlichkeit zu schaffen. Sie verwendet für alle Formelemente sowie für die einzelnen Operationen Zeichen wie die Mathematik. Insbesondere beim Schliessen verfährt sie rechenmässig mit den symbolisch fixierten Sätzen, was Missverständnisse erschwert und die Übersichtlichkeit erleichtert. Mit Stolz sagt diese Logik von sich aus, dass sie nirgends die sachhaltige Erkenntnis vermehrt, wie sie von den Einzelwissenschaften in ihrer gegenwärtigen Struktur gefördert und verstanden wird. Sie will ihnen bei der Formulierung der Resultate und gegenseitigen Verständigung behilflich sein, kurz den Betrieb rationalisieren. „Es gibt keine Philosophie als Theorie, als System eigener Sätze neben denen der Wissenschaft."[2]) Die Meinung, dass die besondere logische Zutat den oben dargelegten allgemeinen Charakter des Empirismus änderte, wäre daher verfehlt.

Die Selbstauffassung der Logik als eines Systems von Sprachformen, das gehaltleer sei, erweist sich freilich im Fortgang als problematisch und wird im Kampf mit der Metaphysik rasch preisgegeben. Die Trennung von Form und Inhalt ist entweder undurchführbar oder unzutreffend. Es ist ein Schein, dass sie ohne sachliche Stellungnahme möglich sei. In der theoretischen Physik, in der sie in Wirklichkeit gründet, erscheint sie deswegen plausibel, da hier zur Zeit das „Gegebene" als isolierte Wahrnehmungen gegenüber den komplizierten Vorgängen der Formulierung und Neuformulierung eine untergeordnete Rolle spielt. Dass jene Trennung in der Menschenwelt mit läppischen Beispielen belegt zu werden pflegt, ist kein Zufall. Die Verknüpfung mit Sachentscheidungen zeigt sich bereits bei den ersten Schritten dieser Wissenschaft. Jeder Ausdruck in der Sprache habe eine feste Bedeutung. Das Urteil gilt als zusammengesetztes Zeichen, und jedes Teilzeichen ist darin entweder einer bestimmten oder einer unbestimmten Sache zugeordnet. Man kann also mit jedem Urteil verfahren wie mit irgendeinem festen Ding, Lücken machen und

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt, a. a. O., S. 55.
[2]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 26.

ausfüllen, Sokrates durch Coleridge ersetzen usf.[1]) Bei solcher Vertauschung von Zeichen müssen gewisse Regeln befolgt werden, wenn nicht der Charakter des Urteils vernichtet werden und an seiner Stelle ein sinnloses Gebilde entstehen soll. Der Ausbau dieses Regelsystems, zu dem vornehmlich logische Schwierigkeiten innerhalb der Mathematik den Anstoss gaben, bildet einen besonders gepflegten Teil dieser modernen Logik. Die Bestimmung, welche Zeichenverbindung als sinnvoll anzusprechen sei, das heisst die Unterscheidung zwischen Aussagen und bedeutungslosen Lautgebilden, ist aber von den konkreten Entscheidungen über sachliche Probleme nicht zu trennen. Die Idee, dass der Logiker bei den Kollegen von den anderen Fakultäten oder gar bei Journalisten und Kaufleuten bloss herumzugehen brauchte, um anerkannte Urteile einzusammeln, damit er zu Hause den Begriff der Form davon abstrahieren kann, reduziert ihn auf besondere Kenntnisse, die zu bestimmten Zwecken greifbar aufgestapelt sind, auf ein Denken, das sich streng innerhalb der jeweils anerkannten Klassifikationssysteme bewegt und bloss Relationen zwischen fixierten Begriffen erforscht.

Der Denkprozess, in dem die festen Begriffe in Strukturen einbezogen werden, wo sie spezifische Bedeutungsfunktionen üben, entzieht sich dem formalistischen Logiker. Bei Urteilen über menschliche Dinge ist er auf triviale Elemente und Verknüpfungen beschränkt. Er findet in der Wissenschaft sowohl wie im alltäglichen Leben ausser den mathematischen Formeln gewiss unzählige Sätze, über deren Sinn, auch wenn sie isoliert genommen werden, kein Zweifel herrscht. Die darin vorkommenden Begriffe lassen sich in unproblematischer Weise auf „Wurzelbegriffe“ zurückführen, und diese beziehen sich auf Erlebnisse, die in dieser Gesellschaft grundsätzlich jederzeit und von jedem wiederholbar sind. Es handelt sich da um Qualitäten und Strukturen, über die kein Streit besteht. Der Satz : „Arthropoden sind Tiere mit gegliedertem Körper, gegliederten Extremitäten und einer Körperdecke aus Chitin“ wird in der Zoologie gewiss als sinnvoll gelten, auch dass Humboldt in Amerika gewesen ist oder Tommy einen Schnupfen hat, gibt kein Problem wegen des Sinns auf. Aber schon die Behauptung, irgendein Richterspruch sei gerecht oder ungerecht, ein Mensch sei zurückgeblieben oder hochentwickelt, ferner die Aussage, aus einer Gestalt des Bewusstseins gehe eine andere hervor, die Ware sei Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert, oder gar der Satz, das Wirkliche sei vernünftig oder unvernünftig —

---

[1]) Vgl. R. Carnap, Abriss der Logistik. Wien 1929, S. 3 ff.

diese Urteile lassen sich weder durch statistische Erhebungen bei kleinen Leuten noch bei Universitätsgelehrten als erlaubt feststellen. Die Erfahrung, das „Gegebene“, ist hier nicht etwas allgemein und unabhängig von der Theorie Vorhandenes, sondern durch das erkenntnismässige Ganze, in dem jene Sätze fungieren, vermittelt, wenngleich die Realität, auf die es zielt, recht substantiell, will sagen unabhängig vom Bewusstsein des Theoretikers existiert. Dieses theoretische Ganze, das auf seinen einzelnen Stufen bestimmt strukturierte Erfahrungen bedingt, kann in seinem Verhältnis zu den Menschen und zur gegebenen Wirklichkeit nicht ein für allemal bestimmt werden. Ebenso wie die Alltagssprache oder die Sprache der Klassifikationssysteme des ordnenden Verstandes geschichtliche Einheiten darstellen, haben bestimmte geistige Leistungen, so sehr sie auch in vielen allgemeinen Zügen mit jenen Systemen übereinstimmen mögen, ihre eigene Struktur und ihre eigene Geschichte. Die Weise, in der das Gegebene hier durch das Denken vermittelt, Zusammenhänge zwischen den Gegenständen sichtbar gemacht, differenziert und umgeformt werden, die sprachliche Struktur, welche die Wechselwirkung zwischen Gedanken und Erfahrung, diese innere Entwicklung bewirkt, ist die Darstellungsform oder der Stil; er ist für diese Logik ein unüberwindliches Hindernis. Auch die Entwicklung der Naturwissenschaft beeinflusst die Wahrnehmung. Die Relativitätstheorie ist ein wichtiger Faktor bei der Umstrukturierung der Erfahrung, wenn man die Vorstellungswelt des alltäglichen Lebens mit hinzurechnet. Innerhalb ihres eigenen Gebiets, der Physik, bleibt freilich die Empirie, sofern man sie vom Denken isoliert, derselben Art wie auf dem früheren Stand der Forschung, nämlich ein Inbegriff „atomischer“ Wahrnehmungen. Dies liegt im Wesen der Physik als isolierter Disziplin und tut der Bedeutung ihrer Theorien nicht den leisesten Abbruch — nur der empiristischen Logik, die solche Leistungen in gehörigem Abstand von individueller Existenz und gesellschaftlicher Praxis betrachtet und dann bestimmte Momente an ihnen zum Prototyp der Erkenntnis macht.

Von diesen ganzen Verhältnissen sieht die neue Logik ab. Ihre Leistungen beziehen sich auf das verstandesmässige Denken, das für die Reproduktion des Lebens in seinen gegebenen Formen, der die Wissenschaft dient, typisch ist. Im Hinblick darauf formuliert sie ihre Regeln und ist sie überhaupt strukturiert.[1]) Sie sollte sich jedoch hüten, Denkgebilden gegenüber, die nicht dazu passen, eine kritische Stellung einzunehmen. Solange sie erklärt,

---

[1]) Vgl. dazu besonders die Ausführungen in Jahrgang IV (1935) dieser Zeitschrift, S. 353 ff.

die von ihr aus Vergleichen häufiger Denkgebilde abstrahierten und in systematischen Zusammenhang gebrachten Prinzipien definiere sie als Form des Denkens, wäre nur gegen den fragwürdigen Gebrauch des Wortes etwas einzuwenden. Es besteht kein Grund, das Denken auf jene Fälle einzuschränken, aus denen diese Logik die Beispiele hernimmt. Doch hätte dann die Versicherung, dass ihre Sätze Tautologien seien, einige Berechtigung. Was wir als Denken bezeichnen, bezeichnen wir als Denken. Angesichts eines Gebildes von eigentümlicher Struktur und eigener Form der Darstellung wäre nach alter naturwissenschaftlicher Verfahrungsweise dieser Begriff des Denkens neu zu formulieren, etwa als Spezies einer umgreifenderen Gattung zu fassen ; die logischen Empiristen jedoch machen hier von der Möglichkeit Gebrauch, störende Protokollsätze auch abzulehnen. Indem ihre Logik denkerischen Leistungen gegenüber, die in der Entwicklung der Menschengeschichte ihre Rolle gespielt haben und spielen, einfach die von ihr berücksichtigten Fälle als die echten und wahren Gedanken hinstellt, fällt sie ganz aus der Rolle der Tautologie heraus und erweist sich als eine dem Empirismus widerstreitende, subjektive Stellungnahme.

Es kommt zum Vorschein, dass die beiden Elemente des logischen Empirismus bloss äusserlich miteinander vereinigt sind. Trotz mancher Neuerungen, die bei allem auf sie verwandten Scharfsinn noch fragwürdig sind, wie z.B. die Typenlehre, ist die neue Logik im wesentlichen mit der formalistischen überhaupt identisch, und was gegen diese zu sagen war, gilt ohne Einschränkung auch für jene. Die „Form“ ist aus einem der Art und dem Umfang nach beschränkten Material von Begriffen, Urteilen und sonstigen theoretischen Gebilden abstrahiert. Erklärt eine logische Doktrin sich selbst nun als die Logik schlechthin, so ist sie damit aus dem Formalismus herausgetreten, und ihre Aussagen haben inhaltliche Bedeutung und weitgehende philosophische Konsequenzen. Von der bekämpften materialen Logik, die sich selbst als Moment der jeweils erreichten inhaltlichen Erkenntnis versteht, von Aristoteles und Hegel unterscheidet sie wesentlich der Umstand, dass sie es nicht weiss. Oder sie beugt jedem Missverständnis, einen universalen Anspruch zu erheben, der mit dem Namen der Logik freilich geschichtlich verbunden ist, unzweideutig vor und verbietet ausdrücklich jede normative Wendung ihrer Sätze oder gar eine kritische Folgerung daraus. Dann verliert sie die philosophische, im besonderen die antimetaphysische Bedeutung, die sie im Empirismus angenommen hat. Diesem widerstreitet sie auf jeden Fall, und stets hat sie und die Mathematik auch in seinen Systemen eine ungelöste Schwierigkeit gebildet. Die Versuche John Stuart

Mills und Machs, logische Sätze aus fragwürdigen psychologischen Tatsachen abzuleiten, sind offenkundig gescheitert, auch wenn man Husserls logische Untersuchungen in dem Formalismus, den sie selbst an sich haben, nicht gelten lässt. Hume war überlegen genug, eine derartige Ableitung der mathematischen und mit ihnen verwandten Sätze gar nicht zu versuchen. Dafür stehen dann die evidenten Ideenrelationen bei ihm neben den empirischen Tatsachen, ohne dass ihr Verhältnis klar geworden wäre. Für Berkeley war die Mathematik eine ähnliche Pest wie der Materialismus. Der „Analyst" und andere Streitschriften bezeugen es. Offen und konzessionslos setzt er den Empirismus der modernen wissenschaftlichen Entwicklung entgegen und bekennt sich zur Bibel und zum gesunden Menschenverstand — ohne Ausstattung mit neuer Mathematik, deren Anfänge, wie M. Cantor sagt, durch ihn gefährdet waren. Innerhalb Berkeleys eigenen Denkens hat sich die starre Scheidung von sinnlicher und rationaler Erkenntnis, die jedem Empirismus einwohnt, in der bekannten Weise geltend gemacht : er wurde vom Empiristen zum Platoniker. Dem Leser von Lockes Essay, der in den drei ersten Büchern im Empirismus unterrichtet wurde, war seit je im vierten eine Überraschung aufbewahrt. Moral und Mathematik sollen von der Erfahrung nicht abhängen und doch für sie gelten. Das Grundbuch der Lehre enthält denselben Widerspruch zwischen dem empirischen Begriff der Wissenschaft und den rationalen Elementen, die sich in ihr finden, wie die moderne Ansicht, welche die beiden Pole dieses Widerspruchs in der Überschrift zusammensetzt.

Trifft die moderne formalistische Logik auf theoretische Gebilde, die als ganze oder in isolierten Teilen zu ihrem Begriff von Denken nicht passen wollen, so stellt sie nicht etwa die Universalität ihrer eigenen Prinzipien in Frage, sondern den widerspenstigen Anlass, mag er beschaffen sein, wie immer er wolle. Während ihre Vertreter verkünden, es sei falsch, das Denken als ein Mittel anzusehen, „etwas zu wissen, was immer und überall in der Welt unbedingte Geltung haben muss"[1]), während sie dem Denken beharrlich die „Exekutivgewalt" absprechen, geben sie gegenüber dem fremden Gedanken die Zurückhaltung auf. Diese ganze philosophische Haltung besässe aber, wie wir gesehen, ihrem Wesen nach kein legitimes Mittel, einem Wahn entgegenzutreten, wäre er nur verbreitet genug. Der Hexenglauben wurde mit den Mitteln streng rationalistischer Philosophie bekämpft. Die Empiristen hätten angesichts einer grösseren Quantität von Protokollsätzen nicht

[1]) H. Hahn, a. a. O.

einmal auf der Unwahrscheinlichkeit bestehen dürfen. Dafür gelten ihnen Aristoteles und Kant und Hegel als die grössten Wirrköpfe, ihre Philosophie als ein wissenschaftliches Nichts, bloss weil sie nicht zur Logistik passt und die Beziehung zu den „Wurzelbegriffen" und „Elementarerlebnissen" des Empirismus problematisch ist. In der Oberflächlichkeit und Anmassung, mit der hier über geistige Leistungen geurteilt wird, kündigt sich ein Verhältnis zum kulturellen Erbe an, das sich praktisch zuweilen bei nationalen Erhebungen und ihren Freudenfeuern zu betätigen pflegt, mögen diese jenen Autoren persönlich noch so zuwider sein. Russell ist z.B. auf Hegels materiale Logik gestossen und hat gefunden, dass darin Logik und Metaphysik gleichgesetzt sind. Dies erklärt sich Russell wie folgt : „Hegel war der Ansicht, es wäre möglich, auf Grund apriorischen Denkens zu zeigen, die Welt müsste verschiedene wichtige und interessante Eigenschaften haben, weil jede Welt ohne diese Eigenschaften voll innerer Widersprüche und darum unmöglich wäre. So ist das, was er ‚Logik' nennt, eine Untersuchung über die Natur des Weltalls, insofern als diese Natur allein aus dem Prinzip gefolgert werden kann, das Weltall müsse seiner Struktur nach logisch mit sich selbst in Übereinstimmung sein. Ich für meine Person glaube nun zwar nicht, dass aus diesem Prinzip allein in Bezug auf die bestehende Welt irgend etwas von Bedeutung gefolgert werden könnte. Aber wie dem auch sei, Hegels Beweisführung" gehört jedenfalls nicht in die Logik, die er übrigens aus der Tradition „in unkritischer Weise in seine eigenen Schriften" übernommen hat.[1]) Über die Geistesverfassung des typischen Philosophen vor ihm selbst hat Russell eine klare Vorstellung : „Die Paradoxa, die seine (des Nichtempiristen.M.H.) Logik scheinbar ‚beweist', entstammen in Wahrheit... seiner mystischen Intuition. Sie sind gleichzeitig das Ziel, das, seinem dunklen Empfinden nach, seine logischen Überlegungen erreichen müssen, denn das logische Bedürfnis will in Einklang kommen mit der unmittelbaren Erkenntnis. Das ist die Art, in welcher unter den grossen Philosophen die Mystiker — vor allen anderen Plato, Spinoza und Hegel — die Logik auffassten und zur Anwendung brachten. Da die Richtigkeit ihrer vermeintlichen, während der mystischen Extase empfangenen Überzeugung gewöhnlich von vornherein für sie selbst feststand, so fiel der logische Unterbau oft etwas dürftig aus" usw. Er kann es ihnen nicht verzeihen, dass sie „um ein treffendes Wort von Santayana zu gebrauchen — maliziös gegenüber der Welt

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt, a. a. O., S. 48.

der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes" gewesen sind.[1]) Während Russell in den Büchern der späteren Periode, denen diese Zitate entnommen sind, meist einen populären Ton anschlägt, treten in den Schriften des Wiener Kreises solche Urteile in streng sachlichen Zusammenhängen auf. Sie sind daher auch unerbittlich. „Alle Philosophie im alten Sinn", heisst es schlicht bei Carnap, „knüpfe sie nun an Plato, Thomas, Kant, Schelling oder Hegel an, oder baue sie eine neue ‚Metaphysik des Seins' oder eine ‚geisteswissenschaftliche Philosophie' auf, erweist sich vor dem unerbittlichen Urteil der neuen Logik nicht etwa nur als inhaltlich falsch, sondern als logisch unhaltbar, d.h. sinnlos."[2]) Im Gegensatz zu den übrigen Philosophen, die, soweit sie nicht mit dem logischen Empirismus übereinstimmen, gerade noch eines absprechenden Urteils gewürdigt werden, hat Kant (durch Reichenbach) eine differenzierte Widerlegung erfahren. Viel ist von ihm offenbar nicht übrig geblieben. Seine Kritik der reinen Vernunft war „im Effekt" grossartig. Sie sollte die Leibnizsche Logik treffen. „Wir Logistiker wissen... heute, dass diese Kritik nun längst schon durch unumstössliche Tatsachen widerlegt ist."[3])

Unter den vom Empirismus unverstandenen Ansichten wird besonders die Lehre bekämpft, dass Wahrheit nicht ein isoliertes und in seiner Isolierung festgehaltenes Urteil sei, sondern jeweils ein Ganzes der Erkenntnis. Die Logistiker halten sich bei diesem mit ihren Ansichten in der Tat unverträglichen Prinzip gewöhnlich nicht an Hegel, sondern an seinen englischen Schüler Bradley. Was sie diesem entgegenzusetzen wissen, möge das folgende Muster deutlich machen : „Die durch die Einzeldisziplinen entdeckten Wahrheiten verhalten sich zueinander nun nicht etwa so, dass sie, jede für sich, nur relativ wären, nur einseitige Ansichten böten und erst durch alle übrigen Ansichten ergänzt werden müssten, um wirklich wahr zu werden. Eine solche von manchen Philosophen (wie etwa Bradley) vertretene Meinung enthält einen schweren Verstoss gegen die Logik. (Der Fehler, den sie begeht, ist etwa der, dass sie glaubt, anstelle des Satzes ‚es ist ziemlich kalt' sagen zu dürfen : ‚es ist nicht ganz wahr, dass es kalt ist, aber ziemlich wahr'.) Sondern jeder Satz, bei dessen Gewinnung keine Irrtümer oder Fehler unterlaufen sind, ist für sich selbst vollkommen wahr, er ist ein Teil der ganzen Wahrheit, nicht bloss eine Annäherung an sie oder ein Aspekt von ihr. (Enthält er aber einen Fehler,

---

[1]) a. a. O., S. 59/60.
[2]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 13.
[3]) H. Scholz, Die klassische deutsche Philosophie und die neue Logik. In : Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique, VIII, Paris 1936, S. 2.

so ist er eben einfach falsch, und wiederum kein Aspekt der Wahrheit.)“[1]) Diese Sätze, die selbst ein Beispiel dafür bilden, dass etwas ziemlich falsch sein kann, ohne doch absolut falsch sein zu müssen, weil es unter Umständen eine gewisse Annäherung an einen richtigen Gedanken bilden könnte, ermangeln an der entscheidenden Stelle, nämlich dort, wo vom Fehler die Rede ist, der Bestimmtheit. Das naive Missverständnis liegt jedoch vor allem in der Vorstellung, dass es mit jedem Urteil in jedem Gedankengang dieselbe Bewandtnis habe wie mit der Konstatierung des relativ einfachen Sachverhalts der Kälte. Sie meinen, jedes intellektuelle Ganze sei aus Urteilen zusammengesetzt, über deren Wahrheit sich im einzelnen und unabhängig vom Ganzen ebenso entscheiden liesse wie über die Kälte, während es in der Realität, zumindest in vielen recht wichtigen Fällen, darauf ankommt, erst das Ganze zu wissen, bevor entschieden werden kann. Die erreichte Einsicht mag in einem einfachen Satz ausgedrückt sein, wie z.B. eben dieser Hegelschen Formulierung, dass das Wahre das Ganze ist. Aber um solche Einsichten zu begreifen, genügt es nicht, wie beim Urteil „es ist ziemlich kalt“ an den durchschnittlichen Grad der Bildung zu appellieren und einen normalen Stoffwechsel vorauszusetzen. Vielmehr ist der Gedanke, der in allgemeinen philosophischen Formulierungen ausgedrückt ist, das Zeichen für ein Bewusstsein, das durch eine Reihe von Überlegungen, die zu ihm geführt haben, wirklich hindurchgegangen ist. Das, was es dann weiss, ist, wenn man will, ebenso „empirisch“ wie eine einfache Feststellung. Nur ist der Gedanke an seinem Zustandekommen in aktiverer Weise beteiligt als in dem Satz „es ist ziemlich kalt“. Dies drückt Hegel so aus, „dass das Absolute wesentlich als Resultat zu begreifen sei.“ Aber nicht bloss für das absolute Wissen, dessen Problematik freilich nicht so einfach zu erledigen ist, wie die Empiristen meinen, sondern für die meisten Theorien, die über die Gegenwart hinauszielen, gilt die Hegelsche Anschauung. Die dialektische Logik bezieht sich auf das Denken bei der Nachkonstruktion der lebendigen Realität, auf das Denken im Prozess, nicht bloss auf einen fest gewordenen Ausdruck. Sie ist keine „Physik der Sprache“, sondern die inhaltliche Erkenntnis selbst unter dem Aspekt ihrer Darstellung. Wenn Schlick den Satz „es ist ziemlich kalt“ und Russell die bereits erwähnte Konstatierung „Tommy hat einen Schnupfen“ gegen Bradley ins Feld führt[2]),

---

[1]) Moritz Schlick, Philosophie und Naturwissenschaft. In : Erkenntnis, Bd. 4 (1934), S. 381.

[2]) Vgl. B. Russell, Mensch und Welt, a. a. O., S. 279 ff.

so ist damit wenig getan. Der Forderung an den Philosophen, sein „instinktives Gegengefühl“[1]) zu überwinden und erst einmal Logistik zu lernen, die von dieser Schule immer wieder verkündigt wird, ist die Erinnerung entgegenzuhalten, dass man die Anfangsgründe der Dialektik kennen muss, bevor man sie widerlegt. Der Standpunkt, „von dem aus die alte Philosophie aus den Angeln zu heben ist“[2]), kann gewiss nicht in der primitiven Verkennung gefunden werden, mit der die neuen Empiristen von ihr sprechen. Das gilt umso mehr, als nicht bloss die Logistik dieser Fähigkeit entbehrt, sondern auch jede andere Theorie, mag sie selbst mit der bekämpften Tradition hinlänglich vertraut sein. Die idealistische Philosophie, die Metaphysik ist überhaupt nicht durch blosse theoretische Ablehnung aus den Angeln zu heben, ihre Negation liegt auch nicht darin, dass man „der Philosophie den Rücken kehrt und abgewandten Hauptes — einige ärgerliche und banale Phrasen über sie hermurmelt“[3]), sondern darin, dass man sie verwirklicht.

Die Harmonie und sinnvolle Existenz, welche die Metaphysik mit Unrecht als die eigentliche Realität gegenüber den Widersprüchen der erscheinenden behauptet, ist nicht bedeutungslos. Das Bekenntnis, dass man damit nichts anzufangen wisse und sich an die Tatsachen halten solle, der Vorsatz der Wissenschaft, keinen wesentlichen Unterschied zu machen zwischen der Verschwörung brutaler Machthaber gegen jede menschliche Aspiration auf Glück und Freiheit und andererseits dem Kampfe dagegen, diese ganze Philosophie, die beides bloss auf den abstrakten Begriff des Gegebenen bringt und diese Haltung auch noch als Objektivität verherrlicht, ist auch den übelsten Gewalten noch willkommen. Man verlangt vom Gelehrten nichts weiter, als dass er die technischen Mittel zur Verewigung des Bestehenden, vor allem zur Kriegswirtschaft bereitstellt, die längst den Frieden in sein Gegenteil verkehrte. Den grossen Gruppen der Mittelklassen, die im freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte ins Hintertreffen geraten sind, bleibt dort, wo sie sich den ökonomisch Mächtigsten nicht völlig anschliessen, nur die Möglichkeit einer stillen Existenz, die Zurückhaltung in allen entscheidenden Fragen. Das Denken verzichtet auf seinen Anspruch, zugleich kritisch und zielsetzend zu sein. Seine rein registrierenden und kalkulatorischen Funktionen werden von seiner Spontaneität getrennt. Entscheidung und

[1]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 13.
[2]) a. a. O.
[3]) K. Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Aus dem literarischen Nachlass, hrsg. v. F. Mehring, I. Bd., Stuttgart 1920, S. 390.

Praxis gelten nun als etwas dem Denken bloss Entgegengesetztes, als „Wertungen“, private Willkür, unkontrollierbare Gefühle; der Intellekt dagegen soll mit dem bewussten Interesse, einer bestimmbaren Richtung seines Gangs höchstens äusserlich verbunden sein, der Idee soll er entbehren. Man hat Denken und Wollen, die Teile des geistigen Prozesses gedanklich voneinander geschieden, wogegen logisch nichts einzuwenden ist. Man stellt sie nun in ihrer Abstraktheit als Schemata auf, in deren Rahmen sich die Vernunft wirklich zu halten habe, so dass einerseits bloss berechnet und andererseits bloss entschieden werden dürfe, wogegen logisch sehr viel einzuwenden ist. Das gilt auch, wenn von den Vertretern solcher missverstandenen Strenge zugestanden wird, dass die Entscheidungen sich der Rechnungsresultate „bedienen“ dürften. Diese Ideologie, die Identifikation des Denkens mit den Fachwissenschaften, läuft angesichts der herrschenden ökonomischen Gewalten, die sich der Wissenschaft wie der gesamten Gesellschaft für ihre besonderen Zwecke bedienen, in der Tat auf die Verewigung des gegenwärtigen Zustands hinaus. Die erwähnten liberalistischen Gruppen, deren Bewusstsein durch diese Philosophie am besten umrissen wird, haben ihn mit ihrer zunehmenden Ohnmacht in Europa mindestens seit vielen Jahrzehnten als den natürlichen angesehen und finden angesichts seiner Akzentuierung in den totalitären Staaten eben diese vom logischen Empirismus propagierte Sauberkeit als gegebenes theoretisches Verhalten. (Die Einsicht in den tiefen Zusammenhang zwischen der Verklärung der isolierten Qualität der Sauberkeit und dem Bedürfnis nach Säuberung, dem in jenen Staaten die furchtbarsten Konzessionen gemacht werden, muss diesen Philosophen schon deshalb entgehen, weil sie in ihrem barbarischen Verhältnis zur Sprache den im Wort gelegenen Hinweis bloss als verwirrend betrachten. Sie machen den umgekehrten Fehler wie eine bestimmte moderne Art der Metaphysik, welche die Philosophie in Hermeneutik verwandelt und den Sachen bloss dadurch auf die Spur kommen will, dass sie die geschichtlich ursprüngliche Bedeutung der Worte verfolgt. Die modernen Empiristen dagegen glauben, man könne durch ein ausdenkbares Verfahren, bloss eine genaue Kenntnis der „Sprechgewohnheiten“ vorausgesetzt, die lebendige Sprache „gehalttreu“ in irgendeine erfundene übersetzen, z.B. in die physikalische, ohne dabei etwas zu verlieren. Sie meinen, man könnte statt Mensch ebensogut Larifari sagen und statt Kapitalismus Ruarua, ja, soweit diese Begriffe nicht überhaupt auf die Liste der verbotenen Worte gehören, sei die Wahl „neutraler“ Ausdrücke noch vorzuziehen, weil sie, einmal richtig definiert, Missverständnisse unmöglich machten.)

Die Verwechslung kalkulatorischen Denkens mit der Vernunft

schlechthin hypostasiert das in dieser Wirtschaftsform monadologisch gegen andere abgeschlossene Individuum. Das folgende Bild soll die Täuschung erhellen. Mehrere hundert Personen sind auf Lebenszeit in einem Gefängnis eingesperrt. Es besteht nur aus einem einzigen grossen Raum. Für die Lebensnotwendigkeiten wird von aussen, freilich ungenügend, gesorgt. Es gibt zu wenig Speise, auch ist die Anzahl der guten Ruhelager zu gering. Gewöhnlich herrscht ein Höllenlärm, denn manchen hat man ihre Instrumente zum Spielen gelassen, ausserdem sind unzivilisierte Leute darunter. Es waltet die Atmosphäre eines Asyls für Geisteskranke dritter Klasse. Der denkende Einzelne hat für sich zu sorgen. Er muss seine Mitgefangenen beobachten, ihr Verhalten bis in alle Einzelheiten studieren, um bei der Ankunft der Speisen nicht ganz leer auszugehen. Er errechnet die Zeiten, in denen am wenigsten Lärm herrscht oder gewöhnlich eine Ruhestatt frei ist, und wägt beides gegeneinander ab. Er treibt Psychologie und Soziologie, jede Art empirischer Wissenschaft, die ihm nützen kann. Es mögen sich einzelne Gruppen zusammentun, Kämpfe stattfinden, Ausgleiche getroffen werden. Je nach ihren Kräften und Interessen stossen die Individuen zu den einzelnen Gruppen oder trennen sich von ihnen. Am Ende unterwerfen sie sich vielleicht den Stärksten und Brutalsten, denn sie selbst bilden in ihrer Zersplitterung kein organisiertes und selbsthandelndes Subjekt. Die Klugheit, der Verstand, die Berechnung bleiben die kennzeichnenden intellektuellen Verhaltungsweisen der Gefangenen. Aber mögen sich diese Fähigkeiten in unerhörter Weise entfalten, — sie repräsentieren nur einen Spezialfall des Denkens. Das Kalkulieren ist im Hinblick auf menschliche Angelegenheiten ein armseliges Auskunftsmittel. Es sind Formen denkbar, in denen die geistigen Kräfte der Individuen nicht bloss dazu dienen, sich dem Wechselspiel anzupassen, das aus ihrem chaotischen Handeln entspringt, sondern selbst ihr Leben bestimmen und einrichten. Dem innerlich isolierten Gefangenen erscheinen das Gedränge um die Speise, die drohende Haltung der übrigen, der Lärm und die relative Stille als Naturmächte, von denen er unweigerlich abhängt. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich diesen Fakten in möglichst rationaler Weise zu unterwerfen. Sie sind Realitäten, wie die Gefängnismauern und die jeweils gelieferte Quantität des Unterhalts. Insofern jedoch den Menschen Sachverhalte, die von ihnen selbst abhängen, noch als fremde, unabänderliche gegenüberstehen, ist ihr Denken schwächlich und abstrakt; denn dort, wo heute nur Abhängigkeit besteht, könnte in solchem Mass konstruktive Entscheidung stattfinden, dass der Charakter des intellektuellen Verhaltens sich änderte. Das kalkulatorische, das „Verstandes"-

Denken ist einem Menschentypus zugeordnet, der noch relativ ohnmächtig ist. Er ist trotz aller Betriebsamkeit in entscheidenden Dingen passiv. Auch die Funktionen des Disponierens und Regulierens, die ohnehin immer ausschliesslicher zum Privileg der Stärksten werden, haben in dieser gespaltenen Welt noch den Charakter der Anpassung und Schlauheit weit mehr als der Vernunft. Da die Entfaltung einer höheren Spontaneität von der Konstitution eines gemeinschaftlichen Subjekts abhängt, kann sie der einzelne nicht dekretieren. Zu den Wegen, die dahin führen, gehört jedoch selbst in dem Bild vom Gefängnis, dass der einzelne nicht im Registrieren und Prognostizieren von Fakten, im blossen Kalkulieren verharrt, sondern dass er lernt, hinter die Fakten zu blicken, die Oberfläche vom Wesen zu unterscheiden, ohne sie freilich für nichts zu achten, Begriffe zu konzipieren, die nicht bloss Klassifikationen des Gegebenen sind, und seine gesamte Erfahrung fortwährend auf bestimmte Zielsetzungen hin zu strukturieren, ohne sie doch zu verfälschen, kurz dass er lernt, dialektisch zu denken. Der moderne Empirismus mitsamt der Logistik ist eine Logik von Monaden ; die Kritik, die sie wegen ihres „Solipsismus" erfahren hat, ist ganz berechtigt.[1])

Im Eingang dieser Betrachtungen wurde der logische Empirismus als Versuch angezeigt, unter den Widersprüchen des modernen Bewusstseins Einheit und Harmonie herzustellen. Während neuromantische Philosophen diese Absicht durch Entwertung der Wissenschaft zu verwirklichen strebten, glaubt es die neueste Spielart des Positivismus durch Hypostasierung der Fachwissenschaft

---

[1]) Vom solipsistischen Charakter des modernen Positivismus war im Text nicht noch einmal die Rede. Seit Lenins Buch gegen den Empiriokritizismus (1908) ist er wiederholt erörtert worden. Inzwischen hat sich nichts geändert, es sei denn, dass die positivistischen Formulierungen grössere Vorsicht zeigen. Nicht dass es kein Bewusstsein und psychisches Leben gebe, sondern dass die psychologischen Begriffe auf physikalische zurückzuführen seien, lautet jetzt die These, die freilich auf dasselbe hinausläuft. Der logische Empirist kann sich offenbar gar nicht vorstellen, dass es zuweilen auf das Innere der Menschen ankommt und nicht bloss auf die äusseren Folgen. Es mache für die Erkenntnis keinen Unterschied, ob wir dem Menschen Bewusstsein zusprechen oder nicht. Die Ansicht des Empedokles, dass Anziehung und Abstossung der Materie als Liebe und Hass zu verstehen seien, gibt Carnap als metaphysische Schaumschlägerei zum besten (Carnap, „Logic". In : Factors Determining Human Behavior. Cambridge, Mass. 1937, S. 110). Er meint, diese Versicherung bedeute überhaupt nichts. Was der Materie recht ist, ist, im Physikalismus, dem Menschen billig. Auch im Hinblick auf den Leib soll es keinen Sinn haben, ihn von Liebe und Hass, Lust und Schmerzen bewegt zu denken. Nach der eigenen Terminologie der Schule bedingt freilich dieses logische Verdikt keinen Solipsismus oder gar Nihilismus, welch letzterer in der Versicherung bestünde, dass nicht bloss du nichts bist, sondern auch ich selbst nichts bin, was ziemlich genau dem Selbstgefühl totalitärer Gefolgschaften entspräche, sondern eine methodische Vorschrift : die Behauptung, dass einer ein Bewusstsein habe, ist nicht falsch, sondern bloss bedeutungslos !

zu erreichen. Beide philosophische Richtungen haben es an sich, die Realität nicht im bewussten Zusammenhang mit einer bestimmten geschichtlichen Aktivität als einen Inbegriff von Tendenzen zu fassen, sondern sich an sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu halten. Die prometaphysische Ansicht entschuldigt das Gegebene, indem sie es auf ein sinnvolles Sein bezieht, das unabhängig von geschichtlichen Veränderungen existiere. Der Wissenschaftsglaube verwirft die metaphysischen Kategorien überhaupt und fühlt „genug Lebenskraft in sich.., die Gegenwart zu bejahen", d.h. er will hinter der Physik „eine Wissenschaft voll lebendiger Darstellungen erkennen, voll innerer Bewegtheit und voll der grossen Spannung, Antwort zu finden auf die Fragen des Erkenntnis suchenden Geistes."[1]) Er romantisiert die Fachwissenschaft, indem er in den physikalischen Lehren den Beweis erblickt, „dass der Mensch mit der Erkenntnis wächst und in sich die Möglichkeit zu Denkformen trägt, die er auf früherer Stufe noch nicht zu ahnen vermochte."[2]) Aber wenn die Metaphysik auch im Unrecht ist, die Menschen durch ein Sein zu vertrösten, das mit den Mitteln der Wissenschaft grundsätzlich nicht festzustellen ist, so wird doch die Wissenschaft selbst naiv metaphysisch, wo sie sich mit Erkenntnis und Theorie überhaupt verwechselt und sogar den Namen der Philosophie, d.h. jeder ihr gegenüber kritischen Instanz, diskreditieren möchte. Soweit sich von einer Anschauung zeigen lässt, dass sie mit bestimmten wissenschaftlichen Einsichten unverträglich ist, hat sie in der Tat als falsch und antiquiert zu gelten. Auch ein konstruktives Denken findet die einzelnen Kenntnisse, deren es sich bedient, in fachlicher Prägung vor, als physikalische, geographische, psychologische usf. Indem es im Hinblick auf ein konkretes Problem Begriffe verschiedener Disziplinen einbezieht, ohne die Grenzen zu respektieren, setzt es sich nicht über den Inhalt hinweg oder beachtet ihn gar nicht, wie die ungebundene metaphysische Schau, es bringt ihn vielmehr in den auf Grund der Situation richtigen Zusammenhang. Dieses positive Verhältnis zur Wissenschaft heisst aber nicht, ihre Sprache sei nun selbst die eigentliche und wahre Form der Erkenntnis. Der von den Disziplinen erfasste Teil der Realität ist sowohl der Ausdehnung als der Art nach, wie von ihm gesprochen wird, gegenüber der heute erreichbaren Erkenntnis beschränkt. Wenngleich es falsch ist, gegen die Resultate der Wissenschaft zu verstossen, so ist es naiv und sektenhaft, bloss ihr gemäss zu denken und zu sprechen. In

---

[1]) H. Reichenbach, Die philosophische Bedeutung der modernen Physik. In: Erkenntnis, Bd. 1 (1930), S. 70/71.

[2]) a. a. O.

diesen gegenwärtigen Jahren will uns eine Sprache, die in der Angst das Nichts sich offenbaren sieht und nach der das „Nichts selbst nichtet", trotz ihrer Verwandtschaft mit den entfesselten Urmächten jedenfalls nicht sinnloser erscheinen als die zuversichtliche Exaktheit, die noch in dem Urteil, dass ein Mensch qualvoll gestorben ist, eine Prognose entdeckt, eine Exaktheit, die es mit jener Metaphysik gemein hat, vom qualitativen Sprung in der Geschichte abzusehen, und in ihrem geradlinigen Fortschrittsglauben das Bestehende ebensowenig in Frage stellt wie der ausweglose Pessimismus einer vor-autoritären Metaphysik. Der sektenhafte Geist dieser harmonischen Weltansicht ist auch da vorhanden, wo man zwar fortfährt, sich einer lebenden Sprache zu bedienen, aber mit einem überlegenen Bewusstsein, dass man es „eigentlich" meine wie die Physik und nur der Bequemlichkeit halber „grob" verfahre. Die Wissenschaft und ihre Interpretation sind zwei verschiedene Dinge. Wenn ein anderer Wiener Schüler Machs erklärt : „Subjekte und Objekte sind also Elementenbüschel resp. Elementenbündel, die aus nacheinander auftretenden Gruppen von miteinander auftretenden Elementen bestehen"[1]), so hat dies nicht etwa die Physik bewiesen, sondern der Satz gehört zu einer vereinheitlichten Weltanschauung, an die man sich hält, wie die modernen europäischen und amerikanischen Buddhisten oder die Christian Science an die für sie spezifischen Formeln und Redeweisen. Das Aufstellen eines „index verborum prohibitorum", wo alle Worte hineinkommen, die irgendein berühmter Fachgelehrter als entbehrlich betrachtet, die Aufstellung einer Einheitssprache und Einheitswissenschaft gehören, ihre spezifische Nützlichkeit einmal zugestanden, jedenfalls nicht zu der Wissenschaft, die vom philosophischen Denken zu respektieren wäre.

All dies soll freilich der eigenen Meinung der Schule nach gar nicht zur Sache gehören. Die fruchtbare Diskussion beginnt nach ihr erst dort, wo Teilfragen der Logistik, der logischen Syntax der Sprache, der Wahrscheinlichkeitsrechnung erörtert werden. Aber auch diese Apologetik einer heute fragwürdigen Sachlichkeit gehört nicht in die Wissenschaft, sondern zum Verhalten einer philosophischen Sekte, die ihre Ruhe in einer bestimmten, in sich geschlossenen Weltanschauung gefunden hat, einer Weltansicht allerdings, die wie die meisten Religionen ihren Anhängern das verschiedenartigste Verhalten zu den geschichtlichen Problemen ermöglicht. Ebenso wie Ernst Mach ein fortschrittlicher Mensch gewesen ist, so haben sich viele Mitglieder des Kreises für freiheitliche Ziele

---

[1]) F. Adler, Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus. Wien 1918, S. 88.

eingesetzt. Nach ihrer Doktrin ist das zufällig, sie bietet so wenig ein Gegenmittel gegen politischen wie gegen spiritistischen Aberglauben. Die aufrechte Gesinnung einzelner Persönlichkeiten und der Scharfsinn mancher ihrer fachlichen Leistungen machen ihre Philosophie nicht besser. Die Logistiker mögen das kalkulatorische Denken auf einen dem heutigen Entwicklungsgrad der Industrie und Technik adäquaten Stand bringen und wirklich mit einigen altertümlichen Moden dort aufräumen, ihre Reflexion über den Sinn dessen, was sie tun, kann doch überaltert sein, ebenso wie die Funktion einer Fabrik im Ganzen der Wirtschaft bloss einen Beitrag zur allgemeinen Verwirrung und Verlängerung des gesellschaftlichen Chaos bilden kann, auch wenn sie im Innern noch so modern eingerichtet und durchrationalisiert ist. Jener Ruf zur Sache, um die es doch allein zu tun sei, ist von Hegel als eine Gestalt des gegenwärtigen Bewusstseins in der Phänomenologie des Geistes schon erschöpfend behandelt worden, worauf nach obigem hier nur zu verweisen ist.[1])

Durch irgendeine Lehre im eigenen Innern den Frieden herzustellen, so als ob der Gang der äusseren Geschichte nichts damit zu tun hätte, erzielt immer bloss eine vermeintliche Harmonie und Abgeschlossenheit gegen die Welt, gleichviel ob die Metaphysik oder die Wissenschaft ein grösseres Gewicht in ihr hat. An sich bilden sowohl die Probleme, die, wenn auch in verkehrter Form, in der Metaphysik bewahrt sind, wie auch die Resultate der Wissenschaft Elemente kultureller Entwicklung. Wenn der Humanität durch den Empirismus gedient wird, indem dieser die Forderung vertritt, dass Behauptungen sich vor dem Verstande auszuweisen haben, so gibt es andererseits metaphysische Schriften, in denen mehr Einsicht in die Realität enthalten ist als in den Werken der den Bedürfnissen der Gegenwart angepassten Fachwissenschaft. Gewiss lassen sich Metaphysik und Wissenschaft nicht etwa wie gleichwertige Zweige der Erkenntnis hinstellen. Dies hat Bergson getan und ist damit im Unrecht.[2]) Die Wissenschaft ist weitgehend selbst die Kritik der Metaphysik. Der logische Empirismus wirft jedoch das Denken, das allein diese Verhältnisse aufzuhellen vermag, ja jede die Fachwissenschaft selbst kritisch einbeziehende Theorie mit der Metaphysik zusammen. Wenn die Metaphysiker an den herrschenden Zuständen mitschuldig sind, indem ihre Sinndeutung diese glorifizierte, wenn ihre Ver-

---

[1]) Vgl. Hegel, Phänomenologie des Geistes, V C a. Werke II, S. 295 ff., besonders 309 ff. (Jubiläumsausgabe, Bd. II, S. 303 ff., besonders S. 317 ff.)
[2]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 321 ff.

kehrtheit im Reden besteht, so verstummt bei den Szientivisten der Mensch, und die Fachwissenschaft führt allein das Wort. Einer mittleren gesellschaftlichen Position entsprechend, erscheint ihnen der Feind auf beiden Seiten. Sie sind gegen das Denken, ob es mit der Vernunft nach vorwärts oder mit der Metaphysik nach rückwärts will. Die Verteidigung der Wissenschaft gegen die Theologie mittels erkenntnistheoretischer und logischer Argumente war fortschrittlich im siebzehnten Jahrhundert, die Philosophen machten sich zum Anwalt eines Faktors der neuen gesellschaftlichen Lebensweise. In unseren Tagen, in denen diese geschichtliche Form ihre Bedeutung für die Menschen längst geändert hat, immer noch zu meinen, das ihr zugehörige Fachwissen und der Betrieb seiner Herstellung sei die einzig legitime intellektuelle Betätigung, und was über sie hinausgehe, sei prinzipiell Theologie oder sonst ein transzendenter Glaube, oder die krasse Reaktion und Sinnwidrigkeit, zu meinen, der entscheidende Gegensatz habe sich nicht verschoben und sei nach wie vor und in derselben Schattierung Wissenschaft contra Metaphysik und Metaphysik contra Wissenschaft, setzt eine unendlich einfache Ansicht der historischen Situation voraus. Die Kenntnis, die von der Wissenschaft zutage gefördert ist, steht der Reproduktion des gesellschaftlichen Mechanismus zur Verfügung und wird andererseits zu seiner Überwindung mobilisiert. Die widerspruchsvollen Gestalten, in die sie auf solche Weise eingeht, kennzeichnen längst die geistige Situation, in der Fachwissen und Metaphysik, ohne es zu ahnen, zusammengekommen sind. Das Denken, das nicht dem Bestehenden und seinen vorgezeichneten Erlebnisformen, sondern einer glücklicheren Zukunft verhaftet ist, geht aus diesem Bestehenden selbst hervor. In einer Periode der Niederlage ist es naturgemäss wieder seltener geworden, sein Mangel ist identisch mit der allgemeinen Entmutigung. Für die Empiristen, auch die fortschrittlichsten, gibt es jedoch nur einen erkennbaren Feind. Sie verwirren heillos die Fronten und schimpfen jeden einen Metaphysiker oder Dichter, gleichviel ob er die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt oder sie beim Namen nennt. Aber auch den Dichter muss eine Philosophie verkennen, welche die Logik mit Logistik und die Vernunft mit der Physik verwechselt, denn sein Ziel braucht nicht bloss die Dichtung zu sein, sondern die Wahrheit, und es könnte leicht eintreten, dass eine Dichtung, die sich ebenso sauber in ihren Grenzen hält, wie es nach dem Positivismus das Erkennen tun soll, angesichts des Grauens dieser Tage ebenso verstummt, wie die unmittelbar betroffene Wissenschaft.

Auf den neuen Angriff darf die Metaphysik stolz sein; sie wird mit dem Denken verwechselt.

A Recent Attack on Metaphysics.

Metaphysics and science stand opposed in modern times. In the average mind, aspects of each exist side by side without real unity. Philosophers have for centuries struggled to resolve the contradictions and to give the intelligible universe a true unity. The modern school of „logical empiricism" seeks to achieve harmony by attributing validity only to the physical sciences. All statements that cannot be reduced to the concepts and judgments of the specialized disciplines are devoid of meaning for this school.

Each of the two components of this philosophy, namely, a certain form of logic and empiricism, contains errors. Traditional empiricism maintained that all knowledge is compounded from isolated perceptions. The new doctrine, however, holds that science has no immediate concern with perceptions, but that the statements of observers announcing such perceptions — „protocol statements" as they are called — constitute its only subject matter. The task of science is to organize this material in such a way that predictions may be made from it. The author attempts to show that this description holds only for a particular function of knowledge, which, to be sure, is highly significant for industry and technology. To the extent that thought is not limited to these ends, it performs other functions. Thought plays a particularly important role in establishing perceptions and in constructing a theoretical reflection of living reality. Empiricism totally ignores thought, together with all the intellectual factors which, bound up with definite interests, sketch a living picture of reality. The concept of history, which is only intelligible from subjectively determined goals, belongs among those concepts which logical empiricism must inevitably misconstrue because of its behavioristic theory of man.

Logistics, which modern empiricism adopts, is basically nothing but the old formal logic, enriched by a few theories and symbolic techniques. In the author's opinion, the separation of the form and content of knowledge, which is fundamental for logistics, has dubious validity. Confronted with more complex structures of knowledge, comprehensible only in their totality, logistics reveals its impotence. Furthermore, logistics conflicts with empiricism itself. Having derived their propositions from limited material, the empiricists should claim only limited validity for logistics, if they are consistent in their doctrine. But in setting itself up as a norm for criticizing metaphysical statements, logistics shows that it contradicts a doctrine which has use for facts alone.

Thus, logical empiricism does not destroy metaphysics. Since it subsumes under the term metaphysics all thought which transcends the special disciplines, romantic illusions as well as dialectical theories, it misunderstands the decisive contradictions of the present situation. In fact, it contributes to the general confusion, to a large extent. However important the achievements of the logical empiricists may be in special fields, they have failed to work out a clear philosophy.

La dernière attaque contre la métaphysique.

Métaphysique et science s'opposent dans les temps modernes. Des éléments empruntés aux deux modes de pensée se juxtaposent sans s'unir dans la conscience moyenne. Depuis des siècles, les philosophes s'efforcent de résoudre les contradictions et de donner à l'univers de notre intelligence une unité véritable. L'école moderne de „l'empirisme logique" veut arriver à cette harmonie en ne reconnaissant de valeur qu'aux sciences positives. Dans la mesure où des opinions ne se laissent pas réduire aux concepts et aux jugements des disciplines spécialisées, elles passent pour dénuées de signification.

Les deux composants de cette philosophie, une certaine forme de la logique et l'empirisme, contiennent l'un et l'autre des erreurs. L'ancien empirisme soutient que toute connaissance se ramène à des perceptions isolées. D'après la doctrine nouvelle, la science n'a pas affaire immédiatement à des perceptions ; cependant, les propositions d'observateurs qui constatent des perceptions, ce qu'on appelle les protocoles (Protokollsätze), constituent leur matière exclusive. La science aurait pour tâche d'ordonner cette matière de telle sorte que des prévisions soient toujours possibles. H. essaye de montrer que cette description ne vaut que pour une fonction spéciale de la connaissance, qui, il est vrai, a une signification particulière pour l'industrie et la technique. Dans la mesure où la pensée ne se limite pas à ces buts, elle exerce d'autres fonctions. Avant tout, la pensée joue un rôle de premier plan lorsqu'il s'agit d'ordonner les perceptions en une structure qui corresponde à l'ensemble du réel. L'empirisme ignore totalement la pensée, unité de tous les facteurs intellectuels, qui, liés sans doute à certains intérêts pratiques, permettent d'esquisser un tableau vivant de la réalité. Le concept de tendance historique, compréhensible seulement à partir de buts subjectivement déterminés, appartient au nombre de ceux que l'empirisme logique, par sa théorie behavioriste de l'homme, est inévitablement conduit à méconnaître.

La logistique, à laquelle l'empirisme moderne s'est uni, n'est au fond que la vieille logique formaliste, enrichie de quelques théories et de quelques procédés symboliques. La distinction de la forme et du contenu de la connaissance, qui se trouve à la base de la logique, apparaît à H. très suspecte. Lorsqu'on arrive à des connaissances complexes, compréhensibles seulement dans leur totalité, elle se révèle impuissante. De plus, la logique entre en conflit avec l'empirisme lui-même. Car, comme la logique a tiré ses propositions d'un matériel très restreint, elle n'a le droit de revendiquer qu'une modalité hypothétique, comme c'est le cas, d'après l'empirisme, pour les autres propositions générales. Mais en s'érigeant en norme vis-à-vis des opinions métaphysiques et en passant à la critique, elle montre qu'elle contredit une doctrine qui ne reconnaît que les faits.

Ainsi l'empirisme logique ne dépasse pas la métaphysique. Comme il embrasse sous le terme de métaphysique toute pensée qui va au delà des disciplines spéciales, les illusions romantiques aussi bien que les théories dialectiques, il méconnaît les contradictions décisives de la situation actuelle, et il contribue pour sa bonne part à la confusion générale. Quelque importants que soient, dans des domaines spécialisés, les travaux des partisans de l'empirisme logique, en tout cas, une claire philosophie leur fait défaut.

Über den affirmativen Charakter der Kultur.[1])

Von
Herbert Marcuse.

I

Die Lehre, dass alle menschliche Erkenntnis ihrem Sinn nach auf die Praxis bezogen sei, gehörte zum Kernbestand der antiken Philosophie. Aristoteles war der Ansicht, dass die erkannten Wahrheiten die Praxis führen sollten, sowohl in der alltäglichen Erfahrung wie in den Künsten und Wissenschaften. Die Menschen bedürfen in ihrem Daseinskampfe der Anstrengung der Erkenntnis, des Suchens der Wahrheit, weil ihnen nicht unmittelbar schon offenbar ist, was das für sie Gute, Zuträgliche und Richtige ist. Der Handwerker und der Kaufmann, der Kapitän und der Arzt, der Feldherr und der Staatsmann — alle müssen über das rechte Wissen in ihrem Sachgebiet verfügen, um so handeln zu können, wie es die jeweils wechselnde Situation erfordert.

Während Aristoteles an dem praktischen Charakter jeder Erkenntnis festhält, macht er einen bedeutsamen Unterschied zwischen den Erkenntnissen. Er ordnet sie gleichsam in einer Wertreihe, deren unterste Stelle das zweckmässige Bescheidwissen mit den notwendigen Dingen des alltäglichen Daseins einnimmt und auf deren oberster Stufe die philosophische Erkenntnis steht, die für keinen ausserhalb ihrer selbst liegenden Zweck, sondern nur noch um ihrer selbst willen geschieht und die den Menschen das höchste Glück gewähren soll. Innerhalb dieser Reihe liegt

[1]) Diese Arbeit ist durch die Ausführungen Max Horkheimers über den „affirmativen Charakter" und den „falschen Idealismus" der Kultur der neueren Zeit angeregt worden (vgl. diese Zeitschrift, V. Jahrgang 1936, bes. S. 219).

ein grundsätzlicher Einschnitt : zwischen dem Notwendigen und Nützlichen einerseits und dem „Schönen" andererseits. „Nun ist aber auch das ganze Leben geteilt in Musse und Arbeit und Krieg und Frieden, und die Tätigkeiten sind geteilt in notwendige und nützliche und in schöne."[1]) Indem diese Teilung selbst nicht in Frage gestellt wird, indem mit den anderen Bereichen des „Schönen" die „reine" Theorie sich zu einer selbständigen Tätigkeit neben und über den anderen Tätigkeiten verfestigt, bricht der ursprüngliche Anspruch der Philosophie zusammen : die Praxis nach den erkannten Wahrheiten zu gestalten. Die Trennung des Zweckmässigen und Notwendigen vom Schönen und vom Genuss ist der Anfang einer Entwicklung, welche das Feld freigibt für den Materialismus der bürgerlichen Praxis einerseits und für die Stillstellung des Glücks und des Geistes in einem Reservatbereich der „Kultur" andererseits.

In der Begründung, welche für die Verweisung der höchsten Erkenntnis und der höchsten Lust auf die reine zwecklose Theorie gegeben wird, kehrt ein Motiv immer wieder : Die Welt des Notwendigen, der alltäglichen Lebensbesorgung, ist unbeständig, unsicher, unfrei, — nicht bloss faktisch, sondern in ihrem Wesen. Die Verfügung über die materiellen Güter ist nie ganz das Werk menschlicher Tüchtigkeit und Weisheit ; der Zufall herrscht über sie. Das Individuum, welches sein höchstes Ziel : seine Glückseligkeit, in diese Güter setzt, macht sich zum Sklaven von Menschen und Dingen, die seiner Macht entzogen sind : es gibt seine Freiheit auf. Reichtum und Wohlstand kommen und bleiben nicht durch seine autonome Entscheidung, sondern durch die wechselnde Gunst undurchschaubarer Verhältnisse. Der Mensch unterwirft also seine Existenz einem ausserhalb seiner selbst liegenden Zweck. — Dass ein solcher äusserer Zweck allein schon den Menschen verkümmert und versklavt, setzt eine schlechte Ordnung der materiellen Lebensverhältnisse voraus, deren Reproduktion durch die Anarchie einander entgegengesetzter gesellschaftlicher Interessen geregelt wird, eine Ordnung, in der die Erhaltung des allgemeinen Daseins nicht mit dem Glück und der Freiheit der Individuen zusammengeht. Sofern die Philosophie um das Glück der Menschen besorgt ist — und die klassische antike Theorie hält an der Eudaimonie als dem höchsten Gut fest —, kann sie es nicht in der bestehenden materiellen Lebensgestaltung finden : sie muss deren Faktizität transzendieren.

Die Transzendierung betrifft mit der Metaphysik, Erkenntnis-

---

[1]) Aristoteles, Pol. 1333a, 30 ff.

theorie und Ethik auch die Psychologie. Wie die ausser-seelische Welt zerfällt die menschliche Seele in einen niederen und einen höheren Bereich; zwischen den Polen der Sinnlichkeit und der Vernunft spielt sich die Geschichte der Seele ab. Die Abwertung der Sinnlichkeit erfolgt aus denselben Motiven wie die der materiellen Welt: weil sie ein Feld der Anarchie, der Unbeständigkeit, der Unfreiheit ist. Die sinnliche Lust ist nicht an sich schlecht; sie ist schlecht, weil sie — wie die niederen Tätigkeiten des Menschen — in einer schlechten Ordnung sich erfüllt. Die „niederen Seelenteile" binden den Menschen an die Gier nach Erwerb und Besitz, Kauf und Verkauf; er wird dazu geführt, „um nichts anderes sich zu beeifern als um Geldbesitz und was etwa damit zusammenhängt."[1]) Entsprechend wird der „begehrliche" Seelenteil, der sich auf die sinnliche Lust richtet, von Plato auch der „geldliebende" genannt, „weil vorzüglich durch Geld die Begierden dieser Art befriedigt werden."[2])

In allen ontologischen Einteilungen des antiken Idealismus kommt die Schlechtigkeit einer gesellschaftlichen Wirklichkeit zum Ausdruck, in der die Erkenntnis der Wahrheit über das menschliche Dasein nicht mehr in die Praxis aufgenommen ist. Die Welt des Wahren, Guten und Schönen ist in der Tat eine „ideale" Welt, sofern sie jenseits der bestehenden Lebensverhältnisse liegt, jenseits einer Gestalt des Daseins, in welcher der grösste Teil der Menschen entweder als Sklaven arbeiten oder im Warenhandel ihr Leben verbringen und nur eine kleine Schicht überhaupt die Möglichkeit hat, sich um das zu kümmern, was über die Besorgung und Erhaltung des Notwendigen hinausliegt. Wenn die Reproduktion des materiellen Lebens unter der Herrschaft der Warenform sich vollzieht und das Elend der Klassengesellschaft immer wieder erzeugt, ist das Gute, Schöne und Wahre solchem Leben transzendent. Und wenn unter dieser Form alles zur Erhaltung und Sicherung des materiellen Lebens Notwendige hergestellt wird, ist das darüber Hinausliegende allerdings „überflüssig". Das, worauf es eigentlich für den Menschen ankommt: die höchsten Wahrheiten, die höchsten Güter und die höchsten Freuden sind durch einen Abgrund des Sinns vom Notwendigen getrennt, sie sind ein „Luxus". Aristoteles hat den Sachverhalt nicht verhüllt. Die „erste Wissenschaft", bei der auch das höchste Gut und die höchste Lust aufgehoben sind, ist das Werk der Musse einiger weniger, für die alle Lebensnotwendigkeiten schon anderweitig ausreichend besorgt sind. Die „reine Theorie" ist als Beruf einer

---

[1]) Plato, Republ. 525 und 553 (Übersetzung v. Schleiermacher).
[2]) Plato, a. a. O. 581.

Elite appropriiert und durch eiserne gesellschaftliche Schranken von dem grössten Teil der Menschheit abgeschlossen. — Aristoteles hat nicht behauptet, dass das Gute, Schöne und Wahre allgemeingültige und allgemein-verpflichtende Werte seien, die von „oben her" auch den Bereich des Notwendigen : der materiellen Lebensbesorgung, durchdringen und verklären sollten. Erst wenn dies beansprucht wird, ist der Begriff von Kultur ausgebildet, der ein Kernstück der bürgerlichen Praxis und Weltanschauung darstellt. Die antike Theorie meint mit der Höherwertigkeit der über das Notwendige hinausliegenden Wahrheiten auch das soziale „Oben" mit : es sind die Wahrheiten, die bei den herrschenden gesellschaftlichen Schichten beheimatet sein sollen. Und andererseits wird die gesellschaftliche Herrschaftsstellung dieser Schichten von der Theorie dadurch wenigstens noch mitbegründet, dass es deren „Beruf" sein soll, um die höchsten Wahrheiten Sorge zu tragen.

Die antike Theorie steht mit der aristotelischen Philosophie gerade an dem Punkt, wo der Idealismus vor den gesellschaftlichen Widersprüchen die Fahne streicht und diese Widersprüche als ontologische Sachverhalte ausspricht. Die platonische Philosophie kämpfte noch gegen die Lebensordnung der warenhandelnden Gesellschaft Athens. Platos Idealismus ist von gesellschaftskritischen Motiven durchzogen. Was von den Ideen her gesehen als Faktizität erscheint, ist die materielle Welt, in der Menschen und Dinge als Waren einander entgegentreten. Die rechte Ordnung der Seele wird zerstört durch die „Gier nach Reichtum, die den Menschen so in Anspruch nimmt, dass er für nichts anderes Zeit hat als für die Sorge um sein Hab und Gut. Daran hängt der Bürger mit ganzer Seele, und so kommt es eben, dass er auf nichts anderes denkt als den täglichen Gewinn..."[1]) Und es ist die eigentliche idealistische Grundforderung, dass diese materielle Welt entsprechend den in der Erkenntnis der Ideen gewonnenen Wahrheiten verändert und verbessert werde. Platos Antwort auf die Forderung ist sein Programm einer Neuorganisation der Gesellschaft. Aus ihm wird offenbar, wo er die Wurzel des Übels gesehen hat : er verlangt für die massgebenden Schichten die Aufhebung des Privateigentums (auch an Frauen und Kindern) und das Verbot des Warenhandels. Aber dasselbe Programm will die Gegensätze der Klassengesellschaft in der Tiefe des menschlichen Wesens begründen und verewigen : während der grösste Teil der Mitglieder des Staates vom Anfang bis zum Ende ihres Daseins auf

---

[1]) Plato, Leges 831. — Vgl. J. Brake, Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. Frankfurt a. M. 1935, S. 124 ff.

die freudlose Besorgung der Lebensnotwendigkeiten abgerichtet ist, bleibt der Genuss des Wahren, Guten und Schönen einer kleinen Elite als Beruf vorbehalten. — Aristoteles lässt zwar noch die Ethik in der Politik enden, aber die Neuorganisation der Gesellschaft steht bei ihm nicht mehr im Zentrum der Philosophie. In dem Masse wie er „realistischer" als Plato ist, ist sein Idealismus auch schon resignierter vor den geschichtlichen Aufgaben der Menschheit. Der wahre Philosoph ist für ihn nicht mehr wesentlich der wahre Staatsmann. Die Entfernung zwischen Faktizität und Idee ist grösser geworden, gerade weil sie enger zusammengedacht werden. Der Stachel des Idealismus : die Idee zu verwirklichen, stumpft sich ab. Die Geschichte des Idealismus ist auch die Geschichte seines Sich-Abfindens mit dem Bestehenden.

Hinter der ontologischen und erkenntnistheoretischen Trennung von Sinnen- und Ideenwelt, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Notwendigem und Schönem steckt nicht nur die Verwerfung, sondern zugleich auch schon die Entlastung einer schlechten geschichtlichen Form des Daseins. Die materielle Welt (womit hier die mannigfachen Gestalten des jeweils „unteren" Beziehungsgliedes jener Relation zusammengefasst sein sollen) ist an sich selbst blosser Stoff, blosse Möglichkeit, mehr dem Nicht-Sein als dem Sein verwandt und wird nur, sofern sie an der „oberen" Welt teilnimmt, zur Wirklichkeit. In allen ihren Gestalten bleibt die materielle Welt eben Materie, Stoff für etwas anderes, das ihr erst Wert verleiht. Alle Wahrheit, Güte und Schönheit kann ihr nur „von oben" kommen : von Gnaden der Idee. Und alle Tätigkeit der materiellen Lebensbesorgung bleibt ihrem Wesen nach unwahr, schlecht, hässlich. Mit diesen Charakteren aber ist sie so notwendig, wie der Stoff notwendig ist für die Idee. Das Elend der Sklavenarbeit, die Verkümmerung von Menschen und Dingen zur Ware, die Freudlosigkeit und Gemeinheit, in der sich das Ganze der materiellen Daseinsverhältnisse immer wieder reproduziert, stehen diesseits des Interesses der idealistischen Philosophie, weil sie ja noch gar nicht die eigentliche Wirklichkeit sind, die Gegenstand dieser Philosophie ist. Auf Grund ihrer unabdingbaren Stofflichkeit ist die materielle Praxis von der Verantwortung für das Wahre, Gute und Schöne entlastet, das vielmehr in der Beschäftigung mit der Theorie aufgehoben sein soll. Die ontologische Sonderung der ideellen von den materiellen Werten beruhigt den Idealismus in allem, was die materiellen Lebensvorgänge betrifft. Aus einer bestimmten geschichtlichen Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Klassenschichtung wird ihm eine ewige, metaphysische Form des Verhältnisses von Notwendigem und Schönem, Materie und Idee.

In der bürgerlichen Epoche hat die Theorie des Verhältnisses zwischen Notwendigem und Schönem, Arbeit und Genuss entscheidende Veränderungen erfahren. Zunächst verschwindet die Ansicht, nach der die Beschäftigung mit den höchsten Werten an bestimmte gesellschaftliche Schichten als Beruf appropriiert sei. An ihre Stelle tritt die These von der Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit der „Kultur". Die antike Theorie hatte mit gutem Gewissen ausgesprochen, dass die meisten Menschen ihr Dasein mit der Besorgung der Lebensnotwendigkeiten verbringen müssen, während ein kleiner Teil sich dem Genuss und der Wahrheit widmet. So wenig sich der Sachverhalt geändert hat : das gute Gewissen ist verloren gegangen. Die freie Konkurrenz stellt die Individuen als Käufer und Verkäufer von Arbeitskraft einander gegenüber. Die reine Abstraktheit, auf welche die Menschen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen reduziert sind, erstreckt sich auch auf den Umgang mit den ideellen Gütern. Es soll nicht mehr wahr sein, dass die einen geboren und würdig sind für die Arbeit, die anderen für die Musse, die einen für das Notwendige, die anderen für das Schöne. Wie jedes Individuum unmittelbar zum Markte ist (ohne dass seine persönlichen Eigenschaften und Bedürfnisse anders relevant werden als warenmässig), so auch unmittelbar zu Gott, unmittelbar zu Schönheit, Güte und Wahrheit. Als abstrakte Wesen sollen alle Menschen an diesen Werten in gleicher Weise teilnehmen. Wie in der materiellen Praxis das Produkt von den Produzenten sich trennt und in der allgemeinen Dingform des „Gutes" sich verselbständigt, so verfestigt sich in der kulturellen Praxis das Werk, sein Gehalt zu einem allgemeingültigen „Werte". Die Wahrheit eines philosophischen Urteils, die Güte einer moralischen Handlung, die Schönheit eines Kunstwerks sollen ihrem Wesen nach jeden ansprechen, jeden betreffen, jeden verpflichten. Ohne Unterschied des Geschlechts und der Geburt, unbeschadet ihrer Stellung im Produktionsprozess haben sich die Individuen den kulturellen Werten zu unterwerfen. Sie haben sie in ihr Leben aufzunehmen, ihr Dasein von ihnen durchdringen und verklären zu lassen. Die „Zivilisation" wird beseelt durch die „Kultur".

Auf die verschiedenen Versuche, den Begriff der Kultur zu definieren, wird hier nicht eingegangen. Es gibt einen Kulturbegriff, der ein für die Sozialforschung wichtiges Werkzeug darstellen kann, weil in ihm die Verflochtenheit des Geistes in den geschichtlichen Prozess der Gesellschaft ausgesprochen wird. Er meint das jeweilige Ganze des gesellschaftlichen Lebens, sofern darin sowohl die Gebiete der ideellen Reproduktion (Kultur im engeren Sinne, als die „geistige Welt") als auch der materiellen

Reproduktion (der „Zivilisation") eine historisch abhebbare und begreifbare Einheit bilden.[1]) Es gibt jedoch noch eine andere sehr verbreitete Verwendung des Kulturbegriffs, bei welcher die geistige Welt aus einem gesellschaftlichen Ganzen herausgehoben und hierdurch die Kultur zu einem (falschen) Kollektivum und zu einer (falschen) Allgemeinheit erhöht wird. Dieser zweite Kulturbegriff (besonders ausgeprägt in Wendungen wie „nationale Kultur", „germanische Kultur" oder „romanische Kultur") spielt die geistige Welt gegen die materielle Welt aus, indem er die Kultur als das Reich der eigentlichen Werte und Selbst-Zwecke der gesellschaftlichen Nutz- und Mittel-Welt entgegenhält. Durch ihn wird die Kultur von der Zivilisation unterschieden und vom Gesellschaftsprozess soziologisch und wertmässig entfernt.[2]) Er ist selbst schon auf dem Boden einer bestimmten geschichtlichen Gestalt der Kultur erwachsen, die im folgenden als affirmative Kultur bezeichnet wird. Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche des Abendlandes angehörige Kultur verstanden, welche im Lauf ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist, die aber jedes Individuum „von innen her", ohne jene Tatsächlichkeit zu verändern, für sich realisieren kann. Erst in dieser Kultur gewinnen die kulturellen Tätigkeiten und Gegenstände ihre hoch über den Alltag emporgesteigerte Würde : ihre Rezeption wird zu einem Akt der Feierstunde und der Erhebung.

Mag die Unterscheidung von Zivilisation und Kultur auch erst in jüngster Zeit zum terminologischen Rüstzeug der Geisteswissenschaften geworden sein, — der durch sie ausgedrückte Sachverhalt ist für die Lebenspraxis und Weltanschauung des bürgerlichen Zeitalters seit langem charakteristisch. „Zivilisation und Kultur" ist nicht einfach eine Übersetzung des antiken Verhältnisses von Zweckmässigem und Zwecklosem, Notwendigem und Schönem. Indem das Zwecklose und Schöne verinnerlicht und mit den

---

[1]) Vgl. Studien über Autorität und Familie. Schriften des Instituts für Sozialforschung, Bd. V, Paris 1936, S. 7 ff.

[2]) O. Spengler fasst das Verhältnis von Zivilisation und Kultur nicht als Gleichzeitigkeit, sondern als „notwendiges organisches Nacheinander" auf : die Zivilisation ist das unausweichliche Schicksal und Ende jeder Kultur (Der Untergang des Abendlandes, I. Bd., 23.-32. Aufl., München 1920, S. 43 f.). An der oben angedeuteten traditionellen Bewertung von Kultur und Zivilisation wird durch solche Umformulierung nichts geändert.

Qualitäten der verpflichtenden Allgemeingültigkeit und der erhabenen Schönheit zu den kulturellen Werten des Bürgertums gemacht werden, wird in der Kultur ein Reich scheinbarer Einheit und scheinbarer Freiheit aufgebaut, worin die antagonistischen Daseinsverhältnisse eingespannt und befriedet werden sollen. Die Kultur bejaht und verdeckt die neuen gesellschaftlichen Lebensbedingungen.

Die Welt des Schönen jenseits des Notwendigen war für die Antike wesentlich eine Welt des Glücks, des Genusses. Die antike Theorie hatte noch nicht bezweifelt, dass es den Menschen auf dieser Welt zuletzt um ihre irdische Befriedigung, um ihr Glück geht. Zuletzt, — nicht zuerst. Zuerst ist der Kampf um die Erhaltung und Sicherung des blossen Daseins. Angesichts der dürftigen Entfaltung der Produktivkräfte in der antiken Wirtschaft kam es der Philosophie nicht in den Sinn, die materielle Praxis könne je so gestaltet werden, dass in ihr selbst Raum und Zeit für das Glück entstünde. Die Angst steht am Anfang aller idealistischer Lehren, die höchste Glückseligkeit in der ideellen Praxis zu suchen : Angst vor der Unsicherheit aller Lebensverhältnisse, vor dem „Zufall" des Verlusts, der Abhängigkeit, des Elends, aber auch Angst vor der Sättigung, dem Überdruss, dem Neid der Menschen und Götter. Doch die Angst um das Glück, welche die Philosophie zur Trennung des Schönen vom Notwendigen getrieben hatte, hält die Forderung nach Glück noch in der getrennten Sphäre aufrecht. Das Glück wird zum Reservatbereich, damit es überhaupt noch da sein kann. Es ist die höchste Lust, die der Mensch in der philosophischen Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen finden soll. Sie trägt die Gegenzüge der materiellen Faktizität : sie gibt das Dauernde im Wechsel, das Reine im Unreinen, das Freie im Unfreien.

Das abstrakte Individuum, welches mit dem Beginn der bürgerlichen Epoche als Subjekt der Praxis auftritt, wird, allein schon durch die neue gesellschaftliche Frontenbildung, auch zum Träger einer neuen Glücksforderung. Nicht mehr als Vertreter oder Delegat höherer Allgemeinheiten, sondern als je einzelnes Individuum soll es nun die Besorgung seines Daseins, die Erfüllung seiner Bedürfnisse selbst in die Hand nehmen, unmittelbar zu seiner „Bestimmung", seinen Zwecken und Zielen stehen, ohne die sozialen, kirchlichen und politischen Vermittlungen des Feudalismus. Sofern in solcher Forderung dem einzelnen ein grösserer Raum individueller Ansprüche und Befriedigungen zugewiesen war — ein Raum, den die sich entfaltende kapitalistische Produktion mit immer mehr Gegenständen möglicher Befriedigung als Waren zu füllen begann —, bedeutet die bürgerliche Befreiung des Indi-

viduums die Ermöglichung eines neuen Glücks. Ihre Allgemeingültigkeit wird sogleich zurückgenommen, da die abstrakte Gleichheit der Individuen in der kapitalistischen Produktion sich als konkrete Ungleichheit realisiert : nur ein kleiner Teil der Menschen verfügt über die nötige Kaufkraft, um sich die zur Sicherung seines Glücks erforderliche Warenmenge verschaffen zu können. Auf die Bedingungen zur Erlangung der Mittel erstreckt sich die Gleichheit nicht mehr. Bei den Schichten des bäuerlichen und städtischen Proletariats, auf die das Bürgertum im Kampf gegen die feudalen Mächte angewiesen war, konnte die abstrakte Gleichheit nur als wirkliche Gleichheit einen Sinn haben. Für das zur Herrschaft gekommene Bürgertum genügte die abstrakte Gleichheit, um wirkliche individuelle Freiheit und wirkliches individuelles Glück erscheinen zu lassen : es verfügte bereits über die materiellen Bedingungen, die solche Befriedigung verschaffen konnten. Ja das Stehenbleiben bei der abstrakten Gleichheit gehörte selbst zu den Bedingungen seiner Herrschaft, die durch das Weitertreiben des Abstrakten zum konkreten Allgemeinen gefährdet werden musste. Andererseits konnte es den allgemeinen Charakter der Forderung : dass sie sich auf alle Menschen erstrecke, nicht aufgeben, ohne sich selbst zu denunzieren und den beherrschten Schichten offen zu sagen, dass für den grössten Teil der Menschen in Bezug auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse alles beim alten bliebe ; es konnte dies umso weniger, je mehr der steigende gesellschaftliche Reichtum die wirkliche Erfüllung der allgemeinen Forderung zur realen Möglichkeit machte und mit dem relativ wachsenden Elend der Armen in Stadt und Land kontrastierte. So wird aus der Forderung ein Postulat, aus ihrem Gegenstand eine Idee. Die Bestimmung des Menschen, dem die allgemeine Erfüllung in der materiellen Welt versagt ist, wird als Ideal hypostasiert.

Die aufsteigenden bürgerlichen Gruppen hatten ihre Forderung nach einer neuen gesellschaftlichen Freiheit durch die allgemeine Menschenvernunft begründet. Dem Glauben an die gottgesetzte Ewigkeit einer hemmenden Ordnung hielten sie ihren Glauben an den Fortschritt, an eine bessere Zukunft entgegen. Aber die Vernunft und die Freiheit reichten nicht weiter als das Interesse eben jener Gruppen, das mehr und mehr zu dem Interesse des grössten Teils der Menschen in Gegensatz trat. Auf die anklagenden Fragen gab das Bürgertum eine entscheidende Antwort : die affirmative Kultur. Sie ist in ihren Grundzügen idealistisch. Auf die Not des isolierten Individuums antwortet sie mit der allgemeinen Menschlichkeit, auf das leibliche Elend mit der Schönheit der Seele, auf die äussere Knechtschaft mit der inneren Freiheit, auf den brutalen Egoismus mit dem Tugendreich der

Pflicht. Hatten zur Zeit des kämpferischen Aufstiegs der neuen Gesellschaft alle diese Ideen einen fortschrittlichen, über die erreichte Organisation des Daseins hinausweisenden Charakter, so treten sie in steigendem Masse mit der sich stabilisierenden Herrschaft des Bürgertums in den Dienst der Niederhaltung unzufriedener Massen und der blossen rechtfertigenden Selbsterhebung : sie verdecken die leibliche und psychische Verkümmerung des Individuums.

Aber der bürgerliche Idealismus ist nicht nur eine Ideologie : er spricht auch einen richtigen Sachverhalt aus. Er enthält nicht nur die Rechtfertigung der bestehenden Daseinsform, sondern auch den Schmerz über ihren Bestand ; nicht nur die Beruhigung bei dem, was ist, sondern auch die Erinnerung an das, was sein könnte. Indem die grosse bürgerliche Kunst das Leid und die Trauer als ewige Weltkräfte gestaltet hat, hat sie die leichtfertige Resignation des Alltags immer wieder im Herzen der Menschen zerbrochen ; indem sie die Schönheit der Menschen und Dinge und ein überirdisches Glück in den leuchtenden Farben dieser Welt gemalt hat, hat sie neben dem schlechten Trost und der falschen Weihe auch die wirkliche Sehnsucht in den Grund des bürgerlichen Lebens eingesenkt. Wenn sie den Schmerz und die Trauer, die Not und die Einsamkeit zu metaphysischen Mächten steigert, wenn sie die Individuen über die gesellschaftlichen Vermittlungen hinweg in nackter seelischer Unmittelbarkeit gegeneinander und gegen die Götter stellt, so steckt in dieser Übersteigerung die höhere Wahrheit : dass eine solche Welt nicht durch dieses oder jenes geändert werden kann, sondern nur durch ihren Untergang. Die klassische bürgerliche Kunst hat ihre Idealgestalten so weit von dem alltäglichen Geschehen entfernt, dass die in diesem Alltag leidenden und hoffenden Menschen sich nur durch den Sprung in eine total andere Welt wiederfinden können. So hat die Kunst den Glauben genährt, dass die ganze bisherige Geschichte zu dem kommenden Dasein nur die dunkle und tragische Vorgeschichte ist. Und die Philosophie hat die Idee ernst genug genommen, um noch für ihre Verwirklichung besorgt zu sein. Hegels System ist der letzte Protest gegen die Entwürdigung der Idee : gegen das geschäftige Spiel mit dem Geiste als einem Gegenstande, der mit der Geschichte der Menschen eigentlich nichts zu tun hat. Der Idealismus hat immerhin daran festgehalten, dass der Materialismus der bürgerlichen Praxis nicht das letzte Wort ist und dass die Menschheit darüber hinauszuführen sei. Er gehört einer fortschrittlicheren Stufe der Entwicklung an als der späte Positivismus, der (wie an anderer Stelle dieses Heftes gezeigt) in seinem Kampf gegen die metaphysischen Ideen nicht nur ihren metaphysischen Charakter,

sondern auch ihre Inhalte durchstreicht und sich unentrinnbar der bestehenden Ordnung verbindet.

Die Kultur soll die Sorge für den Glücksanspruch der Individuen übernehmen. Aber die gesellschaftlichen Antagonismen, die ihr zugrundeliegen, lassen den Anspruch nur als verinnerlichten und rationalisierten in die Kultur eingehen. In einer Gesellschaft, welche sich durch die wirtschaftliche Konkurrenz reproduziert, stellt schon die Forderung nach einem glücklicheren Dasein des Ganzen eine Rebellion dar : den Menschen auf den Genuss irdischen Glücks verweisen, das bedeutet, ihn jedenfalls nicht auf die Erwerbsarbeit, nicht auf den Profit, nicht auf die Autorität jener ökonomischen Mächte verweisen, die dieses Ganze am Leben erhalten. Der Glücksanspruch hat einen gefährlichen Klang in einer Ordnung, die für die meisten Not, Mangel und Mühe bringt. Die Widersprüche solcher Ordnung treiben dazu, den Anspruch zu idealisieren. Aber die wirkliche Befriedigung der Individuen lässt sich nicht in eine idealistische Dynamik einspannen, welche die Erfüllung immer wieder hinausschiebt oder überhaupt nur in das Streben nach dem nie schon Erreichten verlegt. Nur gegen die idealistische Kultur kann sie sich durchsetzen ; nur gegen diese Kultur wird sie als allgemeine Forderung laut. Sie tritt auf als die Forderung nach einer wirklichen Veränderung der materiellen Daseinsverhältnisse, nach einem neuen Leben, nach einer neuen Gestalt der Arbeit und des Genusses. So bleibt sie wirksam in den revolutionären Gruppen, die seit dem ausgehenden Mittelalter die sich ausbreitende neue Ungerechtigkeit bekämpfen. — Und während der Idealismus die Erde der bürgerlichen Gesellschaft überlässt und seine Ideen selbst unwirklich macht, indem er sich mit dem Himmel und der Seele begnügt, nimmt die materialistische Philosophie die Sorge um das Glück ernst und kämpft um seine Realisierung in der Geschichte. In der Philosophie der Aufklärung wird dieser Zusammenhang deutlich. „Die falsche Philosophie kann, wie die Theologie, uns ein ewiges Glück versprechen und, uns in schönen Chimären wiegend, dorthin uns führen auf Kosten unserer Tage oder unserer Lust. Die wahre Philosophie, wohl verschieden von jener und weiser als sie, gibt nur ein zeitliches Glück zu ; sie sät die Rosen und Blumen auf unserem Pfad und lehrt uns sie pflücken.“[1]) Dass es um das Glück der Menschen geht, gibt auch die idealistische Philosophie zu. In der Auseinandersetzung mit dem Stoizismus übernimmt die Aufklärung aber

[1]) La Mettrie, Discours sur le Bonheur. Œuvres Philosophiques, Berlin 1775, Bd. II, S. 102.

gerade jene Gestalt der Glücksforderung, welche in den Idealismus nicht eingeht und mit der die affirmative Kultur nicht fertig wird: „Und wie werden wir Anti-Stoiker sein! Diese Philosophen sind streng, traurig, hart; wir werden zart, froh und gefällig sein. Ganz Seele, abstrahieren sie von ihrem Körper; ganz Körper, werden wir von unserer Seele abstrahieren. Sie zeigen sich unzugänglich der Lust und dem Schmerz; wir werden stolz sein, das eine wie das andere zu fühlen. Auf das Erhabene ausgerichtet, erheben sie sich über alle Geschehnisse und glauben sich nur soweit wahrhaft Mensch, als sie aufhören zu sein. Wir, wir werden nicht verfügen über das, was uns beherrscht; wir werden nicht unseren Empfindungen gebieten: indem wir ihre Herrschaft und unsere Knechtschaft zugestehen, werden wir versuchen, sie uns angenehm zu machen, in der Überzeugung, dass eben hier das Glück des Lebens liegt; und endlich werden wir uns umso glücklicher glauben, je mehr wir Mensch sind, oder umso würdiger des Daseins, je mehr wir Natur, Menschlichkeit und alle sozialen Tugenden empfinden; wir werden keine anderen anerkennen, noch ein anderes Leben als dieses hier."[1])

II

Die affirmative Kultur hat mit ihrer Idee der reinen Menschlichkeit die geschichtliche Forderung der allgemeinen Befreiung des Individuums aufgenommen. „Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres, als Humanität im Menschen."[2]) In diesem Begriff soll alles zusammengefasst sein, was auf „des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde"[3]) ausgerichtet ist. Alle menschlichen Gesetze und Regierungsformen sollten nur den einen Zweck haben: „dass jeder, unbefehdet vom andern, seine Kräfte üben und einen schöneren, freieren Genuss des Lebens sich erwerben könnte."[4]) Das Höchste, was aus dem Menschen gemacht werden kann, weist in seiner Verwirklichung auf eine Gemeinschaft freier und vernünftiger Personen, in der jeder dieselbe Möglichkeit zur Entfaltung und Erfüllung aller seiner Kräfte hat. Der Begriff der Person,

---

[1]) a. a. O., S. 86 f.

[2]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 15. Buch, 1. Abschnitt (Werke, hrsg. v. Bernh. Suphan, Berlin 1877-1913, Bd. XIV, S. 208).

[3]) a. a. O., 4. Buch, 6. Abschnitt (Werke, a. a. O., Bd. XIII, S. 154).

[4]) a. a. O., 15. Buch, 1. Abschnitt (Werke, a. a. O., Bd. XIV, S. 209).

in dem der Kampf gegen unterdrückende Kollektivitäten bis heute lebendig geblieben ist, wendet sich über die sozialen Gegensätze und Konventionen hinweg an alle Individuen. Niemand nimmt dem einzelnen die Last seines Daseins ab; aber niemand schreibt ihm auch sein Dürfen und sein Tun vor — niemand ausser dem „Gesetz in seiner eigenen Brust“. „Die Natur hat gewollt, dass der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner andern Glückseligkeit oder Vollkommenheit teilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch eigene Vernunft verschafft hat.“[1]) Aller Reichtum und alle Armut kommen aus ihm selbst und schlagen auf ihn selbst zurück. Jedes Individuum ist unmittelbar zu sich selbst : ohne irdische und himmlische Vermittlungen. Und so ist es auch unmittelbar zu allen anderen. Die klarste Darstellung hat diese Idee der Person in der klassischen Dichtkunst seit Shakespeare gefunden. In ihren Dramen sind die Personen einander so nahe, dass es zwischen ihnen nichts prinzipiell Unsagbares, Unaussprechbares gibt. Der Vers macht möglich, was in der Prosa der Wirklichkeit schon unmöglich geworden ist. In Versen sprechen die Personen über alle gesellschaftlichen Isolierungen und Distanzierungen hinweg von den ersten und letzten Dingen. Sie überwinden die faktische Einsamkeit in der Glut der grossen und schönen Worte, oder sie lassen die Einsamkeit selbst in metaphysischer Schönheit erscheinen. Verbrecher und Heiliger, Fürst und Diener, Weiser und Narr, reich und arm vereinigen sich in einer Diskussion, aus deren freiem Ablauf die Wahrheit herausleuchten soll. Die Einheit, welche die Kunst darstellt, die reine Menschlichkeit ihrer Personen ist unwirklich ; sie ist das Gegenbild dessen, was in der gesellschaftlichen Wirklichkeit geschieht. Die kritisch-revolutionäre Kraft des Ideals, das gerade in seiner Unwirklichkeit die besten Sehnsüchte der Menschen inmitten einer schlechten Realität wachhält, wird in jenen Zeiten wieder deutlich, wo der Verrat der saturierten Schichten an ihren eigenen Idealen ausdrücklich vollzogen wird. Das Ideal war freilich so konzipiert, dass weniger seine vorwärtstreibenden als seine retardierenden, weniger seine kritischen als seine rechtfertigenden Charaktere dominieren. Seine Realisierung soll durch die kulturelle Bildung der Individuen in Angriff genommen werden. Die Kultur meint nicht so sehr eine bessere wie eine edlere Welt : eine Welt, die nicht durch einen Umsturz der materiellen Lebensordnung, sondern durch ein Geschehen in der Seele

---

[1]) Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, 3. Satz (Werke, hrsg. v. E. Cassirer, Berlin 1912 ff., Bd. IV, S. 153).

des Individuums herbeigeführt werden soll. Humanität wird zu einem inneren Zustand; Freiheit, Güte, Schönheit werden zu seelischen Qualitäten: Verständnis für alles Menschliche, Wissen um das Grosse aller Zeiten, Würdigung alles Schweren und Erhabenen, Respekt vor der Geschichte, in der das alles geworden ist. Aus solchem Zustand soll ein Handeln fliessen, das nicht gegen die gesetzte Ordnung anrennt. Kultur hat nicht, wer die Wahrheiten der Humanität als Kampfruf versteht, sondern als Haltung. Diese Haltung führt zu einem Sich-benehmen-können: bis in die alltäglichsten Verrichtungen hinein Harmonie und Abgewogenheit zeigen. Die Kultur soll das Gegebene veredelnd durchdringen, — nicht ein Neues an seine Stelle setzen. So erhebt sie das Individuum, ohne es aus seiner tatsächlichen Erniedrigung zu befreien. Sie spricht von der Würde „des" Menschen, ohne sich um einen tatsächlichen würdigeren Zustand der Menschen zu kümmern. Die Schönheit der Kultur ist vor allem eine innere Schönheit und kann auch dem Äusseren nur von innen her zukommen. Ihr Reich ist wesentlich ein Reich der Seele.

Dass es in der Kultur um seelische Werte geht, ist mindestens seit Herder konstitutiv für den affirmativen Kulturbegriff. Die seelischen Werte gehören zur Definition der Kultur gegenüber der blossen Zivilisation. Alfred Weber zieht nur die Konsequenz aus einer schon lange wirksamen Begriffsbildung, wenn er definiert: „Kultur... ist bloss, was seelischer Ausdruck, seelisches Wollen ist, und damit Ausdruck und Wollen eines hinter aller intellektuellen Daseinsbeherrschung dahinterliegenden ‚Wesens', einer ‚Seele', die bei ihrem Ausdrucksstreben und ihrem Wollen gar nicht nach Zweckmässigkeit und Nützlichkeit fragt...". „Daraus folgt der Begriff der Kultur als der jeweiligen Ausdrucks- und Erlösungsform des Seelischen in der materiell und geistig gebotenen Daseinssubstanz."[1]) Die Seele, wie sie solcher Auffassung zugrundeliegt, ist anderes und mehr als die Gesamtheit der psychischen Kräfte und Mechanismen (so, wie sie etwa in der empirischen Psychologie Gegenstand werden): sie soll dieses nicht-körperliche Sein des Menschen als die eigentliche Substanz des Individuums andeuten.

Der Substanzcharakter der Seele ist seit Descartes auf der Einzigartigkeit des Ich als Res cogitans gegründet. Während

---

[1]) Alfred Weber, Prinzipielles zur Kultursoziologie. In: Archiv für Sozialwissenschaft, 47. Bd., 1920/21, S. 29 f. — Vgl. G. Simmel, Der Begriff und die Tragödie der Kultur, wo „der Weg der Seele zu sich selbst" als die der Kultur zugrundeliegende Tatsache beschrieben wird (Philosophische Kultur, Leipzig 1919, S. 222). — O. Spengler bezeichnet die Kultur als „die Verwirklichung des seelisch Möglichen" (Der Untergang des Abendlandes, I. Bd., a. a. O., S. 418).

die ganze ausser-ichliche Welt zur prinzipiell messbaren und in ihrer Bewegung berechenbaren Materie wird, entzieht sich das Ich als einzige Dimension der Wirklichkeit dem materialistischen Rationalismus des aufsteigenden Bürgertums. Indem das Ich als wesensverschiedene Substanz der Körperwelt gegenübertritt, geschieht eine merkwürdige Aufteilung des Ichs in zwei Bereiche. Das Ich als Subjekt des Denkens (mens, Geist) bleibt in selbstgewisser Eigenständigkeit diesseits des Seins der Materie, gleichsam ihr Apriori, während Descartes das Ich als Seele (anima), als Subjekt der „Leidenschaften" (Liebe und Hass, Freude und Trauer, Eifersucht, Scham, Reue, Dankbarkeit usw.) materialistisch zu erklären versucht. Die Leidenschaften der Seele werden auf den Blutkreislauf und dessen Veränderung im Gehirn zurückgeführt. Die Zurückführung gelingt nicht ganz. Es werden zwar alle Muskelbewegungen und Sinnesempfindungen von den Nerven abhängig gedacht, die „wie feine Fäden oder Röhrchen aus dem Gehirn kommen", aber die Nerven selbst sollen „eine sehr feine Luft, einen Hauch enthalten, den man die Lebensgeister nennt."[1]) Trotz dieses immateriellen Restes ist die Tendenz der Interpretation eindeutig : das Ich ist entweder Geist (Denken, cogito me cogitare) oder, sofern es nicht blosses Denken, cogitatio, ist, ist es nicht mehr eigentlich Ich, sondern körperlich : die ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Tätigkeiten gehören dann der Res extensa an.[2]) Und doch lassen sie sich nicht ganz in Materie auflösen. Die Seele bleibt ein unbeherrschtes Zwischenreich zwischen der unerschütterlichen Selbstgewissheit des reinen Denkens und der mathematisch-physikalischen Gewissheit des materiellen Seins. Das, was später eigentlich die Seele ausmacht : die Gefühle, Begierden, Triebe und Sehnsüchte des Individuums fallen schon im Ansatz der Vernunftphilosophie aus dem System heraus. Die Stellung der empirischen Psychologie, also der wirklich von der menschlichen Seele handelnden Disziplin, innerhalb der Vernunftphilosophie ist charakteristisch : sie kommt vor, ohne durch die Vernunft selbst gerechtfertigt werden zu können. Kant hat gegen die Behandlung der empirischen Psychologie innerhalb der rationalen Metaphysik (bei Baumgarten) polemisiert : sie muss „aus der Metaphysik gänzlich verbannt sein und ist schon durch die Idee derselben davon gänzlich ausgeschlossen." Aber er fährt fort : „Gleichwohl wird man ihr nach dem Schulgebrauch doch noch

---

[1]) Descartes, Über die Leidenschaften der Seele, Artikel VII.
[2]) Vgl. Descartes' Antwort auf die Einwände Gassendis zur zweiten Meditation (Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, übers. von A. Buchenau, Leipzig 1915, S. 327 f.).

immer (obzwar nur als Episode) ein Plätzchen darin verstatten müssen, und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, dass sie allein ein Studium ausmachen, und doch zu wichtig, als dass man sie ganz ausstossen oder anderwärts anheften sollte... Es ist also bloss ein so lange aufgenommener Fremdling, dem man auf einige Zeit einen Aufenthalt vergönnt, bis er in einer ausführlichen Anthropologie (...) seine eigene Behausung wird beziehen können."[1]) Und in der Metaphysik-Vorlesung von 1792/93 äussert sich Kant noch skeptischer über diesen „Fremdling" : „Ist eine empirische Psychologie als Wissenschaft möglich ? Nein — unsre Kenntnis von der Seele ist gar zu eingeschränkt."[2])

Die Fremdheit der Vernunftphilosophie gegenüber der Seele weist auf einen entscheidenden Sachverhalt hin. In den gesellschaftlichen Arbeitsprozess geht die Seele in der Tat nicht ein. Die konkrete Arbeit ist auf die abstrakte reduziert, die den Tausch der Arbeitsprodukte als Waren ermöglicht. Die Idee der Seele scheint auf die Lebensbezirke hinzudeuten, mit denen die abstrakte Vernunft der bürgerlichen Praxis nicht fertig wird. Die Bearbeitung der Materie wird gleichsam nur von einem Teil der Res cogitans geleistet : von der technischen Vernunft. Beginnend mit der manufakturmässigen Teilung der Arbeit und vollendet in der Maschinenindustrie, treten „die geistigen Potenzen des materiellen Produktionsprozesses" den unmittelbaren Produzenten „als fremdes Eigentum und sie beherrschende Macht"[3]) gegenüber. Sofern das Denken nicht unmittelbar technische Vernunft ist, löst es sich seit Descartes mehr und mehr von der bewussten Verbindung mit der gesellschaftlichen Praxis und lässt die Verdinglichung stehen, die es selbst befördert. Wenn in dieser Praxis die menschlichen Beziehungen als sachliche Verhältnisse, als Gesetze der Dinge selbst erscheinen, so überlässt die Philosophie das Individuum diesem Schein, indem sie sich auf die transzendentale Konstitution der Welt in der reinen Subjektivität zurückzieht. Die Transzendentalphilosophie kommt an die Verdinglichung nicht heran : sie untersucht nur den Prozess der Erkenntnis der je schon verdinglichten Welt.

Durch die Dichotomie von Res cogitans und Res extensa wird die Seele nicht getroffen : sie lässt sich weder als blosse Res cogitans noch als blosse Res extensa verstehen. Kant hat die rationale

---

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft. Werke, a. a. O., Bd. III, S. 567.
[2]) Die philosophischen Hauptvorlesungen Immanuel Kants, hrsg. v. A. Kowalewski. München u. Leipzig 1924, S. 602.
[3]) Marx, Das Kapital. Ausgabe Meissner, Hamburg. Bd. I, S. 326.

Psychologie zerstört, ohne die empirische Psychologie zu erreichen. Bei Hegel ist jede einzelne Bestimmung der Seele vom Geist her begriffen, in den sie als in ihre Wahrheit übergeht. Die Seele ist für Hegel wesentlich dadurch charakterisiert, dass sie „noch nicht Geist" ist.[1]) Wo innerhalb seiner Lehre vom subjektiven Geist die Psychologie, also die menschliche Seele abgehandelt wird, ist nicht mehr Seele, sondern Geist Leitbegriff. Hegel behandelt die Seele vornehmlich in der „Anthropologie", wo sie noch ganz „an die Naturbestimmungen gebunden" ist.[2]) Hier spricht Hegel von dem allgemeinen planetarischen Leben, von den natürlichen Rassen-Unterschieden, von den Lebensaltern, vom Magischen, vom Somnambulismus, von verschiedenen Formen psychopathischen Selbstgefühls und — nur auf wenigen Seiten — von der „wirklichen Seele", welche ihm nichts anderes ist als der Übergang zum Ich des Bewusstseins, womit die Seelenlehre als Anthropologie bereits verlassen und die Phänomenologie des Geistes erreicht ist. Die Seele verfällt also teils der physiologischen Anthropologie, teils der Philosophie des Geistes : auch im grössten System der bürgerlichen Vernunftphilosophie gibt es für die Eigenständigkeit der Seele keinen Ort. Die eigentlichen Gegenstände der Psychologie : Gefühle, Triebe, Wille kommen zu Worte nur als Daseinsformen des Geistes.

Die affirmative Kultur meint jedoch mit der Seele gerade das, was nicht Geist ist ; ja der Seelenbegriff tritt in einen immer schärferen Gegensatz zum Geistbegriff. Was mit Seele gemeint ist, „bleibt dem taghellen Geiste, dem Verstande, der empirischen Tatsachenforschung für immer unzugänglich... Eher liesse sich ein Thema von Beethoven mit dem Seziermesser oder Säure zerlegen als die Seele durch die Mittel des abstrakten Denkens."[3]) Durch die Idee der Seele werden die nicht-leiblichen Vermögen, Tätigkeiten und Eigenschaften des Menschen (nach der traditionellen Einteilung sein Vorstellen, Fühlen und Begehren) zu einer unteilbaren Einheit zusammengefasst, — eine Einheit, welche sich in allem Verhalten des Individuums manifest durchhält und erst seine Individualität konstituiert.

Der für die affirmative Kultur typische Begriff der Seele ist nicht von der Philosophie geprägt worden : die Belege aus Descartes, Kant und Hegel sollten nur auf die Verlegenheit der Philosophie gegenüber der Seele hinweisen.[4]) Ihren ersten posi-

---

[1]) Hegel, Enzyklopaedie der philosophischen Wissenschaften, Bd. II, § 388.
[2]) Ebenda, § 387, Zusatz.
[3]) O. Spengler, a. a. O., S. 406.
[4]) Charakteristisch ist die Einführung des Seelenbegriffs in der Herbartschen Psychologie : die Seele ist „nicht irgendwo und nicht irgendwann"; sie hat „garkeine

tiven Ausdruck hat die Idee der Seele in der Literatur der Renaissance gefunden. Hier ist die Seele zunächst ein unerforschter Teil der zu entdeckenden und zu geniessenden Welt, auf den jene Forderungen erstreckt werden, mit deren Verkündung die neue Gesellschaft die rationale Beherrschung der Welt durch den befreiten Menschen begleitet hatte : Freiheit und Selbstwert des Individuums. Der Reichtum der Seele, des „Innenlebens" ist so das Korrelat neu erschlossener Reichtümer des äusseren Lebens. Das Interesse an den bisher vernachlässigten „individuellen, unvergleichbaren, lebendigen Zuständen" der Seele gehörte zu dem Programm : „sein Leben voll und ganz auszuleben."[1]) Die Beschäftigung mit der Seele „wirkt auf die zunehmende Differenzierung der Individualitäten, und sie erhöht das lebensfreudige Bewusstsein der Menschen von einer in dem Menschenwesen gegründeten natürlichen Entfaltung."[2]) — Von der Vollendung der affirmativen Kultur, also etwa vom 18. und 19. Jahrhundert her gesehen, erscheint solcher seelischer Anspruch wie ein unerfülltes Versprechen. Die Idee der „natürlichen Entfaltung" ist geblieben ; aber sie meint vor allem die innere Entfaltung. In der äusseren Welt kann sich die Seele nicht frei ausleben. Die Organisation dieser Welt durch den kapitalistischen Arbeitsprozess hat aus der Entfaltung des Individuums die ökonomische Konkurrenz gemacht und die Befriedigung seiner Bedürfnisse dem Warenmarkt anheimgestellt. Mit der Seele protestiert die affirmative Kultur gegen die Verdinglichung, um ihr dann doch zu verfallen. Die Seele wird als der einzige noch nicht in den gesellschaftlichen Arbeitsprozess hineingezogene Lebensbereich gehütet. „Das Wort Seele gibt dem höheren Menschen ein Gefühl seines innern Daseins, abgetrennt von allem Wirklichen und Gewordnen, ein sehr bestimmtes Gefühl von den geheimsten und eigensten Möglichkeiten seines Lebens, seines Schicksals, seiner Geschichte. Es ist in den Sprachen aller Kulturen von früh an ein Zeichen, in dem zusammengefasst wird, was nicht Welt ist."[3]) Und in dieser — negativen — Qualität wird sie nun der einzige noch nicht befleckte

---

Anlagen und Vermögen, weder etwas zu empfangen noch zu produciren". „Das einfache Wesen der Seele ist völlig unbekannt, und bleibt es auf immer ; es ist kein Gegenstand der speculativen so wenig, als der empirischen Psychologie" (Herbart, Lehrbuch zur Psychologie, § 150-153 ; Sämtliche Werke, hrsg. v. Hartenstein, V. Bd., Leipzig 1850, S. 108 f.).

[1]) W. Dilthey über Petrarca. In : Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften, Bd. II, Leipzig 1914, S. 20. — Vgl. Diltheys Analyse des Übergangs von der metaphysischen zur „beschreibenden und zergliedernden" Psychologie bei L. Vives, ebd., S. 423 ff.

[2]) a. a. O., S. 18.

[3]) O. Spengler, a. a. O., S. 407.

Garant der bürgerlichen Ideale. Die Seele verklärt die Resignation. Dass es zuletzt, über allen natürlichen und sozialen Unterschieden, um den Menschen geht, um den einzelnen, unersetzbaren Menschen, dass zwischen den Menschen Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit sein sollen, dass alle menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit gesühnt werden : solches Ideal lässt sich in einer durch das ökonomische Wertgesetz bestimmten Gesellschaft nur durch die Seele und als seelisches Geschehen darstellen. Nur von der reinen Seele kann die Rettung ausgehen. Alles andere ist inhuman, diskreditiert. Die Seele allein hat offenbar keinen Tauschwert. Der Wert der Seele geht nicht so in ihren Körper ein, dass er in ihm zum Gegenstand gerinnt und zur Ware werden kann. Es gibt eine schöne Seele in einem hässlichen Leib, eine gesunde in einem kranken, eine edle in einem gemeinen — und umgekehrt. — Ein Kern von Wahrheit liegt in dem Satz, dass, was mit dem Leibe geschieht, die Seele nicht angreifen kann. Aber diese Wahrheit hat in der bestehenden Ordnung eine furchtbare Gestalt angenommen. Die Freiheit der Seele wurde dazu benutzt, um Elend, Martyrium und Knechtschaft des Leibes zu entschuldigen. Sie diente der ideologischen Auslieferung des Daseins an die Ökonomie des Kapitalismus. Aber recht verstanden weist die Seelenfreiheit nicht auf die Teilnahme des Menschen an einem ewigen Jenseits hin, wo schliesslich alles gut wird, wenn das Individuum nichts mehr davon hat. Sie nimmt vielmehr jene höhere Wahrheit vorweg, dass im Diesseits eine Gestalt des gesellschaftlichen Daseins möglich ist, in welcher nicht schon die Ökonomie über das ganze Leben der Individuen entscheidet. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein : solche Wahrheit ist keineswegs schon durch die falsche Auslegung erledigt, dass seelische Nahrung ein ausreichender Ersatz für zu wenig Brot sei.

Wie die Seele sich dem Wertgesetz zu entziehen scheint, so auch der Verdinglichung. Sie lässt sich beinahe dadurch definieren, dass durch sie alle verdinglichten Beziehungen in menschliche aufgelöst und aufgehoben werden. Die Seele stiftet eine allumspannende innere Gemeinschaft der Menschen über die Jahrhunderte hinweg. „Der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.“[1] Seelische Bildung und seelische Grösse einigt die Ungleichheit und Unfreiheit der alltäglichen Konkurrenz im Reich der Kultur, darin die Individuen als freie und gleiche Wesen eingehen.

---

[1]) Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, 2. Teil, 4. Naturgesetz (Werke, a. a. O., Bd. V, S. 135).

Wer auf die Seele sieht, sieht durch die ökonomischen Verhältnisse hindurch die Menschen selbst. Wo die Seele spricht, da wird die zufällige Stellung und Wertung der Menschen im Gesellschaftsprozess transzendiert. Liebe durchbricht die Schranken zwischen reich und arm, hoch und niedrig. Freundschaft hält selbst den Verstossenen und Verachteten die Treue, und die Wahrheit erhebt noch vor dem Thron des Tyrannen ihre Stimme. Die Seele entfaltet sich, trotz aller sozialen Hemmnisse und Verkümmerungen, im Innern des Individuums : der kleinste Lebensraum ist gross genug, um sich zum unendlichen Seelenraum erweitern zu können. — So hat die affirmative Kultur in ihrem klassischen Zeitalter immer wieder die Seele gedichtet.

Die Seele des Individuums ist zunächst abgehoben gegen seinen Leib. Wenn sie als der entscheidende Bereich des Lebens in Anspruch genommen wird, so kann dies zweierlei meinen : einmal eine Freigabe der Sinnlichkeit (als des irrelevanten Lebensbereiches) oder aber eine Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Herrschaft der Seele. Die affirmative Kultur hat eindeutig die zweite Richtung eingeschlagen. Freigabe der Sinnlichkeit wäre Freigabe des Genusses. Sie setzt das Fehlen des schlechten Gewissens voraus und eine reale Möglichkeit der Befriedigung. In der bürgerlichen Gesellschaft wirkt ihr in steigendem Masse die Notwendigkeit einer Disziplinierung unbefriedigter Massen entgegen. Es wird eine der entscheidenden Aufgaben der kulturellen Erziehung, den Genuss zu verinnerlichen durch Beseelung. Indem die Sinnlichkeit in das seelische Geschehen hineingenommen wird, soll sie gezügelt und verklärt werden. Aus der Verkoppelung von Sinnlichkeit und Seele erwächst die bürgerliche Idee von Liebe.

Die Beseelung der Sinnlichkeit verschmilzt die Materie mit dem Himmel, den Tod mit der Ewigkeit. Je schwächer der Glaube an das himmlische Jenseits wird, umso stärker die Verehrung des seelischen Jenseits. In die Idee der Liebe wurde die Sehnsucht nach der Ständigkeit irdischen Glücks, nach dem Segen der Unbedingtheit, nach der Überwindung des Endes aufgenommen. Die Liebenden der bürgerlichen Dichtung lieben gegen die alltägliche Unbeständigkeit, gegen die Realitätsgerechtigkeit, gegen die Knechtung des Individuums, gegen den Tod. Er kommt nicht von aussen : er kommt aus der Liebe selbst. Die Befreiung des Individuums vollzog sich in einer Gesellschaft, welche sich nicht auf der Solidarität, sondern auf dem Interessengegensatz der Individuen aufbaute. Das Individuum gilt als eigenständige selbstgenügsame Monade. Seine Beziehung zur (menschlichen und ausser-menschlichen) Welt ist entweder eine abstrakt unmittelbare : das Individuum konstituiert in sich selbst je schon die

Welt (als erkennendes, fühlendes, wollendes Ich), — oder eine abstrakt vermittelte : sie wird durch die blinden Gesetze der Warenproduktion und des Marktes bestimmt. In beiden Fällen wird die monadische Isolierung des Individuums nicht aufgehoben. Ihre Überwindung würde die Herstellung einer wirklichen Solidarität bedeuten ; sie setzt die Aufhebung der individualistischen Gesellschaft in einer höheren Form des gesellschaftlichen Daseins voraus.

Die Idee der Liebe fordert aber die individuelle Überwindung der monadischen Isolierung. Sie will die erfüllende Hingabe der Individualität in der unbedingten Solidarität von Person zu Person. Diese vollendete Hingabe erscheint einer Gesellschaft, in der das Gegeneinander der Interessen das principium individuationis ist, rein nur im Tode. Denn nur der Tod beseitigt alle jene äusserlichen, eine dauernde Solidarität zerstörenden Bedingtheiten, im Kampf mit denen die Individuen sich aufreiben. Er erscheint nicht als das Aufhören des Daseins im Nichts, vielmehr als die einzig mögliche Vollendung der Liebe und so gerade als ihr tiefster Sinn.

Während die Liebe in der Kunst zur Tragödie erhöht wird, droht sie im bürgerlichen Alltag zur blossen Pflicht und Gewohnheit zu werden. Die Liebe enthält das individualistische Prinzip der neuen Gesellschaft in sich : sie verlangt Ausschliesslichkeit. Solche Ausschliesslichkeit erscheint in der Forderung unbedingter Treue, die von der Seele her auch die Sinnlichkeit verpflichten soll. Aber die Beseelung der Sinnlichkeit mutet dieser etwas zu, was sie nicht leisten kann : sie soll dem Wechsel und der Veränderung entzogen und in die Einheit und Unteilbarkeit der Person hineingenommen werden. An diesem einen Punkt soll eine prästabilierte Harmonie zwischen Innerlichkeit und Äusserlichkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit bestehen, welche gerade durch das anarchische Prinzip der Gesellschaft überall zerstört ist. Dieser Widerspruch macht die ausschliessende Treue unwahr und verkümmert die Sinnlichkeit, welche in der verstohlenen Gemeinheit des Spiessbürgers einen Ausweg findet.

Die rein privaten Beziehungen wie Liebe und Freundschaft sind die einzigen Verhältnisse, in denen sich die Herrschaft der Seele unmittelbar in der Wirklichkeit bewähren soll. Sonst hat die Seele vor allem die Funktion, zu den Idealen zu erheben, ohne deren Verwirklichung zu urgieren. Die Seele hat eine beruhigende Wirkung. Weil sie von der Verdinglichung ausgenommen wird, leidet sie auch am wenigsten an ihr und setzt ihr den schwächsten Widerstand entgegen. Da Sinn und Wert der Seele nicht in der geschichtlichen Realität aufgehen, kann sie sich schadlos halten auch in einer schlechten Realität. Seelische Freu-

den sind billiger als leibliche : sie sind gefahrloser und werden gerne gewährt. — Es ist ein wesentlicher Unterschied der Seele vom Geiste, nicht auf die kritische Erkenntnis der Wahrheit ausgerichtet zu sein. Wo der Geist schon verurteilen muss, kann die Seele noch verstehen. Das begreifende Erkennen sucht das eine vom andern zu sondern und hebt den Gegensatz nur auf Grund der „kalt fortschreitenden Notwendigkeit der Sache" auf; der Seele versöhnen sich alle „äusseren" Gegensätze schnell in irgendeiner „inneren" Einheit. Wenn es eine abendländische, germanische, faustische Seele gibt, dann gehört zu ihnen auch eine abendländische, germanische, faustische Kultur, und dann sind die feudalistische, kapitalistische, sozialistische Gesellschaft nur Manifestationen solcher Seelen, und ihre harten Gegensätze lösen sich in der schönen und tiefen Einheit der Kultur auf. Die versöhnende Natur der Seele zeigt sich deutlich dort, wo die Psychologie zum Organon der Geisteswissenschaften gemacht wird, ohne in einer hinter die Kultur zurückgreifenden Theorie der Gesellschaft fundiert zu sein. Die Seele hat eine starke Affinität zum Historismus. Schon bei Herder soll die vom Rationalismus befreite Seele sich überall „einfühlen" können : „ganze Natur der Seele, die durch Alles herrscht, die alle übrigen Neigungen und Seelenkräfte nach sich modelt, noch auch die gleichgültigsten Handlungen färbt — um diese mitzufühlen, antworte nicht aus dem Worte, sondern gehe in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, die ganze Geschichte, fühle dich in alles hinein..."[1]). In ihrer Eigenschaft universaler Einfühlung entwertet die Seele die Unterscheidung des Richtigen und Falschen, Guten und Schlechten, Vernünftigen und Unvernünftigen, welche durch die Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Hinblick auf die erreichbaren Möglichkeiten der materiellen Daseinsgestaltung gegeben werden kann. Jede geschichtliche Epoche manifestiert dann, nach Rankes Wort, eine andere Tendenz desselben menschlichen Geistes; jede hat ihren Sinn in sich, „und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst."[2]) — Seele sagt noch nichts für die Richtigkeit der Sache, die sie vertritt. Sie kann eine schlechte Sache gross machen (der Fall Dostojewskis).[3])

---

[1]) Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Werke, a. a. O., Bd. V, S. 503.

[2]) Ranke, Über die Epochen der neueren Geschichte, 1. Vortrag (Das politische Gespräch und andere Schriften zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Erich Rothacker, Halle 1925, S. 61 f.).

[3]) Über den quietistischen Charakter seelischer Forderungen bei Dostojewski vgl. L. Löwenthal, Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland, Jahrgang III (1934), dieser Zeitschrift, S. 363.

Die tiefen und feinen Seelen mögen in dem Kampf um eine bessere Zukunft der Menschen abseits oder auf der falschen Seite stehen. Vor der harten Wahrheit der Theorie, welche die Notwendigkeit der Veränderung einer elenden Daseinsform aufzeigt, erschrickt die Seele : wie kann eine äussere Umgestaltung über die eigentliche, die innere Substanz des Menschen entscheiden ! Seele lässt weich und gefügig werden und den Tatsachen gehorchen, auf die es ja zuletzt doch nicht ankomme. So konnte die Seele als ein nützlicher Faktor in die Technik der Massenbeherrschung eingehen, als, in der Epoche der autoritären Staaten, alle verfügbaren Kräfte gegen eine wirkliche Veränderung des gesellschaftlichen Daseins mobilgemacht werden mussten. Mit Hilfe der Seele hat das späte Bürgertum seine einstigen Ideale begraben. Dass es auf die Seele ankomme, eignet sich gut zum Stichwort, wenn es nur noch auf die Macht ankommt.

Aber es kommt wirklich auf die Seele an : auf das unausgesprochene, unerfüllte Leben des Individuums. In die Kultur der Seele sind — in falscher Form — diejenigen Kräfte und Bedürfnisse eingegangen, welche im alltäglichen Dasein keine Stätte finden konnten. Das kulturelle Ideal hat die Sehnsucht nach einem glücklicheren Leben aufgenommen : nach Menschlichkeit, Güte, Freude, Wahrheit, Solidarität. Doch sie alle sind mit dem affirmativen Vorzeichen versehen : einer höheren, reineren, nicht-alltäglichen Welt anzugehören. Sie werden entweder zur Pflicht der einzelnen Seele verinnerlicht (so soll die Seele erfüllen, was im äusseren Dasein des Ganzen ständig verraten wird) oder als Gegenstände der Kunst dargestellt (so wird ihre Realität einem Reich zugewiesen, das wesentlich nicht das des tatsächlichen Lebens ist). — Wenn das kulturelle Ideal hier vor allem an der Kunst exemplifiziert wird, so hat das seinen Grund : Nur in der Kunst hat die bürgerliche Gesellschaft die Verwirklichung ihrer eigenen Ideale geduldet und sie als allgemeine Forderung ernst genommen. Was in der Tatsächlichkeit als Utopie, Phantasterei, Umsturz gilt, ist dort gestattet. In der Kunst hat die affirmative Kultur die vergessenen Wahrheiten gezeigt, über die im Alltag die Realitätsgerechtigkeit triumphiert. Das Medium der Schönheit entgiftet die Wahrheit und rückt sie ab von der Gegenwart. Was in der Kunst geschieht, verpflichtet zu nichts. Sofern solche schöne Welt nicht überhaupt als längst vergangene dargestellt wird (das klassische Kunstwerk siegender Humanität, Goethes Iphigenie, ist ein „historisches“ Drama), wird sie, eben durch den Zauber der Schönheit, entaktualisiert.

Im Medium der Schönheit durften die Menschen am Glück teilhaben. Aber auch nur im Ideal der Kunst wurde die Schönheit

mit gutem Gewissen bejaht, denn an sich hat sie eine gefährliche, die gegebene Gestalt des Daseins bedrohende Gewalt. Die unmittelbare Sinnlichkeit der Schönheit verweist unmittelbar auf sinnliches Glück. Nach Hume gehört es zum entscheidenden Charakter der Schönheit, Lust zu erregen : Lust ist nicht nur eine Begleiterscheinung der Schönheit, sondern konstituiert ihr Wesen selbst.[1]) Und für Nietzsche erweckt die Schönheit „die aphrodisische Seligkeit“ wieder : er polemisiert gegen Kants Definition des Schönen als interesselosen Wohlgefallens und hält ihr Stendhals Satz entgegen, dass die Schönheit „une promesse de bonheur“ sei.[2]) Darin liegt ihre Gefahr in einer Gesellschaft, die das Glück rationieren und regulieren muss. Schönheit ist eigentlich schamlos[3]) : sie stellt zur Schau, was nicht offen verheissen werden darf und was den meisten versagt ist. Von ihrer Verbindung mit dem Ideal getrennt : im Bereich der blossen Sinnlichkeit, verfällt die Schönheit daher der allgemeinen Entwertung dieser Sphäre. Von allen seelischen und geistigen Ansprüchen gelöst, darf die Schönheit nur in sehr genau begrenzten Bereichen mit gutem Gewissen genossen werden : in dem Bewusstsein, dass man sich dabei auf kurze Zeit entspannt und verliert. — Die bürgerliche Gesellschaft hat die Individuen befreit, aber als Personen, die sich selbst in Zucht halten sollen. Die Freiheit hing von Anfang an davon ab, dass der Genuss verpönt blieb. Den Menschen zum Mittel der Lust zu machen, kennt die in Klassen zerspaltene Gesellschaft ohnehin nur als Knechtschaft und Ausbeutung. Indem die beherrschten Schichten in der neuen Ordnung nicht mehr unmittelbar mit ihren Personen zu Diensten standen, sondern mittelbar durch Produktion von Mehrwert für den Markt verwendet wurden, galt es als unmenschlich, den Körper der Beherrschten als Lustquelle auszunutzen und so die Menschen direkt als Mittel zu gebrauchen (Kant) ; die Einspannung ihrer Körper und Intelligenz für den Profit dagegen als natürliche Betätigung der Freiheit. Entsprechend wurde für den Armen die Verdingung in der Fabrik zur moralischen Pflicht, die Verdingung des Leibes als Mittel der Lust aber zur Verworfenheit, zur „Prostitution“. — Das Elend ist auch in dieser Gesellschaft die Bedingung von Gewinn und Macht. Die Abhän-

---

[1]) D. Hume, A Treatise of Human Nature, Book II, Part I, Section VIII (Edition L. A. Selby-Rigge, Oxford 1928, S. 301).

[2]) Nietzsche, Werke, Grossoktavausgabe 1917, Bd. XVI, S. 233 und Bd. VII, S. 408.

[3]) Goethe, Faust II, Phorkias : „Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn, Dass Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad“ (Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. XIII, S. 159).

gigkeit vollzieht sich jedoch im Medium der abstrakten Freiheit. Der Verkauf der Arbeitskraft soll auf Grund eigener Entscheidung des Armen geschehen. Die Arbeit leistet er im Dienst seines Brotherrn; seine Person an sich, von ihren gesellschaftlich wertvollen Funktionen getrennt, dieses Abstraktum darf er für sich behalten und als Heiligtum ausbauen. Er soll es rein bewahren. Das Verbot, den Körper anstatt bloss als Arbeitsinstrument auch als Lustinstrument auf den Markt zu bringen, ist eine soziale und psychische Hauptwurzel der bürgerlich-patriarchalischen Ideologie. An diesem Punkt werden der Verdinglichung Grenzen gesetzt, deren Einhaltung für das System lebenswichtig ist. Soweit trotzdem auch der Körper als Erscheinung oder als Träger der Geschlechtsfunktion gewissermassen zur Ware wird, geschieht dies unter allgemeiner Verachtung. Das Tabu ist verletzt. Das gilt nicht nur für die Prostitution, sondern für alle Erzeugung von Lust, sofern sie nicht aus „sozialhygienischen" Gründen mit zur Reproduktion gehört. Die in halb-mittelalterlichen Formen zurückgehaltenen, an den untersten Rand gedrängten, weitgehend demoralisierten Schichten bilden jedoch unter solchen Umständen eine vordeutende Erinnerung. Wo der Körper ganz zur Sache, zum schönen Ding geworden ist, kann er ein neues Glück ahnen lassen. Im äussersten Erleiden der Verdinglichung triumphiert der Mensch über die Verdinglichung. Die Artistik des schönen Körpers, wie sie sich heute einzig noch in Zirkus, Varieté und Revue zeigen darf, diese spielerische Leichtigkeit und Gelöstheit kündet die Freude an der Befreiung vom Ideal an, zu welcher der Mensch gelangen kann, wenn die in Wahrheit zum Subjekt gewordene Menschheit einmal die Materie beherrscht. Wenn die Verbindung mit dem affirmativen Ideal aufgehoben ist, wenn im Zusammenhang einer wissenden Existenz, ohne jede Rationalisierung und ohne das geringste puritanische Schuldgefühl wirklich genossen wird, wenn die Sinnlichkeit von der Seele also ganz freigegeben ist, dann entsteht der erste Glanz einer anderen Kultur.

Aber in der affirmativen Kultur gehören die „seelenlosen" Bezirke eben nicht mehr zur Kultur. Sie werden — wie jedes andere Gut der Zivilisationssphäre — offen dem ökonomischen Wertgesetz überlassen. Nur die beseelte Schönheit und ihr beseelter Genuss wurde in die Kultur hineingelassen. Weil die Tiere unfähig sind, Schönheit zu erkennen und zu geniessen, so folgt daraus für Shaftesbury, dass auch der Mensch nicht mittels der Sinne oder „des tierischen Teils seines Wesens Schönheit erfassen oder geniessen kann, sondern dass sein Geniessen des Schönen und Guten sich durchweg auf edlere Art vollzieht, mit Hilfe des Edelsten, was es gibt, seines Geistes und seiner Vernunft... Wenn

man die Lust nicht in die Seele, sondern sonst wohin verlegt", dann wird „der Genuss selbst nichts Schönes und seine Erscheinung ohne Reiz und Anmut sein."[1]) Nur im Medium der idealen Schönheit, in der Kunst, durfte das Glück als kultureller Wert mit dem Ganzen des gesellschaftlichen Lebens reproduziert werden. Nicht in den beiden anderen Kulturgebieten, die sich sonst mit der Kunst in die Darstellung der idealen Wahrheit teilen : Philosophie und Religion. Die Philosophie wurde in ihrer idealistischen Richtung immer misstrauischer gegen das Glück ; und die Religion gewährte ihm erst im Jenseits einen Raum. Die ideale Schönheit war die Gestalt, in der die Sehnsucht sich aussprechen und das Glück genossen werden konnte ; so wurde die Kunst zu einem Vorboten möglicher Wahrheit. Die klassische deutsche Ästhetik hat das Verhältnis zwischen Schönheit und Wahrheit in der Idee einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts aufgefasst. Schiller sagt, dass das „politische Problem" einer besseren Organisation der Gesellschaft „durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert."[2]) Und in seinem Gedicht „Die Künstler" spricht er das Verhältnis zwischen der bestehenden und der kommenden Kultur in den Versen aus : „Was wir als Schönheit hier empfunden, Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn." Nach dem Mass an gesellschaftlich zugelassener Wahrheit und an Gestalt gewordenem Glück ist die Kunst innerhalb der affirmativen Kultur das höchste und für die Kultur repräsentativste Gebiet. „Kultur : Herrschaft der Kunst über das Leben", so hat Nietzsche einmal definiert.[3]) Was qualifiziert die Kunst zu dieser einzigartigen Rolle ?

Die Schönheit der Kunst ist — anders als die Wahrheit der Theorie — verträglich mit der schlechten Gegenwart : in ihr kann sie Glück gewähren. Die wahre Theorie erkennt das Elend und die Glücklosigkeit des Bestehenden. Auch wo sie den Weg zur Veränderung zeigt, spendet sie keinen mit der Gegenwart versöhnenden Trost. In einer glücklosen Welt muss aber das Glück immer ein Trost sein : der Trost des schönen Augenblicks in der nicht enden-wollenden Kette von Unglück. Der Genuss des Glücks ist in den Augenblick einer Episode zusammengedrängt. Der Augenblick aber trägt die Bitterkeit seines Verschwindens in sich. Und bei der Isoliertheit der einsamen Individuen ist niemand da, bei dem das eigene Glück nach dem Verschwinden

---

[1]) Shaftesbury, Die Moralisten, 3. Teil, 2. Abschnitt (Deutsch von Karl Wolff, Jena 1910, S. 151 f.).
[2]) Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Ende des Zweiten Briefes.
[3]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. X, S. 245.

des Augenblicks aufbewahrt wäre, niemand, der nicht derselben Isolierung verfiele. Die Vergänglichkeit, die nicht eine Solidarität der Überlebenden zurücklässt, bedarf der Verewigung, um überhaupt ertragbar zu sein, denn sie wiederholt sich in jedem Augenblick des Daseins und nimmt den Tod gleichsam in jedem Augenblick vorweg. Weil jeder Augenblick den Tod in sich trägt, muss der schöne Augenblick als solcher verewigt werden, um überhaupt so etwas wie Glück möglich zu machen. Die affirmative Kultur verewigt in dem von ihr gebotenen Glück den schönen Augenblick ; sie verewigt das Vergängliche.

Eine der entscheidenden gesellschaftlichen Aufgaben der affirmativen Kultur gründet in diesem Widerspruch zwischen der glücklosen Vergänglichkeit eines schlechten Daseins und der Notwendigkeit des Glücks, das solches Dasein erträglich macht. Innerhalb jenes Daseins selbst kann die Auflösung nur eine scheinbare sein. Gerade auf dem Schein-Charakter der Kunst-Schönheit beruht die Möglichkeit der Lösung. — Einerseits darf Genuss des Glücks nur in beseelter, idealisierter Gestalt freigegeben werden. Andererseits hebt die Idealisierung den Sinn des Glücks auf : das Ideal kann nicht genossen werden ; alle Lust ist ihm fremd, sie würde die Strenge und Reinheit zerstören, die ihm in der ideal-losen Wirklichkeit dieser Gesellschaft zukommen müssen, wenn anders es seine verinnerlichende, disziplinierende Funktion soll erfüllen können. Das Ideal, dem die entsagende, sich selbst unter den kategorischen Imperativ der Pflicht stellende Person nacheifert (dieses kantische Ideal ist nur die Zusammenfassung aller affirmativer Tendenzen der Kultur), ist unempfindlich gegen das Glück ; es kann weder Glück noch Trost erwecken, da es nie gegenwärtige Befriedigung gibt. Soll das Individuum wirklich dem Ideal so verfallen können, dass es seine faktischen Sehnsüchte und Bedürfnisse in ihm wiederzufinden glaubt, und zwar als erfüllte, befriedigte wiederzufinden glaubt, — dann muss das Ideal den Schein gegenwärtiger Befriedigung haben. Es ist diese Schein-Wirklichkeit, die weder die Philosophie noch die Religion zu erreichen vermag : nur die Kunst erreicht sie, — eben im Medium der Schönheit. Goethe hat die trügende und tröstende Rolle der Schönheit verraten : „Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird ; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren ; der Gattungsbegriff liess ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst ; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren ; er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder geniessen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeu-

tende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Rätsel glücklich löste! Sie gibt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgiesst, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können."[1])

Nicht dass die Kunst die ideale Wirklichkeit darstellt, sondern dass sie sie als schöne Wirklichkeit darstellt, ist in diesem Zusammenhang entscheidend. Die Schönheit gibt dem Ideal den Charakter des Liebenswerten, Beseligenden, Befriedigenden — des Glücks. Sie erst macht den Schein der Kunst vollkommen, indem erst durch sie die Scheinwelt den Anschein der Vertrautheit, Gegenwärtigkeit — also Wirklichkeit erweckt. Der Schein bringt tatsächlich etwas zum Erscheinen: in der Schönheit des Kunstwerks kommt die Sehnsucht einen Augenblick zur Erfüllung: der Aufnehmende empfindet Glück. Und einmal im Werk Gestalt geworden, kann der schöne Augenblick ständig wiederholt werden; er ist im Kunstwerk verewigt. Der Aufnehmende kann solches Glück im Kunstgenuss immer wieder reproduzieren.

Die affirmative Kultur war die geschichtliche Form, in der die über die materielle Reproduktion des Daseins hinausgehenden Bedürfnisse der Menschen aufbewahrt blieben, und insofern gilt von ihr wie von der Form der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der sie zugehört: das Recht ist auch auf ihrer Seite. Sie hat zwar die „äusseren Verhältnisse" von der Verantwortung um die „Bestimmung des Menschen" entlastet, — so stabilisiert sie deren Ungerechtigkeit, aber sie hält ihnen auch das Bild einer besseren Ordnung vor, die der gegenwärtigen aufgegeben ist. Das Bild ist verzerrt, und die Verzerrung hat alle kulturellen Werte des Bürgertums gefälscht. Trotzdem ist es ein Bild des Glücks: Es ist ein Stück irdischer Seligkeit in den Werken der grossen bürgerlichen Kunst, auch wenn sie den Himmel malen. Das Individuum geniesst die Schönheit, Güte, den Glanz und den Frieden, die sieghafte Freude; ja es geniesst den Schmerz und das Leid, das Grausame und das Verbrechen. Es erlebt eine Befreiung. Und es versteht und findet Verständnis, Antwort auf seine Triebe und Forderungen. Eine private Durchbrechung der Verdinglichung findet statt. In der Kunst braucht man nicht realitätsgerecht zu sein: hier kommt es auf den Menschen an, nicht auf

---

[1]) Goethe, Der Sammler und die Seinigen (gegen Ende des Sechsten Briefes).

seinen Beruf, seine Stellung. Das Leid ist Leid und die Freude Freude. Die Welt erscheint wieder als das, was sie hinter der Warenform ist : eine Landschaft ist wirklich eine Landschaft, ein Mensch wirklich ein Mensch und ein Ding wirklich ein Ding. Das gibt es, und daran hat man trotz alledem noch Teil!

In jener Gestalt des Daseins, dem die affirmative Kultur zugehört, ist „das Glück am Dasein... nur möglich als Glück am Schein."[1]) Aber der Schein hat eine reale Wirkung : es findet eine Befriedigung statt. Ihr Sinn jedoch wird entscheidend verändert : sie tritt in den Dienst des Bestehenden. Die rebellische Idee wird zum Hebel der Rechtfertigung. Dass es eine höhere Welt, ein höheres Gut als das materielle Dasein gibt, verdeckt die Wahrheit, dass ein besseres materielles Dasein geschaffen werden kann, in dem solches Glück wirklich geworden ist. In der affirmativen Kultur wird sogar das Glück zu einem Mittel der Einordnung und Bescheidung. Wie die Kunst das Schöne als gegenwärtig zeigt, bringt sie die revoltierende Sehnsucht zur Ruhe. Zusammen mit den anderen Kulturgebieten hat sie zu der grossen erzieherischen Leistung dieser Kultur beigetragen : das befreite Individuum, für das die neue Freiheit eine neue Form der Knechtschaft gebracht hatte, so zu disziplinieren, dass es die Unfreiheit des gesellschaftlichen Daseins ertrage. Der offenbare Gegensatz zwischen den gerade mit Hilfe des modernen Denkens erschlossenen Möglichkeiten eines reichen Lebens und der armen faktischen Gestalt des Lebens drängte dieses Denken immer wieder dazu, seine eigenen Ansprüche zu verinnerlichen, seine eigenen Konsequenzen abzubiegen. Es gehörte eine jahrhundertlange Erziehung dazu, um jenen grossen und alltäglich reproduzierten Schock erträglich zu machen : auf der einen Seite die dauernde Predigt von der unabdingbaren Freiheit, Grösse und Würde der Person, von der Herrlichkeit und Autonomie der Vernunft, von der Güte der Humanität und der unterschiedslosen Menschenliebe und Gerechtigkeit, — und auf der anderen Seite die allgemeine Erniedrigung des grössten Teils der Menschheit, die Vernunftlosigkeit des gesellschaftlichen Lebensprozesses, der Sieg des Arbeitsmarktes über die Humanität, des Profits über die Menschenliebe. „Auf dem Boden des verarmten Lebens... ist die ganze Falschmünzerei der Transzendenz und des Jenseits aufgewachsen"[2]), aber die Einstreuung des kulturellen Glücks in das Unglück, die Beseelung der Sinnlichkeit mildert die Armseligkeit und Krankhaftigkeit solchen Lebens zu einer „gesunden" Arbeitsfähigkeit. Es ist das eigentliche Wunder der

[1]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. XIV, S. 366.
[2]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. VIII, S. 41.

affirmativen Kultur. Die Menschen können sich glücklich fühlen, auch wenn sie es gar nicht sind. Die Wirkung des Scheins macht selbst die Behauptung eigenen Glücklichseins unrichtig. Das Individuum, auf sich selbst zurückgeworfen, lernt seine Isolierung ertragen und in gewisser Weise lieben. Die faktische Einsamkeit wird zur metaphysischen Einsamkeit gesteigert und erhält als solche die ganze Weihe und Seligkeit der inneren Fülle bei äusserer Armut. Die affirmative Kultur reproduziert und verklärt in ihrer Idee der Persönlichkeit die gesellschaftliche Isolierung und Verarmung der Individuen.

Die Persönlichkeit ist der Träger des kulturellen Ideals. Sie soll die Glückseligkeit darstellen, wie sie diese Kultur als höchstes Gut proklamiert : die private Harmonie inmitten der allgemeinen Anarchie, freudige Aktivität inmitten saurer Arbeit. Sie hat alles Gute in sich aufgenommen und alles Schlechte abgestossen oder veredelt. — Es kommt nicht darauf an, dass der Mensch sein Leben lebt ; es kommt darauf an, dass er es so gut wie möglich lebt. Das ist einer der Leitsätze der affirmativen Kultur. Mit „gut" ist dabei wesentlich die Kultur selbst gemeint : Anteilnahme an den seelischen und geistigen Werten, Durchformung des individuellen Daseins mit der Menschlichkeit der Seele und mit der Weite des Geistes. Das Glück des unrationalisierten Genusses ist aus dem Ideal der Glückseligkeit herausgefallen. Solche Glückseligkeit darf die Gesetze der bestehenden Ordnung nicht verletzen und braucht sie auch nicht zu verletzen : sie ist in ihrer Immanenz zu realisieren. Die Persönlichkeit, wie sie mit der Vollendung der affirmativen Kultur „höchstes Glück" der Menschen sein soll, hat die Grundlagen des Bestehenden zu respektieren ; Achtung vor den gegebenen Herrschaftsverhältnissen gehört zu ihren Tugenden. Sie darf nur über die Stränge schlagen, solange sie sich dessen bewusst bleibt, und sofern sie den Ausbruch wieder in ihre Haltung zurücknimmt.

Das war nicht immer so. Ehemals, in den Anfängen der neueren Epoche, zeigte die Persönlichkeit ein anderes Gesicht. Sie gehörte zunächst — wie die Seele, deren vollendete menschliche Verkörperung sie sein sollte, — zur Ideologie der bürgerlichen Befreiung des Individuums. Die Person war die Quelle aller Kräfte und Eigenschaften, welche das Individuum dazu befähigten, Herr seines Schicksals zu werden, seine Umwelt nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Jacob Burckhardt hat diese Idee der Persönlichkeit am „uomo universale" der Renaissance dargestellt.[1]) Wenn das

---

[1]) Die Kultur der Renaissance in Italien. 11. Aufl., besorgt von L. Geiger, Leipzig 1913 ; besonders Bd. I, S. 150 ff.

Individuum als Persönlichkeit angesprochen wurde, so sollte damit betont werden, dass es alles, was es aus sich gemacht hatte, nur sich selbst verdankte, — nicht seinen Vorfahren, seinem Stand, seinem Gott. Das Kennzeichen der Persönlichkeit war keineswegs nur ein seelisches (eine „schöne Seele"), vielmehr Macht, Einfluss, Ruhm, — ein möglichst weiter und gefüllter Lebensraum seiner Taten. — In dem Begriff der Persönlichkeit, wie er seit Kant repräsentativ für die affirmative Kultur ist, spürt man nichts mehr von solchem expansiven Aktivismus. Herr ihres Daseins ist die Persönlichkeit nur noch als seelisches und sittliches Subjekt. Die „Freiheit und Unabhängigkeit vom Mechanismus der ganzen Natur", die jetzt ihr Wesen kennzeichnen soll[1]), ist nur noch eine „intelligibele" Freiheit, welche die gegebenen Lebensumstände als Material der Pflicht hinnimmt. Der Raum der äusseren Erfüllung ist sehr klein, der Raum der inneren Erfüllung sehr gross geworden. Das Individuum hat gelernt, alle Forderungen zunächst an sich selbst zu stellen. Die Herrschaft der Seele ist anspruchsvoller nach innen und bescheidener nach aussen geworden. Die Person ist nun nicht mehr ein Sprungbrett für den Angriff auf die Welt, sondern eine geschützte Rückzugslinie hinter der Front. In ihrer Innerlichkeit, als sittliche Person, ist sie der einzig sichere Besitz, der dem Individuum nicht verloren gehen kann.[2]) Sie ist die Quelle nicht mehr der Eroberung, sondern der Entsagung. Persönlichkeit ist vor allem der Entsagende, der Mensch, der sich zu seiner Erfüllung innerhalb der vorgegebenen Umstände durchringt, mögen diese auch noch so arm sein. Er findet seine Glückseligkeit im Bestehenden. — Aber noch in solcher verarmten Form enthält die Idee der Persönlichkeit das vorwärtstreibende Moment, dass es zuletzt um das Individuum geht. Die kulturelle Vereinzelung der Individuen zu in sich geschlossenen, ihre Erfüllung in sich selbst tragenden Persönlichkeiten entspricht immerhin noch einer liberalen Methode der Disziplinierung, die über einen bestimmten Bereich privaten Lebens keine Herrschaft fordert. Sie lässt das Individuum als Person bestehen, solange es den Arbeitsprozess nicht stört, und lässt die immanenten Gesetze dieses Arbeitsprozesses, die ökonomischen Mächte für die gesellschaftliche Eingliederung der Menschen sorgen.

---

[1]) Kant, Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, 1. Buch, 3. Hauptstück. Werke, a. a. O., Bd. V, S. 95.

[2]) Das in der Idee der Persönlichkeit liegende „Nur" hat Goethe einmal so ausgesprochen : „Man mäkelt an der Persönlichkeit, Vernünftig, ohne Scheu ; Was habt ihr denn aber, was euch erfreut, Als eure liebe Persönlichkeit ? Sie sei auch, wie sie sei." (Zahme Xenien, Werke, a. a. O., Bd. IV, S. 54).

III

Das ändert sich, sobald die Aufrechterhaltung der bestehenden Gestalt des Arbeitsprozesses mit einer bloss partiellen Mobilmachung (bei der das private Leben des Individuums in Reserve bleibt) nicht mehr auskommt, wo vielmehr die „totale Mobilmachung" nötig wird, durch die das Individuum in allen Sphären seines Daseins der Disziplin des autoritären Staates unterworfen werden muss. Jetzt kommt das Bürgertum mit seiner eigenen Kultur in Konflikt. Die totale Mobilmachung der monopolkapitalistischen Epoche ist mit jenen um die Idee der Persönlichkeit zentrierten, fortschrittlichen Momenten der Kultur nicht mehr zu vereinigen. Die Selbstaufhebung der affirmativen Kultur beginnt.

Der laute Kampf des autoritären Staates gegen die „liberalistischen Ideale" der Humanität, Individualität, Rationalität, gegen die idealistische Kunst und Philosophie kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um einen Vorgang von Selbstaufhebung handelt. Wie die gesellschaftliche Umorganisation von der parlamentarischen Demokratie zum autoritären Führerstaat nur eine Umorganisation innerhalb der bestehenden Ordnung ist, so vollzieht sich auch die kulturelle Umorganisation vom liberalistischen Idealismus zum „heroischen Realismus" noch innerhalb der affirmativen Kultur selbst : es handelt sich um eine neue Sicherung der alten Daseinsformen. Die Grundfunktion der Kultur bleibt dieselbe ; nur die Wege, auf denen sie diese Funktion ausübt, ändern sich.

Die Identität des Gehalts bei völligem Wechsel der Form zeigt sich besonders deutlich an der Idee der Verinnerlichung. Die Verinnerlichung : die Umkehrung sprengender Triebe und Kräfte des Individuums in seelische Bereiche, war einer der stärksten Hebel der Disziplinierung gewesen.[1] Die affirmative Kultur hatte die gesellschaftlichen Antagonismen in einer abstrakten inneren Allgemeinheit aufgehoben : als Personen, in ihrer seelischen Freiheit und Würde, haben alle Menschen den gleichen Wert ; hoch über den faktischen Gegensätzen liegt das Reich der kulturellen Solidarität. Diese abstrakte innere Gemeinschaft (abstrakt, weil sie die wirklichen Gegensätze bestehen lässt) schlägt in der letzten Periode der affirmativen Kultur in eine ebenso abstrakte äussere Gemeinschaft um. Das Individuum wird in eine falsche Kollektivität gestellt (Rasse, Volkstum, Blut und Boden). Aber solche Veräusserlichung hat dieselbe Funktion wie die Verinnerlichung : Entsa-

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 219 ff.

gung und Einordnung in das Bestehende, erträglich gemacht durch den realen Schein der Befriedigung. Dass die nun seit über vierhundert Jahren befreiten Individuen so gut in den Gemeinschaftskolonnen des autoritären Staates marschieren, dazu hat die affirmative Kultur ein gut Teil beigetragen.

Die neuen Methoden der Disziplinierung sind nicht möglich, ohne die fortschrittlichen Momente abzustossen, die in den früheren Stadien der Kultur enthalten waren. Von der letzten Entwicklung her gesehen, erscheint die Kultur jener Stadien wie eine glücklichere Vergangenheit. Aber so sehr die autoritäre Umorganisation des Daseins faktisch nur den Interessen kleinster gesellschaftlicher Gruppen zugute kommt, wieder stellt sie den Weg dar, auf dem sich das gesellschaftliche Ganze in der veränderten Situation erhält; insofern vertritt sie — in schlechter Form und unter gesteigerter Glücklosigkeit der meisten — das Interesse aller Individuen, deren Existenz an die Erhaltung dieser Ordnung gebunden ist. Es ist eben jene Ordnung, in die auch die idealistische Kultur verflochten war. In dieser doppelten Zwiespältigkeit gründet zum Teil die Schwäche, mit der die Kultur heute gegen ihre neue Gestalt protestiert.

Wie sehr die idealistische Innerlichkeit mit der heroischen Äusserlichkeit verwandt ist, zeigt beider gemeinsame Frontstellung gegen den Geist. Neben der Hochschätzung des Geistes, welche in einigen Bereichen und Trägern der affirmativen Kultur charakteristisch war, ging immer schon eine tiefe Verachtung des Geistes in der bürgerlichen Praxis einher, die in der Unbekümmertheit der Philosophie um die wirklichen Probleme der Menschen ihre Rechtfertigung finden konnte. Aber noch aus anderen Gründen war die affirmative Kultur wesentlich eine Kultur der Seele, nicht des Geistes. Auch wo er noch nicht verfallen war, war der Geist immer schon etwas verdächtig: er ist greifbarer, fordernder, wirklichkeitsnäher als die Seele; seine kritische Helle und Rationalität, sein Widerspruch zu einer vernunftlosen Faktizität ist schwer zu verbergen und zum Schweigen zu bringen. Hegel passt schlecht in den autoritären Staat. Er war für den Geist; die Neueren sind für die Seele und das Gefühl. Der Geist kann sich der Wirklichkeit nicht entziehen, ohne sich selbst aufzugeben; die Seele kann und soll es. Und gerade weil sie jenseits der Ökonomie lebt, kann die Ökonomie so leicht mit ihr fertig werden. Eben in ihrer Eigenschaft, nicht unter dem Wertgesetz zu leiden, erhält die Seele nun ihren Wert. Das seelenvolle Individuum fügt sich leichter, beugt sich demütiger unter das Schicksal, gehorcht besser der Autorität. Es behält ja den ganzen Reichtum seiner Seele doch für sich und kann sich tragisch und heroisch verklären. Was

seit Luther ins Werk gesetzt wurde : die intensive Erziehung zur inneren Freiheit, trägt jetzt seine schönsten Früchte, wo die innere Freiheit sich selbst zur äusseren Unfreiheit aufhebt. Während der Geist dem Hass und der Verachtung anheimfällt, bleibt die Seele teuer. Man wirft sogar dem Liberalismus vor, dass ihm „Seele und ethischer Gehalt" nichts mehr galten; man preist als das „tiefste geistige Merkmal der klassischen Kunst" die „Seelengrösse und charaktervolle Persönlichkeit", „die Weitung der Seele ins Unendliche."[1] Die Feste und Feiern des autoritären Staates, seine Aufzüge und seine Physiognomik, die Reden seiner Führer sprechen weiter zur Seele. Sie gehen zum Herzen, auch wenn sie die Macht meinen.

Das Bild der heroischen Gestalt der affirmativen Kultur ist am schärfsten während der ideologischen Vorbereitung des autoritären Staates gezeichnet worden. Man wendet sich gegen den „musealen Betrieb" und gegen die „grotesken Erbauungsformen", die er angenommen hat.[2] Dieser Kulturbetrieb wird von den Anforderungen der totalen Mobilmachung her beurteilt und verworfen. Er „stellt nichts anderes dar als eine der letzten Oasen der bürgerlichen Sicherheit. Er liefert die scheinbar plausibelste Ausflucht, mit der man sich der politischen Entscheidung entziehen kann." Die Kulturpropaganda ist „eine Art von Opium, durch das die Gefahr verschleiert und das trügerische Bewusstsein einer Ordnung hervorgerufen wird. Dies aber ist ein unerträglicher Luxus in einem Zustande, in dem es nicht von Tradition zu reden, sondern Tradition zu schaffen gilt. Wir leben in einem Geschichtsabschnitte, in dem alles abhängt von einer ungeheuren Mobilmachung und Konzentration der Kräfte, die zur Verfügung stehen."[3] Mobilmachung und Konzentration wozu? Was Ernst Jünger noch als die Rettung der „Totalität unseres Lebens", als Schaffung einer heroischen Arbeitswelt und dergleichen bezeichnet, enthüllt sich im Verlauf immer deutlicher als die Umformung des gesamten Daseins im Dienst der stärksten ökonomischen Interessen. Von ihnen her sind auch die Forderungen nach einer neuen Kultur bestimmt. Die notwendige Intensivierung und Expandierung der Arbeitsdisziplin lässt die Beschäftigung mit den „Idealen einer objektiven Wissenschaft und einer Kunst, die um ihrer selbst willen besteht", als Zeitverschwendung erscheinen; sie macht

---

[1]) Walter Stang, Grundlagen nationalsozialistischer Kulturpflege. Berlin 1935, S. 13 und 43.

[2]) Ernst Jünger, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. 2. Auflage. Hamburg 1932, S. 198.

[3]) a. a. O., S. 199.

eine „Gepäckerleichterung“ auf diesem Gebiet wünschenswert. „Unsere ganze sogenannte Kultur“ vermag „selbst den kleinsten Grenzstaat nicht an einer Gebietsverletzung zu verhindern“; gerade darauf aber kommt es an. Die Welt muss wissen, dass die Regierung keinen Augenblick zögern würde, „alle Kunstschätze der Museen an den Meistbietenden zu versteigern, wenn die Verteidigung es erforderte.“[1]) Dementsprechend soll auch die neue Kultur aussehen, die an die Stelle der alten zu treten hat. Sie wird durch eine junge und rücksichtslose Führerschaft repräsentiert sein. „Je weniger Bildung im üblichen Sinne diese Schicht besitzt, desto besser wird es sein.“[2]) Die zynischen Andeutungen, die Jünger gibt, sind vage und beschränken sich vor allem auf die Kunst. „Ebenso wie der Sieger die Geschichte schreibt, das heisst sich seinen Mythos schafft, bestimmt er, was als Kunst zu gelten hat.“[3]) Auch die Kunst hat in den Dienst der Landesverteidigung, der arbeitstechnischen und militärischen Disziplinierung zu treten (Jünger erwähnt die Städtebaukunst : die Auflösung der grossen Wohnblocks zur Zerstreuung der Massen im Kriegs- und Revolutionsfall ; die militärische Gestaltung der Landschaft usw.). Sofern solche Kultur auf die Bereicherung, Verschönerung und Sicherung des autoritären Staates abzielen soll, trägt sie auch die Zeichen seiner gesellschaftlichen Funktion, das gesellschaftliche Ganze im Interesse weniger ökonomisch mächtigster Gruppen und ihres Anhangs zu organisieren : Demut, Opferbereitschaft, Armut und Pflichterfüllung einerseits, höchster Machtwille, Expansionsdrang, technische und militärische Vollkommenheit andrerseits. „Die Aufgabe der totalen Mobilmachung ist die Verwandlung des Lebens in Energie, wie sie sich in Wirtschaft, Technik und Verkehr im Schwirren der Räder, oder auf dem Schlachtfeld als Feuer und Bewegung offenbart.“[4]) Wie der idealistische Kult der Innerlichkeit, so dient der heroische Kult des Staates einer in ihren Grundlagen identischen Ordnung des gesellschaftlichen Daseins. Das Individuum wird ihr jetzt völlig geopfert. Sollte früher die kulturelle Erhebung dem persönlichen Wunsch nach Glück eine Befriedigung verschaffen, so soll jetzt in der Grösse des Volkes das Glück des einzelnen verschwinden. Hatte die Kultur früher den Glücksanspruch im realen Schein zur Ruhe gebracht, so soll sie jetzt das Individuum lehren, dass es eine Glücksforderung für sich überhaupt nicht stellen darf : „Der gegebene Masstab liegt in der

---

[1]) a. a. O., S. 200.
[2]) a. a. O., S. 203.
[3]) a. a. O., S. 204.
[4]) a. a. O., S. 210.

Lebensführung des Arbeiters vor. Es kommt nicht darauf an, diese Lebensführung zu verbessern, sondern darauf, ihr einen höchsten, entscheidenden Sinn zu verleihen."[1]) Auch hier soll die „Erhebung" die Veränderung ersetzen. So ist dieser Abbau der Kultur ein Ausdruck der höchsten Verschärfung von Tendenzen, welche der affirmativen Kultur schon seit langem zugrunde lagen.

Ihre wirkliche Überwindung wird nicht zu einem Abbau der Kultur überhaupt führen, sondern zu einer Aufhebung ihres affirmativen Charakters. Die affirmative Kultur war das Gegenbild einer Ordnung, in der die materielle Reproduktion des Lebens keinen Raum und keine Zeit liess für jene Daseinsbereiche, welche die Alten als das „Schöne" bezeichnet hatten. Man hat sich daran gewöhnt, die ganze Sphäre der materiellen Reproduktion als wesensmässig mit dem Makel des Elends, der Härte und Ungerechtigkeit behaftet zu sehen, auf jeden dagegen protestierenden Anspruch zu verzichten oder ihn zu unterdrücken. Schon der Ansatz der ganzen traditionellen Kulturphilosophie : die Abhebung der Kultur von der Zivilisation und vom materiellen Lebensprozess, beruht auf der verewigenden Anerkennung jenes geschichtlichen Verhältnisses. Es wird metaphysisch entschuldigt durch jene Kulturtheorie, dass man das Leben „bis zu einem gewissen Grade ertöten" müsse, um zu „Gütern mit Eigenwerten zu kommen."[2])

Die Zurücknahme der Kultur in den materiellen Lebensprozess gilt als die Sünde wider den Geist und wider die Seele. Zwar geschähe damit nur ausdrücklich, was sich blind schon lange durchgesetzt hat, indem nicht nur die Produktion, sondern auch die Rezeption der kulturellen Güter unter der Herrschaft des Wertgesetzes steht. Und doch liegt an dem Vorwurf das Berechtigte, dass solche Zurücknahme bisher nur in der Gestalt des Utilitarismus erfolgt ist. Der Utilitarismus ist nur eine Kehrseite der affirmativen Kultur. Wie hier der „Nutzen" verstanden wird, ist er allerdings nur der Nutzen des Geschäftsmanns, der das Glück als unvermeidbare Spesen in die Rechnung einsetzt : als notwendige Diät und Erholung. Das Glück wird im vorhinein auf seinen Nutzen berechnet, ganz wie die Chance des Geschäftsgewinns im Verhältnis zu dem Risiko und zu den Kosten, und auf solche Weise bruchlos mit dem ökonomischen Prinzip dieser Gesellschaft verbunden. Das Interesse des Individuums bleibt im Utilitarismus mit dem Grundinteresse der bestehenden Ordnung

---

[1]) a. a. O., S. 201.
[2]) H. Rickert, Lebenswerte und Kulturwerte. In : Logos Bd. II, 1911/12, S. 154.

vereinigt. Sein Glück ist harmlos. Und diese Harmlosigkeit hält sich durch bis in die Freizeitgestaltung des autoritären Staates. Jetzt wird die erlaubte Freude organisiert. Die idyllische Landschaft, der Ort des Sonntagsglücks, verwandelt sich ins Übungsgelände, die kleinbürgerliche Landpartie in Geländesport. Die Harmlosigkeit erzeugt ihre eigene Negation.

Von dem Interesse der bestehenden Ordnung her gesehen muss eine wirkliche Aufhebung der affirmativen Kultur als utopisch erscheinen : sie liegt jenseits des gesellschaftlichen Ganzen, mit dem die Kultur bisher verbunden war. Sofern Kultur nur als affirmative Kultur in das abendländische Denken eingegangen ist, wird die Aufhebung ihres affirmativen Charakters wie eine Aufhebung der Kultur als solcher wirken. Insoweit die Kultur die erfüllbaren, aber faktisch unerfüllten Sehnsüchte und Triebe der Menschen gestaltet hat, wird sie ihren Gegenstand verlieren. Die Behauptung, dass die Kultur heute unnötig geworden sei, enthält ein weitertreibendes Element. Nur dass die Gegenstandslosigkeit der Kultur im autoritären Staat nicht aus der Erfüllung hervorgeht, sondern aus dem Bewusstsein, dass schon das Wachhalten der Sehnsucht nach Erfüllung in der gegenwärtigen Situation gefährlich ist. — Wenn die Kultur einmal die Erfüllung selbst wachzuhalten hat und nicht mehr bloss die Sehnsucht, wird sie es nicht mehr in den Inhalten tun können, die als solche schon affirmativen Charakter tragen. „Dankbarkeit" wird dann vielleicht wirklich ihr Wesen sein, wie Nietzsche es von aller schönen und grossen Kunst behauptet hat.[1]) Die Schönheit wird eine andere Verkörperung finden, wenn sie nicht mehr als realer Schein dargestellt werden, sondern die Realität und die Freude an ihr ausdrükken soll. Nur aus der anspruchslosen Schaustellung mancher griechischer Statuen, aus der Musik Mozarts und des letzten Beethoven, aus der Darbietung des Körpers in der Artistik lässt sich eine Vorahnung solcher Möglichkeiten gewinnen. Vielleicht wird aber auch die Schönheit und ihr Genuss überhaupt nicht mehr der Kunst anheimfallen. Vielleicht wird die Kunst als solche gegenstandslos werden. Seit mindestens einem Jahrhundert hat ihre Existenz für den Bürger nur noch in der musealen Form bestanden. Das Museum war die geeignetste Stätte, um die Entfernung von der Faktizität, die trostreiche Erhebung in eine würdigere Welt zugleich mit der zeitlichen Beschränkung auf das Feiertägliche im Individuum zu reproduzieren. Museal war auch die weihevolle Behandlung der „Klassiker" : hier brachte die Würde allein schon

[1]) Werke, a. a. O., Bd. VIII, S. 50.

eine Stillstellung aller sprengenden Motive mit sich. Was ein Klassiker gesagt und getan hatte, brauchte man nie so ganz ernst zu nehmen : es gehörte eben einer anderen Welt an und konnte mit der gegenwärtigen nicht in Konflikt kommen. — Die Polemik des autoritären Staates gegen den „musealen Betrieb" enthält eine richtige Erkenntnis ; aber wenn er gegen die „grotesken Formen der Erbauung" kämpft, will er nur zeitgemässere Methoden der Affirmation an die Stelle veralteter setzen.

Jeder Versuch, das Gegenbild der affirmativen Kultur zu zeichnen, stösst auf das unausrottbare Klischee vom „Schlaraffenlande". Es ist aber immer noch besser, dieses Klischee zu akzeptieren als jenes von der Umwandlung der Erde in eine riesige Volksbildungsanstalt, wie es manchen Kulturtheorien zugrundezuliegen scheint. Man spricht von dem „Allgemeinwerden der kulturellen Werte", von dem „Recht aller Volksgenossen an den Kulturgütern", von der „Hebung der leiblichen, geistigen und sittlichen Volksbildung."[1]) Das hiesse aber nur, die Ideologie einer bekämpften Gesellschaft zur bewussten Lebensform einer anderen zu erheben, aus ihrer Not eine neue Tugend zu machen. Wenn Kautsky von dem „kommenden Glück" spricht, denkt er zunächst an die „beglükkenden Wirkungen wissenschaftlicher Arbeit", an das „verständnisvolle Geniessen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in der Natur, im Sport und Spiel."[2]) Den „Massen" soll „alles, was bisher an Kultur geschaffen worden ist,... zur Verfügung gestellt werden. Diese gesamte Kultur für sich zu erobern", ist ihre Aufgabe.[3]) — Das kann aber nichts anderes bedeuten, als die Massen wieder einmal für jene gesellschaftliche Ordnung zu erobern, welche von der „gesamten Kultur" bejaht wird. Solche Ansichten verfehlen das Entscheidende : die Aufhebung dieser Kultur. Nicht das primitiv-materialistische Element an der Idee vom Schlaraffenland ist falsch, sondern seine Verewigung. Solange Vergänglichkeit ist, wird genug Kampf, Trauer und Leid sein, um das idyllische Bild zu zerstören ; solange ein Reich der Notwendigkeit ist, wird genug Not sein. Auch eine nicht-affirmative Kultur wird mit der Vergänglichkeit und mit der Notwendigkeit belastet sein : ein Tanz auf dem Vulkan, ein Lachen unter Trauer, ein Spiel mit dem Tod. Solange wird auch die Reproduktion des Lebens noch eine Reproduktion der Kultur sein : Gestaltung

---

[1]) Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von 1921 und der Sächsischen Volkspartei von 1866.
[2]) K. Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung. Berlin 1927, II. Bd., S. 819 und 837.
[3]) a. a. O., S. 824.

unerfüllter Sehnsüchte, Reinigung unerfüllter Triebe. In der affirmativen Kultur ist die Entsagung mit der äusseren Verkümmerung des Individuums verbunden, mit seiner Disziplinierung zum Sich-Fügen in eine schlechte Ordnung. Der Kampf gegen die Vergänglichkeit befreit hier nicht die Sinnlichkeit, sondern entwertet sie : er ist nur auf dem Grunde ihrer Entwertung möglich. Diese Glücklosigkeit ist keine metaphysische ; sie ist das Werk einer vernunftlosen gesellschaftlichen Organisation. Ihre Aufhebung wird mit der Beseitigung der affirmativen Kultur die Individualität nicht beseitigen, sondern verwirklichen. Und „sind wir einmal irgendwie im Glück, so können wir gar nicht anders als die Kultur fördern.“[1])

The Idealistic Character of Modern Culture.

As the idea of culture is conceived in modern times, it has its roots in the ancient teaching on the relation between the Necessary and the Beautiful, and between labor and rest. The stabilizing of modern society, however, ushered in a significant change in the interpretation of this relationship. Cultural values became universally valid and obligatory : each individual, regardless of his place in society, is supposed to share them in equal measure. Culture is cut off from the material processes of social reproduction, as well as from those of civilization, and comes to be regarded as belonging to a higher, purer, better world. The realm of culture comes to be looked upon as the sovereignty of a free moral and intellectual community.

The article attempts to indicate the significance of modern culture for the place of the individual in society. For this purpose the author selects some characteristic and fundamental concepts of modern culture : the idea of the soul (the values of the soul receive unconditional preference to the sensual as well as the intellectual values : external conditions and intellectual achievements are less relevant than the inner essence of man), — the idea of beauty (art attains the function of giving to humanity, through the presentation of the beautiful, the enjoyment of a better world) ,— and the idea of personality (the individual achieves his own happiness only through subordination to the existing order of things). These ideas are analyzed in order to show that culture has absorbed all the forces that were directed towards the achievement of a better existence : humanity, kindliness, solidarity, happiness. Modern culture was the historic framework within which the pursuit of happiness was accomplished in a social order that was without happiness for the majority of mankind.

But, by proclaiming all progressive ideas as spiritual or internal ideals, this same culture has distilled from them all their critical, dynamic force. They are taken seriously only as inner spiritual values or as objects of

---

[1]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. XI, S. 241.

art. In this internalized and transfigured form the human desire for happiness has been diverted from reality and appears to have been set at rest. The individual is trained for renunciation and he has to rationalize in order to believe himself satisfied. In this way, culture serves to take the responsibility for the happiness of the individual from the existing order and to justify the given order of things.

In the last period of this development, idealism gives way to a heroic realism of power. In the battle of the authoritarian state against the idealism of the liberal bourgeois culture, the old methods of cultural discipline are to be replaced by more timely ones. The principal function of culture, however, remains unchanged. The hostility of the authoritarian state toward culture in general also serves as a justification for the existing order of things. But in comparison the culture that is being attacked appears as an enlightened, more humane stage of the past ; its progressive tendencies stand forth more clearly in our minds.

In conclusion, the idea of bridging the gulf between culture and civilization is outlined : a definite re-incorporation of culture into the general social process, whereby it would lose its justificatory character.

Du caractère affirmatif de la culture.

L'idée de la culture caractéristique de l'Occident moderne, remonte à la doctrine antique qui a formulé les rapports du nécessaire et du beau, du travail et du plaisir. Avec la stabilisation de la société moderne, intervint un changement décisif dans l'interprétation de ces rapports : les valeurs culturelles deviennent universellement valables et universellement impératives ; chaque individu, quelle que soit sa position sociale, doit également participer à ces valeurs. La culture, monde meilleur, supérieur, plus pur, se détache et du procès matériel de reproduction et de la „civilisation". Elle est revendiquée comme le règne d'une libre communauté morale et spirituelle.

L'étude essaye d'indiquer la répercussion de la culture nouvelle sur la situation de l'individu dans la société. Elle relève quelques-uns des concepts fondamentaux de cette culture : L'idée de l'âme (spiritualisation de la sensibilité), l'idée de la beauté (satisfaction par l'art), et l'idée de la personnalité (accomplissement par le renoncement). La culture a résorbé toutes les forces qui tendaient vers une existence meilleure : humanité, bonté, solidarité, joie. La culture représentait la forme historique sous laquelle le besoin de bonheur trouvait satisfaction dans un ordre social qui privait de bonheur la majorité des hommes. Mais la culture, en hypostasiant toutes les idées progressives en idéals, a dépouillé celles-ci de toute force explosive, qui les eût rendues dangereuses. Elle ne les a prises au sérieux qu'en tant que valeurs intérieures, spirituelles, ou en tant que thèmes de l'art. L'exigence de bonheur trouve sous cette forme intériorisée et transfigurée une satisfaction apparente. Toutes les exigences, l'individu apprend à se les poser à lui-même et à se contenter d'une jouissance rationalisée. Il est élevé en vue du renoncement. Ainsi la culture contribue à décharger et à justifier l'ordre existant.

Dans la dernière phase de cette évolution, l'idéalisme de l'intériorité, par un renversement dialectique, devient „réalisme de la force". Dans le combat de l'État autoritaire contre la culture idéaliste de la bourgeoisie libérale, les vieilles méthodes de discipline culturelle cèdent la place à des méthodes plus adaptées. L'hostilité de l'État autoritaire à la culture est elle-même une justification. Par comparaison, la culture attaquée apparaît comme un passé moins sombre et plus humain : ses tendances progressives s'élèvent plus clairement à la conscience. En conclusion, l'auteur indique l'idée d'un dépassement de l'opposition entre civilisation et culture : la culture, une fois ramenée de façon positive au processus social, perdrait son caractère affirmatif.

Zum Gefühl der Ohnmacht.

Von
Erich Fromm.

Der bürgerliche Charakter weist einen eigenartigen Zwiespalt auf. Einerseits hat er eine sehr aktive, auf bewusste Gestaltung und Veränderung der Umwelt ausgerichtete Einstellung. Der bürgerliche Mensch hat mehr als der Mensch irgendeiner früheren Geschichtsepoche den Versuch gemacht, das Leben der Gesellschaft nach rationalen Prinzipien zu ordnen, es in der Richtung des grössten Glückes für die grösste Zahl der Menschen zu verändern und den einzelnen aktiv an dieser Veränderung zu beteiligen. Er hat gleichzeitig die Natur in einem bisher nie gekannten Mass bezwungen. Seine technischen Leistungen und Erfindungen stehen einer Verwirklichung aller Träume nahe, die je von der Herrschaft des Menschen über die Natur und seiner Macht geträumt worden sind. Er hat einen bisher ungeahnten Reichtum geschaffen, der zum ersten Mal in der Geschichte die Möglichkeit eröffnet, die materiellen Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen. Nie zuvor ist der Mensch so Meister der materiellen Welt gewesen.

Andererseits aber weist der bürgerliche Mensch gerade schroff entgegengesetzte Charakterzüge auf. Er produziert eine Welt der grossartigsten und wunderbarsten Dinge; aber diese seine eigenen Geschöpfe stehen ihm fremd und drohend gegenüber; sind sie geschaffen, so fühlt er sich nicht mehr als ihr Herr, sondern als ihr Diener. Die ganze materielle Welt wird zum Monstrum einer Riesenmaschine, die ihm Richtung und Tempo seines Lebens vorschreibt. Aus dem Werk seiner Hände, bestimmt, ihm zu dienen und ihn zu beglücken, wird eine ihm entfremdete Welt, der er demütig und ohnmächtig gehorcht. Dieselbe Haltung der Ohnmacht hat er auch gegenüber dem sozialen und politischen Apparat. Vielleicht wird es der späte Historiker noch rätselhafter finden als wir Zeitgenossen, dass, obwohl allmählich fast jedes Kind wusste, dass man vor Kriegen stand, die auch für den Sieger das entsetzlichste Leiden mit sich brachten, dennoch die Massen nicht etwa mit verzweifelter Energie alles unternahmen, um die Katastrophe abzuwenden, sondern auch noch ihre Vorbereitung durch Rüstungen, militärische Erziehung usw. ruhig geschehen

liessen, ja sogar unterstützten. Er wird weiter die Frage erheben, wie es zu erklären sei, dass angesichts der durch die industrielle Entwicklung erreichten ungeheuren Möglichkeiten für das Glück und die Sicherheit der Menschen die grosse Mehrzahl sich damit abfand, dass nichts geschah und dass in plan- und hilfloser Weise das Kommen und Gehen von Krisen und von sie ablösenden kurzen Prosperitätsperioden wie das Wirken unergründlicher Schicksalsmächte abgewartet wurde.

Diese Studie hat die eine Seite des hier angedeuteten Zwiespalts im bürgerlichen Charakter zum Gegenstand, das Gefühl der Ohnmacht. Es ist in der Beschreibung und Analyse des bürgerlichen Charakters bisher immer zu kurz gekommen. Ein wichtiger Grund hierfür liegt auf der Hand : Das Gefühl der Ohnmacht ist dem bürgerlichen Menschen — im Gegensatz zu bestimmten Typen religiöser Menschen — im wesentlichen nicht bewusst und auf Grund rein deskriptiv-psychologischer Methoden kaum zu erfahren. Es erscheint uns deshalb ein gangbarer Weg, zum Verständnis des hier gemeinten sozialpsychologischen Phänomens vorzudringen, wenn wir von Beobachtungen ausgehen, wie sie die Psychoanalyse einzelner erlaubt. Gewiss bleibt es weiteren sozialpsychologischen Forschungen vorbehalten, die Allgemeinheit des hier geschilderten Gefühls zu untersuchen. Es ist aber ein erster Schritt auf diesem Wege, den hier zu Grunde liegenden seelischen Mechanismus in seiner Struktur, seinen Bedingungen und seinen Wirkungen auf das Verhalten von Individuen darzustellen.

Die extremen Fälle des Ohnmachtsgefühls finden wir nur bei neurotischen Persönlichkeiten ; doch lassen sich die Ansätze des gleichen Gefühls auch beim gesunden Menschen unserer Zeit unschwer entdecken. Zur Beschreibung des Gefühls und seiner Folgeerscheinungen eignen sich neurotische Fälle der grösseren Deutlichkeit wegen freilich besser, und wir werden uns deshalb im folgenden meistens auf sie beziehen. Das Ohnmachtsgefühl ist bei neurotischen Menschen so regelmässig vorhanden und stellt einen so zentralen Teil ihrer Persönlichkeitsstruktur dar, dass sich vieles dafür sagen liesse, die Neurose geradezu von diesem Ohnmachtsgefühl her zu definieren. In jeder Neurose, Symptom- oder Charakterneurose, handelt es sich darum, dass ein Mensch nicht imstande ist, bestimmte Funktionen auszuüben, dass er etwas nicht tun kann, was er können sollte, und dass diese Unfähigkeit mit einer tiefen Überzeugung von der eigenen Schwäche und Machtlosigkeit einhergeht, sei es, dass diese Überzeugung bewusst ist oder dass es sich um eine „unbewusste Überzeugung“ handelt.

In den neurotischen Fällen wird der Inhalt des Ohnmachtsge-

fühls etwa folgendermassen beschrieben : Ich kann nichts beeinflussen, nichts in Bewegung setzen, durch meinen Willen nicht erreichen, dass irgend etwas in der Aussenwelt oder in mir selbst sich ändert, ich werde nicht ernst genommen, bin für andere Menschen Luft. Folgender Traum einer Analysandin gibt eine schöne Illustration des Ohnmachtsgefühls :

Sie hatte in einem Drugstore etwas getrunken und eine Zehn-Dollarnote in Zahlung gegeben. Nachdem sie ausgetrunken hat, verlangt sie vom Kellner den Restbetrag. Er antwortet ihr, den habe er ihr doch längst gegeben und sie solle nur richtig in ihrer Tasche nachsehen, dann werde sie ihn schon finden. Sie kramt alle ihre Sachen durch und findet natürlich den Betrag nicht. Der Kellner antwortet in kühl überlegenem Ton, es sei nicht seine Sache, wenn sie das Geld verloren habe, und er könne sich nicht weiter damit befassen. Voller Wut rennt sie auf die Strasse, um einen Polizisten zu holen. Sie findet zunächst eine Polizistin, der sie die Geschichte erzählt. Diese geht auch in den Drugstore und verhandelt mit dem Kellner. Als sie zurückkommt, sagt sie der Träumerin lächelnd überlegen, es sei ja klar, dass sie das Geld bekommen habe, „sehen Sie nur richtig nach, und Sie werden es schon finden". Die Wut steigert sich, und sie läuft zu einem Polizisten, um ihn zu bitten einzuschreiten. Dieser gibt sich kaum Mühe zuzuhören und antwortet ganz von oben herab, um solche Sachen könne er sich nicht kümmern und sie solle machen, dass sie weiter komme. Endlich geht sie in den Drugstore zurück. Da sitzt der Kellner in einem Lehnsessel und fragt sie grinsend, ob sie sich nun endlich beruhigt hätte. Sie gerät in ohnmächtige Wut.

Die Objekte, auf die sich das Ohnmachtsgefühl bezieht, sind sehr mannigfaltig. Zunächst und in erster Linie bezieht es sich auf Menschen. Es besteht die Überzeugung, dass man andere Menschen in keiner Weise irgendwie beeinflussen könne ; man kann sie weder kontrollieren noch von ihnen erreichen, dass sie das tun, was man will. Solche Charaktere sind häufig sehr erstaunt, wenn sie hören, dass ein anderer über sie in ernsthafter Weise gesprochen oder gar sich auf sie oder eine Meinung von ihnen bezogen hat. Ihre realen Fähigkeiten haben damit nichts zu tun. Ein Analysand, der auf seinem wissenschaftlichen Gebiet ausserordentliches Ansehen genoss und vielfach zitiert wurde, war jedes Mal von neuem überrascht, dass ihn überhaupt jemand ernst nahm und dem, was er sagte, irgendwelche Bedeutung zumass. Auch die lange Erfahrung, dass dies tatsächlich so war, hatte an dieser Einstellung kaum etwas geändert. Solche Menschen glauben auch nicht, dass sie irgend jemand kränken können, sie sind gerade deshalb häufig in ungewöhnlichem Masse zu aggressiven Äusserungen imstande und völlig davon überrascht, dass ein anderer beleidigt ist. Wenn man dieser Überraschung nachgeht, so stellt sich als

Grund dafür eben die tiefe Überzeugung heraus, sie könnten überhaupt nicht ernst genommen werden.

Diese Menschen glauben nicht daran, sie vermöchten irgend etwas dazu zu tun, dass jemand sie liebt oder gern hat. Sie machen auch gar keine Anstrengung, aus sich heraus zu gehen, sich in aktiver Weise so zu verhalten, wie es nötig wäre, um Liebe und Sympathie anderer zu gewinnen. Wenn dies dann natürlich ausbleibt, so ziehen sie die Folgerung, dass sie niemand liebt, und sehen nicht, dass hier eine optische Täuschung vorliegt. Während sie meinen, dass infolge irgendwelcher Mängel oder unglücklicher Umstände sich keiner findet, der sie liebt, ist es in Wirklichkeit ihre Unfähigkeit zu irgendeiner Anstrengung, die Liebe anderer zu gewinnen, die an der Wurzel des von ihnen beklagten Zustandes liegt. Da sie nicht glauben, dass sie irgend etwas dazu tun können, um geliebt zu werden, konzentriert sich alle ihre Aufmerksamkeit auf die in ihnen einmal vorhandenen Qualitäten, wie sie sie von Geburt mitbekommen haben. Sie sind ständig von dem Gedanken erfüllt, ob sie klug, schön, gut genug wären, um andere anzuziehen. Die Frage lautet immer : „bin ich klug, schön usw., oder bin ich es nicht ?“ Das müsse man herausfinden, denn die Möglichkeit, sich aktiv zu verändern und die anderen zu beeinflussen, gibt es für sie nicht. Das Resultat ist dann gewöhnlich ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl, dass man eben die Qualitäten nicht hat, die nötig wären, um Liebe und Sympathie zu finden. Soweit es sich um den Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung handelt, ist es nicht anders. Solche Menschen denken zwangsmässig darüber nach, ob sie so begabt wären, um die Bewunderung aller anderen hervorzurufen. Ihr Ohnmachtsgefühl hindert sie aber daran, Anstrengungen zu machen, zu arbeiten, zu lernen, etwas zu produzieren, was die andern wirklich anerkennen oder bewundern. Ein Selbstgefühl, das zwischen Grössenideen und dem Gefühl der absoluten Wertlosigkeit schwankt, ist gewöhnlich das Resultat.

Eine andere wichtige Folge des Ohnmachtsgefühls vor Menschen ist die Unfähigkeit, sich gegen Angriffe zu verteidigen. Das kann sich auf körperliche Angriffe beziehen, und die Folge ist dann ein mehr oder weniger ausgeprägtes Gefühl der körperlichen Hilflosigkeit. Dies führt häufig dazu, dass Menschen von den in ihnen vorhandenen körperlichen Kräften im Falle der Gefahr keinerlei Gebrauch machen können, dass sie wie gelähmt sind und gar nicht auf den Gedanken kommen, sich auch nur wehren zu können. In der Praxis sehr viel wichtiger als die Unfähigkeit zur Verteidigung gegen körperliche Bedrohung ist die Verteidigungsunfähigkeit gegen alle anderen Arten von Angriffen. Man findet in diesen Fällen, dass Menschen jede gegen sie gerichtete Kritik,

ungerechtfertigte wie gerechtfertigte, einfach hinnehmen und nicht imstande sind, Gegenargumente vorzubringen. Manchmal wissen sie, dass die Kritik ungerechtfertigt ist, und können nur zu ihrer Verteidigung nichts äussern. In extremen Fällen geht aber die Hilflosigkeit so weit, dass sie auch nicht mehr imstande sind zu fühlen, dass sie ungerechtfertigt kritisiert werden, und jede Kritik oder jeden Vorwurf als berechtigt innerlich akzeptieren. Die gleiche Verteidigungsunfähigkeit bezieht sich häufig auch auf alle Arten von Beleidigungen und Demütigungen. Auch hier schwankt das Verhalten zwischen einer Unfähigkeit, auf die Beleidigung entsprechend zu antworten, und einem willigen Hinnehmen in der Überzeugung, der andere habe Recht und Grund, sie zu demütigen. Oft geht es so, dass erst nach Stunden oder Tagen die Tatsache der Unberechtigtheit eines Vorwurfs oder der Unverschämtheit einer Beleidigung ins Bewusstsein kommt. Dann fallen häufig den Betreffenden alle Argumente ein, die sie zur Entkräftung des Vorwurfs hätten gebrauchen, oder alle Grobheiten, die sie auf die Beleidigung hin hätten äussern können. Sie führen sich die Situation wieder und wieder vor Augen, phantasieren bis in alle Details, wie sie es hätten machen sollen, steigern sich in eine Wut, die sich manchmal mehr gegen den anderen, manchmal mehr gegen sie selbst richtet, um doch bei der nächsten Gelegenheit wieder genau so gelähmt und hilflos einem Angriff gegenüber zu stehen.

Das Ohnmachtsgefühl tritt Dingen gegenüber ebenso in Erscheinung wie Menschen. Es führt dazu, dass sich Menschen in jeder Situation, die ihnen nicht geläufig ist, völlig hilflos fühlen. Es kann sich darum handeln, dass sie sich in einer fremden Stadt ausserstande fühlen, sich allein zurecht zu finden, oder dass sie bei einer Autopanne ganz unfähig sind, auch nur den leisesten Versuch zu unternehmen, nachzusehen, wo die Störung liegen kann, oder dass sie bei einer Wanderung, bei der sie über einen kleinen Bach springen müssen, sich völlig gelähmt fühlen, dies zu tun, oder dass sie unfähig sind, sich ihr Bett zu machen oder sich etwas zu kochen, wenn die Situation es erfordert. Ein Verhalten, welches man als besonders unpraktisch oder ungeschickt bezeichnet, geht häufig auf das Ohnmachtsgefühl zurück. Wir vermuten, dass auch beim Schwindelgefühl auf Höhen das Ohnmachtsgefühl nicht selten die Wurzel darstellt.

Das Ohnmachtsgefühl äussert sich auch im Verhältnis zur eigenen Person. Ja, hier liegen vielleicht seine wichtigsten Folgen für das Individuum. Eine Erscheinungsform des Ohnmachtsgefühls auf dieser Ebene ist die Hilflosigkeit gegenüber den in einem selbst wirksamen Trieben und Ängsten. Es fehlt völlig der Glaube, dass man auch nur den Versuch machen könne, seine Triebe oder Ängste

zu kontrollieren. Das Motto ist eben immer : „Ich bin einmal so, und daran kann ich nichts ändern.“ Nichts scheint überhaupt unmöglicher, als sich zu ändern. Sie können ihr Leben damit zubringen, darüber zu jammern und zu klagen, wie schrecklich sie unter dieser oder jener Eigenschaft leiden, sie können auch bewusst sich äusserst bereit zeigen, sich zu ändern, aber bei näherer Beobachtung wird deutlich, dass sie deshalb nur umso hartnäckiger an der Überzeugung festhalten, sie selbst könnten nichts ändern. In manchen Fällen ist die Diskrepanz zwischen dieser unbewussten Überzeugung und den bewussten kompensierenden Veranstaltungen geradezu grotesk. Ob solche Menschen von einem Arzt zum anderen oder von einer religiösen oder philosophischen Lehre zur andern laufen, ob sie jede Woche einen neuen Plan haben, wie sie sich ändern können, oder von jeder Liebesbeziehung erwarten, dass sie die grosse Änderung vollbringe, alle diese Geschäftigkeit und bewusste Anstrengung ist doch nur der Schirm, hinter dem sie sich im Gefühl der tiefsten Ohnmacht verstecken.

Wie schon oben erwähnt, glauben sie nicht daran, ihre Wünsche durchsetzen und selbständig etwas erreichen zu können. Menschen dieser Art warten immer auf etwas und sind tief davon überzeugt, dass sie zum Ergebnis nichts tun können. Sehr häufig geht dieses Gefühl so weit, dass sie es aufgeben, überhaupt etwas zu wünschen oder zu wollen, ja, dass sie gar nicht mehr wissen, was sie eigentlich wünschen. Gewöhnlich tritt an die Stelle der eigenen Wünsche die Erwägung, was andere von ihnen erwarten. Ihre Entscheidungen nehmen zum Beispiel die Form an, darüber nachzugrübeln, dass, wenn sie diesen Schritt tun, ihre Frau ihnen böse ist, und wenn sie einen anderen Schritt tun, ihr Vater. Sie entscheiden sich zum Schluss nach der Richtung, wo sie das Bösesein am wenigsten fürchten, aber es kommt überhaupt nicht zur Aufrollung der Frage, was sie eigentlich am liebsten tun möchten. Die Folge ist häufig, dass solche Menschen bewusst oder unbewusst das Gefühl haben, von anderen vergewaltigt zu werden, wütend darüber sind und doch nicht sehen, dass sie es in erster Linie sind, die sich vergewaltigen lassen.

Der Grad der Bewusstheit des Ohnmachtsgefühls schwankt nicht weniger als der seiner Intensität. In vielen Fällen ist es als solches bewusst. Hier handelt es sich allerdings um Fälle schwerer Neurosen, in denen die Leistungsfähigkeit und das soziale Funktionieren der Menschen so eingeschränkt sind, dass sie des Zwanges enthoben sind, sich über das Gefühl ihrer Ohnmacht hinwegzutäuschen. Der Betrag an seelischem Leiden, der mit der völligen Bewusstheit des Ohnmachtsgefühls verknüpft ist, ist kaum zu überschätzen. Das Gefühl tiefer Angst, der Sinnlosigkeit

des eigenen Lebens, ist regelmässig in solchen Fällen gegeben. Allerdings finden sich in schweren Neurosen auch die gleichen Wirkungen des Ohnmachtsgefühls, ohne dass dieses als solches überhaupt bewusst wäre. Es bedarf häufig langwieriger analytischer Arbeit, um das unbewusste Ohnmachtsgefühl ins Bewusstsein zu heben und mit seinen Folgeerscheinungen zu verknüpfen. Aber auch da, wo dieses Gefühl bewusst ist, zeigt sich gewöhnlich in der Analyse, dass das nur für einen kleinen Teil seines Umfangs gilt. Es stellt sich meist heraus, dass die tiefe Angst, die das Ohnmachtsgefühl begleitet, bewirkt, dass es nur in sehr abgeschwächter Form ins Bewusstsein zugelassen wird.

Ein erster Versuch, das Quälende des Gefühls zu überwinden, liegt in einer Reihe von Rationalisierungen, die das Ohnmachtsgefühl begründen sollen. Die wichtigsten der begründenden Rationalisierungen sind folgende : Die Ohnmacht wird auf körperliche Mängel zurückgeführt. In solchen Fällen bestehen die Menschen darauf, körperlich schwach zu sein, keine Anstrengungen zu vertragen, diesen oder jenen körperlichen Defekt zu haben, „leidend" zu sein. Damit gelingt es ihnen, das Ohnmachtsgefühl, das in Wirklichkeit psychische Wurzeln hat, auf körperliche Mängel zurückzuführen, die ihnen nicht zur Last zu legen sind und an denen sich auch im Prinzip nichts ändern lässt. Eine andere Form der begründenden Rationalisierungen ist die Überzeugung, durch bestimmte Lebenserfahrungen so geschädigt worden zu sein, dass ihnen alle Aktivität und aller Mut geraubt wurde. Bestimmte Erlebnisse in der Kindheit, unglückliche Liebe, ein finanzieller Zusammenbruch, Enttäuschungen mit Freunden, werden als die Ursachen für die eigene Hilflosigkeit angesehen. Ein simplifizierendes Missverständnis der psychoanalytischen Theorie hat diese Rationalisierungen in mancher Hinsicht noch erleichtert. Es gibt manchen Menschen den Vorwand zu dem Glauben, dass sie ihre Ohnmacht der Tatsache verdanken, dass sie mit drei Jahren einmal von der Mutter Schläge bekommen haben oder dass sie mit fünf Jahren von einem älteren Bruder ausgelacht worden sind. Eine andere Form der begründenden Rationalisierungen erweist sich oft als besonders verhängnisvoll, nämlich die Tendenz, in der Phantasie oder auch in Wirklichkeit eine Schwierigkeit auf die andere zu türmen und damit das Gefühl zu haben, dass die Aussichtslosigkeit der realen Situation es verständlich macht, wenn man sich ihr gegenüber hilflos fühlt. Was sich hier abspielt, ist zum Beispiel folgendes : Ein Beamter soll einen Bericht schreiben und fühlt sich dieser Aufgabe gegenüber hilflos. Während er an seinem Schreibtisch sitzt und das Gefühl seiner Schwäche wahrnimmt, geht ihm durch den Kopf, dass er Angst hat, seine Stelle

zu verlieren, dass seine Frau krank ist, dass sein Freund ihm böse sein wird, weil er ihm so lange nicht geschrieben hat, dass es im Zimmer zu kalt ist, bis er endlich in seiner Phantasie eine so traurige und aussichtslose Situation zusammengebraut hat, dass das Gefühl der Ohnmacht als das ganz natürliche und adäquate Kapitulieren vor zu grossen Schwierigkeiten erscheint. Noch verhängnisvoller ist es, wenn sich die Tendenz, die Situation zu verschlimmern, nicht nur auf Phantasien beschränkt, sondern sich auf das Verhalten in der Wirklichkeit erstreckt. Der Betreffende wird dann geneigt sein, wirklich krank zu werden, seinen Chef so zu provozieren, dass er ihn in der Tat entlässt, mit seiner Frau Streit anzufangen, so dass den ganzen Tag Unfriede im Hause herrscht, und wenn ihm alles dies gelungen ist, fühlt er sich völlig gerechtfertigt, seine Ohnmacht als durch die Unerträglichkeit der äusseren Verhältnisse begründet anzusehen. Gewiss hat die hier geschilderte Tendenz, sich in der Phantasie oder in Wirklichkeit Leiden zuzufügen, sich schwach und unglücklich zu machen, noch andere Wurzeln. Dies zu erörtern, führt in das Problem des Masochismus, auf das wir hier nicht eingehen können.[1]) Die Rationalisierung des eigenen Ohnmachtsgefühls ist aber sicherlich einer der Faktoren, der für die Tendenz zur phantasierten oder realen Steigerung des eigenen Leidens verantwortlich ist.

Eine andere Gruppe von Rationalisierungen tritt in Erscheinung, wenn das Ohnmachtsgefühl weniger bewusst ist als in den eben besprochenen Fällen. Die Rationalisierungen haben dann weniger einen begründenden als einen tröstenden Charakter und dienen dazu, die Hoffnung zu erwecken, dass die eigene Ohnmacht nur eine vorübergehende sei. Die zwei wichtigsten Formen dieser tröstenden Rationalisierungen sind der Glaube an das Wunder und der Glaube an die Zeit. Beim Glauben an das Wunder dreht es sich um die Vorstellung, durch irgendein von aussen eintretendes Ereignis werde plötzlich die eigene Ohnmacht verschwinden und alle Wünsche nach Erfolg, Leistung, Macht und Glück erfüllt werden. Die Formen, in denen dieser Glaube auftritt, sind äusserst mannigfaltig. Häufig ist es so, dass man erwartet, irgendeine Veränderung in äusseren Lebensumständen werde den Umschwung bringen, sei es eine neue Liebesbeziehung, der Umzug in eine andere Stadt oder eine andere Wohnung, ein neuer Anzug, ein neues Jahr oder auch nur ein frischer Bogen Papier, auf dem die Arbeit besser

---

[1]) Vgl. unsere Ausführungen im psychologischen Teil in : „Autorität und Familie, Studien aus dem Institut für Sozialforschung", Librairie Félix Alcan, Paris 1936 ; ferner Karen Horney in „The Neurotic Personality of our Time", Norton & Co., New York 1937, die auf dieses Problem in seiner ganzen Verzweigtheit eingeht.

gehen wird. Bei religiösen Menschen nimmt der Glaube an das Wunder zuweilen die Form an, Gott werde plötzlich in das Schicksal eingreifen. Eine weitere Form des Wunderglaubens ist die, dass durch bestimmte Menschen das eigene Schicksal geändert werde. Ein häufiges (oben bereits erwähntes) Beispiel hierfür sind Menschen, die von einem Arzt zum anderen laufen und jedes Mal erwarten, er werde das Wunder vollbringen. Das Gemeinsame an all diesen tröstenden Illusionen ist immer, dass man selbst nichts zum gewünschten Erfolg zu tun braucht, auch gar nichts dazu tun kann, sondern dass eine ausserhalb des Menschen stehende Macht oder Konstellation plötzlich das Gewünschte vollbringt.

Eine besondere Form dieses Wunderglaubens ist der Ersatz kausaler Beeinflussung durch magische Handlungen, die dem Bewusstsein die Illusion eigener Aktivität gestatten. Der Inhalt der magischen Geste kann sehr verschieden sein. Ob es sich darum handelt, einem Bettler ein Almosen zu geben, einer alten Tante einen Besuch zu machen, aufs korrekteste seine Pflicht zu erfüllen oder vor dem Beginn der Arbeit dreimal bis dreissig zu zählen, die Erwartung ist immer dieselbe. Wenn ich dies oder jenes tue, dann wird sich alles so wenden, wie ich es wünsche. Wie bei allen magischen Handlungen tritt an Stelle der objektiven Beeinflussung ein rein in Gedanken des Subjekts vorhandener Kausalnexus. Häufig wird es den betreffenden Menschen gar nicht bewusst, dass sie eine bestimmte Handlung im Sinne einer magischen Geste ausführen, häufig, vor allem bei Zwangsneurotikern, kann die magische Geste zu einem äusserst quälenden Zeremoniell ausarten. Gerade in der Stärke des Ohnmachtsgefühls und der magischen Gesten als seiner spezifischen Überwindung liegt eine der Charakteristiken der Zwangsneurose.

Beim Glauben an die Zeit fehlt das Moment der Plötzlichkeit der Veränderung. Statt dessen besteht die Erwartung, dass sich „mit der Zeit" schon alles machen werde. Von Konflikten, zu deren Lösung man sich selbst ausserstande fühlt, wird erwartet, dass die Zeit sie schon lösen werde, ohne dass man selbst das Risiko einer Entscheidung auf sich nehmen muss. Besonders häufig findet man diesen Glauben an die Zeit mit Bezug auf die eigenen Leistungen. Menschen trösten sich über die Tatsache nicht nur, dass sie nichts von dem vollbringen, was sie leisten wollen, sondern auch, dass sie selbst keine Vorbereitungen dazu treffen, damit hinweg, sie hätten ja noch lange Zeit, und es sei kein Grund, sich zu eilen. Ein Beispiel für diesen Mechanismus ist der Fall, in dem ein sehr begabter Schriftsteller, der ein Buch schreiben wollte, das seiner Meinung nach zu einem der wichtigsten Bücher der Weltliteratur gehören würde, nicht mehr tat, als eine Reihe von

Gedanken über das zu haben, was er schreiben wollte, in Phantasien zu schwelgen, welche epochemachende Wirkung sein Buch haben würde, und seinen Freunden zu erzählen, es sei schon fast fertig. In Wirklichkeit hatte er noch nicht eine Zeile davon geschrieben, obwohl er schon seit sieben Jahren an dem Buch „arbeitete". Je älter solche Menschen werden, desto krampfhafter müssen sie an der Illusion festhalten, die Zeit werde es bringen. Bei vielen führt das Erreichen eines bestimmten Alters — häufig um den Beginn der vierzig herum — entweder zu einer Ernüchterung, zu einem Aufgeben der Illusion und zu einer Anstrengung, die eigenen Kräfte zu benutzen, oder zu einem neurotischen Zusammenbruch, der mit darauf beruht, dass das Leben ohne die tröstende Zeitillusion unerträglich wird.

Handelt es sich bei den tröstenden Rationalisierungen noch darum, dass das Gefühl der Ohnmacht vage bewusst ist, aber sein Stachel durch die Hoffnung auf seine Überwindung gemildert wird, so geht eine dritte Reaktion noch weiter in der Unterdrückung des Ohnmachtsgefühls. Hier wird es durch ein überkompensierendes Verhalten und verdeckende Rationalisierungen ersetzt. Der häufigste Fall solcher Überkompensierungen ist der der Geschäftigkeit. Wir finden, dass Menschen, die ein tiefes Ohnmachtsgefühl verdrängt haben, besonders aktiv und geschäftig sind, und zwar bis zu einem Grade, dass sie vor sich selbst und anderen gerade als das Gegenteil von ohnmächtigen Menschen erscheinen. Solche Menschen müssen immer etwas tun. Wenn sie sich in ihrer Stellung bedroht fühlen, so verhalten sie sich nicht so, wie wir es oben geschildert haben, dass sie Schwierigkeiten über Schwierigkeiten türmen, um sich ihre Unfähigkeit, irgend etwas zu unternehmen, zu beweisen, sie schwelgen auch nicht in Phantasien über ein Wunder, was geschehen werde, sondern sie fangen an, von Pontius zu Pilatus zu laufen, dieses und jenes zu unternehmen, und erwecken den Eindruck höchster Aktivität in der Abwehr der Gefahr. Oder wenn sie eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben haben, sitzen sie nicht träumend vor ihrem Schreibtisch, sondern bestellen sich Dutzende von Büchern aus der Bibliothek, besprechen sich mit allen möglichen Fachleuten, deren Meinung wichtig sein könnte, machen Reisen zum Studium gewisser Probleme und schützen sich so vor der Einsicht, dass sie sich ohnmächtig fühlen, die erwartete Leistung zu vollbringen. Eine andere Form der Scheinaktivität äussert sich in Dingen wie der „Vereinsmeierei", in der fortwährenden Bekümmerung um andere Menschen oder auch nur im Kartenspielen oder langen Stammtischunterhaltungen. Es ist oft recht schwer, die Grenze zwischen dieser scheinhaften und der echten Aktivität zu ziehen. Ganz allgemein lässt sich

sagen, dass sich die Geschäftigkeit immer auf Dinge erstreckt, die im Verhältnis zum zu lösenden Problem nebensächlich und untergeordnet sind, und dass die Geschäftigkeit keine Beziehung zu den fundamentalen Zügen der zu lösenden Aufgabe hat. Im Falle des Neurotikers ist der Gegensatz zwischen echter Aktivität und Geschäftigkeit sehr viel leichter zu erkennen als im Falle des gesunden, realitätsangepassten Menschen. Hier ist es gewöhnlich so, dass er Aufgaben zu lösen hat, zu deren Vollbringung im Grunde nicht mehr als eine bestimmte Routine gehört und die eine echte Aktivität gar nicht erfordern. Der durchschnittliche Mensch der bürgerlichen Gesellschaft sieht sich einer Reihe von Aufgaben und Problemen gegenüber, zu deren routinemässiger Lösung er von früh auf trainiert ist, und weil niemand etwas anderes von ihm erwartet, wird auch das Bewusstsein seiner faktischen Ohnmacht nie so quälend, dass er es durch ein extremes und lächerliches Ausmass an Geschäftigkeit verdecken müsste. Was unter gesellschaftlichem Masstab gesehen als Aktivität erscheint, mag psychologisch gesehen als Geschäftigkeit aufgefasst werden, und häufig wird man sich überhaupt nicht darüber einigen können, ob ein Verhalten der einen oder anderen Kategorie zuzuschreiben ist.

Eine noch radikalere Reaktionsbildung gegen das Ohnmachtsgefühl ist das Streben nach Kontrolle und Führung in jeder Situation. In vielen Fällen bleibt dieser Wunsch rein auf die Phantasie beschränkt. Menschen ergehen sich dann in Phantasien darin, wieviel besser sie ein Unternehmen oder eine Universität leiten würden als die faktischen Leiter, oder sie stellen sich als Diktatoren eines Staates oder der gesamten Menschheit vor und schwelgen in diesen Phantasien. Oder es kommt nicht zur Ausbildung von solchen elaborierten Phantasien, sondern die Grössenideen bleiben vage und sind den Betreffenden wenig bewusst. In solchen Fällen findet man bewusst häufig nur die Erwartung, allen Menschen, mit denen man zusammen kommt, überlegen zu sein, oder, wenn auch noch diese Erwartung verdrängt ist, eine Wutreaktion, wenn man mit Menschen zusammentrifft, denen gegenüber man seine Überlegenheit nicht durchsetzen kann. Wenn auch diese Wutreaktion verdrängt ist, so ist gewöhnlich nichts sichtbar als eine gewisse Gehemmtheit und Schüchternheit gegenüber denen, die den Vorrang beanspruchen können. Gleichgültig, ob nun die Grössenideen mehr oder weniger elaboriert und mehr oder weniger bewusst sind, ihre Häufigkeit und ihre Intensität, speziell beim Angehörigen der bürgerlichen Mittelschichten und besonders bei Intellektuellen, lassen sich kaum überschätzen. Da die Menschen immer wieder ernüchtert aus solchen Träumereien aufwachen, erfüllen diese ihre Funktion, das vorhandene Ohnmachtsgefühl zu kompensieren, nur

sehr unvollkommen. Anders ist es schon, wenn der Wunsch nach Kontrolle und Macht sich nicht nur auf Phantasien beschränkt, sondern sich im Verhalten in der Wirklichkeit ausdrückt. Wenn es gelingt, ihre faktische Ohnmacht im grossen durch faktische Macht im kleinen zu ersetzen, so wird häufig ein Gleichgewicht hergestellt, das für ein Leben lang anhalten kann. Der häufigste Fall dieser Art sind Männer, wie wir sie besonders im europäischen Kleinbürgertum finden, die in ihrer gesellschaftlichen und ökonomischen Existenz völlig ohnmächtig sind, aber ihren Frauen, Kindern und vielleicht dem Hund gegenüber einen intensiven Wunsch nach Macht und Kontrolle haben und imstande sind, ihn auch zu realisieren und zu befriedigen. In neurotischen Fällen finden wir gewöhnlich, dass die Teilung der Welt in eine Sphäre, wo man ohnmächtig, und eine, wo man mächtig ist, nicht gelingt. Der Neurotiker empfindet den Wunsch nach Kontrolle und Macht in jeder Situation, auch dort, wo ihre Ausübung unmöglich ist. Es ist ihm unerträglich, einen Vorgesetzten zu haben, er hat immer das Gefühl, alles besser zu verstehen und besser zu machen, er will in jeder Unterhaltung die dominierende Rolle spielen, in jeder Gesellschaft die anderen beherrschen. Aus diesem verstärkten Wunsch nach Kontrolle und Macht heraus werden auch Situationen, die für einen anderen Menschen gar kein Beweis seiner eigenen Unzulänglichkeit sind, zu solchen, die er als beschämende Niederlagen empfindet. In extremen Fällen, die jedoch recht häufig sind, bedeutet jede Konstellation, in der er nicht führend und kontrollierend ist, eine Niederlage und einen Beweis seiner Ohnmacht. Es kommt zu einem circulus vitiosus. Der verstärkte Wunsch nach Kontrolle und Macht ist zur gleichen Zeit eine Reaktion auf das Ohnmachtsgefühl und die Wurzel für seine Verstärkung.

Die Verdrängung des Ohnmachtsgefühls entfernt zwar, wie jede andere Verdrängung, das Gefühl aus dem Bewusstsein, hindert es aber nicht daran, zu existieren und bestimmte Wirkungen zu haben. Zwar hängt deren Art davon ab, ob das Ohnmachtsgefühl bewusst ist oder nicht, ihre Stärke aber wird im wesentlichen nur von seiner Intensität bedingt.

Die wichtigste und allgemeinste Folge des Ohnmachtsgefühls ist Wut, und zwar eine Wut, die besonders durch ihre Ohnmächtigkeit gekennzeichnet ist. Ihr Ziel ist nicht, wie bei anderen Arten der Wut, die aktive und zielbewusste Vernichtung des Feindes, sondern sie ist viel vager, unbestimmter, aber auch viel destruktiver gegen die Aussenwelt und gegen das eigene Selbst gerichtet. Bei Kindern drückt sich das häufig im Strampeln aus, bei Erwachsenen im Weinen, manchmal aber auch in einem Wutanfall, dem jede Zielgerichtetheit und Beziehung zur Aktion fehlt. Gewöhnlich

allerdings ist die ohnmächtige Wut nicht bewusst. Sie wird häufig durch trotziges und eigensinniges Verhalten ausgedrückt, beziehungsweise ersetzt. Dieser Trotz kann ganz bewusst sein. Hierher gehören Menschen, die sich nie einer Anordnung fügen können, die immer widersprechen müssen, nie zufrieden sind und so fort. Er kann auch unbewusst sein, und dann entsteht gewöhnlich das Bild einer allgemeinen Gehemmtheit. In solchen Fällen haben die betreffenden Menschen bewusst den besten Willen, aktiv zu sein und das zu tun, was andere von ihnen oder sie von sich selbst erwarten. Aber sie sind trotz allen guten Willens ständig unlustig, missgestimmt und zu keiner Initiative fähig. Sind nicht nur die Wut und der Trotz aus dem Bewusstsein verdrängt, sondern an der Wurzel gebrochen und umgebogen, dann findet man häufig eine Reaktionsbildung, die sich als Überfreundlichkeit und Übergefügigkeit äussert.

Die Folge der Wut ist immer Angst. Je mehr die Wut verdrängt ist, desto grösser ist die Angst. Auf die komplizierten Mechanismen, die hierfür verantwortlich sind, können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Als wichtigsten wollen wir die Projektion der eigenen Wut auf andere hervorheben. Um die Verdrängung der eigenen Wut zu sichern, wird das Gefühl erzeugt, das sich in dem Motto ausdrücken lässt: „Nicht ich bin auf andere wütend, sondern andere auf mich.“ Die Folge davon ist das Gefühl, von anderen gehasst oder verfolgt zu werden, und die Folge hiervon ist Angst. Neben diesem indirekten Weg über die Verdrängung der Wut wird die Angst auch direkt aus dem Ohnmachtsgefühl gespeist. Das Gefühl, seine Ziele nicht durchsetzen zu können und vor allem gegen Angriffe von andern wehrlos zu sein, erzeugt notwendigerweise immer neue Angst. Das Ohnmachtsgefühl schafft Angst, die Angst aber verstärkt ihrerseits wieder das Ohnmachtsgefühl. Dieser Zirkel ist dafür verantwortlich, dass in so vielen Fällen ein einmal vorhandenes Ohnmachtsgefühl, statt allmählich zu verschwinden, immer stärker wird und die Menschen gleichsam mit jedem Schritt tiefer in den Sumpf geraten.

Ein besonders günstiges Beobachtungsfeld für das Ohnmachtsgefühl und die verschiedenen Formen seiner Verdeckung oder Versuche zu seiner Überwindung bietet die psychoanalytische Situation. Manche Analysanden dieser Art werden dem Analytiker wieder und wieder klar machen, dass sie sich nicht ändern können, weil sie schon zu alt seien, weil die Neurose in ihrer Familie erblich sei, weil sie nicht die Zeit hätten, die Analyse lange genug durchzuführen, oder was sonst immer als Rationalisierung gefunden werden kann. Häufiger als das offene Gefühl der Ohnmacht und der Aussichtslosigkeit der analytischen Bemühungen sind die Fälle,

wo im Bewusstsein ein gewisser Optimismus und eine positive Erwartung vorherrschen. Der Analysand hat das Gefühl, er wolle sich ändern und könne es auch, aber wenn man näher zusieht, entdeckt man, dass er alles andere erwartet, nur nicht, dass er selbst dazu etwas tun könne. Seine grundlegende Erwartung ist die, dass der Analytiker oder „die Analyse“ das Entscheidende für ihn tun müssten und dass er im Grunde passiv diese Prozedur über sich ergehen lassen könne. Sein wirklicher Unglaube an irgendeine Veränderung wird häufig durch die oben dargestellten tröstenden Rationalisierungen verdeckt. Er erwartet, dass ganz plötzlich, wenn es nur gelinge, das „infantile Trauma“ herauszufinden, die grosse Wandlung mit ihm vorgehen werde. Oder er richtet sich auf Zeiträume von mehreren Jahren ein und hat nach fünf Jahren erfolgloser Analyse das Gefühl, man habe eben nur noch nicht lange genug analysiert, um etwas ändern zu können. Wir finden auch in der analytischen Situation die verdeckende und überkompensierende Geschäftigkeit wieder. Solche Analysanden sind äusserst pünktlich, lesen alle erreichbare Literatur, machen bei allen ihren Freunden Propaganda für die Analyse, treffen dieses oder jenes Arrangement im Leben, weil das „gut für die Analyse sei“, und alles dies, um vor sich selbst zu verbergen, dass sie in den fundamentalen Fragen ihrer Persönlichkeit nichts zu ändern bereit, beziehungsweise imstande sind. Eng verknüpft hiermit ist ein Verhalten im Sinne der „magischen Geste“. Analysanden, bei denen das eine grosse Rolle spielt, sind besonders darauf bedacht, „alles richtig zu machen“. Sie fügen sich den Anordnungen des Analytikers aufs genaueste, und je mehr Regeln und Vorschriften er macht, desto zufriedener sind sie. Sie haben das Gefühl, dass, wenn sie nur das analytische Ritual getreu befolgen, diese Folgsamkeit in magischer Weise die Veränderung ihrer Persönlichkeit bewirken werde.

Es mag an dieser Stelle ein kleiner Exkurs über ein Problem der analytischen Technik gestattet sein. Wenn unsere eingangs geäusserte Annahme richtig ist, dass das Ohnmachtsgefühl, wenn auch in gemilderter Form, bei sehr vielen Menschen unserer Kultur vorhanden ist, dann ist es nur natürlich, wenn es sich bei einer Reihe von Psychoanalytikern selbst findet. In solchen Fällen ist es nicht nur der Patient, der im Grunde davon überzeugt ist, dass er sich nicht ändern kann, sondern der Analytiker ist der gleichen, wenn auch ganz unbewussten Überzeugung, dass man keinen Menschen beeinflussen könne. Hinter seinem bewussten beruflichen Optimismus steckt ein tiefer Unglaube an die Möglichkeit irgendwelchen verändernden Einflusses auf Menschen. Er scheut sich geradezu einzugestehen, dass die analytische Therapie

eine Beeinflussung des Menschen sei. Gewiss sollte sie keine Beeinflussung in dem Sinne sein, ihn zu bestimmten Anschauungen oder Handlungen zu veranlassen. Aber man vergisst, dass alles Heilen, wie auch alles Erziehen, immer eine Beeinflussung voraussetzt, und dass, wo es in phobischer Weise vermieden wird, auch mit Notwendigkeit der Erfolg ausbleibt. Eine besondere Rolle spielt bei manchen Analytikern die Verdeckung des eigenen Ohnmachtsgefühls durch die magische Geste. Es scheint, als ob, ebenso wie für manche Patienten, auch für sie selbst die korrekte Durchführung des analytischen Rituals der Kernpunkt der ganzen Prozedur sei. Wenn sie nur getreulich allen Vorschriften von Freud gefolgt sind, meinen sie, alles getan zu haben, was möglich ist, und ihre wirkliche Ohnmacht, den Patienten zu beeinflussen, braucht ihnen nicht ins Bewusstsein zu kommen. Wir möchten annehmen, dass die absonderliche Wichtigkeit, die für Analytiker dieses Typs das analytische Zeremoniell hat, letzten Endes auf ihr eigenes Ohnmachtsgefühl zurückgeht. Das Zeremoniell wird zum magischen Ersatz für die faktische Beeinflussung des Patienten.

Für die Entstehung des Ohnmachtsgefühls trifft man auf dieselbe Schwierigkeit, die immer vorhanden ist, wenn man die Entstehungsbedingungen für einen seelischen Mechanismus angeben will. Es liegt niemals eine einfache Bedingung vor, die man als „Ursache" des in Frage stehenden Mechanismus bezeichnen kann. Man muss vielmehr immer die gesamte Konstellation der äusseren Umstände, unter denen ein Mensch lebt, und die komplizierte Dynamik seiner Charakterstruktur, die sich als Reaktion auf die Aussenwelt entfaltet, kennen, um die Entstehungsbedingungen des einzelnen seelischen Mechanismus voll zu verstehen. Der Versuch einer prinzipiellen Darstellung der Entstehungsbedingungen des Ohnmachtsgefühls, insbesondere einer Untersuchung der grundlegenden Rolle des Masochismus, würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Wir halten es auch ganz allgemein für methodologisch gerechtfertigt, einen unbewussten Mechanismus zu beschreiben und die verschiedenen Konsequenzen dieses Mechanismus im Sinne von Rationalisierungen, Reaktionsbildungen usf. zu untersuchen, ohne gleichzeitig auch alle diese unbewusste Tendenz bedingenden Faktoren zu analysieren. Soweit im folgenden doch noch auf sie eingegangen wird, werden wir uns nur an diejenigen Umstände halten, die in unmittelbarer Weise das Ohnmachtsgefühl bedingen, beziehungsweise ein schon vorhandenes verstärken. Aber selbst mit dieser Einschränkung werden die Entstehungsbedingungen nur skizzenhaft und in Umrissen beschrieben.

Wir haben uns bei der Beschreibung des Ohnmachtsgefühls

und der aus ihm stammenden Folgeerscheinungen vorwiegend an die neurotischen Erscheinungsformen gehalten, weil sie ein deutlicheres Bild des zu beschreibenden Phänomens geben als die „normalen". Bei der Beschreibung der Entstehungsbedingungen ist es zweckmässiger, uns an jene allgemein in der bürgerlichen Gesellschaft vorhandenen Bedingungen zu halten, deren Steigerung im Einzelfall zu den oben geschilderten neurotischen Erscheinungsformen des Ohnmachtsgefühls führt und deren durchschnittliches Auftreten wir als Bedingung für das normale Ohnmachtsgefühl im bürgerlichen Charakter vermuten dürfen.

Wir müssen erwarten, dass ein so tief liegendes und intensives Gefühl wie das der Ohnmacht nicht erst in späteren Lebensjahren entsteht, sondern dass Erlebnisse in der allerfrühesten Kindheit für seine Entstehung verantwortlich zu machen sind. Diese Erwartung wird rasch bestätigt, wenn man sich die Situation des Kindes in der bürgerlichen Familie unter den uns hier interessierenden Gesichtspunkten ansieht. Das Verhalten des Erwachsenen zum Kind lässt sich dahin charakterisieren, dass das Kind im letzten Grunde nicht ernst genommen wird. Dieser Tatbestand ist offenbar in den Fällen, in denen Kinder vernachlässigt und ausgesprochen schlecht behandelt werden. Hier haben die Eltern die ganz bewusste Meinung, dass das Kind nichts gilt, sie wollen seinen eigenen Willen und seine eigene Persönlichkeit unterdrücken, das Kind ist für sie ein willenloses Instrument ihrer Willkür, und es darf in keiner Weise etwas zu bestellen haben. In extremen Fällen trägt es ihm schon Strafe ein, wenn es auch nur wagt, einen Wunsch zu äussern; aber dass es selbst etwas anordnen, die Eltern in ihren Entschlüssen beeinflussen, selbständig irgend etwas erreichen könnte, liegt ganz ausserhalb auch nur der Denkmöglichkeiten in dieser Konstellation. Schwerer durchschaubar, aber nicht weniger folgenschwer ist jenes Nichternstnehmen des Kindes, das sich hinter Verzärtelung und Verwöhnung versteckt. Solche Kinder werden gewiss beschützt und behütet, aber die Entfaltung ihrer eigenen Kräfte, beziehungsweise des Gefühls dafür, selbst Kräfte zu haben, wird mehr oder weniger vollständig gelähmt. Sie erhalten alles, was sie brauchen, im Überfluss, sie dürfen sich auch alles wünschen, dürfen alles sagen, was sie wollen. Ihre Situation gleicht aber im Grunde der eines gefangenen Prinzen. Auch dieser hat alle Genüsse im Überfluss und viele Diener, denen er Befehle geben kann. Und doch ist alles unwirklich und gespensterhaft, denn seine Befehle haben nur Geltung, solange sie nicht den Rahmen seines Gefängnisses sprengen. Alle seine Macht ist eine Illusion, die er dann am besten aufrecht erhalten kann, wenn er gar nicht mehr daran denkt, ein Gefangener zu sein, und gar

nicht mehr wünscht, die Freiheit zu gewinnen. Er kann zwar seinen Untergebenen befehlen, dass sie ihn aufs pünktlichste bedienen; wollte er ihnen aber gebieten, sie sollten das Tor des Schlosses öffnen, in dem er gefangen ist, so würden sie sich verhalten, als habe er überhaupt nichts gesagt. Ob nun so extreme Fälle der Verwöhnung oder der durchschnittliche Fall des „liebevoll" behandelten Kindes vorliegen, macht nur einen Unterschied im Grad des Nichternstnehmens aus. Gemeinsam ist in allen Fällen, dass das Kind aus eigenem Recht nichts anordnen, nichts vollbringen, nichts beeinflussen, nichts verändern kann. Es kann viel von dem, was es will, bekommen, wenn es lieb und brav ist, aber es kann nichts bekommen, was ihm nicht gegeben wird, und es kann nichts erreichen, ohne dass der Erwachsene sich einschaltet.

Dieses Nichternstnehmen drückt sich gewöhnlich keineswegs in dramatischen und auf den ersten Blick auffallenden Formen aus. Man muss nach sehr subtilen Eigenheiten des Verhaltens der Erwachsenen suchen, um den hier gemeinten Einfluss zu verstehen. Das leichte und kaum wahrnehmbare Lächeln, wenn das Kind etwas Selbständiges sagt oder tut, kann eine ebenso niederschmetternde Wirkung haben wie die gröbsten Versuche, seinen Willen zu brechen. Ja häufig ist es so, dass, wo sich die Eltern feindselig zeigen, das Kind gleichfalls eine Opposition entwickelt, die ihm erlaubt, sich von den Eltern zu lösen und ein selbständiges Leben zu beginnen, während die Freundlichkeit der Eltern das Kind an der Entfaltung jeder prinzipiellen Opposition hindert und es nur umso hilfloser und ohnmächtiger macht. Man findet nicht selten in Analysen, dass sich Menschen daran erinnern, welche ohnmächtige Wut sie als Kinder hatten, wenn sie über die notwendige Zeit hinaus in die Schule begleitet wurden, beim Anziehen geholfen bekamen, wenn sie nicht bestimmen durften, welche Art Kleider sie tragen wollten, wann es Zeit war, sich wärmer oder leichter anzuziehen. Noch in einer Reihe von anderen typischen Verhaltungsweisen kommt das Nichternstnehmen des Kindes zum Ausdruck. Versprechen, die dem Kind gegeben werden, werden nicht gehalten, bestimmte Fragen nicht ernst genommen oder unaufrichtig beantwortet. Anordnungen werden gegeben, ohne dass dem Kind ihr Grund gesagt wird. Dies alles kann in der freundlichsten Weise geschehen, dem Kind bleibt aber das Gefühl, dass man nicht mit ihm rechnet und dass man sich im Grunde alles gegen es erlauben kann. Selbst da, wo Versprechen gehalten und Antworten gegeben werden, aber wo der Erwachsene das Gefühl hat, sein Verhalten stelle eine besondere Freundlichkeit oder ein besonderes Entgegenkommen dar, ist der Eindruck auf das Kind kein anderer. Es fühlt sich nur dann ernst genommen,

wenn der Erwachsene sich ihm gegenüber ebenso verpflichtet fühlt, aufrichtig und zuverlässig zu sein, wie er das anderen Erwachsenen gegenüber ist, die er respektiert. Als ein Symbol für die hier gemeinte Situation des Kindes hat uns immer ein bestimmtes Spielzeug beeindruckt, nämlich ein Spieltelefon. Es sieht aus wie ein richtiges Telefon, das Kind kann den Hörer abnehmen und die Nummern wählen, nur verbindet es mit niemand. Das Kind kann niemand erreichen, und obwohl es genau dasselbe tut wie der telefonierende Erwachsene, bleibt seine Handlung ohne jede Wirkung und ohne jeden Einfluss.[1])

Wenn auch extreme Fälle des Nichternstnehmens des Kindes auf individuelle Umstände zurückzuführen sind, so hat doch die geschilderte Haltung ihre Wurzel in der gesamten gesellschaftlichen und der durch sie bestimmten seelischen Konstellation. Der erste hier zu erwähnende Faktor ist die scharfe Trennung des Kindes von der Realität des Lebens, eine Trennung, die allerdings in geringerem Masse für das proletarische und das Bauernkind gilt. Das bürgerliche Kind wird ausgesprochen davor behütet, mit der Realität in Berührung zu kommen ; seine Welt gewinnt damit notwendig einen illusionären, ja gespensterhaften Charakter. Das Kind wird gelehrt, die Tugenden von Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Nächstenliebe zu entwickeln. Für die grosse Mehrzahl der Menschen ist es nötig, dass sie sich fügen können, dass sie ihre Ansprüche auf eigenes Glück reduzieren und bis zu einem gewissen Grade tatsächlich jene Tugenden verkörpern. Für die kleine Gruppe derjenigen, aus denen die tüchtigen Geschäftsleute und alle anderen Arten von Erfolgreichen erwachsen, dürfen diese Regeln jedoch nicht gelten. Sie müssen anspruchsvoll und rücksichtslos sein, wenn sie Erfolg haben wollen. Aber das Geheimnis, das zum Erreichen dieses Erfolgs nötig ist : alles das, was den Kindern gepredigt wird, zu vergessen, entdecken die Söhne der „Elite“ schon zur rechten Zeit. Der grossen Masse darf diese Entdeckung nicht gelingen. Die meisten bleiben daher ihr Leben lang verwirrt und verstehen gar nicht, was eigentlich im gesellschaftlichen Leben vor sich geht. Bei vielen führt der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Erfolg und dem Wunsch nach Erfüllung der ihnen in der Kindheit gelehrten Ideale zu neurotischen Erkrankungen. Für das Verhalten der Erwachsenen zum Kind ist das regelmässige Resultat, dass es gar nicht ernst genommen werden kann, weil es ja

---

[1]) In der modernen pädagogischen Theorie und Praxis sind Ansätze vorhanden, durch eine Reihe von Massnahmen dem Kind das Gefühl des Ernstgenommenwerdens zu verschaffen. Die Wirksamkeit dieser Massnahmen wollen wir hier nicht diskutieren.

noch dumm ist, das heisst, von den Spielregeln des Lebens, in dem die Erwachsenen stehen, nichts weiss.

Das Kind wird nicht ernst genommen, ebenso wenig wie die Kranken und Alten — trotz aller entgegengesetzten Ideologien. In der bürgerlichen Gesellschaft beruht der Wert des Menschen auf seiner ökonomischen Leistungsfähigkeit. Das Mass an Respekt, das ihm entgegengebracht wird, hängt von dem Ausmass seiner ökonomischen Kapazität ab. Menschen, die ökonomisch keine Potenz darstellen, sind letzten Endes auch menschlich unbeachtlich. Wenn man das Verhalten zu alten Menschen oder im Umgang mit Kranken in Hospitälern etwas näher beobachtet, dann entdeckt man die gleiche Skala in den Verhaltungsweisen wieder, die auch dem Kind gegenüber vorhanden sind. Von brutaler Nichtachtung bis zur überfreundlichen Hilfsbereitschaft finden sich alle Gefühlsskalen.

Das Nichternstnehmen des Kindes wird mit seiner biologischen Hilflosigkeit begründet. Gewiss ist das Kind relativ lange hilflos und auf die Erwachsenen angewiesen. Diese Hilflosigkeit erweckt aber in Erwachsenen nur zum Teil die Tendenz der Ritterlichkeit oder der Mütterlichkeit, zum anderen Teil vielmehr Tendenzen, das Kind eben wegen dieser Hilflosigkeit bewusst oder unbewusst zu verachten und zu demütigen. Diese Tendenzen, die man im weiteren Sinne als sadistische bezeichnen kann, sind ihrerseits in der Rolle des Erwachsenen im gesellschaftlichen Prozess begründet. Wenn er Mächten ausgeliefert ist, denen gegenüber er keinerlei Kontrolle hat, so entwickelt sich die Tendenz als Kompensation dieser Ohnmacht, sich stark und überlegen gegenüber denen zu empfinden, die schwächer sind als er. In der grossen Mehrzahl der Fälle ist der Sadismus als solcher ganz unbewusst und äussert sich nur in der Tendenz, die biologische Hilflosigkeit des Kindes überzubetonen, und in jenem Nichternstnehmen des Kindes, von dem die Rede ist.

Die Bedingungen für das Ohnmachtsgefühl des Kindes finden ihre Wiederholung auf höherer Ebene im Leben des Erwachsenen. Gewiss fehlt hier das Moment des ausgesprochenen Nichternstnehmens. Im Gegenteil, dem Erwachsenen wird gesagt, er könne alles erreichen, was er wolle, wenn er es nur wirklich wolle und sich anstrenge, und er sei ebenso für seinen Erfolg wie für das Misslingen selbst verantwortlich. Das Leben wird ihm als ein grosses Spiel hingestellt, in dem in erster Linie nicht der Zufall, sondern eigenes Geschick, eigener Fleiss und eigene Energie entscheiden. Diesen Ideologien stehen die faktischen Verhältnisse schroff gegenüber. Der durchschnittliche Erwachsene unserer Gesellschaft ist tatsächlich ungeheuer ohnmächtig, und diese Ohnmacht wirkt noch

umso drückender, als er ja glauben gemacht wird, es müsste eigentlich ganz anders sein und es sei sein Verschulden, wenn er so schwach sei. Er hat gar keine Macht, sein eigenes Schicksal zu bestimmen. Schon welche Fähigkeiten er entwickeln kann, ist ihm vom Zufall der Geburt vorgeschrieben ; ob er überhaupt Arbeit bekommen, welchen Beruf er wählen kann, wird im wesentlichen von Faktoren bestimmt, die von seinem Willen und seiner Anstrengung unabhängig sind. Selbst in der Freiheit der Wahl seines Liebespartners ist er durch enge ökonomische und soziale Grenzen eingeschränkt. Gefühle, Meinungen, Geschmack werden ihm eingehämmert, und jede Abweichung bezahlt er mit verstärkter Isolierung. Die Statistik kann ihm zeigen, ein wie kleiner Prozentsatz von denen, die mit der Illusion beginnen, die Welt stehe ihnen offen, auch nur eine gewisse Unabhängigkeit und ökonomische Sicherheit erreichen. Massenarbeitslosigkeit und Kriegsgefahr haben — wenigstens in Europa — die faktische Ohnmacht des einzelnen in den letzten Jahren noch vermehrt. Er muss für jeden Tag dankbar sein, an dem er noch Arbeit hat und der ihn noch von dem Grauen eines neuen Krieges trennt. Bei der Gestaltung der ökonomischen und politischen Verhältnisse ist er völlig ohnmächtig. In autoritären Staaten ist Einflusslosigkeit zum bewussten Prinzip erhoben. Aber auch in Demokratien besteht eine ausserordentliche Diskrepanz zwischen der ideologischen Vorstellung, das einzelne Mitglied der Gesellschaft bestimme als Teil des Ganzen dessen Schicksal, und der Distanz, die in Wirklichkeit den einzelnen von den Zentren der politischen und ökonomischen Macht trennt.

Der Umstand, dass der bürgerliche Mensch über die sein Verhalten bestimmenden seelischen Antriebe nicht Bescheid weiss, findet seine Entsprechung darin, dass er die die wirtschaftliche Entwicklung bestimmenden Kräfte in der durch den Markt regulierten Wirtschaft nicht kennt und sie ihm als undurchschaubare Schicksalsmächte erscheinen. In der gegenwärtigen Gesellschaft bedarf es zum Unterschied von anderen Wirtschaftsformen einer besonderen Wissenschaft der politischen Ökonomie, um zu verstehen, wie sie funktioniert. Es bedarf ganz entsprechend der Psychoanalyse, um das Funktionieren der individuellen Persönlichkeit, das heisst, um sich selbst zu verstehen. Das Ohnmachtsgefühl wird durch den Umstand ausserordentlich verstärkt, dass sowohl die komplizierten Vorgänge ökonomischer und politischer Art als auch die seelischen Vorgänge undurchsichtig sind. Auch wenn er zu wissen glaubt, was vorgeht, so ändert diese Illusion doch nichts daran, dass ihm die Orientierung über die in der Gesellschaft und in ihm selbst wirkenden fundamentalen Kräfte nahezu völlig fehlt. Er sieht hundert Einzelheiten, hält sich an die eine oder

andere und versucht, von einer aus das Ganze zu verstehen, um nur immer wieder von neuen Einzelheiten überrascht und verwirrt zu werden. Da die erste Bedingung zum aktiven Handeln und Beeinflussen des eigenen Schicksals wie des der Gesellschaft die richtige Einsicht in die entscheidenden Kräfte und Konstellationen ist, haben die Unkenntnis und der Mangel an Einsicht die Folge, das Individuum ohnmächtig zu machen, und diese Ohnmacht wird auch innerlich von ihm registriert, selbst wenn es sich mit allen möglichen Illusionen verzweifelt dagegen wehrt, sie zu registrieren. Das Nichtverfügen über eine richtige gesellschaftliche und, soweit das Individuum in Frage kommt, psychologische Theorie ist eine wichtige Quelle für das Ohnmachtsgefühl. Theorie ist die Bedingung für das Handeln. Aber die Existenz der Theorie und selbst der leichte Zugang zu ihr befähigt die Menschen noch nicht ohne weiteres zum aktiven Handeln. Die europäische Situation stellt gerade sehr eindrucksvoll dar, wie fatalistisch die Menschen sich mit ihrem Schicksal abfinden, obwohl Millionen von ihnen eine im Prinzip richtige Theorie der gesellschaftlichen Vorgänge besitzen. Der gleiche Vorgang zeigt sich auch immer wieder, wenn die theoretische Kenntnis der psychologischen Vorgänge Menschen so wenig hilft, sie zu ändern. Für Menschen, in denen das Ohnmachtsgefühl vorhanden ist, hat die Theorie im Grunde kein vitales Interesse. Da sie nicht erwarten, etwas ändern zu können, ist auch die Einsicht, die beschreibt, wie man etwas ändern könnte, blass und unwichtig. Selbst wenn man sie hat, bleibt sie eine abstrakte Kenntnis, ein Bildungsgut wie Geschichtsdaten oder Gedichte, die man in der Schule gelernt hat, oder — Weltanschauung.

Man kann in der psychischen Einstellung der breiten Massen und ihrer Führer, speziell der im letzten Krieg unterlegenen Länder, beinahe eine zeitliche Abfolge der oben geschilderten Kompensations-Mechanismen entdecken. Die ersten Jahre nach dem Friedensschluss waren durch eine ausserordentliche politische und soziale Aktivität charakterisiert. Man schuf neue Verfassungen, neue Symbole, neue Gesetze. Vor allem die leitenden Politiker gaben den Eindruck äusserster Aktivität. Sie erklärten, dass sie es seien, die praktisch arbeiteten, die nicht träumten, sondern die Realität veränderten, die endlich „zupackten". Es geschah viel, doch nichts, was an die Fundamente rührte, und infolgedessen nichts, was auch nur den Beginn zu wirklichen Veränderungen darstellte. Das „Zupacken" und der Eifer der Führer (soweit er überhaupt ehrlich und nicht bloss Vorwand und Trick war), auch bis zu einem gewissen Grade die Aktivität der Massen, erwies sich als leere Geschäftigkeit, hinter der sich der Mangel an echter Aktivität

und das Gefühl der Ohnmacht mit Bezug auf wirkliche Veränderungen versteckte. Die Resultatlosigkeit der Bemühungen führte bald zum „Glauben an die Zeit“. Man hatte das Gefühl, die Erfolglosigkeit der Anstrengungen sei daraus zu erklären, dass die Zeit zu kurz sei, um Erfolge zu erwarten, und man tröstete sich damit, dass grosse Veränderungen schon vor sich gingen, wenn man nur Geduld habe und nichts überstürze. Geduld wurde zum Fetisch und Ungeduld zum schweren Vorwurf. Allmählich musste man aber einsehen, dass die Entwicklung in der gewünschten Richtung nicht nur ausblieb, sondern dass die entgegengesetzte erfolgte. Was im ersten Ansturm erreicht worden war, verschwand langsam und sicher. Man musste schon die Einsicht in das, was real vorging, verdrängen, um am Glauben an die Zeit festhalten zu können. Dann trat an seine Stelle mehr und mehr der Glaube an das Wunder. Man verzweifelte daran, dass menschliche Anstrengung überhaupt etwas ändern könne, und erwartete alles von „begnadeten“ Führern und von „irgendeinem Wechsel“ in den Verhältnissen. Man verzichtete darauf, zu wissen, was man ändern wollte und wie man es ändern könnte, sondern glaubte, dass irgendein Umschwung, auch wenn man ihn seinem Inhalt nach gar nicht bejahte, besser sei als gar nichts und zum mindesten die Möglichkeit in sich berge, das zu vollbringen, woran die eigene Anstrengung gescheitert war. Diese Hoffnung auf einen Umschwung, wie immer er auch geartet sei, war der Nährboden für das Wachstum der zum Siege des autoritären Staates führenden Ideologien.

Die hier skizzierte zeitliche Abfolge ist gewiss keine strenge und bezieht sich nur auf den Akzent, den die verschiedenen Formen der kompensierenden Mechanismen jeweils hatten. Bis zu einem gewissen Grad fanden sich immer alle Mechanismen auch gleichzeitig vor. Der Glaube an die Zeit ist schon in der ersten Phase nach dem Zusammenbruch zu beobachten[1]), und viele, vor allem die geschlagenen Führer, haben ihn auch nach dem Sieg der autoritären Ideologie nicht aufgegeben. Andererseits war der Glaube an das Wunder schon von Anfang an vorhanden, allerdings im wesentlichen bei einer bestimmten sozialen Schicht, dem Kleinbürgertum. Auf Grund einer Reihe von Umständen, vor allem der zunehmenden ökonomischen Entmachtung des Klein-

---

[1]) In dieser Hinsicht ist eine 1918 in Deutschland verbreitete Losung, die in der Presse und auf Plakaten mehr als irgendeine andere sichtbar war, recht charakteristisch : „der Sozialismus ist auf dem Marsche“. In dieser Formulierung werden die Menschen als aktive und handelnde Objekte des politischen Geschehens eliminiert, „der“ Sozialismus wird zum Subjekt gemacht und von ihm ausgesagt, er befinde sich auf dem Marsche ; es kommt hier die Nuance der Unabsehbarkeit des Prozesses zum Ausdruck.

bürgertums, war das Ohnmachtsgefühl in dieser Schicht am stärksten. In den ersten Jahren nach dem Krieg erwartete man das Wunder von der Rückkehr der Monarchie und von den alten Flaggen, nachher von „Führern" und „einer" Umwälzung. Gewiss herrschte in bestimmten Teilen der Bevölkerung echte Aktivität und weder Wunderglaube noch Zeitglaube. Dies gilt sowohl für die fortgeschrittensten Teile der Arbeiterschaft als auch, in einem anderen und beschränkteren Sinne, für die mächtigsten und, im ökonomischen Sinn, fortgeschrittensten Teile des Unternehmertums, wenn auch die Ziele entgegengesetzte waren.

Wenn man die Nachkriegsperiode durch ein Anwachsen des Ohnmachtsgefühls charakterisiert, erhebt sich ein neuer Einwand. Haben nicht die Vertreter der autoritären Ideologien ein grosses Mass an Aktivität und Machtgefühl bewiesen, haben sie nicht mit Zähigkeit und Energie die politischen und menschlichen Verhältnisse umgestaltet ? Oberflächlich gesehen scheint dieser Einwand zwingend zu sein und zum Schluss zu führen, dass die Klassen und Individuen, welche die Träger der siegreichen Bewegungen waren, also vor allem das Kleinbürgertum, das ihnen innewohnende Ohnmachtsgefühl überwunden haben. Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich, dass die heute von ihnen entfaltete Aktivität sehr bedingt ist. Krieg, Leiden, Armut werden als gegebene und unabänderliche Faktoren des menschlichen Zusammenlebens angesehen und jeder Versuch, an diesen Fundamenten zu rütteln, als Dummheit oder Lüge betrachtet. Das Verhalten in Bezug auf die grundlegenden politischen und gesellschaftlichen Faktoren ist unlösbar verknüpft mit dem Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit. Diese Schicksalsmächte mögen realistisch als „Naturgesetz" oder als „Zwang der Tatsachen", philosophisch als die „Macht der völkischen Vergangenheit", religiös als „Wille Gottes" oder moralisch als „Pflicht" rationalisiert sein, immer bleibt es eine höhere Gewalt ausserhalb des Menschen, der gegenüber jede eigene Aktivität endet und nur blinde Unterwerfung möglich ist. Die Hilflosigkeit des Individuums ist das Grundthema der autoritären Philosophie.

Some Observations on the Feeling of Impotence.

The point of departure used in the article is the statement that in the bourgeois character there is embedded a feeling, not always conscious, of profound impotence. Psychoanalytic experiences are presented to illustrate such feelings. In extreme cases the content of such feeling may be described as follows : „There is nothing I can influence ; nothing I can move ; nothing I can change by my will in the external world or in myself. I have no power, I am not taken seriously, I am for other people like air which no one notices."

The feeling of being without power may be in relation to other people, to oneself, or to things. Its most important psychological consequences are a feeling of inferiority, fear, and anger. A series of examples are described in which an attempt was made to soften the intensity of the feeling of impotence, or to eliminate it entirely. In this sphere rationalizations explain the impotence as the result of certain non-psychological conditions, rationalizations which console because of their belief in sudden miracles or changes over long periods of time ; finally, a reaction which consists in an attempt to hide this feeling in activity and mere routine.

The social conditions of the origin of this feeling of impotence are found in two fields : first in the fact that the child in the bourgeois family, even if treated very favorably, is not really taken seriously, and then in the place the adult has in modern society, his helplessness and dependence on powers he cannot comprehend and control, in particular his position of impotence in a process of production governed by the principle of division of labor.

At the end the author attempts to show this feeling of impotence and the rationalizations which covered it up in the political behavior of the European masses during the post-war period.

Du sentiment d'impuissance.

L'article constate tout d'abord qu'un sentiment d'impuissance profond, encore que d'ordinaire inconscient, marque la vie bourgeoise. L'article utilise l'expérience que livre la psychanalyse des individus pour décrire ce sentiment d'impuissance. Dans les cas extrêmes, la description aboutit aux traits suivants : je ne puis exercer d'influence sur rien, je ne puis rien mettre en mouvement, ma volonté est incapable de rien changer ni dans le monde extérieur ni en moi-même, je n'ai pas de force, je n'existe pas pour les autres, je suis comme l'air qu'ils respirent. Le sentiment d'impuissance peut se rapporter aussi bien à d'autres hommes qu'à la personne elle-même, ou à des choses. Les suites psychologiques les plus importantes de ce sentiment sont : complexe d'infériorité, angoisse, colère. L'article décrit une série de tentatives pour adoucir, ou même chasser de la conscience la souffrance qui naît de cette impuissance. A cette catégorie appartiennent des rationalisations explicatives qui ramènent l'impuissance à certaines circonstances extra-psychiques ; des rationalisations consolatrices qui font croire à la brusque irruption d'un miracle, ou bien à des changements progressifs, fruits d'une longue durée; enfin une forme de réaction qui, à force d'activité, de routine affairée parvient à couvrir le sentiment d'impuissance, qui reste inconscient. Deux ordres de conditions sociales favorisent la formation du sentiment d'impuissance : d'abord le fait que l'enfant dans la société bourgeoise, si affectueusement qu'il puisse être traité, n'est pas — au fond — pris au sérieux ; d'autre part, le rôle de l'adulte dans la société bourgeoise, sa propre impuissance et sa dépendance à l'égard de forces qu'il est incapable de maîtriser ou même de reconnaître, plus particulièrement sa position dans le procès de production, qui, par suite de l'extrême division du travail, lui enlève autonomie et efficacité. Pour terminer, l'article tente de retrouver ce sentiment d'impuissance et les diverses formes de rationalisations qui le dissimulent, dans l'attitude des masses européennes durant l'époque de l'après-guerre.

Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research.

By

Paul F. Lazarsfeld.

Problems come up daily in empirical social research which the student attempts to solve with measures developed to answer the immediate need. After some time, a tradition of procedures accumulates; these procedures are handed down from teacher to pupil until they form a well-established methodological tradition. Very often it takes years before they are systematically reviewed and their logical background scrutinized. Authorities in related fields have often rendered valuable service by analyzing the methods used in a special field of research. Much can be gained by listening to them carefully and matching one's own experience with the systematic approach offered. Both the methodological system and the practical techniques can be improved in this way.

A book by Carl G. Hempel and P. Oppenheim „Der Typusbegriff im Lichte der Neuen Logik“ (The Concept of Types in the Light of the New Logic)[1]) offers such an opportunity. This book attempts to analyze the logic of typological procedures where these procedures are used in the social sciences and biology. The establishing of types has become more and more important in the recent developments of social research, and a systematic discussion of the problems involved is very much in order. The book should be discussed in detail by students of the social sciences; in certain points it needs to be improved and complemented by methods which the authors have overlooked because of their lack of actual experience in empirical research work. The following discussion attempts to present and to enlarge upon the ideas of the authors, applying them at the same time to practical problems of social research. As a result, these remarks are less than a review, inasmuch as they do not report the whole book, and more than one, inasmuch as they introduce additional experience and considerations.

---

[1]) A. W. Siythoff, U. V., Leiden 1936.

II.

One is safe in saying that the concept of type is always used in referring to special compounds of attributes. In speaking of the Middle-western type of American, one may have in mind certain physical features, certain attitudes and habits, certain affiliations and talents attributed to the inhabitants of this region. In speaking of types of books or of types of governments, a special combination of attributes is thrown into relief. Sometimes not all the attributes entering a typological combination can be enumerated. When the psychologist describes the extrovert type, he hopes that subsequent research will find more and more attributes which enter into this particular combination. There can and will be much discussion on how such a special combination of attributes is found, delineated and justified. The very fact, however, that a type is a specific attribute compound will hardly be denied. Therefore, a methodological discussion of the concept of type can begin with a survey of the different kinds of attributes which can enter into such a compound.

Three different kinds of attributes may be distinguished advantageously. The first may be called a characteristicum; by that is meant an attribute which can be predicated only as belonging or not belonging to an object. Something can be either square or not square. It can be either all of wood or not all of wood. It can be either alive or dead. Any attribute which permits only two mutually exclusive applications shall be called a characteristicum. Different from the characteristicum is a variable, which is an attribute permitting any number of graduations and, in addition, implying the possibility of actual measurement. Size is a variable because an object can have any number of sizes and its size can actually be measured in inches. The variable is the attribute used in the natural sciences and the one presupposed in mathematics from which the term is taken.

Besides these two kinds of attributes, a third can be distinguished: the serial.[1] A serial is an attribute which can be predicated of an object only in comparison with another object. It is distinguished from the characteristicum in as much as it permits the ranking of any number of objects in a certain order and is not restricted,

---

[1]) Hempel and Oppenheim are mainly concerned with bringing clearly into relief the concept of serial and its differences from the characteristicum. But for the terms themselves, the whole analysis of serial follows closely the presentation given in the book.

like the characteristicum, which divides objects into two classes only. It is distinguished from the variable inasmuch as it does not permit actual measurement. A very good example is furnished by mineralogy. Minerals can be arranged in the order of their softness : of two minerals one should be termed softer than another when it can be scratched by the other. Thus it is not possible to decide whether or not one mineral alone is soft, but rather which of two is the softer. Current social and psychological research offers many examples of such serials. Intelligence is defined in such a way that with the help of tests, it can be determined which of two individuals is more intelligent. Attitudes are so defined that, with the help of expert opinions, one can state that one attitude is more favorable toward peace than another one. Therefore „intelligence" and „pacifism" are the kinds of attributes called serials.[1])

There is an important practical relation between these three kinds of attributes : it is always possible to transform a variable into a serial and a serial into a characteristicum, but no transition in the inverse direction is possible. This statement is easily exemplified. People can be grouped according to size by inspection without the use of a yardstick, and in this way it is possible to say which of two individuals is taller but not how tall one of the pair is. So the variable „size" becomes a serial. Minerals, after they have been arranged according to softness, can be grouped into two classes : the lower fifty percent, for instance, and the upper fifty percent of the arranged order. By calling the former „soft" and the latter „not soft" or „hard", „soft" becomes a characteristicum.

The difference between a serial and a characteristicum is reflected in everyday language in the use of positives and comparatives. It does not make sense to say that one object is squarer than another because the definition of a characteristicum does not imply the definition of its comparative. On the other hand, it emanates from the definition of a serial that it corresponds to a comparative and does not imply a positive. It might seem somewhat surprising that it is possible to say that one object is softer than another without its making sense to say when an object is soft. A further analysis shows, however, that additional definitions are required (either explicit or implied in the use of language) to ascertain what soft as a positive should mean. The

---

[1]) Hempel and Oppenheim call the serials „abstufbare Begriffe" and define them exactly with the help of logistic symbols. For the purpose of those remarks, however, it is not necessary to go into those details.

transformation of a serial into a characteristicum, mentioned above, is a good example of the kind of additional assumption which would be necessary. The differences between a serial and a variable has one consequence which should be kept in mind : no concept of „distance" is implied in the definition of a serial. If three objects, a, b, and c, are given, they can be arranged in an order with the help of a serial, but it cannot be decided wether the difference between a and b is greater than between b and c in regard to softness, or intelligence, or pacifism, or whatever serial might be involved.[1])

III.

The logical analysis of the serial kind of attribute is of special importance because it permits a better understanding of what shall be called serial operations. The best known of these operations is the standardization of a serial. After having arranged objects in a certain order with the help of a serial, it is useful to subdivide those objects into quasi-intervals. After a number of individuals are ranked according to their pacifism, one might, for instance, separate the ten percent on the top, then the next ten percent, and so on down to the ten percent on the bottom, the ten percent least pacifistic in this group. These ten groups are called quasi-intervals because they correspond somehow to the real intervals which can be established with the help of a variable. The difference, however, is this : in regard to size, people can be grouped in classes 6' to 5' 9", 5' 9" to 5' 8" and so on. How many individuals in a given sample fall into those intervals is a matter of empirical inspection. With quasi-intervals, the number of individuals in each class is given by definition and the „length" of the interval is not established. The very idea does not make sense without the introduction of additional assumptions.

There are many cases where such a procedure is actually of great importance in empirical social research. A random sample of fifty political writers might be ranked with the help of judges according to their pacifism, introducing, in this way, an attribute „pacifism" which is evidently a serial. Then those fifty writers might be subdivided into ten groups from the five most pacifistic

---

[1]) In more exact terms, it might be stated that a serial can never lead to a distribution curve. Hempel and Oppenheim have themselves overlooked this fact. They speak, on page 85 of their text, about bi-model distributions. Such distribution can only be engendered, however, by a variable, and its applications to the logic of serials is erroneous in this connection. The possible interrelations between a serial and a distribution curve have been studied by L. L. Thurston.

to the five least pacifistic. This way, ten grades of pacifism are established, which are nothing but quasi-intervals. If later a new writer who was not included in the fundamental group is to be judged as to his pacifism, the procedure would be this : by some criterion established in advance, he would have to find his place between the writer in the basic sample who is just more and the one who is just less pacifistic then he. Thus, the new writer would automatically fall into one of the ten quasi-intervals, and therewith a certain grade of pacifism would be attributed to him. (The problem of borderline cases is omitted here as yielding no fundamentally new aspect.)

Since it might very often be impossible to go back to the original fifty cases, a substitute procedure could be thought of. For each of the ten grades of pacifism, one writer is selected and carefully described as characteristic for his own grade of pacifism. These ten characteristic writers shall be called standards. When, then, a new writer has to be classified, his grade of pacifism can be established according to the standard to which he is most akin.

The relation between a serial order and a standard can be inverted. So far, it has been assumed that the serial order was established first and the standards derived afterwards. In many cases, the standards are established first and the serial order derived from them.

It is easy to give practical examples of this procedure. Zimmerman[1]) groups fifty towns in Massachusetts in a serial order for which one standard is the idea of a completely agricultural community and the other a completely industrialized one. In these fifty towns the Relief Administration has tried to encourage the unemployed to cultivate little gardens which are turned over to them in order to give them more means of subsistence. Zimmerman reported that the nearer a community was to the industrial standard, the less successful for psychological reasons was the effort of re-education. Another example has been given by Charlotte Bühler[2]) in a study of the relation between man and machine. She establishes two standards : in one case, man controls a complicated machine as, for example, the driver of an automobile or the operator of a crane ; in the other case, the machinery dominates the man as, for instance, the worker on a moving belt who performs just one operation completely controlled by the whole setup. It is possible to group the various working procedures in a factory

---

[1]) Family and Society, New York 1935.

[2]) Der menschliche Lebenslauf, Leipzig 1933.

in a serial order according to the similarity they have to the two standards. Bühler has shown that a very important relationship to age exists : the nearer the work is to the first standard (domination of machine by man), the higher the average age of the worker.

The definition of the serial, in these cases, is not given completely by the two standards. Two communities never differ in only one respect. They also differ in regard to size, number of foreigners or metereological conditions and, therefore, it is always necessary to indicate in which respect the two concrete objects shall be used for the establishment of a serial order. The common feature, therefore, of the two examples just mentioned (and many others which could be given) is the fact that two standards are offered and that an indication is added in which respect other objects should be ranked between the two standards.

In certain cases, however, the mere establishment of a series of standards without any further indication can be used for the definition of a serial. In a study undertaken by the International Institute of Social Research, a number of experts were asked various questions pertaining to the exercise of authority in the family.[1]) The answers were grouped according to the occupation of the experts questioned. The percentage of experts who assumed that youth organizations are detrimental to the authority of the family was as follows :

University professors	80 %
Ministers	75 %
Judges in juvenile courts	40 %
Social workers	38 %
Directors of institutions	24 %
Teachers	23 %
Leaders of youth organizations	18 %

A rough interpretation seems to indicate that the nearer an occupational group is to the actual life of youth, the more favorably does it judge the role of youth organizations. What is the logical structure of such an interpretation ? Apparently the statistical results of the inquiry enforce a certain order of the different occupational groups. The student wonders what might be the „meaning" of this order. He finally decides that the occupations are standards representing different degrees of a serial attribute ; the word „degree" is used here in the same sense that it was used

---

[1]) Studien über Autorität und Familie, Paris 1936.

to describe the procedure of standardization. The serial seems to be something like „nearness to actual life of youth“. The assumption is that one would find the same order of occupational groups if the task had been to group the seven occupations according to their „nearness to the life of youth“. In this sense the procedure is just the reverse of the procedure of standardization.

The same occupations in another order might suggest a very different serial. One might, for instance, get a sequence in which the occupations are grouped according to income or social standing. In this case, one would infer the serial „social bias“. In empirical research it very often happens that one does not start with the final classification, but is led by the numerical results of the study to the method of combining single items. It clarifies the matter greatly to see that the logical meaning of this technique is to define a serial by a rank order of standards. The psychological and logical implications of this procedure are extremely interesting but cannot be discussed in this connection.

The whole procedure of standardization and its inversion might be called „serial manipulations“, because they can all be explained and performed with the help of one serial. To summarize : A serial manipulation consists either in deriving standards from a serial order or in defining a serial order with the help of standards. In the latter case there are two possibilities : Either two standards and an indication in which respect they should be compared are given, or so many standards are given that the aspect of comparisons enforces itself more or less distinctly by a procedure of interpretation.

IV.

Standards and their connection with serial operations throw light upon the logic of certain typological systems. It can be shown that many typologies only standardize serials or define a serial with the help of one or more standards.[1] In such cases, the concept of type is practically identified with what has been introduced here as a standard. It is mainly a matter of definition if those standards should be called „types“ or not. At the beginning of this paper types have been defined as an attribute compound. It will clarify the whole discussion to call „quasitypes“ all those types which are logically the result of serial operations on one attribute only. A final decision as to the most useful termi-

---

[1]) Hempel and Oppenheim demonstrate this very convincingly.

nology could be made only by covering all the different applications to which types have been put in different scientific pursuits. This paper, however, is concerned with the concept of type in social research. A review of current studies would easily show that in this field types in the sense of attribute compounds have been mainly used. For the rest of these remarks, therefore, the special connection with the serial is relinquished. One advantage of the careful survey of attributes still remains ; the realm of examples which can be drawn on is much greater and the interconnection much clearer. The weight, however, of the following remarks lies with the combination of attributes, whatever kind they might be.

It is now necessary to introduce the concept of attribute space. Suppose that for a number of objects, several attributes are taken into consideration. Let it be three attributes : Size (a variable), beauty, (a serial), and the possession of a college degree. It is possible to visualize something very similar to the frame of reference in analytic geometry. The X axis, for instance, may correspond to size ; in this direction, the object can really be measured in inches. The Y axis may correspond to beauty ; in this direction the objects can be arranged in a serial order so that each object gets a percent rank number, % no. 1 being the most beautiful. The Z axis may correspond to the academic degree ; here each object has or has not a degree. Those two possibilities shall be designated by plus and minus, and shall be represented arbitrarily by two points on the Z axis on the two opposite sides of the center of the system. Each object is then represented by a certain point in this attribute space, for instance, by the following symbol : (66" ; 87 % ; plus ;). If the objects to be grouped are the women in a certain sample, then this special woman would be five and a half feet tall, would rank rather low in a beauty contest, and have a college degree. To each individual would correspond a certain point. (Because of the fact, however, that a characteristicum and a serial are included, not every point would correspond to an individual.) The reader is invited to familiarize himself by examples of his own with this very useful concept of attribute space ; each space will, of course, have as many dimensions as there are attributes according to which the individuals of the group are classified.

In the frame of an attribute space, the operation of reduction can be defined and explained. In order to have a simple example, the case of three characteristica will be discussed first. They might be this : To have (+) or not to have (—) a college degree, to be of white (+) or colored (—) race, and to be native (+) or foreign

born (—) in America. Evidently only the following eight combinations are possible :

Combination Number	College Degree	White	Native Born
1	+	+	+
2	+	+	—
3	+	—	+
4	+	—	—
5	—	+	+
6	—	+	—
7	—	—	+
8	—	—	—

(Combination 6, e. g., is the white foreign born without a college degree.) By reduction is understood any classification as a result of which different combinations fall into one class. (One further qualification of these groupings will be added later—V.)

Suppose that an effort is made to estimate roughly the social advantages which correspond to the eight combinations of college degree, race and nativity. It is possible (no question of the actual facts shall be implied here) to argue in the following way : To be a negro is such a disadvantage in this country that college degree and nativity make little difference. Therefore, the combinations 3,4, and 7,8, fall into one class of greatest discrimination. For the whites, nativity is much more important than education because you can substitute for college by self-education, but you cannot amend foreign birth. Therefore, the combinations 2 and 6 form the next class — the foreign born white — which is presumably less discriminated against than the negroes. Among the native-born whites, education may be an important selective factor. Therefore, a special distinction is introduced between the combinations 1 and 5. Thus an order of social advantage is established : the native white with college degree, the native white without college degree, the foreign-born white irrespective of education, and the negro irrespective of nativity and education.

There are at least three kinds of reduction which should be distinguished :

a) The functional ;
b) The arbitrary numerical ;
c) The pragmatic.

a) In a functional reduction there exists an actual relationship between two of the attributes which reduces the number of combinations. If, for instance, negroes cannot acquire a college degree,

or if tall girls are always judged more beautiful, certain combinations of variables will practically not occur and in this way the system of combinations is reduced. The elimination of certain combinations can either be a complete one, or these combinations may occur so infrequently that no special class need be established for them.

b) The arbitrary numerical case of a reduction is best exemplified by index numbers. In the analysis of housing conditions, for instance, the following procedure is frequently used : Several items, such as plumbing, central heating, refrigeration, etc., are selected as especially indicative, and each is given a certain weight. Central heating and ownership of a refrigerator, without plumbing, might be equivalent to plumbing without the other two items, and, therefore, both cases get the same index numbers. The weights for such a procedure can originate in different ways, of course.

c) In the case of functional reduction, certain combinations are eliminated in view of relationships existing between the variables themselves. In the case of pragmatic reduction certain groups of combinations are contracted to one class in view of the research purpose. The example of degree-race-nativity, given above, offers such a pragmatic reduction. In considering the concrete problem of discrimination, no distinction was made between the other qualifications of the negroes, and all of them were regarded as one class. Here is another example from a study of leisure-time activities among young people. The question was raised : Are youngsters from less desirable homes more likely to stay at home than the more well-to-do young people who might more probably patronize the character-building organizations of the community ? For the distinction between a desirable and undesirable home, two data were available : The employment status of the father and the existence or non-existence of a living room in the home. It was decided to attribute a desirable home to those cases where the father was employed and a separate living room was available. When the father was unemployed or no living room was available or both disadvantages applied, the home was called undesirable. Here, by pragmatic reduction, three of the four possible combinations were opposed as one class to the fourth combination as another class. In any pragmatic reduction, numerical factors will play a role. The desirable type of home, for instance, was twice as frequent as the undesirable although this type included three combinations ; such numerical differences are frequently a very good lead for pragmatic reductions.[1])

[1]) The two procedures of reduction, a and b, and the concept of reduction itself are clearly discussed by Hempel and Oppenheim. They lay much less stress upon

The operation of reduction can be clarified considerably by comparing it with the operation of standardization discussed above. The following four points may be made :

a) A standardization pertains to one attribute; a reduction involves more than one.

b) In an attribute space, standardizations as well as reductions are possible and the difference between the two operations has to be kept clearly in mind.

c) The reduction of a multi-dimensional attribute space can finally lead to a one dimensional order which might be treated as a standardized serial.

d) There is, in social research, a progressive trend toward treating problems with the help of reduction of an attribute space rather than with the help of a standardized serial.

a) and b)

That the standardization pertains to one serial, whereas reduction pertains to combinations of attributes, irrespective of what kind they are, is self-explanatory in view of the definition of those two operations. In a more dimensional space, standardizations are possible along each axis which represents a serial. Going back to the example on page 126, where women were distributed according to size, education and beauty, beauty as a serial could be standardized. This means, for instance, that only a limited number of degrees of beauty would be distinguished. The ten percent most beautiful, for instance, would have beauty grade-A ; all the combinations of beauty, size and education which differ only in regard to their rank number on the beauty axis in the range of the first ten percent would, therefore, fall into one class ; all the different combinations of size and education with the beauty grade-A constant would still have to be distinguished.

If we keep to the textual definition of reduction, we could say that standardization in an attribute space means reduction

---

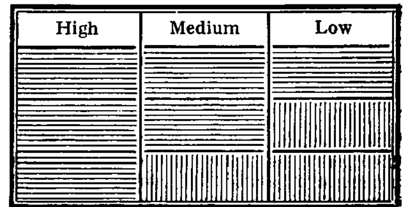
them, however, than is given in these remarks. The reasons lie in the following difficulty which permeates the whole book, beginning with the title. The book is called „The Concept of Types in the Light of the New Logic", but the authors do not proceed the way this title would lead us to expect. A more appropriate title would be „The Concept of Serial Demonstrated by Some Procedures in Typology". The main interest of the authors lies in the analysis of the serial kind of attribute, and therefore, the procedure of reduction comes in almost as an afterthought. In a logical analysis of typological operations, however, it ought to have a commanding place.

When it comes to empirical social research, the pragmatic reduction overshadows the other two kinds. Hempel and Oppenheim, however, have not included it in their analysis. The desire to discuss the method of pragmatic reduction has given rise to the present paper.

along one axis alone ; whereas all the examples given in the previous paragraph involved dealing with more than one attribute. It is advisable, however, to understand reduction as a grouping of attribute combinations involving more than one attribute. To make the matter quite clear, there is inserted here the simplest case of two attributes, *x* and *y*, both of which might be visualized as serials. Take, for example, the case in which a great number of married couples are studied and their relation analyzed as to the attitude of the women to their husbands, and as to the economic success of the husband. Y, the attitude of the wife, is ranked from a very favorable to a very unfavorable attitude, and X, the success of the husband, is ranked from very great to very little success. It would be possible to carry through two independent standardizations, each along one axis ; success and attitude might each be standardized to three grades (high, medium, and low). As a result, there would be nine combinations, themselves standards of different attitude-success configurations. In this case, no reduction has taken place. Suppose, however, that as a result of a further analysis, we find that if the wife's attitude toward the husband is favorable, then the economic success will not influence marital relations, whereas, if the wife has only a medium attitude toward him, he needs at least medium success to make the marriage a success, and only great success can save the marriage if the wife's attitude is altogether unfavorable. If then the problem is to classify all those marriages in two groups — one for which the attitude-success combinations are favorable for good marital relations, and one for which the combinations are unfavorable — the following diagram of a reduction would ensue :

X : Economic success of husband

Y : Attitude of wife toward husband



If one keeps to the mere geometrical representation of these combinations he would say that the combinations resulting from a reduction always go „around the corner", because they involve more than one axis.

c) and d)

Take as an example of a rather complex serial the much-discussed extroversion-introversion distinction. One possible way is to describe vividly a person who corresponds very closely to the idea of an extrovert, and to give a corresponding standard for the idea of an introvert. Then it is roughly possible to observe a great number of individuals and to rank them in an order according to the degree to which they belong more to the extrovert or to the introvert side. There is, however, another way to proceed. One could measure by certain tests an individual's sociability, his adaptability, and many other attributes. Then it might be found that high adaptability, high sociability, optimistic mood, and several similar traits very frequently occur jointly; or, in other words, the corresponding attributes of which these traits are grades are highly correlated. That would, according to the procedures of functional reduction, lead to a one-dimensional order of combinations ranging from the combination of extrovert to that of introvert. This serial order might then be graded according to the procedure described above, and even re-defined with the help of standards.

The first rank order achieved by a rather primitive definition of a serial and the second one gained by the systematic reduction of a high dimensional attribute space might not show any difference. There is, however, a great likelihood that the second procedure leads, in its further application, to much more reliable and scientifically valuable results. It can safely be stated that most progress in measurement consists in taking this step : That for an impressionistic rank order, logically representing the definition of a serial, is substituted a systematic process of reduction.

V.

It is now the contention that these typological systems which are not the result of a serial operation (see IV) are nothing else but the result of a reduction of a more dimensional attribute space.[1]) This statement has to be understood in the right way.

---

[1]) This statement is made in accordance with Hempel and Oppenheim. They do not seem to distinguish clearly enough, however, between those typological systems which are the result of a serial operation and those which are the result of a reduction. That can be understood by the fact that they draw their examples mainly from psychology where the serial operations are more prevalent. In empirical social research, however, the types which are logically the results of a reduction are much more frequent and of more practical importance. That is one of the main reasons why these remarks

It is by no means alleged that typological systems ought to originate in such a combination procedure as has been exemplified so far. Quite the contrary, there is great variety in conceiving a system of types for different scientific purposes and it would be very much worthwhile to analyze the different ways and means by which types have been established in different fields of research. That is, however, not the purpose of these remarks. The only claim made here is that once a system of types has been established by a research expert, it can always be proved that in its logical structure, it could be the result of a reduction of an attribute space.

This procedure of finding, for a given system of types, the attribute space in which it belongs and the reduction which has been implicitly used is of so much practical importance that it should have a special name; the term, substruction, is suggested.[1])

When substructing to a given system of types the attribute space from which, and the reduction through which it could be deduced, it is never assumed that the creator of the types really had such a procedure in mind. It is only claimed that, no matter how he actually found the types, he could have found them logically by such a substruction. In the case of a functional reduction, this fact is quite evident. If, for instance, two racial types are established, as, for example, the White and the Negro, and the former is supposed to have all good qualities and the latter all bad ones, the logical procedure evidently is this : In a very high dimensional space with a great number of attributes introduced, one among them racial descendence, the statement is made that there is a high correlation between racial affiliation and each of the other attributes. Therefore, most of the logically possible combinations (for instance, Negro race and high quality of character) should practically never occur, and in this way the two racial types would be established exactly according to the procedure of functional reduction described in III. In cases where arbitrary numerical reduction is used, the creator of the types is mostly aware of the procedure, as when cost of living indices or character „profiles“ are suggested. Sometimes it may require more thought to bring the reduction used into clear relief. How about the old distinction between the visual, the acoustic, and the motor type ? Evidently the procedure is that each individual is placed in an attribute space of three dimensions, giving his visual, motor, and acoustic abilities.

---

stress and enlarge the operation of reduction so much more than Hempel and Oppenheim do ; however, those authors deserve the credit for having seen clearly the logical meaning of this operation and having coined the very useful word „reduction“.

[1]) From here on these remarks go beyond the book of Hempel and Oppenheim.

Then the following rule is used : The ability in which the individual is most outstanding would get the weight „1"; the other two would get the weight „0". In other words, only the best developed ability should be considered, the other two disregarded in deciding to which of the three types a certain person belongs. Thus, each individual is attributed to one type. (If intermediate types or correlations with other qualities are suggested, the matter becomes more complicated, but no new logical element is introduced.) The same analysis is possible, for instance, with the six value types of Spranger.

It is the substruction corresponding to the pragmatic reduction which is of the greatest practical importance in empirical social research. The most common use of types is made when a writer gives an impressionistic classification of the material he has at hand. Here is a student who groups different types of criminals, another who classifies reasons for marital discord, a third one who deals with types of radio programs, and so on. These types are conceived as an expediency and serve the purpose if they yield a valuable numerical distribution or correlation with other factors. In any given case, it can be shown that such *typological classifications are the result of a pragmatic reduction of an attribute space even if the authors, in most cases, are not aware of it.*

Whenever a writer uses such a typological classification, he should substruct to it a corresponding attribute space and the reduction connected therewith, in order to be aware of what is logically implied in his enumeration of types. There would be many advantages in this discipline. The writer would see whether he has overlooked certain cases ; he could make sure that some of his types are not overlapping ; and he would probably make the classification more valuable for actual empirical research. This practical value of a substruction deserves special attention. If a student creates types of family discord, his contribution is valuable only if in any concrete case it is possible to say whether the given discord belongs to a certain type or not. For this purpose, criteria have to be worked out. These criteria, in general, point directly to the attribute space from which the type has been reduced. Therefore, the substruction of the adequate attribute combinations to a given system of types adapts them better to actual research purposes. As an example, there is reported here an adventure in substruction which summarizes once more all the points made so far.

For a study of the structure of authority in the family, conducted by the International Institute of Social Research, a questionnaire was devised pertaining to authoritarian relations between

parents and children.[1] E. Fromm, the director of the study, suggested as theoretical basis in outlining the study, four types of authoritarian situations :

Complete authority
Simple authority
Lack of authority
Rebellion

By using the procedure of reduction and substruction, it was possible to attain a thorough research procedure, and at the same time to exhaust all possible significance of Fromm's types.

An authoritarian situation in a family is determined by the way the parents exercise their authority, by the way in which the children accept it, and by the interrelations between exercise and acceptance. Two main categories in the questionnaire covered the matter of exercise : Questions were asked to discover whether parents used corporal punishment and whether they interfered with the activities of their children such as recreation, church attendance, etc. Two groups of indices were used in regard to acceptance : The children were asked whether they had confidence in their parents, and whether conflicts in various fields of their activity were frequent.

To study the exercise of authority, the indices of corporal punishment and interference were treated as characteristica. (No new problem of principle would arise if they were treated as serials ; as a matter of fact, interference was a serial since the number of interferences was used as an index.) By this means, the following combinations are reached :

Corporal punishment	+	+	—	—
Interference	+	—	+	—

(Plus, in this scheme, means that the characteristicum was present and minus that it was absent.) It is then possible to reduce this scheme to a rough one-dimensional order of intensity of exercise. The combination plus-plus (corporal punishment is used and interference is frequent) is apparently the strongest form, and minus-minus, the weakest. The type of exercise in which corporal punishment is used but no interference in the child's act vities was attempted, can be eliminated as practically contradictory.

[1]) Studien über Autorität und Familie, Paris 1936.

The combination minus-plus was therefore left as a median degree of exercise. These three combinations, plus-plus, minus-minus, and minus-plus can then be reduced to a one-dimensional order, -X,Y, and Z, -X being the strongest degree.

The same procedure may be applied to the indices pertaining to acceptance of authority :

Conflicts	—	—	+	+
Confidence	+	—	+	—

The combination minus-plus (absence of conflicts and existence of confidence) is readily seen to be the highest degree of acceptance. Plus-minus, the inverse combination, is the weakest. The combination plus-plus can practically be disregarded. Confidence will hardly exist together with persistent conflicts.[1]) The combination minus-minus (no conflicts and no confidence) is roughly a median grade. The three grades of acceptance are then labelled A, B, and C, -A being the highest degree.

Here two separate reductions have been carried through : The two dimensional space constituted of corporal punishment and interference, has been reduced to the serial „exercise of authority". In the same way, conflict and confidence were reduced to „acceptance of authority".

A further step leads to the drawing of a chart with constitutes the attribute space into which the four initial types of authority will have to be placed. It turns out that nine combinations are logically possible, while Fromm suggested only four types. By the procedure of substruction, the last scheme will have to be matched with Fromm's types (which were, of course, conceived in a wholly different way).

	Acceptance	A	B	C
Exercise........	X	1	2	3
—	Y	4	5	6
—	Z	7	8	9

It may be assumed that Fromm's type of complete authority is covered by the combinations 1 and 2. Simple authority is covered by combinations 4 and 5. The lack of authority is repre-

---

[1]) If a few such cases come up, they might first be either eliminated or be lumped together with the medium degree of acceptance. Later, they might be studied separately.

sented by combination 8, and rebellion by 3 and 6. For greater clarity the substruction is repeated in another form :

Combination	Type	Exercise	Acceptance
1 and 2	Complete authority	Strong (X)	Voluntarily accepted (A) or just accepted (B)
4 and 5	Simple authority	Medium (Y)	Voluntarily accepted (A) or just accepted (B)
8	Lack of authority	Weak (Z)	Just accepted (B)
3 and 6	Rebellion	Strong (X) or medium (Y)	Refused (C)

Combinations 7 and 9 are not covered. Apparently it was assumed that neither voluntary acceptance nor rebellion against an authority which is scarcely exercised is possible. The substruction, however, may be used as a tool for discovery. It discloses the possibility that children might long for an authority which no one offers them. These discovered combinations suggest further research.

The reader may disagree with the above substruction, and may think that other combinations should be matched with Fromm's types ; or he may feel that there are certain contradictions between the combinations and the types. Then he may try to improve the types on the basis of the general scheme suggested above. He will see for himself that the procedure of substruction may very probably lead to improvements in typologies which have been construed on the basis of theoretical considerations or intuitions. The proof of the success of the procedure lies, of course, in concrete applications which lie beyond the scope of the present exemplification.

It may again be stressed strongly that this whole analysis does not limit the research man in the actual sequence of his work. It is by no means postulated that he should start by deciding what attributes he wants to use, then proceed with the reduction, and so finally gets his system of types. Ever so often, and especially if many attributes are at stake, it might be much better for the student to become deeply acquainted with his material and then bring order into it by first blocking out a few main types on a completely impressionistic basis. Only thereafter would he reconsider the matter and substruct to his own typological intuitions an adequate attribute space and bring into relief the reduction which he has used implicitly, led merely by his impressions. The best results, probably will be gained in just this combination of a first general survey and a subsequent systematic analysis. The elaborate example just given provides a good illustration.

VI.

The problem comes up whether to every given system of types only one attribute space and the corresponding reduction can be substructed. The answer is probably „no“. At least the typological classifications used in current social research are somewhat vague and therefore more than one logical substruction can usually be provided for them. The different attribute spaces originating this way can be transformed one into another, however. The procedure of transformation is very important because it is the logical background of what is in general understood as an interpretation of a statistical result. It could be shown that such an interpretation is often nothing else than transforming a system of types from one attribute space into another with different coordinates, and therewith changing simultaneously one reduction into another. There is, no opportunity here to discuss this question beyond giving one example.

A few hundred pupils were grouped in a rough way, according to their physical development and according to their scholastic achievements. (Both concepts, by the way, were introduced as serials.) Combinations of these two attributes yielded five rather distinct types. The physically under-developed children were either especially bright or especially unsuccessful. The same was true for well-developed children; most of them also appeared among the two scholastic extremes. The children of medium physical development were, on the whole, medium in their scholastic achievement as well. Relatively few children were of medium physical development and especially good or bad in their school work; and relatively few children of unusually good or bad physical condition were medium in their ability in school.

The result was interpreted in about the following terms. Among the physically under-developed children there are two types: those who were too handicapped to be successful in school; those who overcompensated for their physical weakness and did especially well in school. Every teacher knows those two types from his own experience. Among the especially well-developed children, one group was the all-round type, combining mental with physical maturity. The other group was the „hoodlum“ type which, on the basis of strength, has such a good position in class that it does not consider it necessary to make an effort in school work. If this interpretation is analyzed in the light of the previous considerations, it turns out that these types can be described in two completely different sets of dimensions. Instead of the original attributes of physical and mental developments, new terms are

now used, such as over-compensation, which is or is not operative; parallelism between physical and mental activity; recognition by school mates, which is or is not present. Such an interpretation consists logically of substructing to a system of types an attribute space different from the one in which it was derived by reduction, and of looking for the reductions which would lead to the system of types in this new space. That is what transformation means.

The operations of reduction, substruction and transformation could be called „typological operations“ because their application links any system of types with an attribute space. These typological operations correspond closely to the serial operations which link a special group of types to one serial. It is a matter of convenience whether types corresponding to serial operations and types corresponding to typological operations should be distinguished. Good reasons could be given for calling the former group „quasi-types“ and for reserving the word „type“ for those systems where more than one attribute is at stake and where the reductions cut across the axes of the attribute space. If this terminology is accepted, the content of these remarks can be summarized in the following way. The word „type“ in current social science literature is used either to describe standards developed from one attribute by serial operations or to designate attribute combinations developed from more than one attribute by typological operations. The logic of these typological operations has not been given enough attention so far, and its careful study could improve considerably the use of types in practical research. These remarks were mainly concerned with illustrating those typological operations. The main one is the reduction of an attribute space to a system of types. Three kinds of reduction were distinguished : the functional, the arbitrary numerical and the pragmatic. The latter one is the most frequent and most important in empirical research; its inversion is called substruction. Substruction consists in matching a given system of types with that attribute space and that reduction from which it could have originated logically. This substruction of an attribute combination to a given system of types permits one to check the omissions or overlappings in this system and points the way to its practical applications.

Zur Verwendung von Typen in der empirischen Sozialforschung.

Ein eben erschienenes Buch „Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik“ (von C. Hempel und P. Oppenheim) wird zum Anlass genommen, methodologische Probleme der Verwendung von Typenbegriffen zu diskutieren. Drei verschiedene Arten von Attributen werden unterschieden :

klassifizierende Merkmale, abstufbare Merkmale und Massgrössen. Abstufbare Begriffe können standardisiert werden. So entstandene Standards werden als Quasi-Typen bezeichnet. Echte Typen entstehen aus Merkmalkombinationen. Diese Kombinationen werden in einem Merkmalsraum vorgenommen mit Hilfe sogenannter Reduktionen. Drei Arten von Reduktionen werden unterschieden. Die für die empirische Sozialforschung wichtigste Reduktion ist die pragmatische : sie fasst Klassen von Merkmalkombinationen so zusammen, wie es ein vorliegendes Erhebungsproblem erfordert. Im allgemeinen werden Typen intuitiv gebildet, und erst nachher wird die ihnen entsprechende Merkmalskombination aufgedeckt. Dieses Verfahren heisst Substruktion. An Beispielen wird seine Bedeutung für die Praxis dargestellt. Es wird betont, dass die typologischen Operationen (Reduktion, Substruktion und Transformationen) nichts darüber aussagen, was ein Typus ist und wie er gefunden wird. Sie weisen nur gewisse formale Eigenschaften auf, die allen typologischen Systemen gemeinsam sind.

L'emploi des concepts de type dans la recherche sociale.

Un livre récemment paru „Le concept de type à la lumière de la nouvelle logique“ (de C. Hempel et P. Oppenheim : „Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik“) fournit l'occasion de discuter quelques-uns des problèmes que pose l'emploi des concepts de type. On distingue trois catégories de caractères : caractères classificatoires, caractères gradués et mesures de grandeur. Les concepts gradués peuvent être standardisés de telle manière que naissent des standards que l'on peut qualifier de quasi-types. Les types authentiques naissent par combinaison de caractères. Ces combinaisons s'opèrent dans un „lieu de caractères“ (Merkmalsraum) à l'aide d'un procédé nommé réduction. On distingue trois sortes de réduction. La réduction la plus importante pour la recherche sociale est la réduction pragmatique : elle embrasse des classes de caractères combinés en fonction des exigences d'une enquête donnée. En général, les types sont formés intuitivement, ensuite seulement on découvre la combinaison de caractères correspondante. Cette démarche s'appelle substruction. On en montre la signification pour la pratique dans une série d'exemples. On souligne que les opérations typologiques (réduction, substruction, transformations) ne nous permettent nullement de dire ce qu'est un type et comment il a été découvert. Elles indiquent seulement certains caractères formels qui sont communs à tous les systèmes typologiques.

Inventory of the Standard of Living.

By
Otto Neurath.

1. Standard of Living (Lebenslage).

Certain comprehensive systematic studies of economics state that their subject is really concerned, in the last analysis, with the „wealth of the nation", the general welfare, the good of the people, and similar concepts. After according such high honor to these concepts, however, they proceed to make little or no use of them. Would it not be better to avoid such ideas in the first place, as has often been suggested, or to develop them in such a way that they can constantly be applied ? The latter approach is proposed in this paper.

In every day speech one might say that the standard of living of a group has been reduced, and mean thereby not only that their income is lower, so that they are able to buy less food and clothing, but also that, for example their working hours have been lengthened, that their leisure time has thus been shortened and also that there are thus more conflicts within this group, and that the incidence of disease and mortality has increased.

This colloquial usage can be made more precise and fruitful through scientific procedure. We refer to the „standards of living" of a group, to the variations in kind, in scale, and in distribution of these standards. Insofar as this term is not used merely „decoratively", as above, it is usually narrowed considerably. Ordinarily, the point of departure is the monetary income and the goods that can be bought with this income ; other things which are obtained without purchase are then taken into account in order to include a monetary value for them in the computation. This procedure, however, does not touch upon working hours, leisure time, morbidity and other factors which cannot be included in the concept of „consumption", but which we wish to consider when we speak of standards of living.

A theory of the standard of living can only be established and developed within the framework of an analysis of society if one defines the concept „standard of living" very broadly. Previously, scientists in delimiting this concept have been drawn too much in the direction of the theory of income and prices, principally because in that field the „unit of money" could be used as the basis for all calculations. We shall treat the problem as concretely and directly as possible, in order to see how methods may be established which will enable one to study standards of living as the result of social processes.

We wish, for example, to be able to answer the following question : how do various institutions operate within a given social order and how do different social systems affect the scale and distribution of standards of living ? We must be able to study the way in which the human standard of living is influenced by a market economy based on money, as well as by primitive or complicated non-monetary systems. One can also study such problems as the way in which the distribution of standards of living affects human relationships, particularly their market relationships. In short, standards of living can in every way be fitted into social diagnoses and prognoses. We can regard them as the effects as well as the prerequisites of social processes.

If „consumption", in the traditional sense indicated above, is taken as the point of departure, so many elements which characterize living conditions are missing, that some authors have introduced the broader concept of „satisfaction of needs". This enables them to include attendance at the theater, household services, and housing in addition to the consumption of bread, meat, etc. But even this extension fails to take into consideration sickness, leisure time, labor fatigue, and so forth, as elements of the standard of living.

The customary approach tends to consider only those elements which raise the standard of living, but not those which lower it. This is understandable, for „demand" exists only for that which benefits us, and attention has usually been centered on „demand", even when the formulation of the problem seemed to aim toward something else.

Of those elements which we mentioned as not taken into consideration, labor is accounted for in so far as it is paid for. This is due to the fact that wages are entered as „costs", that is, as negative quantities in commercial accounting which is generally the point of departure for economics. In the definition of „standard of living" suggested here, food, housing, clothing, theater, sickness, occupational fatigue and leisure time are all to be included. The living conditions of a person are improved or lowered as these elements change.

The atomistic, utilitarian approach (which we do not accept) would express the matter thus : „positive" and „negative", as well as „indifferent" elements exist side by side. The „feeling" of a person would then be regarded as constituted of „pleasure" and „pain". These individual „feeling"-quantities would be correlated with certain causes, namely, the pleasure-quantities with „commodities", and the pain-quantities with „discommodities". The quality of an object, functioning under certain circumstances as a „commodity", admits of various degrees of utility. In the same way, degrees of „disutility" can be distinguished within the framework of this approach.

Although this analysis appeared in the history of the theory of value, it did not lead to the formulation of an atomistic theory of the standard of living which would, in a certain sense, be a parallel construction to the standard of living theory we propose. Not even those authors who consider negative elements in the basic discussions of value make any permanent use of them later. Generally, only the positive elements, the „commodi-

ties", are employed in the theory because only „commodities" are the objects of purchase. By and large, the tendency was to ascribe certain values to certain prices, so that, in general, the atomistic point of view also fails to employ the negative quantities of the theory of value.

2. State of Felicity (Lebensstimmung).

Whereas this atomistic approach coordinates positive and negative „feeling"-quantities with positive and negative conditions, we shall coordinate the totality of a person's feeling, or that of a groups, with his or its entire living condition and investigate the extent to which changes in the „state of felicity" in a positive or negative direction depend upon changes in these conditions. We, therefore, do not begin with single pleasure- or pain-quantities and then construct the totality of feeling. Instead, we investigate only the conditions under which the totality of feeling becomes more or less pleasurable. Only these elements are significant for our approach to standards of living. We call that standard of living higher which produces a more pleasurable state of felicity characterized by a certain attitude or behavior.

In the language of the „subjective theories of value" — this is not the place to point out the differences between the various doctrines — the problem could be expressed as follows : We regard the total standard of living as the bearer of „value" in any given case. We shall only deal with the fact that the total standard of living, but not its various parts, can have different values for the same person. Even the subjective theory of value has not always ascribed a specific value to a specific object; it recognizes the concept of „complementary commodities". If we introduce the negative quantities into the subjective theory of value, then we must also define „complementary discommodities". Oxygen, hydrogen and a burning match in combination would be a „discommodity", but not one of the three elements alone or any two of them together. It is also possible that the objects in one combination of „commodities" would be „discommodities" in another combination ; for example, a stove combined with coal would be a „commodity", but with dynamite a „discommodity". We should be able to speak of „complementary parts of a standard of living" which together would determine the value of the total standard of living. Then the subjective theory of value would lose an important part of its field of action. Essentially it requires the atomistic point of view which always leads to logically inadequate „allocations".

We, therefore, do not construct the state of felicity out of single pleasure and pain quantities and do not coordinate specific parts of the standard of living to them. We do, however, arrange the states of felicity in a scale in that we say that one is higher, equal to or lower than another. We then classify standards of living according to the states of felicity conditioned by them. How we classify states of felicity is a special problem. We could, for example, use certain persons as test cases, and consider their answers to questions, as well as other kinds of behavior which have to be defined previously.

This excursus shows how the study of standards of living can be fitted into the theoretical viewpoint, and approximately what position it occupies. The main task, however, is to define the elements which are characteristic for the standard of living. We cannot regard it as a weight made up of the sum of the weights of the various parts. We cannot even specifically enumerate all the things which might be counted in the standard of living. Nevertheless, it can be shown that this concept suffices for both our theory and practice.

3. The Silhouette of the Standard of Living (Lebenslagenphysiognomie).

If we wish to characterize the increase or decrease of the standard of living, we can select certain important determining elements. It is important to measure these elements with the help of units or at least to grade them. We can speak about trebling the mortality rate, but perhaps not about trebling the beauty of an ocean view. Complexes which are thus composed of various quantities, each of which would have to be measured by specific units, we shall call „standard of living silhouettes". They are the crude tools of our discipline. This terminology was chosen with a view to graphic demonstration. For the sake of simplicity let us take as an example a standard of living silhouette characterized only by food, housing and health. All three are measurable quantities. Two human groups, A and B are given ; f signifies a unit of food, d a unit of dwelling, and h a unit of health. (We assume that we can measure these three quantities by means of specific units.) The standard of living A, is composed of 3 f + d + 3 h, B of 2 f + 3 d + h :

Person A	Person B
fff	ff
d	ddd
hhh	h

The standard of living A is characterized by more food, a smaller coefficient with respect to dwelling, and a greater degree of health (to this might be added leisure time, working time, etc.). The form of the silhouette depends upon the choice of units. In the case given here the A silhouette is „concave", the B silhouette „convex". If the unit of dwelling were assumed to be smaller, then both silhouettes might be „convex", but the B silhouette would then be more convex than the A silhouette.

We have defined the concept „standard of living" so broadly that we can include more or fewer elements, according to the formulation of the problem. The standard of living silhouettes can be applied in the most varying ways, for the analysis of society as well as of the market. If, for example, a market analysis were to follow sales potentialities, it would be concerned not only with age-groups in the population (sales of tobacco, etc.) but also with the morbidity rate (sale of certain medicines, etc.).

If one wishes to characterize the standards of living in specific regions,

it may be important to be able to do this precisely, with the aid of the fewest possible elements. Silhouettes making such precise differentiation would be especially useful if the elements were selected in such a way that one could derive other elements of the silhouette from them. A characterization of the standards of living of different countries and eras by means of few data should make it possible to grade these standards in such a way that an increase in the data would not change the order in its rough outline.

It is not advisable to tie standard of living calculations to data derived from money calculations, although one may of course use such data if they are sufficiently controlled. If one wishes to characterize the mode of life of a laboring group on the basis of „money wages", one would pass, by considering „purchasing power", to „real wages". We do not intend to enter into the problem of index numbers here, nor into the difficulties which arise when price differences exist, that is, when the same amount of money has a different purchasing power in different groups for some or all purchases. Neither shall we consider the fact that money may have a different „purchasing breadth" in different regions, that is to say, that articles which can be bought in one place can only be obtained in another by official assignement. However one establishes the „real income", one considers only the „positive" elements of the atomistic subjective theory of value, never the „negative".

The objects of consumption directly assigned to a worker, whether by a factory or by a public institution, could be added to his „real wages" as „wages paid in kind". In budgeting one would give them their usual money value in order to make them comparable. But even so, one has omitted some of the elements of the standard of living — those which cannot be bought, as, for instance, the use of public parks. Thus, besides the „negative" elements, there are also missing certain „positive" elements, which a broader atomistic theory of value would have to introduce.

We cannot go into the question of the degree to which one can establish what might be called momentary standards of living or the degree to which one can seek to comprehend the standard of living of one life, anticipating future possibilities to a certain extent. Within the framework of social analysis, the problem of the possible significance of the waste of natural resources for a future decline in the standard of living plays an important role. The question then arises as to how far one can take these future possibilities into account in setting up the silhouette without becoming vague. The standard of living of a society at this moment and in the future appears as the function of a specific given condition, including certain potential changes. But these are special questions which are not directly related to the main problem.

4. Selection and Grading.

In our scientific work it is necessary, on the one hand, to present the various possible relationships schematically, but also, on the other hand, to combine the available data fruitfully. Systematic analysis of standards of living has really just begun. In general sociology, in sociographic studies,

and also in many practical compilations, there has as yet been no sufficiently precise terminology based on a consistent theory of the standard of living. In economics, too, no proper place has as yet been found for the standard of living problem. It is highly instructive to look through the large general and sociological encyclopedias on this point. Just as in the systematic presentations, „consumption“ and „standard of living“ are treated incidentally without closer connection with other subjects. When „measurement“ is discussed, it pertains in general only to the problems of accounting and index numbers.

The selection of problems and terminology is determined above all by the fact that one is not so much interested in the way in which certain institutions and measures influence the standard of living as in the way in which specific phenomena, and above all, market phenomena, can be derived from the „economic aims“ of individuals or of whole groups. The idea of the „homo oeconomicus“ which explicitly or tacitly lies at the basis of many economic theories, easily leads one to construct, beside the „actual“ trend, a so-called „correct“ trend, as a standard of comparison for the real one. If special care is not taken, this could easily lead to an absolutistic metaphysics.

The derivation of attitudes from „motives“ can be accomplished empirically with certain precautionary measures. But the tendency to look for the derivation of trends from motives instead of looking for specific trends also leads economists who follow an empirical procedure to the neglect of the negative elements discussed above. Without concerning ourselves with the form of organization which is more or less explicitly based upon the homo oeconomicus we can investigate the influence of various forms of organization upon the distribution of the standard of living.

In analyses of social order it is customary to use greater formal precision where money values can in some way be applied, while the operation of the social order on personal life, which one may really wish to consider no less forcefully, is presented with less logical rigor. This disproportion between the separate parts of the analysis can be overcome by giving greater emphasis to research on the standard of living, practically as well as theoretically. Just as production curves, rate of exchange curves, stock price curves and so on, are considered in market research, so in the study of standards of living one could include curves of leisure time, mortality, morbidity, etc. The problem of the extent to which use would be made of momentary quantities and certain derived quantities which might apply to the entire life of a specific individual (such as the amount of leisure time a person may still expect at a given time) will not be discussed further here.

As soon as one describes the changes in standards of living systematically and precisely, and particularly their dependence upon other quantities, among which can be included some that are not customarily dealt with in economic research, quantities which characterize social life and the environment in so far as they are significant for our problem, the question arises as to how one can grade, or measure with the help of certain units, the separate quantities under consideration. So long as no specific scientific research

furnishes the possibility of finding a general unit — and thus far there is a complete lack of one — we must seek to establish special units for every element of our silhouette of standard of living and, where this is impossible, to attempt gradings.

The attempts to characterize the standard of living are like those which try to characterize the „state of health". Both are multidimensional structures. But, even when we limit ourselves to one of the quantities of the state of health or standard of living, it is still not easy to compare the state of health of one person or group with that of another person or group. To give one example : When the age grouping of two groups is different, then the same total mortality and morbidity rates take on a different significance and one must somehow combine the age structure with mortality and morbidity in order to obtain comparable data. Here, as in the study of the standard of living, there is always a temptation to take a specific „standard" as a basis for comparison. For instance, one can take a „standard population" which can be combined with a „standard consumption" in order to arrive at a fruitful classification. It is obvious that the selection of such a „basis" is admissible only if the selection of another „basis" does not change the order of the quantities in question.

We know from the comparison of living standards in different countries what difficulties arise when one takes a specific standard of living as the point of departure in order to relate all other standards to it. These difficulties recur with each of the individual elements of our silhouettes of standard of living. For certain special purposes, however, they have been partially overcome, so that it is only a matter of introducing considerations which are as yet lacking and, above all, of indicating how one can fruitfully construct silhouettes of standard of living out of individual elements.

5. Inventories of Standard of Living (Lebenslagenkataster)

The previous discussion shows in what way one can develop a consistent method of dealing with standards of living, one which will make it possible to fit such studies into general sociological, as well as economic research. We can regard the standards of living as defining the market relationships. This corresponds, in a certain sense, to existing tendencies in market theory. But the schematic characterization of our problem, the demonstration of the possibility of treating special concrete problems, is insufficient to make continuous practical work possible. For that a technique is needed comparable to those used in following the movements of certain quantities, namely, barometers of production, sales, etc. Statistics and descriptions of certain relationships must be developed in such a way that one could set up and compare inventories of standard of living for particular districts, whole countries or the world at various periods.

The theoretical analysis of the standard of living, briefly sketched above, is linked by the compilation of inventories of standard of living with those significant works, repeatedly undertaken since the middle of the 19th century for the special purpose of defining the living conditions of

laboring groups in particular towns. Since these painstaking studies do not rest upon a common theoretical basis, they are difficult to compare and they have, in a sense, an insular character. The restriction of the studies to laboring groups sometimes prevents the establishment of concepts which would be suitable for considering the standards of living of all population groups in the same way.

In planning inventories of standard of living it is clear that only families or other groups are considered. The life of an average man in a specific group can be construed from the given data, assuming that the existing condition is characteristic. The delimitation of specific spatial areas or specific groups leads to difficulties which have been encountered in other studies, and which need not be dealt with here.

It is perhaps not unimportant to point out that the customary approach to „consumption“ and „use“ requires certain modifications. It is not sufficient to determine how much gardenland is available in the vicinity of the town, or how many books per person. These quantities must be related in some way to the time during which they can be used. It means more to a worker to be able to use his plot of ground for ten hours a week than for only two, and it means less than if he had thirty hours. In order to put these factors in their correct position, one might multiply the amount of gardenland by the leisure time available. Similar problems arise constantly. They have as yet been dealt with only in exceptional cases, but never systematically, even though they are extremely significant for practical considerations.

The inventory of standard of living also shows what individuals have „made“ of given possibilities. The figures on real income indicate what can be bought with money income. The sum of real incomes is, therefore, a fictitious quantity which may be of value for certain considerations, but the inventory of standard of living gives us a view of the actual life of men. It can easily happen that some persons with the same income have a higher standard of living than others; they use their money in a different way. One can, then, compare the effective use with possible uses, but one must guard against the assumption that there is only one optimum mode of use, an assumption which repeatedly plays a role in economic theory.

The inventory of standard of living can also be set up in cases in which one is not in a position to compare different standards of living. One could, for example, set up an inventory of standard of living for a district in China without having to know how to rank the different standards within that district or without knowing how to compare that standard of living with those shown by the inventories of a district in USA or Sovjet Union. To be sure, the systematic treatment of such inventories of standard of living presupposes that, in broad outline, one has certain assumptions as to which data might be essential for purposes of comparison. Scientists making such inventories of standard of living are comparable to research workers who make geographical surveys and note the quality of the soil, vegetation, etc. Without a specific theoretical orientation the investigator will overlook or omit much that may later prove to be important. On the other hand, it is possible today to note down much that can only be

profitably evaluated later, in order to set up new hypotheses or to test old ones in a new way.

The analysis of standards of living becomes a sector of broader sociographic analysis, just as a study in social hygiene is a sector of the broader biological analysis of a specific region. Not all of the important sociological elements need be of interest from the point of view of the standard of living, just as not all the biological characteristics of specific groups are of interest in studying their health conditions. On the other hand, we know that good research into health problems does not stop with an inquiry into the cases of sickness and death, but includes all data directly connected with the state of health. Similarly research into the standard of living should include those data which experience has shown to be characteristic or important for the standard of living, such as social life, family conditions and school relationships. One could conceivably include the appearance of certain conflicts, restrictions, etc., in order to obtain a good basis for establishing the „state of felicity". The very precision in formulating the problem itself prevents us from slipping into unbounded activity and from gathering too much „accidental" material. For, just as theoretical work suffers from the lack of opportunity to work up sufficient concrete material, so the amassing of observational material without a strict definition of concepts and a strict formulation of the problem can lead to a dissipation of forces which often contributes to underrating the significance of the assembling of material.

6. Social Analysis and Research into Standard of Living.

The inventory of standard of living presents, to a certain extent, the result of a specific social condition; the trend of the totality of living conditions presents the result of a social development. Large historical surveys indicate roughly in what way the stratification of standards of living within societies have changed the „standard of living reliefs". Societies having bold „relief" may succeed societies having low „relief". One can compare the levels of these peaks of standards of living with one another by a casual glance, just as one compares the height of various mountains ranges in geography, without necessarily being able to show exactly what definition was used for „average height" of the mountain range. But we know that a more precise statement of all such estimates is possible, even if it has not yet been done.

Inventories of standard of living for characteristic areas of the United States, England, Italy, the Soviet Union and China, compared for the past few centuries, would be a valuable contribution to the analysis of the social development of these countries. It will not always be so simple, as has sometimes been assumed, to separate the influence of forms of social organization (assuming that this concept has been sufficiently defined) from the influence of other circumstances. It is just when one thinks that one has analyzed theoretically the total effect of a society upon the standard of living that such a control by means of concrete studies becomes particularly important.

How far one can thereby progress toward prognosis depends, on the one hand, on the extent to which the elements of our description can be tied together by hypotheses. Where this is possible only to a slight degree, prognosis depends on the extent to which one can count upon a constant relationship between the complexes which cannot be analyzed more closely. We see the results actually produced by market analysis, but also that market analysis cannot prognosticate new social changes nor the conditions which might be conditioned by such changes. Prognosis in market analysis is based, above all, on the assumption that the total complex with which it deals will not change essentially. A more comprehensive social analysis would have to transgress the bounds of pure market research, as well as pure research into the standard of living in order to arrive at a general theory of society, for which so many preliminary studies are already at hand. Social analysis has so far been carried on in the most heterogeneous fashion. Whereas certain groups of concepts — sometimes very narrow in their application — have enjoyed the most scrupulous attention, others, which we at once recognize to be important, have been utterly neglected. Among the latter are the concepts of research into the standard of living. The reasons for this neglect have been briefly pointed out here. They depend on the domination of that world of concepts which is linked with accounting. Accounting even becomes significantly noticeable where „non-monetary" concepts are used.

With the establishment of the inventory of standard of living, the theory of standards of living automatically fits into the system of „measurements in kind", which proceeds basically from the view that society produces the standard of living. „Measurement in kind" characterizes the point of departure in furnishing the data for further deduction. These fundamental data we shall designate collectively as the „basis of life", environment in the broadest sense : supplies of raw material, all sorts of sources of energy, inventions, human abilities, existing towns, streets, trains, canals, etc., all things which, taken together, and determined by means of specific measurements of quantity, are united into a structure. This always produces the standard of living which can be similarly characterized by means of complexes of specific measurements of quantity.

If certain problems of social analysis are treated by means of accounting (for example, the characterization of standards of living by money income), then only „measurement in kind" (that is, calculations of standard of living in the sense used here) can show whether the results actually exhibit the gradation of given standards of living. In these standards we would especially include working time, leisure time, rate of accident, morbidity and mortality rates, as well as housing, food, clothing, education, recreation, etc. Accounting does not show us whether a surplus production of iron was not obtained at the cost of a higher rate of accidents. We could conceive of an approach which would not only aim at calculating the amount of human labor time per ton of iron, as has been customary, but also the corresponding number of accidents and amount of leisure time. It follows that a computation which is concerned with the profits of an industry and the sale of a product is primarily interested in the amount of work which

goes into a ton of iron, assuming that this can be defined with any degree of exactness. From this point of view, whether a ton of iron is extracted by a process which requires 12 working hours daily or only 6 is of no interest, assuming that the work pays the same. If we calculate that 8 hours are required for sleep, then, in the first case, there would remain 4, in the second case, 10 hours of leisure time. Social analysis, from the point of view of the standard of living theory, would automatically combine production with leisure time, accident rates, etc. At present, this is done only occasionally, when, for example, certain accident problems or questions of insurance, which add to the cost of the production of iron, are discussed. Naturally, the leisure time, working hours, accidents, etc., can also be determined per worker and per year and these and other quantities can be distributed over the life span of the worker.

The standard of living approach provides the opportunity for constantly keeping in mind the relationship of each social element with the standard of living and it avoids the calculation of accidents apart from production. If a hospital having 500 tuberculosis patients cures 50, while 10 out of 50 nurses contract tuberculosis, it has accomplished less than another hospital which only cures 45 out of 500 but which sees to it that no nurse contracts the disease. If one makes two separate computations, the first hospital appears to be more effective, but not when one makes a combined computation. The standard of living approach compels us to keep the social process as a whole constantly in mind and to avoid the atomistic approach unwillingly forced upon us by accounting. All attempts to permit the general approach to work itself out by a detour through concepts such as „national income" and similar quantities only lead to unsatisfactory results, as this paper has shown.

Since there has as yet been no complete theory of research in the standard of living the numerous isolated theoretical remarks have not been discussed. That would require a separate analysis. Many fruitful suggestions are found in studies which have no bearing upon our method, while, on the other hand, some formulations in studies which are close to the approach suggested here are insufficient from a theoretical point of view. An analysis of all of these efforts would require a study of the historical development of various ideas and cannot be included in an approach which seeks to operate in a direct constructive way.

Research into the standard of living can be used in many ways; above all, the whole set of social institutions can be compared within its framework. At any rate, wether or not one has in mind such comprehensive social problems, research into the standard of living, in the sense of developing a theory of measurement in kind, should gradually become an important scientific activity.

Lebenslagenkataster.

Es wird vorgeschlagen, einen Begriff „Lebenslage" in den Sozialwissenschaften zu verwenden, der nicht nur „Wohnung", „Nahrung", „Kleidung" und andere Teile des „Realeinkommens" umfasst, sondern auch „Mortalität", „Morbidität" usw. Die gesamte „Lebensstimmung" einer Person hängt von der Gesamtheit der Lebenslagenteile ab, von der Morbidität ebenso wie von der Wohnung. Ob man die Lebens-

stimmung in „positive" und „negative" Elemente zerlegen kann, die man einzelnen Elementen der Lebenslage zuordnet, ist eine offene Frage.

Die wissenschaftliche Praxis geht am besten von „Lebenslagenphysiognomien" (Lebenslagensilhouetten) aus, die durch verschiedenartig gemessene und skalierte Grössen gebildet werden. Wenn man die Lebenslagen einzelner Personen oder ganzer Länder auch nicht stets „skalierend" zu vergleichen vermag, so kann man sie doch immer beschreiben. Geht man daran, „Lebenslagenkataster" (Lebenslageninventare) verschiedener Völker und Zeiten aufzustellen, so muss man beachten, dass die Lebensstimmung eines Menschen nicht etwa schon durch die Gartenfläche gekennzeichnet wird, die ihm zur Verfügung steht; man muss angeben, über wieviel Freizeit er verfügt, um die Gartenfläche zu benutzen.

Man kann Gesellschaftsordnungen durch die von ihnen „produzierten" Lebenslagen in Verbindung mit einer umfassenden „Naturalrechnung" kennzeichnen. Ob die Geldrechnung in gewissem Ausmass geeignet ist, die Naturalrechnung zu ersetzen, kann nur mit Hilfe der Naturalrechnung entschieden werden, innerhalb deren die Lebenslagenrechnung eine wesentliche Rolle spielt.

Cadastre de „situations de vie".

On propose d'introduire dans les sciences sociales le concept de „situation de vie", qui englobe non seulement logement, alimentation, vêtement et autres parties du revenu réel, mais aussi mortalité, morbidité, etc. Le „climat de vie" d'une personne dépend de l'ensemble de sa „situation de vie", de la morbidité aussi bien que du logement. Est-il possible de décomposer le „climat de vie" en éléments „positifs" et „négatifs", qui correspondraient aux différents éléments de sa „situation de vie" ? Réservons provisoirement la question.

Si nous envisageons la méthode scientifique, le point de départ le meilleur serait la notion de „physiognomie (silhouette) de vie". On les dessinerait à l'aide de grandeurs diversement mesurées et graduées.

Certes, il ne serait guère possible de comparer les „situations de vie" de personnes ou de peuples entiers en utilisant une seule échelle de graduation, tout au moins est-il possible de les décrire. Si l'on tente de dresser un „cadastre (inventaire) de situations de vie" de différents peuples en différentes époques, il ne faut pas oublier que le „climat" dans lequel vit un individu n'est pas assez déterminé par la surface du jardin qui lui appartient, il faut aussi préciser le loisir dont il dispose pour le cultiver.

On peut caractériser les différents régimes sociaux par les situations de vie qu'ils produisent, à condition de combiner cette analyse avec un calcul en nature aussi étendu que possible. Le calcul en argent peut-il remplacer dans une certaine mesure le calcul en nature ? La question elle-même ne peut être tranchée qu'à l'aide du calcul en nature qui lui-même dépend largement du calcul des „situations de vie".

Gestural Behavior and Social Setting.[1])

By

David Efron and John P. Foley, Jr.

Introductory Note. — The following essay is part of a somewhat extended investigation of the influence of race and environment upon bodily development and upon behavior, at the Department of Anthropology of Columbia University.

In the discussion of hereditary behavior the concept of race and of biological descent have been confused, giving rise to the idea of a predominant influence of race. Since every so-called race contains a great many individuals of distinct genetic characteristics and since, furthermore, analogous genetic characteristics occur in various „races", more rigid methods are required. In every investigation of this kind the influence of environment and of genetic determination has to be clearly differentiated. From this point of view two methods of approach present themselves. On the one hand the behavior of genetically identical individuals living under different conditions may be studied. This has been attempted in the investigation of identical twins in which, however, not enough stress has been laid upon the detailed investigation of social environment. The newer investigations which indicate an increasing variability of identical twins during the period of growth, and the new Russian investigations which indicate a high variability in physiological and psychological behavior, indicate that the influence of environment should be taken into consideration much more carefully than has been done heretofore.

A second feasible method is to study the development and behavior of large groups of individuals and of their descendants in markedly different environments. This method has been pursued in the investigations on part of which the following report is based. The anatomical development and social behavior of the same group of people under different types of social and climatic environment have been studied. The tempo of motor habits, the frequency of various types of insanity, the distribution of types of crime have been subjects of our studies. The following essay deals with the problem of gesture habits from the point of view in how far these may be culturally or biologically determined. The trend of this investigation as well as that of the other subjects investigated indicate that, so far as physiological and psychological functioning of the body is concerned, the environment has such fundamental influence that in larger groups, parti-

---

[1]) Prepared under the auspices of the Columbia University Council for Research in the Social Sciences.

cularly in subdivisions of the White race, the genetic element may be ruled out entirely or almost entirely as a determining factor. This does not preclude that individually a biological element may be of importance in regard to many aspects of anatomical form and partly also of behavior, but the great variations of genetic characteristics in members of each group makes it, so far as these are concerned, an insignificant factor. So far as the individual is concerned it is a problem of individual anatomical and physiological make up, over which is superimposed the important influenec of social and geographic environment in which he lives.

Franz Boas.

The following is a preliminary report of an objective study of the gestural behavior of Italian and Jewish immigrants and descendants of immigrants in New York City. The problem was (1) to determine whether there are any standardized „group" differences in the gestural behavior of certain „racial" groups, and if so, (2) to discover what becomes of these gestural patterns in members and descendants of the same groups under the impact of the different environmental stimulation or social setting. The present investigation is closely related to similar studies on posture, walking and other motor habits, which are being conducted by the same investigators.

The following groups were employed as subjects : (1) „traditional"[1]) Italians living in „Little Italy", New York City ; (2) „traditional" Jews living in the East Side Ghetto, New York City ; and (3) „assimilated"[2]) Italians and Jews, both living in similar „Americanized" environments.

The methods used included : (1) direct observation of gestures in natural situations ; (2) sketches made by the American artist, Mr. Stuyvesant Van Veen[3]) of New York City, under the same conditions ; (3) motion pictures studied by (a) repeated observation and judgments of naive observers and (b) graphs and charts, together with measurements and tabulation of the same. The graphs were obtained in the following manner. The film, taken with a constant speed moving picture camera at speeds varying from 16 to 64 frames per second, was projected frame by frame upon coordinate paper. The position of motile parts, such as wrist, elbow, etc., was marked in successive frame projections, and when joined gave a precise representation of the fluent gestural behavior pattern. Figure 1 illustrates this graphic technique in the case of a traditional Italian. It will be noted that there are four distinct lines of motion portrayed, the continuous lines representing the paths of movement of the right and left wrists, and the

---

[1]) By „traditional" is meant both foreign- and Americanborn individuals who have retained the language and mores of the original group, remaining relatively impervious to the influence of the „Americanized" New York environment.

[2]) By „assimilated" is meant those individuals of the same descent who have more or less broken away from the customs of the respective original groups, identifying their general behavior with that of the American or „Americanized" groups in New York City.

[3]) The writers wish to make acknowledgments to Mr. Van Veen for his skillful pictorial contribution to this investigation.

broken lines depicting the accompanying motions of the respective elbows. The numbers indicate the direction of movement, representing the position of the given part in each successive frame projection.[1])

A study of the curves gained by this method, as well as a consideration of the data obtained by means of the other more qualitative methods enu-

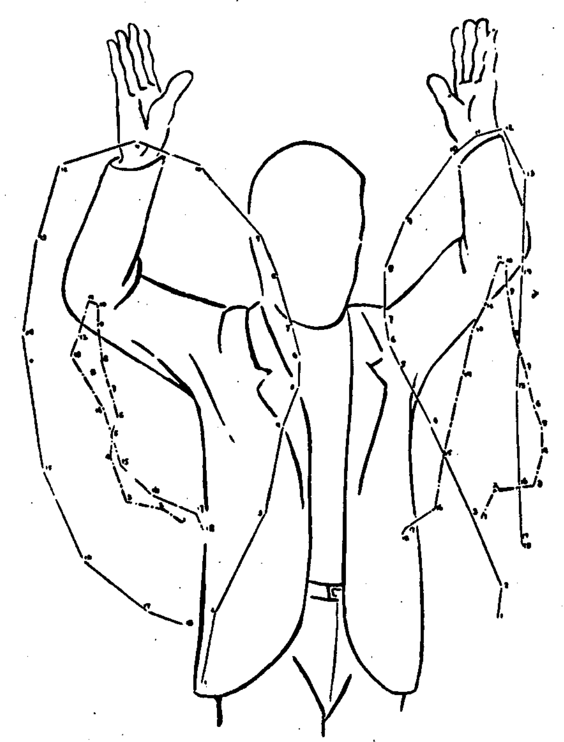


Fig. 1. — Sketch from a graphed unit-gesture (traditional Italian), illustrating graphing technique employed.

merated above, yields the following results to date. They are to be taken as preliminary and tentative, rather than as final and conclusive. We shall briefly summarize certain of the characteristics of the gesture patterns of the Italian, Jewish, and assimilated Italian and Jewish groups, respectively. The present results are based upon an analysis (cf. above methods) of approximately 5,000 feet of film, taken and studied over a period of two

---

[1]) Since the original pictures, from whose graph the present sketch was made, were taken at a speed of 16 frames per second, the gestural motion shown in Figure 1 required 18/16 or approximately 1.13 seconds for its execution.

years, and about 2,000 sketches made from life. Since there is a wide diversification in the behavior patterns within the so-called Jewish as well as Italian groups, it must be kept in mind that when using the former term we refer to Jews chiefly of Lithuanian and Polish extraction, whereas by „Italian“ we refer to Southern Italians, chiefly from the vicinity of Naples and from Sicily. In each case, the specific ethnic origin of the individual was established by noting the particular dialect he used ; in doubtful cases, this was supplemented by direct interrogation after his gestural behavior had been recorded. It should be noted that both motion pictures and sketches were obtained in absolutely spontaneous situations in the everyday environments of the people concerned, who never knew they were subjects of an investigation.

We shall now attempt to give a tentative description of the „characteristics“ [1]) found in the gestural patterns of traditional and assimilated groups. We shall begin with the TRADITIONAL ITALIANS AND JEWS, and shall first deal with the spatio-temporal characteristics of the gestural behavior, i. e., as „movement,“ and then proceed to a consideration of the strictly linguistic aspects of such behavior.

With regard to the parts of the body used in gesticulation, it may be said that whereas the Italian exhibits a tendency to use preferably his arms, in a more or less concerted manner, the Jew frequently employs his head, as well as his arms, hands and fingers, in a functionally differentiated way. The Italian exhibits a marked synergy in the use of the three parts of his arm, his upper-arm, fore-arm and hand moving from the shoulder in a concerted fashion. The head as well as the digital gestures are rather typical of the Jewish „expressive“ movement. In contrast, the head and fingers rarely participate in the Italian colloquial gesticulation, although the latter are involved in his pictorial and symbolic gestures (cf. below).

The form of the movement also shows marked contrast in the two groups. Generally speaking, the gestural movements of the traditional Eastern Jew are more complex in design than those of any of the other groups observed. These motions often pass from one plane of movement to another. As a rule, they exhibit an angular change in direction, resulting in a series of zig-zag motions which, when graphed, present the appearance of an intricate and composite embroidery. The movement is frequently sinuous in character, one of the most common examples resembling a figure 8 in general form. In contrast to the Jew, the Italian is inclined to continue in the same direction until completion of the entire gesture segment. This fact, together with the usual restriction of the movements to the spherical „surface“ plane (cf. below), necessarily creates an effect of relative simplicity in the Italian movements. The motion itself is likely to be spiral or elliptical in form. In the course of the movement, moreover, the Italian usually holds his hand in a straight line with his arm, in contrast

---

[1]) The term „characteristic“ is employed to refer to general trends or statistical probabilities in the data, rather than in the sense of „types,“ the latter, needless to say, being products of logical abstraction.

to the Jew, who is more inclined to keep it at an angle to the fore-arm. Furthermore, in the Italian the palm is usually curved and prone, whereas the Jew often holds it flat and in a supine position.

Likewise with regard to laterality (unilateral or bilateral) as well as symmetry of movement, pronounced differences are noted. In the Jew, gesticulation usually occurs with one hand and arm, and if two are used, they are likely to be employed in a sequential rather than simultaneous fashion. The movement is predominantly non-symmetrical. In addition to the trend toward unilaterality and assymetry, the Jewish gestures also exhibit a tendency toward sequential transference of motion from one arm to the other. This latter characteristic may be figuratively termed „ambulatory" gesture or „gestural locomotion" of discourse. In marked contrast, the Italian gestures are usually bilateral; the two arms are frequently used simultaneously; and the movements are likely to be highly symmetrical in character.

The radius of the movement also differs in the two groups, the Jew employing a relatively narrow or confined area, with the fulcrum at the elbow, which is held relatively close to the body, or at the wrist; while the Italian sweep is characteristically large, with movements involving the entire arms and with the fulcrum at the shoulder. In the case of the Italian, the gestural radius is likely to coincide with his arm's length; the Jew, on the contrary, whose upper-arm rarely participates in the movement but appears to be more or less rigid and attached to the side of the body, is very seldom to be seen reaching, in his gesture, an area above his head or below his hips. The transference or displacement of the axis of motion from shoulder (in the Italian) to elbow or wrist (in the Jew) explains this phenomenon.

The two groups also differ with regard to the area in which gesticulation usually occurs, the Jewish group seldom deviating from the medial plane of the body, i. e., the frontal area toward the auditor, whereas the Italian is more likely to perform his movements within a latero-transversal space-segment, i. e., at either side of the body. Within each of these general areas, a difference is found in the direction of the gestural movements themselves, the Italian most frequently gesticulating centrifugally in a spherical „surface" plane at a given distance from the body; whereas the Jewish movements often involve the „depth" plane, being more centripetal with relation to the body of the gesturer. The gesture of the traditional Jew might be rhetorically characterized as a gesture of „address," whereas that of the traditional Italian might be described as one of „display."

Our data are at present inconclusive with regard to speed of movement. It seems that the Jew may in general be slightly faster, although no clear-cut differences are at present apparent.

Significant differences were noted, however, in the matter of rhythm or tempo, the Jewish movements being characteristically jerky and irregular, while those of the Italians are smoother and less variable. Even in cases involving change of speed, the transition or change in tempo in the Italian gesture is likely to take place gradually, in a „crescendo" or „dimi-

nuendo". The characteristic Jewish tempo is marked by frequent abrupt, dischronic and emphatic transitions, giving an effect not unlike that produced by the artificial actions of a marionette.

The tendency of the traditional Jew to use the body of his conversational partner as a „point de repère" for his gesture also deserves mention. The gestural movements of this group commonly involve touching the physical person of the auditor on repeated occasions, or, if the latter also gestures, of seizing his hand or arm so that he cannot „speak." On other occasions, the auditor may be literally „button-holed," the speaker may grasp the auditor's coat-lapel with one hand while the other describes all kinds of arabesques in the immediate vicinity of his face. A few extreme instances were noted in which this „familiarity" with the body of the interlocutor was mutual, resulting in the hands and arms of both participants becoming clasped to each other's arms or coat-lapels, with the resulting reversion to head motions as a form of gestural expression.[1]) Such behavior patterns are not observed in the Italian. Despite the large sweep with which his gestural movements are usually performed (cf. above), the full extent of his physical familiarity with the auditor was found to be the rather gentle placing of a hand on the latter's arm or the tapping of his hand, fore-arm, or shoulder. This was never done as a means of interrupting the movement, but, in the few observed cases, seemed largely a matter of expressing confidence.

Simultaneous gesturing of two or more individuals involved in the conversation is also frequently observed among traditional Jews, and is absent among traditional Italians. In one of our extreme cases representing the vocal and gestural conversation of four Jewish subjects, there are four arms, one for each person, participating simultaneously in the argument, with a resulting intertwining of sinuous movements on the graph. In connection with the matter of simultaneous gesturing among traditional Jews and their frequent contact with the physical person of the auditor, it is interesting to point out a rather curious variety of gesture which appears to be characteristic of this group, and which does not seem to fall under any of the present categories of gestural motion. It represents a kind of lunging forward with the arm, „pseudopodically" one might say, in the direction of the interlocutor. This characteristic, as in the case of those relating to the speaker-auditor relationships mentioned above, appears to serve chiefly as a means of interrupting the discourse of the interlocutor or of getting his attention. Such behavior patterns were not observed in the traditional Italians.

Closely allied to all these phenomena, perhaps, are the ways of colloquial grouping among traditional Jews. These seem to be conditioned by more than the mere physical topology of the place of meeting. Thus traditional Jews, regardless of the extent of the space at their disposal,

---

[1]) The most interesting example of this gestural „promiscuity" in conversation was illustrated by a case in which the speaker not only grasped the arm of the interlocutor, but actually gesticulated with it!

tend to stand close together in compact groups, so close, in fact, that it is often difficult to observe and photograph their gestures.[1] This peculiar „geography" of conversation was not found in the other groups studied. The Italians, for example, stand farther apart, their bodies never being in actual contact.

The influence of momentary setting is, of course, apparent in all gestural situations with both groups, such factors as place of meeting, topic of conversation, and person or persons with whom conversation is being held conditioning more or less the frequency and character of the movement.

All of the above categories apply only to the spatio-temporal characteristics of the gestural movements themselves, without regard to their actual linguistic significance. We can here but point out the major differences observed to date with regard to the meaningful or referential function of such gestures. The Jewish gestures are predominantly of the discursive or „ideographic" type, seeming to be, as it were, a kind of gestural portrayal, not of the object of reference or thought, but of the course or „curve" of the ideational process itself. This general tendency to re-enact each turn or detail of the logical process with a sort of inflection in the accompanying movement[2] results in the complex „embroidery" movements described above. There is also a tendency to „underline" or „punctuate" the rather frequent climactic points of his discourse with a kind of „accent" in the gesture. As a rule, this gestural „italicizing" involves a change in the speed and direction of the movement, and seems to represent a kind of gestural „catapulting" of the corresponding idea.[3] The Jewish gestures are seldom pictorial or „physiographic" and rarely symbolic (of objects).[4]

The „ideographic" type is rarely observed among the traditional Italians, whose gestures are most frequently pictorial, or „physiographic," and symbolic (of objects). The latter types represent an imitation or re-enactment with the body of the attributes or actions being verbally described. The physiographically symbolic gestures of the traditional Italian are very common, and imply definite meaningful associations. These may be used to accompany verbal intercourse or may even function as the exclusive means of communication (pantomime). We have been able to trace the historical continuity of many of these pictorial and symbolic gestures from ancient Rome to contemporary Italy. Some of the movements are strikingly similar both in their form and in their content. In general, there is very little difference between the gestural „vocabulary"

---

1) This difficulty frequently necessitated that the pictures be taken from the top of an adjacent building with a telephoto lens.

2) Needless to say, the subtle function of this pantomime of the thought process can hardly be grasped by the spectator unless he knows the meaning of the accompanying words.

3) This, of course, is not to deny the possibility that such gestural behavior may be an intrinsic part of the „idea" or „thought process" itself.

4) The „symbolism" actually involved is of a „logical" character, i. e., more of a „significatio" than a „demonstratio," in Cicero's terminology, depicting less the „objects" of thought („referents") than the pattern and „direction" of the referential activity itself („reference").

(approximately 125 „gesture-words") of the traditional Neapolitan in New York City and that of his ancestor in Europe one century ago, as recorded by Andrea di Jorio in his „La mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano," published in 1832. This also holds true for the dictionary of Sicilian gestures published in the latter half of the 19th century by Pitré, in his „Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane." No such formalized gestural „vocabulary," covering a wide range of linguistic possibilities, is found among the traditional Jews (only 6 pictorially symbolic movements have been observed by us in this group).

In our study of the pantomimic gesture, we were fortunate in securing the assistance of certain prominent Italian and Jewish actors in New York City.[1] The former had no difficulty in enacting for us a series of „dumb-shows," the meaning of which is entirely clear to any person who is familiar with the system of gestural symbols used by their group. The latter, on the contrary, though they were as proficient in their dramatic ability, and despite the large amount of gestural movements displayed in their performance, were unable to create any specifically meaningful pantomime per se, based on „Jewish" symbolic gestures.

All of the previous material has dealt with traditional Jewish and Italian groups. We come now to a consideration of the GESTURAL BEHAVIOR OF THE ASSIMILATED GROUPS. The assimilated Jewish subjects were obtained from several different sources : (a) upper- and middle-class Americanized New York Jews found at summer resorts in the Adirondacks and at the Saratoga race-track ; (b) upper- and middle-class groups found at various meetings and social and religious gatherings in New York City ; (c) Jewish students at Columbia University, etc. The assimilated Italians, also coming from the upper- and middle-class groups, included : (a) members and participants in Italian clubs and fraternities (e. g., Casa Italiana at Columbia University) ; (b) those found at various meetings and social gatherings in New York City ; (c) Italian students at Columbia University.

The data obtained on the assimilated groups indicate very clearly that the above gestural characteristics, typical of the traditional Jew or traditional Italian, disappear with the social assimilation of the individual, Jew or Italian, into the so-called Americanized community. On the whole, gesticulation is much less frequent in such assimilated groups, there being a diminution of movement as compared with the traditional groups. The more assimilated the individual, the less Jewish or Italian gestural traits he was found to possess. The fully assimilated Jews and Italians do not show the wide differences found in the traditional groupings (cf. above), and both resemble gesturally the specific American group to which they have become assimilated. With regard to the gestural behavior of the American, our data suggest that, as in the case of the traditional Italian and Jewish groups, there is a pronounced heterogeneity both in amount and in type. In general, the gestural assimilation of the Italians

---

[1]) Signorina Baldi, Signor Sterni, and Signor Milliaccio (Italian) ; Mr. Buloff and Mr. Ben-Ami (Jewish).

and Jews appears to be conditioned by the particular social and economic stratum to which they have become adapted. Thus, certain Jewish groups of the upper social and economic strata show great restraint in their motions, when movement is present at all, even when engaged in heated argument[1]), and resemble gesturally the so-called Anglo-Saxons of the same social and economic environments. On the other hand, assimilated Jewish groups belonging to a different social milieu exhibit relatively frequent and vigorous gesticulation, although very unlike that of the traditional Jewish groups.

Nor could the differences in gestural behavior between traditional groups and the lack of such differences between assimilated groups be explained on the basis of „generation." It was found, for example, that the American-born students at Yeshiva College, a traditional Jewish school in New York City, exhibited traditional gestural behavior similar to that found in the Ghetto, while the American-born Jewish subjects obtained at an exclusive Fifth Avenue club were gesturally assimilated, showing no „orthodox-Jewish" gestural characteristics.

It is also interesting to note that, conversely, many Americans who had had intimate acquaintance with the traditional groups were observed to display the traditional Jewish or Italian gestural habits. Furthermore, several cases of Jews who had been exposed over a period of time to Italian gestural (and other) stimulation, as well as cases of Italians who had become assimilated to Jewish culture, showed that in such cases the gestural behavior conformed to that institutionalized by the social group to which the individual had become assimilated, rather than to the gestural behavior of the so-called „racial" group to which the individual belonged. Lastly, mention might be made of certain observations on more specific cases of what might be termed „hybrid" gesture, which served to indicate that the same individual may, if simultaneously exposed over a period of time to two or more gesturally different groups, adopt and combine certain gestural traits of both groups. In some cases, for example, it was found that the gestures accompanying the same topic of conversation may be different, depending upon other elements in the stimulus situation, as is illustrated by the case of an Italian who gesticulates like a traditional Italian when addressing an Italian group in their own language, and in an assimilated fashion when speaking in English to an American audience.

The results indicate that in the case of the assimilated groups, it is not so much a matter of uniform „assimilation" to gestural patterns typical of the so-called American or Anglo-Saxon culture as a whole, but rather an assimilation to the particular gestural customs characteristic of the specific social stratum of the American group with which such individuals have become associated.

In summary, a marked disparity was found between the patterns characteristic of most of the gestures of the traditional Jewish and Italian

---

[1]) The race-track betting and ensuing discussions yield data which are conclusive in this respect.

groups investigated, and a lack of such contrasting patterns in the corresponding assimilated groups. The latter gesturally resembled each other and the Anglo-Saxons. Thus, social stimulation rather than so-called „racial“ descent seems to have been operative.

Die Beziehungen zwischen Gebärdenspiel und sozialer Lage.

Es handelt sich um eine sozialpsychologische Untersuchung, die unter der Leitung von Franz Boas, dem Vorstand des Department of Anthropology an der Columbia University, New York, unternommen worden ist.

Die Hauptmerkmale des Gebärdenspiels zweier verschiedener sogenannter rassischer Gruppen (Italiener und Juden) sind unter verschiedenen und ähnlichen Umgebungsbedingungen mit Hilfe von Filmaufnahmen untersucht worden. Das Ziel der Untersuchung war, festzustellen :

a) ob es hinsichtlich des Gebärdenspiels irgendwelche durchgängigen Gruppenunterschiede zwischen noch nicht amerikanisierten jüdischen und italienischen Schichten gibt, und, falls ja,

b) welches Schicksal solche Merkmale unter dem Einfluss der sozialen Anpassung erfahren. — Die Ergebnisse geben auf die erste Frage eine bejahende Antwort : Das Gebärdenspiel beim Gespräch der nicht-assimilierten Italiener und Juden ist recht verschieden, und zwar sowohl hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen als auch der sprachtechnischen Gestaltung ihrer Gebärden. Für die zweite Frage zeigen die Ergebnisse, dass die Unterschiede, die bei den noch traditionell gebundenen Gruppen angetroffen wurden, bei ihren amerikanisierten Nachkommen zu verschwinden trachten, deren Gesten untereinander und den angelsächsischen Gruppen angenähert werden. Ferner hat sich herausgestellt, dass der Prozess der Angleichung des Gebärdenspiels entsprechend der sozialen Situation verläuft, in welcher sich der Nachkomme der noch nicht assimilierten Familie befindet.

Mimique et situation sociale.

L'article traite d'une enquête de psychologie sociale, entreprise sous la direction de M. Franz Boas, président du Department of Anthropology à l'université de Columbia, New York.

Les caractères propres à la mimique de deux groupes, considérés vulgairement comme racialement différents, juifs et italiens, ont été étudiés par le procédé de prises de vue cinématographiques, dans des milieux tantôt semblables, tantôt différents. Le but de l'enquête était :

1° d'établir s'il existait, dans la mimique, des différences spécifiques entre italiens et juifs non encore américanisés ; et, dans le cas d'une réponse affirmative :

2° d'étudier ce que devenaient ces différences sous l'action de l'adaptation sociale. Les résultats donnent à la première question une réponse affirmative : la mimique des juifs et des italiens non encore américanisés, dans la conversation, est très différente — différences qui s'expriment aussi bien dans la figuration spaciale et temporelle des gestes que dans la technique du langage. Pour la deuxième question, les résultats montrent que les différences observées sur des groupes cohérents, encore soumis à la tradition, tendent à disparaître dans les générations américanisées ; les gestes s'uniformisent et se rapprochent de ceux des anglo-saxons. D'autre part, il s'est révélé que l'adaptation de la mimique se déroule d'une manière qui varie avec la situation sociale dans laquelle se trouve le descendant d'une famille non encore américanisée.

Littérature récente sur le corporatisme.[1])

Par
Raymond Polin.

Les ouvrages dont la liste figure ci-dessous ne permettront pas de faire un exposé général de toutes les formes du corporatisme. Il se trouve cependant qu'on peut les ranger sous deux tendances qui définissent actuellement les deux principaux groupes de ses partisans. Pour les uns, Defourny (II) ou Muller (III), par exemple, ces corps intermédiaires, doivent être constitués par l'exercice d'un droit naturel et humain d'association ; les individus prennent conscience de leur solidarité professionnelle et en réalisent les liens par une hiérarchie de corporations qui sert de fondement à l'État lui-même.

---

[1]) I. L'Organisation corporative. Semaine Sociale de France. Gabalda. Lyon 1935. (632 p. ; fr. fr. 30.—)

II. Le Corporatisme. Journée d'études de la Sarte. Édition Orientation. La Sarte 1935. (144 p. ; fr. fr. 15.—)

III. Muller, Albert, La politique corporative. Rex. Bruxelles 1935. (223 p. ; fr. belges 12.—)

IV. Arcis, Max d', Les réalisations corporatives en Suisse. Attinger. Neufchâtel 1936. (96 p. ; fr. s. 2.50)

V. Piller, Joseph, Corporatisme et fédéralisme. Attinger. Neufchâtel 1936. (98 p. ; fr. s. 2.50)

VI. Lescaze, Julien, Corporation et État. Attinger. Neufchâtel 1936. (164 p. ; fr. s. 2.50)

VII. Devrient, Raymond, La corporation en Suisse. Attinger. Neufchâtel 1936. (122 p. ; fr. s. 2.50)

VIII. Viance, Georges, Restauration corporative de la nation française. Ernest Flammarion. Paris 1936. (282 p. ; fr. fr. 12.—)

IX. Valdour, Jacques, Organisation corporative de la société et de la profession. Rousseau. Paris 1935. (117 p. ; fr. fr. 7.—)

X. Valenziani, C., Le corporatisme fasciste. Nouvelle Revue Critique. Paris 1935. (223 p. ; fr. fr. 18.—)

XI. Pereira dos Santos, F. I., La constitution sociale et politique portugaise. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1935. (XXI et 251 p. ; fr. fr. 25.—)

XII. Joly, Pierre La mystique du corporatisme. Hachette. Paris 1935. (251 p. ; fr. fr. 12.—)

XIII. Pré, Roland, Le bilan du corporatisme. Librairie technique et économique. Paris 1936. (214 p. ; fr. fr. 25.—)

XIV. Speyer, H., Corporatisme ou parlementarisme réformé ? Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris 1935. (123 p. ; fr. fr. 12.—)

XV. Mirkine-Guétzevitch, B., Corporatisme et démocratie. Dans : Revue de Métaphysique et de Morale. Paris 1935. (p. 578-602)

XVI. Travaux du Congrès des économistes de langue française, 1936. L'autarcie. La corporation devant la doctrine et devant les faits. Éditions Domat-Montchrestien. Paris 1936. (235 p. ; fr. fr. 40.—)

Tel est le point de départ du „corporatisme d'association", qui rallie la majorité des théoriciens catholiques. Les doctrines et les réalisations fascistes, au contraire, se rattachent à un „corporatisme d'État" pour lequel l'état, sans attendre l'initiative privée, doit créer un ordre de corporations, pour donner des cadres et une discipline salutaires à la vie économique et sociale du Pays.

Catholiques, défenseurs du Corporatisme d'Association et fascistes constructeurs du Corporatisme d'État, se rencontrent pour réclamer en commun un même instrument, mais pour en faire un usage opposé. Leur unité, cependant, est plus qu'une unité de rencontre et de mot, sans cesser pour cela d'être toute négative : ils ont en commun moins des aspirations que des craintes ou des haines. Cette doctrine sociale, en effet, à l'encontre de tant d'autres, n'est point du tout sortie de rêveries utopiques, et assez peu de la critique de la réalité présente. Installée d'emblée sur le terrain des doctrines, c'est avant tout une idéologie de lutte, lancée contre les deux théories qui se disputaient depuis un demi-siècle l'organisation de la société : le socialisme et le libéralisme. Tous les partisans de la corporation, qu'ils soient catholiques ou fascistes, sont avant tout anti-marxistes et anti-libéraux.

L'Église catholique s'est toujours opposée au socialisme, surtout lorsqu'il a pris la forme „sans âme" du marxisme. La rénovation de l'idée corporative lui a permis d'opposer, sur le plan temporel, à une critique sociale, une réforme sociale d'ensemble. On chercherait vainement chez nos auteurs une critique systématique du marxisme. Viance (VIII, p. 88) l'accuse de restaurer une philosophie héraclitéenne du devenir, qui nous ramène aux premiers balbutiements de la pensée. On voit que Viance a reçu une culture générale. Mais on trouve davantage de protestations semblables à celles de d'Arcis (IV, p. 9) où la violence du ton tient lieu d'argument. D'Arcis se déchaîne contre la doctrine de haine marxiste, contre un égalitarisme inhumain, simpliste et utopique, „contre les théoriciens ignorants des réalités de ce monde". C'est le principe de la lutte de classes, doctrine d'action violente et de guerre sociale permanente, qui entretient la crise morale contemporaine (cf. Delos, I, p. 310). La corporation, au contraire, assure Duthoit (I, p. 44 sq.), remplace la rivalité par la collaboration, instaure par la profession rétablie selon les besoins humains, l'école d'une moralité nouvelle, celle qui manque à l'individu moderne déséquilibré : la morale du devoir professionnel, du devoir d'„état". Bien loin de détruire les syndicats existants, il faut susciter leur accord avec les syndicats patronaux, instituer des commissions paritaires, des contrats collectifs obligatoires, en un mot, ressusciter la paix sociale en orientant l'activité collective vers le bien commun de la société.

Salazar, dictateur et catholique, établit la liaison des catholiques aux fascistes. Certes, Pereira, son compatriote et son coreligionnaire, lui reproche volontiers ses méthodes autoritaires (XI, p. 31 sq.), mais convient avec lui que le collectivisme entraîne l'avilissement de la personnalité humaine parce qu'il traite l'homme comme une machine, parce qu'il dissocie la famille, et laisse l'individu livré „à une haine destructrice" (XI, p. 31, 99) ; parce que le bien-être matériel n'est que la condition la plus méprisable du bonheur ajoute Valenziani (XII, p. 225). Avec le fascisme, en effet, il

faut croire au contraire à la sainteté, à l'héroïsme ou plus simplement à la valeur morale de l'homme que le matérialisme historique oublie et risque de décourager par son fatalisme. Tant de réprobation morale justifie aisément ce qui, pour le fascisme, était en même temps une condition nécessaire de succès : la suppression de toute tactique ouvrière fondée sur la lutte des classes. Par des moyens divers, toute dictature qui s'établit, embrigade la classe ouvrière dans des syndicats de son choix et lui impose un accord obligatoire avec ses patrons. A la moralité acquise par la libre collaboration, par la conscience des devoirs professionnels, succède une éducation morale fondée sur la confiance obéissante et la fidélité à l'intérieur de la „Betriebsgemeinschaft", selon les expressions caractéristiques de l'organisation corporative allemande (cf. III, p. 90 sq.) et aussi sur l'honneur social, dans les relations des communautés d'entreprises entre elles. Aux patrons, en revanche, d'apprendre leur métier de chef et d'en supporter les responsabilités. Certains théoriciens italiens, note Valenziani (X, p. 203 sq.), verraient même dans un corporatisme intégral, où seule la corporation posséderait les capitaux, le moyen de supprimer toute lutte des classes, par la suppression même de celle des propriétaires. On peut douter cependant que beaucoup de corporatistes, pour écraser la plus redoutable revendication marxiste, veuillent simplement la réaliser.

Le corporatisme courrait plutôt le danger contraire. Construit pour rétablir la moralité et la paix sociale, ne risque-t-il pas de les mettre en péril si, comme Salazar au Portugal, il accorde aux „gremios" patronaux des droits et des libertés qu'il dénie aux syndicats d'ouvriers ? Pereira (II, p. 95 sq.) s'en effraie un peu. Il montre par là que, catholique ou fasciste, „spontané" ou imposé, le corporatisme est la doctrine des patrons plus que celle des ouvriers. D'Arcis, souvent assez maladroit et passionné, laisse voir combien, dans les milieux catholiques surtout, ce caractère „patronal" de la doctrine est accentué. Faut-il, en jugeant d'après lui, admettre que certains patrons considèrent leurs concessions corporatives à la manière des sacrifices consentis à leurs œuvres sociales, comme une charité d'apparence, magnanime, mais habile et intéressée ?

C'est cependant une critique de moralité que le corporatisme fait subir tout d'abord à son deuxième ennemi : le libéralisme. D'où vient le désordre amené par l'idéologie libérale, demande Villain (I, p. 115 sq.) ? Du fait que, socialement, l'homme est réduit à l'état contre nature d'individu. Sous prétexte de sauvegarder la liberté de chacun, tous les liens qui rattachaient les hommes entre eux, les associations, la famille, ont été brisés ; la société est devenue „atomiste" et „mécaniste" selon l'expression de Defourny (II, p. 21). L'ordre économique cependant ne repose pas sur l'activité équilibrée d'automates de cette sorte, sur une égalité quantitative de leurs échanges, mais, comme le veut Duthoit (I, p. 66), sur une „harmonie des rapports entre humains".

Cet individualisme effréné que le libéralisme insinue dans l'âme de chacun, poursuivent les corporatistes, jette à son comble le désordre économique : la libre concurrence prépare le déséquilibre, et si l'on invoque, devant la crise menaçante, le jeu des lois économiques et du mécanisme des prix, c'est par incapacité d'action et fuite des responsabilités. Tels sont les

thèmes critiques que développe chaque ouvrage corporatiste. Mais bien qu'ils soient au centre économique de la doctrine, ils sont si peu originaux, qu'il ne vaut pas la peine d'y insister. Réserve faite pour leur sentimentalisme et leur caractère moralisateur. Ils sont empruntés en effet, aux ennemis socialistes : leur anti-libéralisme économique est nourri des leçons de Marx.

Le corporatisme prêche donc une économie dirigée : la corporation „corps officiel et public, intermédiaire entre les entreprises privées et l'état" (Duthoit, I) en sera le moyen. Mais à cette définition s'arrête la communauté de pensée des corporatistes, car il reste désormais à construire cet ordre nouveau. Les fascistes exigent le renversement des institutions politiques du libéralisme. Au contraire, les catholiques se souviennent en général de l'Encyclique qui condamne cette dictature „immodérée et violente" qui a besoin „pour se rendre utile, d'un frein énergique et d'une sage direction qu'elle ne trouve pas en elle-même". (Cf. I, Duthoit, p. 75.) Ce texte marque la frontière du corporatisme d'association et du corporatisme d'État ; elle sépare deux conceptions de l'économie dirigée. Ne devrait-on pas dire plutôt qu'elle sépare une théorie et une réalisation ?

On s'aperçoit, au moment de décrire leurs doctrines constructrices, que les livres que nous étudions ont été à peu près vidés de leur substance originale par l'exposé de ce qu'ils veulent détruire. On peut négliger, en effet, le détail des réformes pratiques, d'autant plus contingent et attaché aux circonstances, en chaque pays, qu'on a l'impression, au milieu des plans les plus précis, que Dieu ou l'empirisme décideront, le moment venu. Pour s'en tenir aux principes, les deux corporatismes diffèrent surtout par leur méthode d'application et par le primat qu'ils accordent soit au social, soit au politique.

Le corporatisme d'association, l'ancêtre, créé au moment où la crise sociale dépassait de beaucoup en acuité la crise politique, est avant tout une doctrine sociale et morale : il suffit de comparer la pensée de nos auteurs à celle du Marquis de la Tour du Pin et à l'esprit des Encycliques pour s'en convaincre. Contre le socialisme menaçant, contre le libéralisme en place, il ne suffit pas d'être conservateur, il faut être rénovateur"[1]). Il faut, pour retrouver les principes d'une société chrétienne, remonter à celle du moyen âge et la dégager de ses formes de circonstances. A l'opposition brutale des classes, il faut substituer l'équilibre et la hiérarchie des anciens „ordres", il faut conserver et fortifier les classes en leur rendant une âme. Ainsi parle le Marquis de la Tour du Pin et l'on voit combien nos auteurs ont perdu en franchise et cédé aux soucis démagogiques en annonçant la paix sociale par la disparition des classes. Lorsque Devrient (VII, p. 69) définit la corporation comme „une institution qui réalise dans le cadre de la profession commune, la collaboration entre patrons, employés et ouvriers, en vue de sauvegarder les intérêts moraux et sociaux de tous ceux qui appartiennent à un même corps professionnel", il lui assigne des tâches sociales, mais il ne s'élève pas à la conception d'un équilibre d'ordres. La leçon étriquée qu'a tirée le corpo-

---

[1]) La Tour du Pin. Vers l'Ordre social chrétien, p. 241.

ratisme contemporain d'un pareil enseignement, c'est, avec la distinction des syndicats ouvriers et patronaux, le droit d'accorder de nets privilèges à ce dernier.

Un tel effort vers la paix morale et la paix sociale s'accommoderait mal des violences autoritaires. L'ordre corporatif exige d'être introduit progressivement, en s'appuyant sur les réalités à tendances analogues et en tenant compte de toutes les particularités nationales. L'initiative du groupement et de l'organisation est laissée aux intéressés. Les catholiques ne tarissent pas d'éloges sur la loi fribourgeoise de mai 1934 qui a donné une discipline et une force générale à des institutions corporatives fondées dans ce canton suisse. Ils se contentent même, comme d'un mouvement important conforme à leur doctrine, des lois hollandaises de 1933 et de 1935 qui instituent des conseils professionnels paritaires et donnent force obligatoire aux décisions des groupements patronaux. C'est assez dire leur modération. La majorité des corporatistes catholiques ne recule même pas devant la condamnation de ceux d'entre eux qui ont mis à profit leurs pouvoirs dictatoriaux pour installer dans leur pays un régime corporatif. Car c'est l'essence du corporatisme d'association de demeurer autonome en face de l'État et de refuser de se confondre avec lui. (Cf. J. Lescaze, p. 140.) L'État donne l'investiture légale, accorde force de loi aux décisions corporatives, mais il n'a à se faire ni industriel, ni marchand. Il doit se borner au rôle d'arbitre, de contrôleur suprême et de gardien du bien général. Il se renferme dans une activité purement politique. Pour les uns il est l'échelon suprême de la hiérarchie des corporations et en partie son émanation. Les décisions politiques ayant toujours une „référence corporative", Prélot (I, p. 375 sq.) reconnaît que l'État ne peut agir qu'en prenant avis des corporations, forme nouvelle de la classique représentation des intérêts. Pour les autres, l'impartialité de l'État vient de sa totale indépendance ; ce sont les monarchistes, tel Valdour (p. 66) qui refusent aux corporations toute prérogative politique. Il distingue, en effet, la société civile qui est corporative, de l'État qui ne l'est point, et dont la souveraineté, dans les matières temporelles, dépend de Dieu seul. Ainsi, au sein même du corporatisme d'association, Lescaze l'a passé sous silence à grand tort, le problème de l'État introduit de nouvelles divergences.

Tous retombent d'accord cependant pour déléguer la direction de l'économie générale aux corporations. C'est là un thème superficiellement étudié par nos auteurs. Direction de l'économie, corporation, ces mots semblent une solution suffisante. On se borne (I, p. 556) à des formules générales : la corporation régularise la vie économique, adapte les produits et services en quantité comme en qualité aux besoins de la consommation ; elle assure la distribution rationnelle des biens. Ce sont là les lignes d'une solution idéale dont les corporations ne sont ni le moyen nécessaire, ni peut-être le moyen suffisant.

C'est en effet le problème que pose en dernière analyse, l'antagonisme des tendances corporatistes : par la corporation seule, les crises peuvent-elles êtres réduites ? La corporation elle-même peut-elle être construite sans le secours d'un État autoritaire ? Seul, en effet, le corporatisme d'État a connu de triomphantes réalisations. Mais y a-t-il commune mesure entre la corporation telle que nous venons de la définir et celle des régimes fascistes,

cette „organisation collective et publique composée de la totalité des personnes remplissant ensemble la même fonction nationale et ayant pour but d'assurer l'exercice de cette fonction dans l'intérêt suprême de la nation, par des règles de droit imposées à ses membres“ ?[1]) Le primat du politique est affirmé dans la doctrine comme dans les faits : le fascisme a été orienté par tâtonnements vers le corporatisme comme vers le moyen le plus propre à imposer la solution des conflits sociaux au profit de la nation. Valenziani marque à juste titre ce caractère empirique de l'évolution corporatiste en Italie sous l'impulsion de deux exigences politiques : volonté „totalitaire“ d'unanimité pour assurer l'emprise du parti sur l'État, et nationalisme, sacrifice à la nation, qualifiée après coup de „corporation des corporations“.

Mais que la législation corporative date de 1926 ou de 1934, c'est l'État qui seul se manifeste et meut des groupements professionnels dépourvus d'autonomie. C'est d'une façon toute identique, rapporte Pereira (XI, p. 75 sq.) que le statut du travail portugais commence par l'affirmation de la Nation, de sa suprématie sur les individus et les groupes pour exiger ensuite, sous prétexte d'obtenir le maximum de production socialement utile, le maximum de puissance pour l'État. Les rapides examens qu'ont faits de la nouvelle organisation allemande du travail Muller (III, p. 89) ou Pré (XIII, p. 145) conduisent à des conclusions analogues.

Pseudo-corporatisme, diront les catholiques. Il resterait à prouver qu'un gouvernement autre qu'un gouvernement de dictature pourrait réaliser un corporatisme vrai.

C'est la conclusion que tire Mirkine Guetzévitch de son étude sur le Corporatisme et la Démocratie (XV). Le corporatisme politique est inévitablement lié, dit-il, à un régime dictatorial, parce que chaque corporation, bien loin de se donner pour but les intérêts généraux songe à défendre les siens propres ; on ne saurait assurer l'équilibre des intérêts sans construire une théorie non seulement politique, mais métaphysique de l'État, qui, au nom des exigences de la Nation, donne au gouvernement tout pouvoir sur les gouvernés. Speyer (XIV) étendrait volontiers le principe de cette critique à la doctrine corporative entière, car il conteste que la véritable expression des intérêts généraux de la nation (XIV, p. 38) soit la somme des intérêts particuliers de chaque corporation. Seuls les producteurs seraient représentés dans une assemblée corporative ; le mutisme des consommateurs inorganisés suffit à fausser le mécanisme entier.

Dès lors l'ensemble corporatif risque de multiplier le désordre économique par l'organisation des intérêts antagonistes et d'ouvrir le champ à une sorte de guerre des trusts. Ne pourrait-on pas d'ailleurs mettre en doute jusqu'à la solidarité des participants à une même branche d'activité économique ? Qu'on songe simplement à l'antagonisme des grands et des petits magasins ou aux conflits périodiques de l'industrie charbonnière. Mais c'est mettre en péril du même coup la justification théorique de la doctrine.

Nous n'aurons pas à recourir aux études de Joly (12) et Pré (13) défenseurs de l'économie libérale, celle-là superficielle et assez banale, celle-ci

---

[1]) Manoïlesco. La Corporation intégrale.

très consciencieuse, pour mettre en doute la justification pratique. Les réalisations ont été, nous l'avons vu, plus dictatoriales que corporatives : le corporatisme n'est donc pas en droit d'en tirer argument. Entraînent-elles d'ailleurs cette éducation morale, cette paix sociale per réconciliation des classes sous l'égide de l'État ? Peut-on parler d'héroïsme si le „héros" n'est pas laissé juge du but pour lequel il se sacrifie ? Il suffit de constater que les pays corporatistes ne bénéficient encore d'aucun privilège dans la lutte contre la crise, et que, dans le domaine économique, les résultats ont été nuls.

Mais n'est-ce pas une erreur de juger le corporatisme à ses résultats ? N'a-t-il pas joué tout son rôle lorsqu'il a servi aux gouvernements autoritaires de doctrine sociale commode pour expliquer leur main-mise sur l'économie, lorsqu'il permet aux catholiques de lutter à armes égales jusque sur le terrain idéologique contre les doctrines révolutionnaires ? La fidélité respectable à des régimes politiques disparus, qui avait tout d'abord conduit à la rénovation des archaïques institutions corporatives, s'est transformée bientôt en habileté politique : en réformant le présent par un retour à l'ancien, en offrant comme nouveau l'oublié, on a espéré prendre une garantie, une assurance contre la nouveauté. On l'a fait d'ailleurs sans grand souci de vérité, au mépris de toute exigence scientifique, en transportant ce qui avait réussi à l'âge du pré-capitalisme dans notre époque de capitalisme triomphant ou même décadent.

Cette justification à double fin, destinée à ceux que l'on attire, mais aussi à ceux que l'on rassure, c'est l'image de cette doctrine pour tous et à tout faire.

Besprechungen.

Philosophie.

Congrès International de Philosophie Scientifique; comptes rendus des séances. 8 *fascicules. Hermann & Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(fasc.* 1 : 80 *p.; fr. fr.* 12.— ; *fasc.* 2 : 76 *p.; fr. fr.* 12.— ; *fasc.* 3 : 58 *p.; fr. fr.* 10.— ; *fasc.* 4 : 64 *p.; fr. fr.* 10.— ; *fasc.* 5 : 79 *p.; fr. fr.* 12.— ; *fasc.* 6 : 84 *p.; fr. fr.* 12.— ; *fasc.* 7 : 72 *p.; fr. fr.* 10.— ; *fasc.* 8 : 91 *p.; fr. fr.* 12.—)

L'évolution de la physique et la philosophie. Exposés par MM. Bauer, de Broglie, Brunschvicg, Rey et Serrus. Librairie Félix Alcan. Paris 1935. *(*150 *p.; fr. fr.* 15.—)

Meyerson, Emile, *Essais. Avec une préface de M. de Broglie. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1936. *(*272 *p.; fr. fr.* 32.—)

Boutaric, A., *Les conceptions actuelles de la physique. Ernest Flammarion. Paris* 1936. *(*289 *p.; fr. fr.* 12.—)

Il est possible de distinguer, dans la philosophie des sciences contemporaines bien des courants différents. Il y a tout d'abord les études relatives au fondement des mathématiques, la „Grundlagenforschung" des Allemands. On sait que la découverte des antinomies de la théorie des ensembles a amené les mathématiciens à utiliser dans l'établissement des axiomes initiaux de l'arithmétique et de la philosophie le langage et les signes de la logistique. La logique mathématique ne s'en développe pas moins indépendamment de toute philosophie comme une discipline mathématique authentique constituée principalement par les travaux d'Hilbert et de ses élèves.

L'École de Vienne dont les membres les plus importants ont pris part au Congrès de Philosophie des Sciences, se préoccupe beaucoup moins des problèmes techniques que soulève la formation logistique des mathématiques que d'appliquer la méthode logistique à toute philosophie. Pour M. Carnap, M. Frank, M. Neurath et dans une certaine mesure M. Rougier, la logistique est une langue beaucoup plus précise que le langage courant, et les problèmes philosophiques dont l'énoncé est en contradiction avec les règles formelles selon lesquelles il est possible de constituer une proposition correcte deviennent par là même des pseudo-problèmes. La philosophie se réduirait ainsi à une analyse „syntaxique" de propositions. On se rendrait compte alors que certaines propositions de la philosophie traditionnelle portent sur un contenu matériel et sont du domaine des sciences expérimentales, comme les propositions relatives à la matière par exemple, cer-

taines énoncent des équivalences, des identités, des transformations possibles entre propositions particulières et sont du domaine des mathématiques et de la logique, certaines par contre contiennent des notions qui ne sont ni expérimentales ni grammaticales, elles n'ont donc pas de sens et il n'y a plus à en parler. L'École de Vienne prétend même bannir l'usage du mot philosophie et pourtant rien ne se présente davantage avec les caractères d'un système philosophique, et d'un système arbitraire et discutable que l'union de l'empirisme issu de Mach et du logicisme issu de Russell. Cette union ne s'explique que par les conditions historiques du développement de la philosophie dans l'ancienne Autriche-Hongrie. Le formalisme scolastique, même théologique y a toujours fait bon ménage avec le positivisme contre l'ennemi commun : le rationalisme Kantien et l'idéalisme post-Kantien. De nos jours l'empirisme logique est surtout une attitude polémique en guerre contre la phénoménologie et surtout Heidegger et qui recherche parfois contre le mysticisme moderne même d'autres alliances, comme le montre l'article de Frank : Logisierender Empirismus in der Philosophie der U. S. S. R. (fas. 8, p. 68). Il est vrai que ceci peut n'être le fait que d'une minorité et un grand nombre de philosophes se sont ralliés à l'empirisme logiciste pour des raisons différentes : M. Reichenbach dont la théorie des probabilités et de l'induction prend son point de départ chez David Hume ; M. Morris et d'autres néopragmatistes américains à cause des traditions générales de la philosophie anglo-saxonne.

L'École de Vienne soutient qu'il n'y a pas de domaine propre à la philosophie. En ce qui concerne la philosophie générale, c'est une affirmation certainement fausse, mais en matière de philosophie des sciences, il est manifeste que la distinction de la science et de la philosophie est bien difficile à délimiter. Il n'en est pas moins certain que s'il n'y a pas d'objet propre à la philosophie des sciences, on peut retrouver dans l'évolution des théories mathématiques ou physiques la présence de problèmes où entre en jeu la structure de la totalité du savoir. Il faut pour traiter ces problèmes des outils proprement scientifiques, mais c'est une expérience authentiquement philosophique que d'avoir conscience de l'importance décisive de certains débats. Rien n'est à cet égard plus émouvant que de voir l'hommage que rendent des physiciens comme M. de Broglie ou M. Boutaric à la pensée de Meyerson. La philosophie de Meyerson est certes bien pauvre, une érudition incomparable y est au service d'une seule idée constamment répétée et les Essais posthumes qu'on publie de lui répètent ce que disaient des ouvrages antérieurs, mais ils offrent au physicien une théorie du rationnel et ils en sentent tous le besoin. Certains, M. de Broglie par exemple, ne veulent que constater la dualité irréductible qui s'installe en physique entre l'infiniment grand et l'infiniment petit, entre la continuité et la discontinuité : l'aspect ondulatoire et l'aspect granulaire des phénomènes ; d'autres ne peuvent s'accommoder de ce déchirement des choses, ils conservent l'espoir d'une synthèse unitaire et sont à cet égard plus „rationalistes" que les philosophes. Ceux-ci voient dans la révision à laquelle sont soumises les notions qui paraissaient les plus simples, celle de temps, celle de mesure, celle de grandeur observable, l'occasion de mettre en œuvre cet esprit de finesse dont parlait Pascal ; les physiciens, surtout les jeunes qui inter-

viennent dans les discussions du Centre de Synthèse semblent n'être pas convaincus par ce progrès de la Raison dans la physique moderne dont parle M. L. Brunschvicg, d'accord en cela avec M. Bachelard. Certaines interruptions montrent que les mutations nécessaires de l'intelligence apparaissent parfois comme des abdications, tellement l'antique conception de la représentation de choses „par figures et mouvements" garde encore de force chez les physiciens.

Le décalage entre la philosophie des physiciens et celle des philosophes s'accentue encore à propos des fameuses relations d'incertitudes. Certains physiciens croient sérieusement rencontrer le problème du libre arbitre au niveau de la mécanique atomique, tous admettent en tout cas qu'un monde régi par des lois de probabilité est différent d'un monde régi par le déterminisme. La différence est beaucoup moins grande aux yeux du philosophe, dans l'un et l'autre cas un schéma mathématique se moule sur l'expérience et en dessine la structure. Le problème du rationnel est plus haut, il est dans les raisons de l'accord des mathématiques et de la physique et de nulle part à l'heure actuelle ne surgit une tentative d'explication. Jamais on n'a tant cru que le renouvellement de la physique dût amener un enrichissement philosophique parallèle, et jamais la philosophie des physiciens n'a eu par rapport à la philosophie contemporaine ce retard dont l'orgueil des physiciens les empêche de se rendre compte. Il est vrai que la philosophie des sciences de certains philosophes a par rapport à la physique un retard équivalent, dû cette fois à l'ignorance.

Albert Lautman (Chartres).

Wenzl, Alois, *Wissenschaft und Weltanschauung. Natur und Geist als Probleme der Metaphysik. Felix Meiner. Leipzig* 1936. *(XI u.* 374 *S.; RM.* 18.—*)*

Wenzl, Alois, *Metaphysik der Physik von heute. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(*40 *S.; RM.* 1.50*)*

Lehmann, Fritz Michael, *Logik und System der Lebenswissenschaften. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1935. *(VII u.* 124 *S.; RM.* 7.50*)*

Pohl, Joachim, *Philosophie der tragischen Strukturen. Beiträge zur Grundlegung einer metaphysischen Weltanschauung. Wilhelm Braumüller. Wien-Leipzig* 1935. *(*103 *S.; RM.* 3.50*)*

Schaller, Heinrich, *Die Idee des Menschen. Ein Beitrag zur metaphysischen Anthropologie. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1935. *(*32 *S.; RM.* 1.50*)*

Bauch, Bruno, *Grundzüge der Ethik. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1935. *(VIII u.* 327 *S.; RM.* 15.—*)*

Goetz, Walter, *Intuition in der Geschichtswissenschaft. Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München* 1935. *(*30 *S.; RM.* 2.—*)*

Im folgenden wird über einige deutsche Neuerscheinungen auf metaphysischem Gebiet kurz berichtet.

Zu der durch verschiedene Impulse frisch entfachten Diskussion um die

Metaphysik hat Wenzl in „Wissenschaft und Weltanschauung" einen anregenden Beitrag geliefert. Das Vorhaben, „auf der Grundlage der Ur-Erfahrung und der bewährten einzelwissenschaftlichen Ansätze in objektiver Absicht ein begründbares einheitliches Weltbild zu entwerfen und die Beziehungen der einzelwissenschaftlichen Problematik zu den Fragen der Weltanschauung zu erörtern", ist redlich durchgeführt. Der kritische Realist W. vermisst sich nicht, apodiktisch über Wesen und Sinn der Weltzusammenhänge aussagen zu wollen; er bescheidet sich mit der Erkenntnis von der Wahrscheinlichkeits-Stufe, wie sie für ihn überdies die dem menschlichen Dasein gemässe Basis darstellt. Die auf „Objektivierung, Vereinheitlichung und Einsichtigmachung" gerichtete Tendenz der Wissenschaft bewährt sich bei W. vor allem in einer Prüfung der Theorien, die der jüngste Entwicklungsabschnitt der Physik, der dem organischen Leben geltenden Disziplinen und der Wertphilosophie gezeitigt hat. Besonders hervorgehoben seien die Auseinandersetzung mit Bavinks Ergänzung der Minkowski-Weylschen Raum-Zeit-Formel, die Abwägung der Argumente für Parallelismus und für Wechselwirkung, die „ausdrucksmetaphysischen" Ansätze zu einer „absoluten Ästhetik" und die Konfrontierung der Theodizee mit den Sachverhalten der Wirklichkeit.

W.s würdige Haltung gegenüber den „Besessenheiten der Nachkriegszeit" und sein Bekenntnis zu einem von relativierenden „Bezugssystemen" unabhängigen Begriff der Wahrheit bestimmen auch bei der kleineren Schrift über „Metaphysik der Physik" Linie und Niveau.

Die Veröffentlichung Lehmanns ist als Wegweiser zur Idee der „Bio-Logik" gemeint, auf deren Ebene sich die Gegensätze von anorganischer und organischer, mechanistischer und vitalistischer Naturwissenschaft „transzendental"-logisch auflösen sollen, um einer (Kantisch-) „architektonischen" Überschau über das Gesamtfeld der Wissenschaften zu weichen. In dem Stile, den man von früheren „Überwindungen" und „Synthesen" solcher Art zur Genüge kennt, trägt L. von allen Ecken und Enden Steine zusammen, in der Hoffnung, eine „neue Ära der Lebenswissenschaften" anzubahnen. H. St. Chamberlain ist für L. „einer der stärksten Pfeiler deutscher Wissenschaft", obwohl er in seinem Schaffen Antisemitismus, Antiromanismus, Antikatholizismus und Antihumanismus reichlicher dosiert habe, als durch den Zweck: die Erfassung der Andersartigkeit des „Faustischen", geboten gewesen und vor dem Stuhle „'objektiv' hinnehmender Wissenschaft" gerechtfertigt sei.

Dem kleinen Buche Pohls ist als Motto Montaignes Definition „Philosopher c'est apprendre à mourir" vorausgeschickt. Unter diesem Leitgedanken kennzeichnet der Verf. in langatmiger erkenntniskritischer Polemik die Phänomenologie als verkappte Mystik und die von ihren Anhängern versuchte Umdeutung des mystischen Durchbruchs in einen „transzendentalen" als eine Fälschung des Reduktionsgedankens, um nach einer Betrachtung über den „Struktur"-Begriff (dessen Charakteristikum im „Hervorbringen von Neuganzheiten mit inderivater Gestaltqualität" (!) bestehen soll) einen Hymnus auf die „transmundane Praktik" östlicher Weisheit und die jeglicher Erkenntnis übergeordnete „tätige Liebe" anzustimmen.

Mit den Kapiteln „Dasein und Wachsein", „Die Überwindung des

Dämonischen“ und „Die Leidenschaft des Ungenügens“ schreitet Schaller den „zwischen Tier und Engel“ befindlichen kosmischen Standort des Menschen ab, bemüht, die Religion als Gegenteil eines Verzichts : als unabdingbaren Anspruch der Kreatur auf Grösse und Herrlichkeit, zu erweisen.

Die Werbe-Behauptung, in Bauchs „Grundzügen der Ethik“ habe sich der deutsche Geist eine „Selbstdarstellung von besonderer Eindringlichkeit“ geschaffen, könnte nur dort Zustimmung wecken, wo man gehässig genug wäre, die Anfertigung mehrseitiger Alibis als ein entscheidendes Anliegen dieses Geistes zu betrachten. B. strengt sich vergebens an, von den neuen Konjunktur-Philosophen abzurücken. Das „aufwühlende Erleben unserer Zeit“ hat es ihm derart angetan, dass wir immer wieder auf Anleihen beim Sprachschatz der neudeutschen Propaganda stossen, und seine Verbeugung vor dem „überzeitlichen Wahrheitswert“ als dem Grunde und dem Ziel des „zeitlichen Kulturgutes Wissenschaft“ verträgt sich offenbar reibungslos mit seiner Entrüstung über die „widerwärtige Erscheinung“, dass die Wissenschaft zum „Reklame-Mittel um die Einstein, Freud und Konsorten herabgewürdigt“ worden sei. Die Hoffnung, für derlei irgendwo durch einen Gedanken entschädigt zu werden, der über ältere deutsche Publikationen auf den Gebieten der normativen oder der genetisch-deskriptiven Ethik bezw. der Sozialpädagogik hinausführte, bleibt unerfüllt.

Goetz hat bei seinem Münchner Akademie-Vortrag in eine schlüssige Abweisung der Heros-Mythos-Doktrin des George-Kreises prinzipielle Sätze gewoben, welche die Ratio als Kern aller echten Wissenschaft festhalten. Rudolf Brandl (New York).

Recherches philosophiques. Fondées par A. Koyré, H.-Ch. Puech, A. Spaier. (IV 1934*). Boivin & Cie., Editeurs. Paris* 1935. *(VI u.* 530 *S. ; fr. fr.* 65.—*)*

Der vorliegende Sammelband ist der vierte der unter dem Titel „Recherches philosophiques“ veröffentlichten. Der Vorzug dieser Jahrbücher, die seit 1932 erscheinen, ist, die französische Philosophie in internationalem Rahmen zu zeigen. Früher geschah das mit Hilfe eingehender Referate über die Philosophie des Auslandes (Deutschland wurde u. a. von Dubislav bearbeitet). Im vorliegenden Bande ist die Rubrik „Ausländische Philosophie“ fortgefallen ; aber gerade der Zusammenhang mit der deutschen Forschung ist nicht beeinträchtigt worden. So behandelt die kritische Bibliographie, die ein Drittel des Gesamtumfangs einnimmt, in der Rubrik „Sozialwissenschaften“ ausschliesslich deutsche Bücher. Weiterhin hat man im bibliographischen Teil dem phänomenologischen Schrifttum einen besonderen Abschnitt vorbehalten. Und auch er behandelt, wie das nicht überraschen kann, ausschliesslich deutsche Neuerscheinungen. Besonders sind die an Scheler sowie die an Heidegger anschliessenden anthropologisch interessierten Autoren berücksichtigt. — Den Abhandlungsteil eröffnet der Beitrag des Mitherausgebers A. Spaier über die „Komplexe des Individualismus und der Hingabe sowie deren Wurzel in den Instinkten.“ Führt die anthropologische Orientierung, die gegenwärtig das

französische Denken fühlbar beeinflusst, bei Spaier in die Richtung der Charakterologie, so zeigt sie sich in Caillois' „Analyse und Kommentar eines Beispiels freier Ideenassoziation" psychoanalytisch bestimmt. Verwandte Interessen kennzeichnen den wertvollen Beitrag Klossowskis „Das Böse und die Verleugnung des Nebenmenschen in der Philosophie des Marquis de Sade". In anderen Beiträgen, die sich mit dem Problem der Geschichtlichkeit auseinandersetzen, prägt sich die ontologisch und metaphysisch bestimmte Richtung der Anthropologie aus. Hierher gehören an erster Stelle Sterns „Interpretation des Aposteriori" und Weils Beitrag „Über das Interesse an der Geschichte", die erste um den Begriff der Erfahrung, der zweite um den der ratio zentriert. A. Marcis Arbeit „Die Zeit und die Person" gründet in einem Idealismus, der von Heideggerscher Prägung noch frei und dem Spiritualismus verwandt ist. Der Aufsatz berührt sich in der Fragestellung mit Minkowskis Buch „Le temps vécu". Dieser hat zum vorliegenden Band „phänomenologische Untersuchungen" beigesteuert. — Unter den historischen Beiträgen sind neben der erwähnten Studie zu Sade an erster Stelle Groethuysens Mitteilungen aus Diltheys Nachlass, sowie Löwiths Untersuchung über „Hegel, Marx und Kierkegaard" zu nennen, die einer kritischen Haltung zu anthropologischer Philosophie förderlich sind.

Walter Benjamin (Paris).

Hartmann, Nicolai, *Zur Grundlegung der Ontologie. Walter de Gruyter & Co. Berlin* 1935. *(XVI u.* 322 *S.; RM.* 8.—*)*

Wie schon in seinen früheren Schriften vertritt H. hier einen ontologischen „Realismus", der von dem Ansichsein des Seienden und von der Erkennbarkeit dieses Ansichseins ausgeht. Er formuliert als das „Grundgesetz der Erkenntnis" : „Was Gegenstand der Erkenntnis ist, das hat.. ein übergegenständliches Sein, es ist an sich." Erkenntnis ist ein „transzendenter Akt", der das Bewusstsein überschreitet und es mit dem verbindet, „was unabhängig von ihm an sich besteht." Das Verhältnis des Subjekts zu dem erkannten Gegenstand ist „ein vollkommen einseitiges, rezeptives : es wird wohl von ihm bestimmt, bestimmt aber seinerseits ihn in keiner Weise." Auf dieser (in der Nachkriegszeit zuerst von Edith Landmann in ihrem von H. nicht erwähnten Buche „Die Transzendenz des Erkennens" geschaffenen) Grundlage werden alle anderen Positionen über jede wirkliche Problemdiskussion hinweg schnell und selbstgewiss abgewiesen. Das Buch behandelt die Philosophie in einer Sphäre behaglicher, von der Wirklichkeit ungetrübter Geschäftigkeit, in der alle Fragen und Antworten grau werden und die Auseinandersetzung keine der kritisierten Lehren mehr treffen kann. Man lese z. B. die gegen Heidegger geschriebenen Abschnitte über die Todesangst, wo sich u. a. folgender Satz findet : „Und doch liegt es auf der Hand, dass hier jede reelle Fühlung mit dem Kommenden fehlt, jeder Anhalt, ob überhaupt der Tod irgendwie sonderlich wichtig für den Menschen ist." Bei Heidegger standen hinter den ontologischen Untersuchungen noch wirkliche Fragen ; bei Hartmann ist aus ihnen eine belanglose Begriffswirtschaft geworden, deren Hohlheit schon

aus den Überschriften heraustönt : „Das Dasein im Sosein und das Sosein im Dasein", „Widerfahrnis und Betroffensein. Härte des Realen und Ausgeliefertsein", „Das Illusorische im Vorbetroffensein und die Grenze der Akttranszendenz" usw. Herbert Marcuse (New York).

Blondel, Maurice, *La pensée. T. I : La genèse de la pensée et les paliers de son ascension spontanée. T. II : Les responsabilités de la pensée et la possibilité de son achèvement. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(XLI et* 421 *p.,* 558 *p. ; fr. fr.* 60.— *par volume)*
Blondel, Maurice, *L'Être et les êtres. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*540 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*

Après quarante ans d'un demi-silence (sa thèse célèbre sur l'action date de 1893), M. Blondel vient de nous donner les trois premiers volumes de son „testament intellectuel" ; deux autres ouvrages doivent suivre : une réédition augmentée de l'action, une étude sur l'esprit chrétien. Croyant, le philosophe doit son originalité et la place qu'il s'est acquise à la force avec laquelle il a posé cette question pour lui essentielle : comment l'esprit philosophique peut-il, sans se renier, cohabiter dans une même pensée et vie avec la position d'un transcendant, la foi même au surnaturel d'une religion positive, telle que le catholicisme ? Toute l'œuvre se comprend comme solution de ce problème : l'étude de la Pensée et celle de l'Être sont deux moments — selon l'expression de l'auteur — d'une „philosophie de l'insuffisance". Il s'agit, tout au long d'une ascension dialectique, de purifier notre entendement des „majorations", des „extrapolations" auxquelles il s'abandonne sans cesse : quand il conçoit un cosmos ou un sujet comme l'absolu de l'être, des idées ou des intuitions, comme des absolus de connaissance. Impossible de s'arrêter, de se fermer : telle est, constamment, la démarche „blondelienne". Cet effort de critique, cette via negationis, constitue la preuve de Dieu — et d'un Dieu vivant — qui est toute cette philosophie. On retiendra l'effort pour prouver en rigueur, le souci de demeurer pur philosophe : en dépit de sa critique de la connaissance notionnelle, cette pensée se distingue ainsi très nettement des théologies ou des philosophies de „l'existence". Du point de vue que nous venons d'indiquer, on comprend la manière dont ces livres abordent la société et la sociologie. Cette réalité, cette science ne les intéressent pas en elles-mêmes. On veut seulement, dans l'Être et les êtres, répondre à la question : La réalité sociale est-elle un être ou même l'être véritable ? La réponse est négative, mais si aucune collectivité n'a un caractère d'absolu, de fin en soi, ce caractère se trouve également refusé aux personnes individuelles. Dans l'opposition de la société et de la personne, on voit jouer deux tendances qui se partagent l'univers, sans y triompher jamais : tendance à former un ensemble qui ne parvient pas à constituer un véritable tout, tendance à se condenser dans des organismes ou des consciences qui ne trouvent pas leur centre en eux-mêmes. De ce point de vue critique du „personnalisme" à la mode, rejet d'une attitude purement conservatrice et de tout état totalitaire. On jugera un peu rapide l'examen de l'idée

d' „ordre à établir" comme fin de l'activité humaine : préoccupation de réserver notre attachement à un au-delà, influence de la notion classique de ce monde comme „simple viatique" et „épreuve". M. Blondel qui a si vivement senti le besoin moderne de rationalité, d'autonomie semble n'avoir pas éprouvé au même degré la crainte que la religion constitue une aliénation de la nature. Sans doute écarte-t-il tout naturalisme, dès le premier chapitre de la Pensée, par sa conception même de l'Univers. On trouve dans ces livres abondants une des pensées religieuses les plus compréhensives de l'époque. Paul Vignaux (Paris).

Lovejoy, Arthur O., *The Great Chain of Being ; a Study of the History of an Idea. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1936. *(XII and* 382 *pp. ;* $ 4.00*)*

This is a discussion of the influence on the history of Western thought of the Neo-Platonic doctrine of the perfection, and hence, fullness, continuity and gradation of the created universe. It is significant because this doctrine has been historically a justification for resistance to efforts to control nature or society and a justification for a society of hierarchically graduated ranks (as in the later Roman empire or the Middle Ages). L. recognizes that these ideas „could be used as weapons against social discontent and especially against all equalitarian movements," but he is content to illustrate this only for eighteenth century Toryism. L. does, however, consider the question of „other-worldliness" and „this-worldliness" which is related to this use of the doctrine. The perfect, absolute God, absorbed in self-contemplation, Who inspires contempt for this world, is the same Being that created the world as an emanation of His goodness — a world divinely sanctioned and hence to be accepted. On the basis of this doctrine, then, the world is either to be accepted or fled from — not transformed. The history of the „chain of being" reveals a shifting emphasis from pessimism to optimism of these sorts. It was not until the development of the ideas of progress and evolution toward the end of the eighteenth and the beginning of the nineteenth centuries that this doctrine, implying in both emphases an unchanging universe, was seriously challenged. With Schelling's rejection of an absolute pre-existing creator in favor of a God progressively revealed through the world in time, L. considers the doctrine to have reached its historical and logical conclusion. L. is mainly concerned, however, to show how this doctrine influenced certain movements in the history of thought, such as the medieval difficulties with the problem of evil, the emergence of Copernican astronomy, Leibniz's principle of sufficient reason, etc. A work involving such enormous scope cannot be expected to be complete. A fuller treatment of the Middle Ages, especially of their use of the doctrine as the ideology of feudalism, and an examination of the relation of this doctrine to the Renaissance revision of the medieval concept of nobility and the criteria of social distinction, inter alia, would have been desirable.

L.'s exposition is vigorous, understanding and clear, fulfilling the promise of his brilliant introductory chapter on „The Study of the History of Ideas" Charles E. Trinkaus, Jr. (New York).

Wild, John, *George Berkeley, A Study of His Life and Philosophy. Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London* 1936. *(552 pp.; $* 6.—, 25 *s.)*

The writings of George Berkeley have been given either of two emphases: (1) Berkeley the empiricist and subjectivist has been drawn from his „Principles", (2) Berkeley the Platonist has been constructed from his final work, the „Siris". The prevailing opinion stresses the first alternative, and hence views Berkeley as a „boyish Hume" mediating between Locke and Hume. Critics have puzzled to find something „Berkeleyan" about the „Siris". The work seemed an about-face in Berkeley's credo from empiricism to mysticism, from Locke to Plato.

W.'s book attempts to reconcile the „Siris" and the „Principles" by showing that Berkeley was possessed by a demon of skepticism, a „concrete logic", which led him inevitably to Platonism. This „concrete logic" dictated that all objects are interrelated, that, for example, just as velocity requires the notion of time and space, an object or idea requires an active mind. These elements cannot be thought of separately. Since reason operates by abstracting and analyzing, Berkeley found that his rational conclusions invariably violated his concrete logic. The early solipsism of the „Principles" rested upon the abstraction and hypostasis of an active „self" or „spirit". This violated the concrete logic by separating mind from its object. Furthermore, such rationalistic categories as time, space, substance, motion were seen to involve relations which spread beyond the categories themselves. The complete, the whole for which concrete logic seemed to be striving was always beyond its grasp. This induced a pervasive skepticism in Berkeley. Pragmatism was as partial and abstract as rationalism because it omitted and yet presupposed an absolute standard of value. And so on — the concrete logic in operation destroyed accepted systems and pushed Berkeley beyond them until, W. maintains, he „saw" that skepticism leads to faith and faith dictates the Platonic archetypes. Thus Berkeley embraced faith; thus, the „Siris".

To this reviewer, the last step is very obscure. Faith, it would seem, violates the concrete logic most. W.'s answer seems to be that Berkeley regarded faith as „everything". In this pun the concrete logic found the „totality" it sought so many years. E. M. David (New York).

Dokumente zu Hegels Entwicklung. Hrsg. von Johannes Hoffmeister. Fr. Frommann. Stuttgart 1936. *(XII u.* 467 *S.; RM.* 10.—, *geb. RM.* 12.—*)*

Dilthey, Wilhelm, *Vom Aufgang des geschichtlichen Bewusstseins. Jugendaufsätze und Erinnerungen. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin* 1936. *(XIX u.* 278 *S.; RM.* 9.50, *geb. RM.* 11.50*)*

Dilthey, Wilhelm, *Zur Preussischen Geschichte. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin* 1936. *(X u.* 212 *S.; RM.* 7.—, *geb. RM.* 9.—*)*

Die Neuausgabe älterer philosophischer Texte scheint heute in Deutschland einer ausdrücklichen Entschuldigung zu bedürfen. In der Einleitung zu seinem Hegel-Bande will Hoffmeister seine Edition als ein Stück

„Ahnenforschung“ betrachtet wissen : genau wie wir bei der leiblichen Ahnenforschung uns nicht damit zufrieden geben dürfen, nur so im allgemeinen zu wissen, aus welchem Dorf usw. unsere Sippe stammt, so darf auch die „geistige Ahnenforschung“ sich nicht mit dem Ungefähr begnügen. — Und Erich Weniger rechtfertigt das Erscheinen der neuen Dilthey-Bände, indem er immer wieder auf die starken national-politischen Interessen Diltheys hinweist und ihn von dem Vorwurf eines kontemplativen Historismus zu befreien sucht.

Die Dokumente zu Hegels Entwicklung vereinigen mit früher schon (besonders bei Rosenkranz) veröffentlichten Stücken bisher ungedruckte oder nur zum Teil gedruckte Arbeiten aus Hegels Frühzeit. Neben belanglosen Sachen aus den Stuttgarter und Tübinger Jahren, Geometrischen Studien, Gedichten, dem „Ersten Systemprogramm“, Entwürfen zur Reichsverfassungsschrift und Mitteilungen aus den Jenenser Vorlesungen enthält der Band als Kernstücke die Fragmente historischer Studien aus der Frankfurter und Aphorismen aus der Jenenser Zeit, beide nach dem Rosenkranzschen Abdruck mitgeteilt. In manchen Sätzen bricht schon die volle Konkretion der hegelschen Philosophie durch, so in dem 11. Fragment der Historischen Studien, das mit der Feststellung beginnt : „In den Staaten der neueren Zeit ist Sicherheit des Eigentums der Angel, um den sich die ganze Gesetzgebung dreht...“.

In den beiden neuen Bänden der Dilthey-Ausgabe sind Jugendaufsätze Diltheys zur Geschichte und Geschichtsschreibung gesammelt, die ursprünglich in den verschiedensten Zeitschriften und Jahrbüchern publiziert wurden. Ihnen ist jeweils eine grössere Arbeit aus der Spätzeit beigefügt : die „Erinnerungen an deutsche Geschichtsschreiber“ und die schöne Darstellung und Analyse des Allgemeinen preussischen Landrechts. Erwähnt seien nur der grosse Hamann-Aufsatz, die Artikel über Joh. v. Müller, Niebuhr und Schlosser, und die breit und liebevoll ausgeführten Lebensbilder Gneisenaus und Scharnhorsts. Besondere Beachtung verdient die bedeutende Rezension von Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“. Dilthey rückt hier scharf von einer kulturgeschichtlichen Methode ab, welche die Analyse des „zeitlichen und ursächlichen Ineinandergreifens der Momente einer Begebenheit“ auflöst zugunsten fragwürdig gebildeter Allgemeinheiten. Auf diese Weise wird die Geschichte in Atome zerlegt und zu einer Notizensammlung „unter allgemeinen Kapitelüberschriften wie Hofleben, Kleidung, häusliches Leben u. dgl. Diese Manier ist nicht, wie gewisse Herren sich einbilden, der Anfang einer neuen geschichtlichen Behandlung, sondern die Auflösung aller Geschichte. Denn der kausale Zusammenhang ist ihr kompaktes Gerüst ; ohne ihn bleibt sie, obwohl von individuellen Zügen überfüllt, doch gestaltlose Masse.“

Hans Marckwaldt (Bern).

Göldel, Rolf W., *Die Lehre von der Identität in der deutschen Logik-Wissenschaft seit Lotze. S. Hirzel. Leipzig* 1935. *(XXVI u.* 462 *S. ; RM.* 12.—*)*

G. gibt einen unbegreiflich ausführlichen Bericht über das, was die Dozenten von Lotze bis Schingnitz — und zwar alle — gelegentlich zur

„Identität" geäussert haben; gelegentlich, denn das Problem stand eben nicht im Kreuzpunkt des philosophischen Interesses. Höfler, Cornelius, Ziehen, Drews, Geyser, Störring, Schingnitz — alle haben ihren eigenen Paragraphen. Diese ungeheure Kollektion von winzigen Resumés ergibt umso weniger eine Geschichte des Problems, als von einem Referierten zum anderen gar keine Bezugnahme existiert. G. pickt das Identitätsproblem nur dort auf, wo er es im Register unter der Rubrik „Satz der Identität" vorfindet: das Problem des Neukantianismus z. B.: ob der „gleiche" Gegenstand, sofern er in verschiedenen Wissenschaften auftaucht, noch der gleiche sei, — dieses echte Identitätsproblem, das freilich über den Rahmen der formalen Logik hinausgeht und bereits wissenschaftstheoretisch ist, suchen wir vergeblich.

Im letzten Teil unternimmt G. eine eigene „neue" Identitätslehre, deren Neuheit er in ihrer „Dialektik" sieht — neu freilich erscheinen uns die Überlegungen, dass Konstanz nur im Zusammenhang mit Wechsel und Identität nur in Kontakt mit Anderssein formulierbar ist, nur sub specie der referierten formal-logischen Bücher, die von den systematischen und spekulativen Erkenntnissen Schellings und Hegels fast vollkommen unberührt sind; sehr stolz war G. in der Auswahl seiner Folie nicht.

„Zum anderen vermag ich es nicht", heisst es in erstaunlichem Stil, „der Neigung zu gebieten, wenigstens die allgemeinsten Andeutungen fallen zu lassen." Wir vermögen es auch nicht: das Buch war in seinem eigentlichen Textteil ursprünglich politisch ganz neutral. Nachträglich hat sich dann G. „identifiziert"; die Bestrebungen der formalen Logik, behauptet er, seien denen des Nationalsozialismus aus dem Gesicht geschnitten; beiden eigne „das Prinzip des straffen Formwillens, sichtbarer Wohlordnung in Denken und Welt, verbindlicher Organisation und Systematik." Dem ist nichts zuzufügen. Günther Stern (New York).

Allgemeine Soziologie.

Ziegenfuss, Werner, *Versuch über das Wesen der Gesellschaft. Hans Buske. Leipzig* 1935. *(126 S.; RM. 4.—)*

Sombart, Werner, *Soziologie: was sie ist und was sie sein sollte. Akademie der Wissenschaften. Berlin* 1936. *(31 S.; RM. 2.—)*

Wiese, Leopold von, *Sozial, geistig und kulturell. Hans Buske. Leipzig* 1936. *(31 S.; RM. 2.—)*

Gottl-Ottlilienfeld, Friedrich von, *Volk, Staat, Wirtschaft und Recht. Erster grundlegender Teil. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(196 S.; RM. 8.—)*

Vier Versuche, das Wesen des Sozialen zu bestimmen und gegen alle gegenstandsfremde Problemstellung abzudichten. Vier Bemühungen um die Grundlegung einer allgemeinen Soziologie, geschieden in Methode und Ergebnis, geeint im Ziel.

Der Versuch des Werner Ziegenfuss ist bedeutsam: Scharfsinn und Blick für dialektische Zusammenhänge sind spürbar; einer an Hegel

geschulten Sprache gelingen bisweilen eigene Prägungen. Zwei Grundauffassungen leiten den Versuch : einmal die unbedingte Festlegung, dass „soziales Sein als Sein der Gesellschaft.. autogenes Sein“ ist, folglich gegen alle Versuche einer „fremdbürtigen Ableitung“ abgegrenzt werden muss. Zweitens die grundsätzliche Ablehnung des Unterfangens, „in einem Satz, in einer Definition Gesellschaft als Wesen begreifen“ zu wollen. Als „aussagbarer Inbegriff alles sozialen Seins“ werde Gesellschaft „im einzelnen erschöpft durch die dargestellten Kategorien und Dimensionen der Gesellschaft und typisierende Beschreibung der bedeutsamsten gesellschaftlichen Beziehungen, Gruppen und Gebilde.“ So aber werde das Wesen der Gesellschaft „aussagbar in der Gesamtheit der Kategorien“. Im einzelnen gibt Z. nun, nach einer scharfsinnigen Widerlegung der individualistischen und universalistischen Gesellschaftstheorien, zunächst das Grundschema der „Möglichkeiten sozialen Seins“. Dann untersucht er die Wissensformen der Gesellschaft und die „Möglichkeit sozialen Wissens“ (hier ist die Polemik, vor allem gegen den dialektischen Materialismus, sehr schwach), um endlich eine allgemeine Kategorienlehre der Gesellschaft zu entwickeln. — Weltanschaulich ist bei Z. eine gewisse Abneigung gegenüber den Einbrüchen des totalen Staates in den Bereich der Forschung spürbar.

Sombart gibt in seiner Akademierede zunächst eine Übersicht und Kennzeichnung der bekanntesten soziologischen Schulen und ihrer Versuche, die Eigenständigkeit der Gesellschaftslehre durch Anleihen bei Nachbarwissenschaften zu gefährden. (In dieser Übersicht knüpft S. eigentümlicherweise die, nach ihm, spezifisch „deutsche“ Soziologie an die Namen Mohl, Marx und Lorenz von Stein.) S. versucht dagegen, die Grundlegung einer „Noo-Soziologie als selbständiger Wissenschaft“, die von dem Satz ausgehe, „dass aller Geist Gesellschaft und deshalb auch alle Geisteswissenschaft Gesellschaftswissenschaft ist.“ Als Gegenstand der Soziologie enthüllt sich der „Begriff der Kultur“, in dem „die Geistigkeit der Gesellschaft und die Gesellschaftlichkeit des Geistes zu einer Einheit zusammengefasst sind.“ Innerhalb dieses riesenhaften Bereiches komme es für den Soziologen vor allem darauf an, eine „Allgemeine Kategorienlehre der Kultur“ zu liefern. Schon die einzelnen Beispiele S.s lassen allerdings seine Abgrenzungen und erst recht die wissenschaftliche Autonomie der so begründeten Soziologie als recht fragwürdig erscheinen.

Es hätte wohl nicht erst des ausdrücklichen Angriffs Sombarts auf Leopold von Wieses „Beziehungslehre“ bedurft, um den Kölner Soziologen gegen S. auf den Plan zu rufen. W.s Antwort an S. ist wie ihr Gegner um die Autonomie der Soziologie und des Sozialen bemüht, wie er grenzt sie ihre Wissenschaft nach allen Seiten hin ab. Zweifellos gelingt ihr das besser als S. Seiner „Noo-Soziologie“ antwortet der Einwand, Kulturwissenschaft befasse sich „mit den Produkten des gesellschaftlichen Lebens. Soziologie hingegen richtet ihr Augenmerk nicht auf die Erzeugnisse, sondern auf die Erzeuger.“ — Die bekanntesten Thesen der „Beziehungslehre“ werden darauf wiederholt ; man möchte ihnen antworten, die genaue Schilderung von Beziehungen und Gebilden schaffe noch keinerlei Klärung, solange man nichts wisse über Grundstruktur und Tendenz der Gesellschaftsordnung, in der die beschriebenen Vorgänge sich vollziehen.

Gottl-Ottlilienfeld wiederholt im wesentlichen die Grundthesen seines Werkes über „Wirtschaft und Wissenschaft". Der Leser werde jedoch, so heisst es im Vorwort, an dem neuen Buche feststellen können, wieviel G.s Lehre „an folgerichtiger Vertiefung dem Gedankengut des Nationalsozialismus verdankt, aus dem Geiste unseres Führers." In der Tat gipfelt G.s Lehre von den gesellschaftlichen Gebilden jetzt in einer Lehre von der „Volksgemeinschaft" als sozialem „Höchstgebilde", in der Wiederholung der bekannten nationalsozialistischen Thesen von der „Betriebsgemeinschaft", der „sozialen Ehre", des Führerprinzips, des „naturhaften Blutsbands" als der „Urwurzel aller Gestaltung". Im einzelnen führt G. erneut seinen Kampf gegen das „Denken in Worten", dem das „schöpferische Denken in Gebilden" entgegengestellt wird. Des letzteren Kategorienlehre wird neu entwickelt, und abermals offenbart sich die seltsame Verwandtschaft von G. und Spann. Das Buch zeigt die Unfähigkeit G.s, eine klare und diskutierbare Darstellung selbst der von ihm anerkannten Gebilde wie etwa der „Betriebsgemeinschaft" zu geben. Anspruch und Ertrag stehen in argem Missverhältnis. Hans Mayer (Genf).

Phelps, Harold A., *Principles and Laws of Sociology. John Wiley and Sons, New York. Chapman & Hall, London* 1936. *(*544 *pp.;* $ 4.—, 20 *s.)*

„This book is a report upon the sociological interpretation of laws and principles and an inventory of their content. From one point of view it cannot pretend to be more than a survey of what various sociologists or social historians have considered to be statements of law and principle. These materials are organized... to provide an analysis and criticism of the scientific nature of principles and the content of laws in sociology."

P. develops a „survey" which is built around the categories of population, ruralization, urbanization, industrialization, mobility, social organization, social classes and status, social disorganization and cyclical fluctuations of social phenomena. Part I, „The Scope of Sociology", contains the usual historical introduction, an emphasis upon the „natural study of society", the author's categories of „societal patterns" (those listed above), and a brief consideration of „societal changes" (changes within the patterns). Following is „The Logical Basis of Sociology" in which P. outlines the tasks of the science as formulated by several contemporary writers, as well as the earlier „pioneers". A brief but informative chapter on sociological methods, a fairly logical outline of major „laws and principles" of sociology, and a resume of the generalizations and „theoretical propositions" (e. g. Comte's principle of continuity, Small's theory of social complexity, etc.) complete the second section.

Part III bears the title of the book itself and contains the bulk of the materials. It resembles an introductory „text" ; the chapter titles are P.'s categories of societal patterns. Here is to be found an exposition, in general terms, of the outstanding contributions (in P.'s opinion) in these nine fields, together with summary sets of categories. The latter are called „factors"

in the societal patterns of population, ruralization, etc. and are the result of a necessary selection of materials. This selection results in the significant omissions of reference to the Marxian school or Veblen in the chapter on social classes. The closing section emphasizes contemporary trends and contains useful chapters on prediction in sociology and „symbolic sociology".

Throughout, P. employs Gestalt language; he stresses the „organic whole of society". His numerous lists of categories lack logical construction. He claims the major task of sociology to be „the reorganization of its conceptual framework" but has produced rather an eclectic confusion of synthesis and anthology. Charles H. Page (New York).

Meinecke, Friedrich, *Die Entstehung des Historismus.* 2 *Bände. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1936. *(*656 *S.; RM.* 19.—, *geb. RM.* 22.—*)*

„Auch der moderne Historiker muss oft balancieren mit seinen Urteilsmasstäben."
(Band II, S. 362.*)*

M. sieht im Historismus „eine der grössten geistigen Revolutionen, die das abendländische Denken erlebt hat", die „höchste bisher erreichte Stufe in dem Verständnis menschlicher Dinge." Der Kern des Historismus sei die „Ersetzung einer generalisierenden Betrachtung geschichtlich-menschlicher Kräfte durch eine individualisierende Betrachtung." Diese Betrachtungsweise verstehe die Geschichte wesentlich als Entwicklung wirklicher Kräfte und Mächte; aber der Entwicklungsgedanke könne entweder als „Perfektionsgedanke" oder als von dem starren Fortschritts-Ideal befreiter Entfaltungsgedanke auftreten. Die erste Form der entwickelnden Geschichtsbetrachtung, wie sie vor allem durch die Aufklärung ausgebildet wurde, vergewaltige die Fülle geschichtlichen Lebens und bleibe letztlich unfruchtbar; nur die zweite Form sei eigentlicher Historismus: sie verwirkliche sich in der „deutschen Bewegung" (bei Möser, Herder und Goethe) und komme bei Ranke zur schönsten Blüte. Dieser Konstruktion entsprechend behandelt der erste Band die „Vorbereiter" (ausführlich Voltaire, Montesquieu und die englische Aufklärung und Präromantik), während der zweite Band in drei grossen Kapiteln J. Möser, Herder und Goethe darstellt. Als Anhang ist M.s Gedächtnisrede auf Ranke in der preussischen Akademie der Wissenschaften 1936 beigegeben.

Die abwertende Unterscheidung des Perfektionsgedankens vom Entwicklungsgedanken lässt schon erkennen, wo M. heute steht. Er wirft der Aufklärung „Intellektualismus" und „Dürftigkeit ihrer Leitmotive" vor. Der Glaube an das Fortschreiten zu einem besseren und glücklicheren Zustand der Menschheit gehöre einem überwundenen Stadium der Geschichtsschreibung an: er sei nur eine „Vorstufe" zum Kommenden. Und was kommt, das ist die Seele und der Irrationalismus. Die Denkweise der Aufklärung konnte nur erschüttert werden „von der Seele her, von dem aufsteigenden Bewusstsein her, dass die verstandesmässig aufgefasste Vernunft nicht ausreiche, um die entscheidenden Lebenswahrheiten... zu finden." Die seelische Einfühlung in die griechische Kunst, wie sie Winckel-

mann übte, „war eine Tat des germanischen Geistes“ gegen den „romanisch-französischen Regelgeist“. Von nun an häuft sich in der Darstellung M.s das Wort „germanisch“. M.s Herz schlägt nicht für Voltaire, dessen Philosophieren „der seelischen Tiefe entbehrte“ und dessen „Versenkung in die Nachtseiten geschichtlichen Lebens“ ihm den „feinsten Genuss“ und das Glücksgefühl gewährte, einer „besseren und vollkommeneren Welt anzugehören“. Es schlägt für Shaftesbury, dessen reiche Seele sich nicht irre führen lässt „durch den Anblick alles Unglücks und Leids in der Geschichte und der über sie gekommenen Katastrophen“ (Shaftesburys eigene Worte). Es schlägt für Burke, bei dem die „aufklärerischen Zensuren für die barbarischen Ignoranten des Mittelalters“ fehlten und der jene Grundstimmung besass, „deren der kommende Historismus bedurfte, um in der irrational gewachsenen geschichtlichen Welt dennoch eine Vernunft zu finden.“ Seine Liebe gilt Justus Möser, der den „erdgebundenen Bauern“ gegen den blassen Städter ausspielte, der statt Freiheit lieber „Ehre“ sagte und der Ansicht war, dass man „um der Gesundheit und Kraft des Ganzen willen... auch das Leiden des Einzelnen gelassen in Kauf nehmen“ müsse. M. teilt mit, dass Möser die soziale Deklassierung der unehelich Geborenen und die Kirchenbusse gefallener Mädchen verlangte, dass er aber die Pockenimpfung verwarf. Er zitiert Mösers Satz : „das wirkliche Recht könne zur Not in der Welt ganz entbehrt werden, ebenso wie auch die wirkliche Wahrheit“, aber das von der Gesellschaft für wahr Erklärte lasse sich durchaus nicht entbehren. „Über die Leibeigenschaft schrieb und hielt er sich so, dass man ihn daheim für ihren Gegner, draussen aber für ihren Verteidiger halten konnte“ — aus sehr wichtigen „Lokalgründen“. Deswegen dürfe man ihm aber nicht etwa „Liebedienerei“ vorwerfen. All solches geschah bei ihm aus einem „echten inneren Idealismus“, dem es vor allem auf die „dunklen Regionen“ ankam, „wo das Rätsel der seelisch-sinnlichen Einheit und Verwobenheit, das der gewöhnliche Rationalismus gern ignorierte, begann.“ So findet M. überall dort einen Fortschritt in der Geschichtsbetrachtung, wo neue seelische Urtiefen aufgewühlt werden : wo die scharfen Konturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit verschwimmen und liebende seelische Einfühlung alles umfasst und jedes unmittelbar zu Gott in Beziehung bringt. Breit und hingebend ist das bei Herder ausgeführt. Goethe hingegen hatte auch ein „negatives Verhältnis zur Geschichte“. M. sucht ihn von dem Vorwurf zu reinigen, er hätte den nationalen Interessen ungebührlich fern gestanden : „Eine Preisgabe der Mutter Nation führt ins Unnatürliche und damit auch, denn Natur und Ethik verschmelzen sich hier, ins Unsittliche. Diese Preisgabe hat sich Goethe auch nicht zu schulden kommen lassen, trotz seiner Abseitsstellung von der national-politischen Bewegung.“

Bei diesem Charakter des Buches können sein reicher Inhalt, die schönen Analysen der Entwicklung von Herders und Goethes Geschichtsbild nicht viel besagen. In seinem Möser-Kapitel hat M. den Satz geschrieben : „Der volle Historismus schliesst auch die Fähigkeit zur Resignation in sich und verlangt Respekt vor dem Schicksal.“ M.s Werk zeigt, wohin solche Resignation und solcher Respekt den Historiker führt.

Herbert Marcuse (New York).

House, Floyd N., *The Development of Sociology. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(VIII and* 456 *pp.; $* 4.—*)*

The best estimate of the scope and limitations of this book has been made by the author himself when he says it is intended to be „comprehensive but not exhaustive... The serious student.. is warned that there are several significant recent and contemporary developments in scientific sociology that are omitted or only barely mentioned in the following pages... Among these are the German Wissens-Soziologie school... ; the Kultursoziologie.. the activities of the Solvay Institute of Brussels ; the recent activities of the International Institute of Sociology..." (Preface.) With these limitations definitely recognized, H. has produced a book which is a great improvement over most of the existing histories of social thought. For one thing he has avoided mere chronology and a pure display of the bibliographer's art. He is less concerned with names, dates, and the exact sequence of certain developments than with the „establishment of an understanding of sociological theory in its present status and of its concepts, problems, and controversial issues." In the second place, he devotes most of his attention to the last one hundred and fifty years, without feeling compelled to trace everything back to the beginning of human knowledge or at least to the Greeks. These features will doubtless help to make it one of the more valuable texts in its field.

In addition to the brief introductory chapter (Part I) there are four principal parts : II. Social Theory before 1800 ; III. Social Science in Europe 1700-1914 ; IV. American Sociology before 1918 ; and V. Specialization and Research in American Sociology. The last two parts, constituting half the volume, contain much subject matter which has not hitherto been systematically brought together for the student. H.'s selection and evaluation of material so varied and comprehensive will doubtless arouse differences of opinion, and specialists in many of the fields will doubtless find errors of omission and comission. Those noted by the present reviewer are minor and not of a character inclined greatly to distort the main picture. As for disagreements in our estimates of men and movements, a long list could doubtless be assembled. I prefer to note the general character of the volume. The author deserves much praise for avoiding the current tendency to caricature the views he does not understand or does not like and to set up strawmen in order to employ his critical talents in knocking them down. In short, H. has written an honest and scholarly text showing the main lines of development in sociology.

George A. Lundberg (Bennington, Vt.).

Plessner, Helmuth, *Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche. Max Niehans. Zürich und Leipzig* 1935. *(*190 *S.; RM.* 5.80*)*

Das Schicksal des deutschen Geistes wird von Plessner erzählt als der Kampf des jeder staatlichen Tradition entbehrenden deutschen Bewusstseins gegen die Aufklärungs-Ideologie und den „Humanismus" der natio-

nalstaatlich gefestigten „Westmächte". Es ist das „titanische Bemühen um die wahre Direktive für den Menschen in seiner Radikalität und Universalität", bei welchem Bemühen der deutsche Geist wieder einmal „als der einzige auf dieser Erde" erscheint, der „noch vor keinem Abenteuer des Gedankens zurückgewichen ist, um sich zu finden." Nach solcher Anlage lässt sich allerdings nicht viel an wirklichem Inhalt erwarten. Immer wieder wird der eine Gedanke abgewandelt, dass in der bürgerlichen Epoche alle sicheren Autoritäten zerfallen, dass immer neue Ersatzautoritäten sich einstellen und dass nie ein echter Halt gefunden wird. Die Menschen haben weder zu einer „heilsgeschichtlichen" noch zu einer „weltgeschichtlichen" Entwicklung mehr Vertrauen. „Deshalb reisst der Staat schliesslich, bevor die Nacht hereinbricht, die Instinkte des Gehorsams und der Einsatzbereitschaft an sich und bildet einen künstlichen Schutzwall gegen die auflösenden Kräfte; künstlich insofern, als er keine transzendente oder rational-moralische Autorität dafür in die Wagschale wirft, sondern in dem Bewusstsein, dass es mit jeder fraglosen Autorität vorbei ist, den nackten Zwang der Tatsachen einer begrenzten Situation zur Autorität erhebt." Die Standpunktlosigkeit der „geistesgeschichtlichen" Phrase schwankt zwischen Verteidigung und Anklage des autoritären Staates. Gleichgeordnet erscheinen als die drei „Radikalismen" der versinkenden bürgerlichen Welt der „weltrevolutionäre ökonomische Sozialismus", die „Radikalisierung der Theologie" und der „Fascismus" : „wie weit sie sich durchsetzen werden, diese Frage hat mit ihrer Wirkung auf die geistige Lage Deutschlands nichts zu tun. Genug, dass sie ideell (!) da sind und damit dem deutschen Kulturbegriff jede Zukunftsmöglichkeit bestreiten." Solchem Denken wird die ganze gegenwärtige Situation zu einer Krise der Weltanschauung, ja schliesslich zu einer Krise der Philosophie, vielmehr der Philosophen, „die auf der Suche nach ihrem verlorenen Beruf sind", da diese Gesellschaft für Philosophie „keinen Raum mehr zu bieten" scheint. Wenn diese Philosophen dann doch einmal gegen die „Kapitulation vor der Politik" protestieren, kann es der Politik nur recht sein. Das eigentliche Problem der Suche nach dem verlorenen Beruf hat P. treffend bezeichnet: „Dass Philosophie heute noch existiert, nachdem der Fortschritt in der Spezialisierung der Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts sie um das letzte Arbeitsgebiet gebracht hat, verdankt sie nicht zuletzt dem ihr aufgezwungenen Kampf gegen die eigene Überflüssigkeit." Was allerdings nicht für die Philosophie schlechthin gilt, wohl aber für die Philosophie, in deren Namen P. spricht. Herbert Marcuse (New York).

Steinmetz, S. R., *Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie. III. Bd. P. Noordhoff. Groningen-Batavia* 1935. *(*487 *S.; Hfl.* 9.—, *geb. Hfl.* 11.—*)*

Der vorliegende Band des bekannten holländischen Soziologen und Ethnologen gibt einen guten Einblick in eine Arbeitsmethode, die dem angelsächsischen Empirismus wesentlich näher liegt als der deutschen und auch der romanischen Tradition. Das Buch ist das Werk eines For-

schers, der im harten Ringen sich mit der Empirie, so wie sie ist, auseinandersetzt. S.s Aufsätze sind nicht nur (oder vielleicht nicht so sehr) im Hinblick auf die gebotenen Ergebnisse interessant, sondern als lebendige Beispiele einer methodischen Behutsamkeit und prinzipiellen Scheu vor vorzeitigen Verallgemeinerungen und Konstruktionen.

Der Leser findet dieses Spezifikum der S.schen Arbeitsweise auch ausdrücklich formuliert im Aufsatz über „die Soziologie als positive Spezialwissenschaft". Er enthält eine gesunde Warnung vor den schiefen Perspektiven einer einseitig an Unterschieden, Kulturgegensätzen und Einmaligkeiten interessierten Betrachtung. Der Betonung des Normalen, Alltäglichen liegt ein Gesichtspunkt zugrunde, der der historistischen und kulturmorphologisch beeinflussten Soziologie in der Tat beinahe abhanden gekommen ist. Hier und in dem Aufsatz über „die Stellung der Soziographie in der Reihe der Sozialwissenschaften" ist der Autor in seinem methodischen Element. Beweisbarkeit, Nachprüfbarkeit und Erwägung von möglichen Gegenargumenten sei das Kriterium empirischer Forschung. In einer originellen Abhandlung („Anleitung zu einer systematischen Ermittlung des Individuums bei den Naturvölkern") wendet sich der Verf. gegen die romantische und gegen die kausalfremde Gegenüberstellung von europäisch-individualistischer und primitiv-gemeinschaftserfüllter Kultur. Gegenüber Durckheim, Radcliff Brown und Levi-Brühl betont S. die individuellen Unterschiede, die sich unter Primitiven in Verbrechen, Selbstmord, Verschiedenheit der Begabungen, Geisteskrankheit, individuellem Wettbewerb, Unterschieden in Temperament und Sexualwahl kundtun. Hier allerdings scheint zwar nicht die These, aber die Beweisführung nicht ganz überzeugend zu sein. Ebenfalls nicht überzeugend ist eine Polemik gegen Thurnwalds Behauptung, dass bei Sammler-Jägervölkern eine geschlechtliche Arbeitsteilung herrsche.

In einer bevölkerungstheoretischen Abhandlung über den Nachwuchs der Begabten nimmt S. die Schicht der „Reüssierten" zur Grundlage. Auf der Basis der methodischen Gleichsetzung von Arrivierten und Begabten kommt er zum Ergebnis, „dass die Reüssierten früherer Jahrhunderte mehr Kinder hinterliessen, als die unserer Zeit." „Unsere Begabten bilden... die kinderärmste Klasse." — Eine gute Anregung findet man in einem kurzen Artikel unter dem Titel „Negative Kulturgeschichte". Gemeint ist die Aufgabe, die Geschichte der Kulturen nicht nur auf ihre positiven Leistungen, sondern auf ihre negativen Produkte hin zu untersuchen, z. B. der Kulturgeschichte eine gleichlaufende Geschichte der Verbrechen, der Verirrungen, der Armut in ihrer Alltagswirklichkeit zur Seite zu stellen. E. Manheim (London).

Hook, Sidney, *From Hegel to Marx; studies in the intellectual development of Karl Marx. Reynal & Hitchcock, New York. Victor Gollancz, London* 1936. *(*335 *pp.;* $ 4.—, 10 *s.* 6 *d.)*

When Marx wrote, in the opening sentence of his „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" (1844) that the criticism of religion had been practically completed by his contemporaries, he was indicating the

outstanding contribution of post-Hegelian philosophy : the progress made by Strauss, Bauer and Feuerbach in developing a socio-historical criticism of the Gospels, a criticism which culminated in Marx's own conclusion that religion is the expression of social conditions of want and privation. In H.'s opinion it remained for Marx to render more precise the instrument of criticism which had been utilized in the field of religion through criticism of such fields as law, literature and philosophy. It is this reciprocal development, viz. the theory of criticism becoming clearer and clearer through actual application to these various fields, that is outstanding in the progression of Marx's writings.

H. shows how Marx's views came to fruition through the slow and painstaking process of struggle with the views of his contemporaries — especially of Hegel and the „Left-wing" Hegelians — which occupied Marx during his early years. Marx is here seen not as a spontaneous outburst of genius, full grown, but as a thinker formulating his position through criticism of the current philosophic doctrines and methods. The material is, in large measure, unknown to the American and British philosophic public. H. has presented it so that the contrasts and similarities between Marx and each of the Young Hegelians, Strauss, Bauer, Stirner, Hess, Ruge and Feuerbach, are clearly developed and together suggest the intellectual atmosphere of Germany in Marx's early period (1835 to about 1850). Marx developed far in these years. He started as a confirmed follower of Feuerbach and Bauer and ended by condemning them as „Idealists" ; he transformed the Hegelian dialectic, formulated a theory of criticism, wrote an attack on Hegel's philosophy of law and started his analysis of the social struggles of the day.

Besides outlining the development of Marx's „critical consciousness", H. advances interpretations of Marx on certain fundamental matters : the theories of perception, truth, dialectics. These are most pointedly given in the lengthy commentary on Marx's eleven theses on Feuerbach. The most far-reaching opinion H. proposes is that Marxism is a form of pragmatism. In evidence, he produces the second thesis on Feuerbach which, he claims, states an activistic, functional (Deweyan) view of perception. On the theory of truth H. states that „Marx transcended the coherence and correspondence theories", meaning that Marx had a pragmatic theory instead.

H. arrives at this pragmatic interpretation by emphasizing two aspects of Marx : 1) Marx's doctrine that criticism is an instrument („Die Kritik ist eine Waffe"). Since the guiding principle of Dewey's philosophy is that thought is an instrument, H. thinks he can find a parallel here between Marx and Dewey. H. is not aware of the great distinction between Marx's doctrine of praxis and Dewey's, and between Dewey's „intelligence" and Marx's „criticism". 2) Marx's doctrine that criticism discloses social values underlying all theoretical structures. Although this in itself is not a pragmatic doctrine necessarily, H. draws pragmatic parallels with Dewey by setting up the claim that the choice between given values cannot be made on the basis of truth (value judgments are not true or false, H. says). The choice then must rest on pragmatic grounds.

E. M. David (New York).

Gouhier, Henri, *La jeunesse d'Auguste Comte et la formation du positivisme. T. II : Saint-Simon jusqu'à la restauration. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1936. *(*388 *p. ; fr. fr.* 36.—*)*

Nous avons ici-même rendu compte du premier tome de ce livre et nous en avions loué la solide érudition. Ce deuxième tome mérite les mêmes éloges. Certes, nous ne nous chargeons pas de prendre parti entre les biographes de Saint-Simon sur les points de détail au sujet desquels ils restent divisés. J'avoue que les démêlés entre Saint-Simon et M. de Redern m'intéressent fort peu : j'admire le zèle de M. Gouhier à débrouiller cette petite histoire, mais je ne l'envie pas. Sans doute, nulle autre méthode ne convient pour Saint-Simon dont l'œuvre ne se défend pas toute seule : mais c'est dire que Saint-Simon n'appartient qu'indirectement à l'histoire de la philosophie. Je souscrirais volontiers, en effet, à la thèse qui se dégage du livre, à savoir que le noble comte est surtout l'ancêtre mythique du Saint-Simonisme. M. G. me paraît démontrer de manière pertinente que, tant qu'il écrivit seul, sans le concours de Thierry et de Comte, Saint-Simon fut incapable de composer un ouvrage, d'ordonner des idées, de construire une doctrine. „Ce qui est original en Saint-Simon, ce n'est pas la pensée, mais le tempérament." Il recueillait les thèmes idéologiques, épars dans l'atmosphère d'une époque, et il leur conférait, grâce à sa chaleur de vie, une manière de résonance ou de rayonnement. Le „raté magnifique", par son „dynamisme intérieur", „crée autour de lui une zone de pensée vibrante".

On lira avec fruit l'introduction, où M. G. étudie les idées centrales du positivisme avant Auguste Comte ; elle éclaire certains aspects de l'évolution intellectuelle du XVIIIe au XIXe siècle. Raymond Aron (Paris).

Marett, R. R., *Tylor. Chapman & Hall, London. John Wiley & Sons. New York* 1936. *(*220 *pp. ;* 6 *s.,* $ 1.75*)*

M. was not only Tylor's friend and pupil, but his own researches have been in the field to which Tylor made his most famous contribution and have caused his theories to be drastically revised.

Tylor, he explains, appeared at a fortunate moment. The convergent studies of scientists in different spheres were leading to a realisation of the time-scale of human evolution. This led naturally to an investigation of origins, which in its turn implied a genuinely social, in place of an individualist and, probably, ethical approach. And yet, although „the Tylorian anthropology concerns itself with the unity of mankind more directly envisaged as a continuity", and could be shortly described as a comparative study of human culture, its weakness springs from his failure to treat culture sufficiently as a unity. On this point M.'s criticisms are lucid and convincing. He might have said that Tylor's analysis was not functional, but although the word appears once or twice in the text, it is not used as the technical term descriptive of a school or method of anthropological research. Tylor makes a sharp division between magic and religion which obliges him to classify on the one side or the other the various activities connected

with them, such as mythology, ritual and fetishism. He was led to this partly by his inclination, natural enough at that time, to look for a rational and intellectual explanation for everything. He was further urged in the same direction by his desire to find interpretations consistent with his animistic theory. Finally, he was not entirely free from the common error of measuring other civilisations by the standard of his own, not, of course, in the crude way practised by early anthropological field-workers, but nevertheless perceptibly enough to affect his judgments. One might say that he did not avoid all the pitfalls of the comparative method. His collections of examples were vast and varied, and the items were classified in a manner which made it difficult for him to see below the outward manifestation the deeper emotional need that inspired it, and so to recognise the corresponding and comparable need, and the means adopted for its satisfaction, in other societies. He did not see, for instance, the similarity between modern religious morality and primitive customary rules of conduct.

However, Tylor was more cautious in his handling of evidence, more scientific in his inferences, more healthily suspicious of generalisations, than many who have followed him. His work remains of importance, not only because it broke new ground wherever the ground looked most easily breakable, but also because it remains in some respects a model of technique. This is most particularly so, says M., in his writings on material culture, a subject which exercised an increasing fascination over him in his later years. T. H. Marshall (London).

Psychologie.

Strindberg, Frida, *Lieb', Leid und Zeit. H. Goverts Verlag. Hamburg-Leipzig* 1936. *(600 S.; RM.* 9.60*)*

Mit dem Bericht der zweiten Frau August Strindbergs ist seinen Autobiographien ein weiterer Band hinzugefügt worden. Wenn auch diese umfangreiche Publikation nur zu einem Teil in Gestalt von Briefen Strindbergs Feder entstammt, so hat doch Frida Strindberg-Uhl ihr Erinnerungswerk literarisch so konstruiert, dass es sich mindestens als die Arbeit eines Schülers Strindbergs, wenn nicht gar als eine schwächere Leistung des Dichters selbst präsentiert. Darum wirkt das Buch so, als ob Strindberg wie stets in seinen Selbstdarstellungen in Verteidigung zur eigenen Sache unter fremdem Namen aufträte.

Goethes Wort, seine Werke seien eigentlich alle nur Bruchstücke einer grossen Konfession, gibt ein entscheidendes Motiv jedes Schriftstellers innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft an : das der Selbstdarstellung des Einzelnen und zugleich Vereinzelten ; die melancholische Seite jenes Wortes wird freilich erst mit Strindberg vollkommen wahr. Der autobiographische Charakter seiner gesamten Schriften enthält das eigentliche Geheimnis seines ausserordentlichen Künstlertums wie seiner ausserordentlichen Wirkung. In dem Zeitabschnitt, in dem er als reifer Mann lebt und auf den noch nach seinem Tod seine Arbeiten wirken, ist der Glaube an die

Verbesserungsmöglichkeit der bestehenden Ordnung der Dinge bereits erheblich erschüttert. Eben diese Erschütterung wird in der spezifischen Form des autobiographischen Schaffens von Strindberg gespiegelt. Er teilt nicht mehr jene Zuversicht einer Literatur, welche die liberale Gesellschaft, sei es in ihrer gegebenen Form, sei es in ihren durch Reformen zu verwirklichenden Möglichkeiten verklärt. Gerade diejenigen Vertreter der vorangegangenen Dichtung, die bereits zum Liberalismus ein kritisches Verhältnis einnahmen, waren von der Überzeugung getragen, dass in den von ihnen geschaffenen Gestalten, an denen nach ihren eigenen Aussagen ihr Herzblut teilhatte, jeweils sich Menschen darstellten, deren Lebensentwicklung als Warnung oder als Ansporn jedem Individuum auf seinem Wege zu äusserer oder innerer Wohlfahrt behilflich sein könnten : das Autobiographische war hier gewissermassen nur das Symbol für die Möglichkeit einer wirklichen Kooperation der Individuen, und zwar innerhalb der Voraussetzungen der bestehenden geschichtlichen Welt. Die Autonomie ihrer erdichteten Figuren, mögen sie des Dichters Bild seiner selbst näher oder ferner stehen, wurde durch die nicht immer ganz bewusste Überzeugung gestützt, dass die im autonomen Subjekt entstehenden Strebungen und Werte letzten Endes aus einer allgemein verpflichtenden und allgemein zugänglichen sittlichen, die Beziehungen der Menschen regulierenden Sphäre stammen oder doch von ihr aus beeinflusst und korrigiert werden.

Im Übergang von der liberalen zur monopolistischen Phase geht breiten bürgerlichen Schichten der harmonistische Zusammenhang zwischen dem Leben des Individuums und einer übergreifenden Ordnung verloren. Einen lauten Ausdruck findet dieser Verlust zwar erst in der blinden Hingabe autoritär regierter Massen an die plumpsten und brutalsten Irrationalitäten. In Strindbergs Leben wie in seinen literarischen Schriften aber hat der Zusammenbruch der liberalen Zuversicht bereits früh sich ideologisch angekündigt. Seine Autobiographien, zu denen weitgehend auch diejenigen seiner Werke gehören, die er nicht ausdrücklich unter jene Gattung begreift, atmen nicht mehr den Geist einer Autonomie, die sich den Trick einer Vereinigung von Individualismus und verpflichtenden Werten vorspiegelt, sondern den der vollendetsten Einsamkeit. Seine dichterischen Monologe sprechen das Monadologische der bürgerlichen Existenzweise aus, das zwar von Anfang an in ihr angelegt war, aber deren depressive Züge erst jetzt in den Vordergrund drängen.

Aus dem Stolz des Individuums, das sich seiner für das gesellschaftliche Ganze fruchtbaren Produktivität bewusst ist, wird die Wut und der Trotz der Einsamkeit, die von jenem gesellschaftlichen Ganzen nichts wissen will, da es von ihm nur Schläge erfährt. Mit Strindberg beginnt die wütende Anklage des modernen Individualisten in der Literatur. Es kommt damit zugleich ein monotoner Zug in sie hinein. Da die Klagen und Anklagen sich nicht in Verbindung mit geschichtlich handelnden Gruppen herausbilden, sondern nur das Unglück einer bestimmten einzelnen Person aussprechen, wird ihr künstlerischer Ausdruck stereotyp. Die Wiederholung ist bei Strindbergs Kunst ein Index der Schwäche, der seine gesellschaftlichen Gründe hat. Gewiss wiederholt Ibsen fast unaufhörlich in seinen Dramen die Szenerie eines durchschnittlichen bürgerlichen Haus-

haltes, während die Requisiten des Schriftstellers Strindberg von der indischen und christlichen Mythologie über die gesamte Weltgeschichte bis zur Mondanität von Paris und der Abgelegenheit einer Schäre reichen. Und dennoch ist jedes Ibsensche Drama von einer neuartigen und nur ihm eigentümlichen thematischen Struktur, während im Vordergrund fast jedes Strindbergschen Werkes der gequälte und jammernde Autobiograph steht. Darum werden die Ibsenschen Schauspiele nicht bloss von der Zuversicht in die Erziehbarkeit des zeitgenössischen Typus Mensch zu einer menschlicheren Ordnung geleitet, sondern sie werden noch von einem Schein von Üppigkeit, Fülle und Glanz bestrahlt, der mit den fruchtbaren Perioden des Bürgertums verbunden gewesen ist. Diese Schauspiele sind wahrhaft Dichtungen ; schon in manchen ihrer Titel kündet sich eine Atmosphäre der Schönheit an, ein malerisches Kolorit, ein künstlerisches Versprechen, das die Stücke selbst einlösen. Wenn einer landläufigen Auffassung die Personen Ibsens als blosse Inkarnationen von Thesen erscheinen, so trifft in Wirklichkeit diese Kritik das Strindbergsche Theater, — des näheren die unaufhörliche Versicherung von der Niedertracht der Menschen, die einem schliesslich leid tun können, keiner aber mehr als der Künstler Strindberg selbst.

Auf die Unerbittlichkeit der noch die Selbstkritik umschliessenden Analyse und Kritik der Gesellschaft ist die Unermüdlichkeit des Hasses aus ohnmächtiger Einsamkeit gefolgt. Strindberg ist der Klassiker des Ressentiments. Die Unzulänglichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, an denen das Individuum nicht zu rütteln vermag, hat aus der Welt das Böse schlechthin gemacht, auf die nur bösartig zu reagieren ist. Die bohemienmässigen Züge Strindbergs gehören genau in diesen Zusammenhang. Der Bohemien repräsentiert den outriertesten Fall der bürgerlichen Autonomie : seine Selbständigkeit will sich auch noch auf die äusserlichsten Bedingungen der Lebensführung erstrecken. Wenn um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Bohemien ein progressives Gegenbild zum Spiesser bildet, der es so herrlich weit gebracht, so schlägt der Typus selber im Lauf der Entwicklung in sein Gegenteil um. Aus der kritischen Haltung zu den traditionellen bürgerlichen Wertungen entwickelt sich eine Blindheit gegenüber allen menschlichen Werten überhaupt, eine Haltlosigkeit, die ohne Gesinnung ist und schliesslich sich auch kaufen lässt. Die zukünftigen Machthaber der totalitären Staaten haben in den Dachkammern der späteren Boheme recht brauchbare ideologische Wegbereiter gefunden. Mitten auf diesem Wege vom radikalen Bohemien zum geistigen Landsknecht steht Strindberg. Er steht zugleich auf dem Weg vom Bohemien zum Spiesser, für den in der späten Phase des Bürgertums das Ressentiment so charakteristisch ist wie die Saturiertheit für den einer früheren. Die Lebensgeschichten der von Grund aus oppositionellsten Geister dieses Geschichtsabschnitts pflegen selten an sensationellen Einzelheiten reich zu sein, will man zu ihnen nicht Verfolgungen, polizeiliche Schikanen und materielle Not hinzurechnen. Die pikanteren Biographien der mit der Boheme verbundenen Künstler stehen letzten Endes dem durchschnittlichen Lebensgefühl näher, in dem sie häufig das Moment eines Wunschtraumes bilden. An Unbeständigkeit und Bizarrheit eines Strindbergschen Alltags kann noch der Banalste seine

Freude haben. Aber vor der inneren Gesinnung des Ibsenschen Werkes hält kein schlechtes Gewissen stand.

Wenn man die Memoiren von Frau Strindberg, die in ihnen mitgeteilten Briefe ihres Gatten durchliest, wird man der Affinität von Boheme, Ressentiment und Konformismus gewahr. Wem zum Ideal, das er sich vom Künstler entwirft, eine im tiefsten Sinne rücksichtslose und schockierende Lebensführung gehört, der wird durch die Lektüre dieses Buches reichlich belohnt. Unberechenbar bleibt bei Strindberg, wann er arbeitet, wohin er reist, mit wem er zusammentrifft, worauf er verzichtet, wovon er nicht locker lässt, wie er sich benimmt. Der einsame Mensch vereinsamt sich künstlich noch mehr durch die Arrangements seines Alltags ; sie werden gewöhnlich durch Verärgerung bedingt oder mindestens begründet. Aber in zweierlei Hinsicht schliesst der Dichter seinen Frieden mit der Welt, und die Sachverhalte, um die es dabei geht, sind die unabdingbarsten des bürgerlichen Lebensgefühls : es dreht sich um das Geld und um die Tugend.

„Es ist das Geld, das Geld !“ bricht Frau Strindberg einmal verzweifelt aus (S. 269). Geldmangel verlässt den Dichter und seine nächsten Familienangehörigen eigentlich in keinem Augenblick. Es wäre zu erwarten, dass die Hartnäckigkeit, mit der Strindberg sonst von ihm als negativ erfahrene Momente festzuhalten und in ihren Ursachen zu dekouvrieren sucht, auch am Phänomen des Geldes sich betätigt. Ja, man sollte erwarten, dass die Wut und das Ressentiment seines Individualismus ihm einen Zugang eröffneten zu dem Zusammenhang von Zufälligkeit an Besitz und Notwendigkeit seiner Ungleichheit. Er hätte viel darüber von seinen älteren Zeitgenossen, den Naturalisten, lernen können. Aber deren kritischer Begriff von Natur verwandelt sich bei ihm in einen schlechten und verdinglichten. Hat die Autorität des Mannes tatsächlich ihre gesellschaftlichen Wurzeln in seiner ökonomischen Überlegenheit, so wird das ökonomische Ungenügen in ganz typischer Weise für Strindberg zur Schuld. „Welches Recht habe ich, Dich mein Weib zu nennen, wenn ich Dich nicht ernähren kann und im Begriff stehe, mich von Dir ernähren zu lassen ?“ schreibt er an seine Frau (S. 273). Als er wieder einmal äusserste Not leidet, empört er sich über die Absicht seiner Frau, ihm Geld zu schicken, das sie beschafft hat : „... was Du mir über Deine geplanten Geldsendungen schreibst, ist mir unverständlich. Hast Du mich zu ernähren ?“ (S. 257). Wenn er in seiner haltlosen monadologischen Besserwisserei sich als einen „Mann der Zukunft“ bezeichnet, der so sehr männlicher Mann sei, dass er sein Möglichstes tue, es zu verbergen (S. 296), so hat ihm sein Verhältnis zum Geld einen Streich gespielt und das, was heute als spezifisch männlich gilt, nämlich das verdinglichte Selbstbewusstsein des ökonomisch herrschenden Geschlechts ans Tageslicht gebracht. Einer isolierenden Betrachtung muss dieser Widerspruch zwischen der Bedenkenlosigkeit des Bohemien und dem Konformismus des bürgerlichen Durchschnitts als zufälliges, eher pathologisch zu erklärendes biographisches Ereignis erscheinen ; gesellschaftlich gesehen wird es freilich verständlich, wenn an die Stelle des Ignorierens aller Werte die Unterwerfung unter die konventionellen Wertungen tritt.

Noch überraschender zunächst tritt aus jenem Memoirenwerk die

Neigung zur puritanischen Tugend uns entgegen. Was hier zu beobachten ist, liefert einiges Material zur Zerstörung der literarischen Legende über die ausserordentlich starke sachliche Abhängigkeit Wedekinds von Strindberg. Auch Wedekind ist Moralist, aber sein Begriff von Moral wird genau durch ein anti-konformistisches Moment geprägt : die Proklamierung des sittlichen Charakters der Lust, der unmittelbaren, sinnlichen Lust. Von ihr ist bei Strindberg, dem Mann der drei Frauen, dem Exponenten der berliner und pariser Boheme, dem Gast der extravagantesten Kneipen und Gesellschaften, überhaupt keine Rede. Im Gegenteil, — die Ohnmacht der enttäuschten Einsamkeit kehrt vermittels des Ressentiments zurück zur Konventionalität der enthaltsamen Tugend, der strikten Ehemoral, der ausschliesslichen Legitimierung geschlechtlicher Beziehungen durch das Bündnis gesetzlicher Institutionen mit einer seelisch-spirituellen Apparatur. Ein Erlebnis, das er mit seiner Frau in einem pariser Café hat und das sie neugierig geniesst, kann er sich und ihr nicht verzeihen : „Wozu willst Du die künstlichen Vorbereitungen zum Geschlechtsakt studieren ? Das Studium ist gut für eine Kokotte. Du brauchst es nicht. Verstehe doch : was Du in Dich aufnimmst, das erlebst Du“ (S. 489). Und wenn hier noch Zweifel bestehen könnten, ob Strindberg seine Prüderie wirklich ernst gemeint hat, so verschwinden sie angesichts des Verdikts, das er an seine Frau über ihren geselligen Umgang erlässt : „Eine verheiratete Frau, die mit unverheirateten Männern Verabredungen und Zusammenkünfte hat, ist keine anständige Frau mehr... Du merkst Dein Unrecht nicht, weil Du triebhaft lebst und das Gute nicht vom Bösen unterscheidest“ (S. 506). Das Gute also ist die konventionelle Norm, das Böse ihre Verletzung. Es ist von unerhörter Ironie, wenn die individualistische Anklage gegen die Welt sich um ihr eigentlichstes Recht dadurch bringt, dass sie dieses nicht aus der dauernden Verletzung des individuellen Glücks ableitet, sondern selbst noch den Anspruch darauf beleidigt.

Am bewusstesten hat Strindberg nicht die Macht des Bestehenden und hre Träger, sondern die Frauen beleidigt. Sie sind ihm der naturalisierte und verewigte Ausdruck jener elenden Zustände, unter denen er leidet und die er nicht trifft. Wie sehr er auch immer dazu beigetragen hat, die spezifische Rolle der in der gegenwärtigen Gesellschaft entrechteten Frau psychologisch zu erhellen, so verwechselt er doch die Ursache mit den Folgen und macht jene Folgen zu einer unwahren Karikatur. Wenn er von Frauen als Menschen aussagt, sie „stören, quälen, erniedrigen“, wenn er von ihrer Verehrung des Schwindels und des Mittelmasses spricht (S. 420), so erwartet man eher, dass von der ökonomischen Wirklichkeit als von der privaten Existenz der Frauen die Rede ist. Wenn er dekretiert, man könne sich nie auf eine liebende Frau verlassen (S. 439), wenn er seiner Gattin ihren Wunsch vorhält, sie wolle, dass er sein Kind lieben solle, „meinen Rivalen“ (S. 501), so ist er zwar dem Charakter der Feindseligkeit und Konkurrenz in der bestehenden Ordnung, der noch die privatesten Beziehungen durchwaltet, nahe, aber er ist ihm nicht auf die Spur gekommen. Strindberg lebt — ohne Wissen darum — ein durch Konkurrenz gehemmtes privates Leben, dessen tragische Unentrinnbarkeit Ibsen mit hellstem Bewusstsein aufgezeigt hat.

Mit jener der gesamten bürgerlichen Epoche gemeinsamen Gegenstellung gegen unbedingten Genuss verbinden sich aber zugleich Züge, die erst im völkischen Heroismus unserer Tage vollends ausgeprägt worden sind. Dass er Rubens nicht mag, „zu viel Fleisch und Fleischlichkeit" (S. 68), hebt nur ein Ressentiment ins Bewusstsein, das er mit jedem Spiesser teilt, auch wenn dieser aus anerzogenem Respekt vor grossen Meistern es sich nicht eingesteht. Dass ihm in einem Traum von „einer neuen Daseinsform des Menschen ... die Seligen, erlöst vom Tierischen, vom Fleisch und von der Fleischlichkeit" erscheinen (S. 69), ist nur die Projektion eines Verzichts, der die gegenwärtige Daseinsform charakterisiert. Aber die religiöse Weihe, welche ihn bei der Zeugung des neuen Geschlechts befällt, gehört bereits vordeutend zur Mythologie des Bluts, vor der alle Ansprüche der Individualität zu schweigen haben. Er weiss es besser als „die allgemeine Auffassung" : er „glaubt nicht an die Schmerzen" der Geburt. „Er ist der Ansicht, dass das Gebären noch ein Teil der Wonnen des Sündenfalls sei" (S. 388). Er lässt es sich nicht verdriessen, zusammen mit seiner Frau sein kleines Wohnhäuschen herauszuputzen, und als die Arbeit fertig ist, äussert er : „Herrlich ist es : Und jetzt können wir das Kind empfangen" (S. 384). Diese Veranstaltungen und Meinungen muten wie ein Ausschnitt aus der totalitären Bevölkerungspolitik an. Sie geraten in peinliche Nähe zu jener Ideologie, die den Betrug am Glück des Menschen dadurch zu verhüllen sucht, dass sie ihm als einzig legitimes Glück den Anteil an der Abfolge der blutmässig gebundenen Generationen zugesteht.

Viel ist in dem vorliegenden Buche von seinen naturwissenschaftlichen Bemühungen die Rede, seinem Versuch, Gold herzustellen, den Schwefel um seinen vermeintlichen Atomcharakter zu bringen, die Behauptung vom Stickstoffgehalt der Luft zu widerlegen. Seine Naturalisierung des Menschen hat ihn dazu verführt, in der Wissenschaft von der Natur den Schlüssel aller Existenz zu suchen. Aber vom naturwissenschaftlichen Geiste des liberalen Bürgers ist nur ein Zerrbild, der Dilettantismus, übriggeblieben, und sein positivistisches Glaubensbekenntnis, „Naturgesetze lassen sich zumeist auch auf das Seelenleben des Menschen anwenden" (S. 444), was er zudem mit recht platten Allgemeinheiten belegt, gehört nicht so sehr einer aufsteigenden Schicht an, welche die Natur ihren gesellschaftlichen und privaten Zwecken unterwirft, als einem sich vorbereitendem Menschentypus, der aus der Geschichte so wenig zu lernen vermag, dass er noch die abgestandenste Phrase, die nackte Lüge der Macht akzeptiert. Strindberg spielt eine entscheidende Rolle in der Geschichte des Untergangs der ursprünglich humanen Motive des Naturalismus. In ihnen war das kritische Bewusstsein angelegt, dass das Individuum in der gegebenen Ordnung eine verderbte Natur angenommen hatte. Dieser ihm von der gesellschaftlichen Struktur auferlegte Schaden ist als ein negatives und zu veränderndes Moment festgehalten worden. Aber den schlechten Naturalismus des Menschen als den eigentlichen Sinn seiner Existenz zu verklären, wobei Natur nicht so sehr als Gegensatz zu einem Jenseits wie zu gesellschaftlichen Kategorien verstanden wird, es aller Beziehung zu humanen Werten, vor allem zu einer zukünftigen Menschheit, zu entkleiden, — diese Reduktion auf blosse Naturmächte wird bei Strindberg vorbereitet. Wo der Mensch

als der Inbegriff körperlicher Reaktionen aufgefasst wird, ist auch der Raum frei zu einer bloss blutmässigen Legitimierung seines Daseins.

Hier ist von Strindbergs Künstlertum und seinen Qualitäten nicht die Rede. Diese Bemerkungen sollten vielmehr den Aspekt umreissen, von dem aus der Situation der Gegenwart heraus ein solches Buch zu wirken vermag : als Illustrierung, wie in einem äusserst sublimen Geist eine neue bürgerliche Reaktionsweise sich vorbereitet, die erst heute breite Schichten ergreift. In seiner eigenen Zeit hat Strindberg kritisch gewirkt, aber die letzten Wirkungen seiner Kritik münden doch wieder in einen Konformismus, freilich nicht den der liberalen, sondern den der autoritären Gesellschaft ein. In dem Werk eines schwächeren Nachfolgers ist es gänzlich offenbar geworden, wie die Verwandlung von Autonomie in Isoliertheit, von Kritik in Ressentiment, von der Boheme in hämisches Spiessertum, von positivistischem Intellektualismus in blosse Machtanbetung sich in diesem Jahrhundert vollzogen hat : von Knut Hamsun soll demnächst in dieser Zeitschrift die Rede sein.

Leo Löwenthal (New York).

Koffka, Kurt, *Principles of Gestalt Psychology. Harcourt, Brace & Company. New York. George Routledge & Sons. London* 1935. *(XI u.* 720 *S.;* $ 6.—, 25 *s.)*

Lewin, Kurt, *A Dynamic Theory of Personality. McGraw-Hill Book Company. New York* 1935. *(XI u.* 286 *S.;* $ 3.—*)*

Hartmann, George W., *Gestalt Psychology. A Survey of Facts and Principles. The Ronald Press. New York* 1935. *(XIII u.* 325 *S.;* $ 3.50*)*

Murphy, Gardner, *A Briefer General Psychology. Harper & Brothers. New York* 1935. *(*590 *S.;* $ 3.25*)*

Ach, Narziss, *Analyse des Willens. Urban & Schwarzenberg. Berlin-Wien* 1935. *(VII u.* 460 *S.; RM.* 22.—, *geb. RM.* 24.—*)*

Nachdem Koehler vor nicht langer Zeit in Form von Vorlesungen die Grundprinzipien der Gestaltpsychologie an einer Reihe von Problemen dargelegt hat, bringt das Koffkasche Buch eine genaue Darstellung der Tatsachen, auf denen sich die Lehre aufbaut, und zeigt damit gleichzeitig, welche Erfahrungen durch die gestaltpsychologische Betrachtungsweise gemacht worden sind. Die Tendenz des Buches geht aber noch weiter : es ist ein Versuch, menschliches Verhalten überhaupt von gestaltpsychologischem Standpunkt aus begreiflich zu machen. Die Darstellung will zeigen, wie unberechtigt der häufig geäusserte Vorwurf ist, die Gestaltpsychologie sei nicht über die Klärung der Wahrnehmungsvorgänge hinausgekommen. Das tritt besonders in der zentralen Stellung hervor, die das Ichproblem bei K. einnimmt. Das Problem des Verhaltens wird zurückverwiesen auf das Problem des Ichs, das damit zum Zentralproblem überhaupt wird. Das Ich ist für K. ein zeitliches Gebilde und nur von der Richtung aus zu verstehen, in der es sich bewegt. In ihm sind alle einzelnen Erscheinungen (Wahrnehmungen, Willensvorgänge, Triebe), zu einer Einheit

gestaltet, die vom Gesetz der Organisation bestimmt wird. Die Organisation wird offensichtlich in ähnlicher Weise wie die Organisation der Wahrnehmung von Feldgesetzen beherrscht gedacht, von einer dem Koehlerschen Prinzip entsprechenden Tendenz zur Organisation zu bester Gestalt. Es kann hier nicht erörtert werden, wie weit es K. gelungen ist, dem Ichproblem gerecht zu werden, allgemeiner gesagt, wie weit der gestaltpsychologische Standpunkt das vermag. Es sei nur hervorgehoben, dass es zunächst nicht recht verständlich wird, woher die „Richtung" im gegebenen Falle kommt. Das Prinzip mag ausreichend sein, um bei ganz bestimmten gegebenen Umständen, die immer künstliche Einschränkungen des Lebens darstellen, die Richtung zu verstehen; — für das Verständnis der Lebensvorgänge selbst aber und damit für das wirkliche Verhalten des Organismus erscheint es zu formal. Die Richtung wird nur verständlich zu machen sein durch eine allgemeine Theorie des Organismus. Wie eine solche im Rahmen der Gestaltpsychologie zu bilden ist, wird aus dem K.schen Buche nicht recht klar. — Das Buch wird nicht nur das Standardwerk sein, um sich über die Tatsachen dieser psychologischen Schule zu orientieren, sondern als eine wichtige Diskussionsgrundlage zu gelten haben. Es enthält ein gutes Literaturverzeichnis und einen ausgezeichneten Index.

Ähnliche Bedenken erheben sich gegenüber dem verwandten Grundprinzip, von dem die Aufsätze Kurt Lewins getragen sind, die jetzt in englischer Sprache vorliegen. Das Buch gibt einen guten Einblick in die Untersuchungen L.s, der besonders zur gestaltpsychologischen Betrachtung von Willen, Charakter, etc. viel beigetragen hat. Durch die mannigfachen Beziehungen zu konkreten Problemen, wie zu dem der Erziehung, Belohnung und Strafe, Verantwortung und Freiheit, haben seine Anschauungen und Methoden besonders in Amerika grossen Anklang gefunden.

Der grosse Eindruck, den die Gestaltpsychologie in Amerika gemacht hat, hat zu einer besonderen Darstellung des Gebietes durch einen amerikanischen Autor geführt. Hartmann hat sich bemüht, alle Grundanschauungen und Tatsachen dem amerikanischen Leser nahezubringen. Das Buch enthält ausserdem einen Bericht über die verschiedenen Einwände und Diskussionen. H. selbst bekennt sich als „non-configurationist", allerdings als einen, den das Studium der Tatsachen zu einer positiveren Einstellung zu der Theorie gebracht hat, als er sie vorher gehabt hatte. Er steht aber auch jetzt noch der Gestalttheorie nicht recht günstig gegenüber. Sie sei höchstens teilweise richtig; es werde die Aufgabe weiterer Forschung sein, das Richtige vom Falschen zu trennen, wobei allerdings nicht recht klar wird, in welcher Richtung die Fortbildung nach der Meinung des Autors zu gehen hat. Das Buch ist geeignet für eine Einführung in das Gebiet; als Grundlage für einen Fortschritt der Erkenntnis ist es zu unoriginell und in seiner Kritik zu negativ. Hier steht Koffkas Buch als das eines Forschers, der zu jedem Schritt, den die neue Lehre gegangen ist, entweder selbst beigetragen oder ihn produktiv miterlebt hat, auf einem ganz anderen Niveau. Ein Glossarium über alle wichtigen in der Gestaltpsychologie üblichen Termini in englischer Übersetzung und mit Erklärung ihrer Bedeutung wird sehr wertvoll sein.

Auch das Buch von Murphy berücksichtigt die Gestaltpsychologie —

allerdings im Rahmen einer weitumfassenden Darstellung aller Grundprobleme der Psychologie von ganz anderem Standpunkt. Es stellt eine verkürzte Ausgabe der früher erschienenen „General Psychology" dar. M. sucht durch eine sehr konkret und anschaulich gehaltene Darstellung fast die ganze Fülle der Probleme menschlichen und tierischen Verhaltens verständlich zu machen. Eine Übersicht über die Hauptrichtungen in der Psychologie, ein gutes Literaturverzeichnis und ein sehr brauchbarer Index schliessen das sehr empfehlenswerte Buch, das einen vermittelnden theoretischen Standpunkt einnimmt.

Das Buch Achs ist im Rahmen des Abderhaldenschen Handbuches der biologischen Arbeitsmethoden erschienen. Es wird der ihm damit gestellten Aufgabe gerecht durch eine vollständige und klar geschriebene Darstellung der Methoden, das Problem des Willens experimentell zu erfassen. Darüber hinaus bringt es eine Analyse des psychologischen Experimentes, und eine kritische Betrachtung der verschiedenen Typen des Experiments und besonders der Methode der Selbstbeobachtung. A. kommt dabei zu einer Charakterisierung des „echten vollkommenen Experimentes", welche die Grundlage für eine richtige Verwertung der zu schildernden Methoden liefern soll. So vollständig die Darstellung ist, im Mittelpunkt stehen doch die Methoden von A. selbst, welche die Erforschung der Willenserscheinungen auch tatsächlich sehr gefördert haben. Die Darstellung der Verirrungen der Psychologie auf diesem Gebiete wird helfen können, den richtigen Weg zu gehen. In eine kritische Betrachtung der Anschauung A.s kann hier nicht eingetreten werden. Kurt Goldstein (New York).

Sherif, Muzafer, *The Psychology of Social Norms. With an Introduction by Gardner Murphy. Harper & Brothers. New York* 1936. *(XII and* 209 *pp.; $* 2.—*)*

All man's activities are governed by norms or „frames of reference" characteristic of each culture. The social scientist must recognize their existence in himself, achieving „distance" from them, and study their formation and modes of operation in others.

S. holds the concept of norms to be a long-needed link between individual and social psychology, for „Any valid psychological principle should apply to the individual, alone, in a group, or in relation to his whole culture." Anthropological material illustrates the variety and effectiveness of norms in several psychological fields, the author taking as his task the study of the formation of such norms with the hope of finding the „general psychological process involved in the formation of any norm."

S. then presents his original and suggestive experiment in norm-establishment. Taking an unstable perceptual situation (the autokinetic effect), naive subjects are required to estimate the distance through which the (objectively stationary) light moves. Judgments rapidly become stabilized at levels varying with the individual. „The psychological basis of the established social norms, such as stereotypes, fashions, conventions, customs and values, is the formation of common frames of reference as a product of

the contact of individuals. Once such frames of reference are established and incorporated in the individual, they enter as important factors to determine or modify his reactions to the situations he will face later."

The discussion of incorporation of norms in the individual is a highly illuminating section which draws critically and skilfully on the Freudian notion of the Super-Ego, the recent work of Piaget and others — to show the motivational and social bases of ego-formation, and how the ego interiorizes familial and societal attitudes as personal norms. The book closes with a discussion of certain social and political situations — particularly those involving psychological instability — which serves as a demonstration of the utility and fruitfulness of the author's concepts.

Lawrence Joseph Stone (New York).

Klages, Ludwig, *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1936. *(XIII u.* 361 *S. ; RM.* 9.60 *; geb. RM.* 11.60*)*

Es handelt sich um eine weitgehend neu bearbeitete Auflage von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft". Die Richtung der Neubearbeitung wird durch den stärker betonten Einbau der Ausdruckskunde in die metaphysischen Überzeugungen des Verf. und durch die damit Hand in Hand gehende Loslösung von den früher mehr hervortretenden, wenn nicht beherrschenden, graphologischen Fragestellungen gekennzeichnet. Eine wirkliche Stellungnahme zu dem Werk wäre daher nur möglich im Zusammenhang einer kritischen Auseinandersetzung mit des Verf. philosophischen Anschauungen. — Die wissenschaftliche Bedeutung des Buches wird vor allem durch zwei Umstände beeinträchtigt : einmal durch das Fehlen jeder Diskussion der Grundeinsichten der psychoanalytischen Theorie und ihrer Folgerungen für das Körper-Seele-Problem und durch eine weitgehende Nichtberücksichtigung der einschlägigen neurologischen und physiologischen Forschungen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dieses Manko im wesentlichen emotional bedingt ist, besonders wenn man sich der mehr durch Gereiztheit des Tones als durch sachliches Gewicht der Gründe auffallenden Äusserung des Verf. über die Psychoanalyse erinnert, die im Anmerkungsapparat eines seiner Bücher versteckt ist (Die Grundlagen der Charakterkunde, 4. Auflage, 1926, Anm. 36). Der gesellschaftswissenschaftlich interessierte Leser wird vor allem das Fehlen brauchbarer soziologischer und historischer Kategorien bedauern, das am besten illustriert wird durch ein Zitat aus den Mitteilungen des Verf. über seine grosszügigen geschichtlichen Erkenntnisse : „Kapitalismus, Liberalismus, Marxismus, Kommunismus usw. sind Stufen auf dem einen und selben Wege zur völligen Mechanisierung menschlicher Verbände und führen, wie heute selbst Blinde erraten, einem Endzustande der Gesamtheit entgegen, der zu kennzeichnen wäre als freche Herrschaft einer verhältnismässig kleinen Minderheit allmächtiger Schmarotzer über ein riesiges Heer völkisch zersetzter und wesentlich entseelter Arbeitssklaven."

Ernst Schachtel (New York).

Mead, Margaret, *Cooperation and Competition Among Primitive Peoples. McGraw-Hill Book Company. New York* 1937. *(XII u.* 531 *S.; $* 4.—*)*

Dieses Buch geht auf die Bemühungen des Social Science Research Council um die Förderung des Problems „Personality and Culture" zurück. Der Fragenkreis „Cooperation and Competition" war als einer der wichtigsten erkannt worden, und die Herausgeberin des vorliegenden Bandes hat es übernommen, eine Anzahl von primitiven Völkern daraufhin zu untersuchen, welche Rolle Zusammenarbeit und Konkurrenz in ihrer Sozial- und in ihrer Persönlichkeitsstruktur spielt. Die Tatsache, dass hier die Ethnologie herangezogen ist, um ein Problem zu behandeln, welches eines der Zentralprobleme der Soziologie und Psychologie ist, muss von vornherein das lebhafte Interesse nicht nur der Anthropologen, sondern auch derjenigen Soziologen und Psychologen erwecken, die, obwohl Laien auf dem Gebiete der Anthropologie, Anregungen und theoretische Befruchtung von diesem Gebiet her erwarten. Das Buch erfüllt diese Erwartungen weitgehend. Die Fruchtbarkeit einer Zusammenarbeit von Ethnologie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Soziologie wird auch hier bestätigt. Von den spezielleren theoretischen Voraussetzungen betont M. zwei. Einmal, dass keine Einzelheit des Verhaltens der Mitglieder eines Stammes isoliert und ausserhalb der Gesamtstruktur seiner Gesellschaft verstanden werden kann. Zweitens, dass das Verständnis der Charakterstruktur nur möglich ist, wenn man den Mechanismus versteht, durch den die Charakterstruktur gebildet wird : den Einfluss der Kultur auf das Kind, beziehungsweise die Eigenart des Erziehungsprozesses.

Der Schwerpunkt liegt in der Beschreibung von dreizehn primitiven Stämmen, teils von der Herausgeberin selbst, teils von sechs jüngeren Anthropologen, die mit ihr in seminarartigen Besprechungen das Material und die theoretische Fragestellung diskutierten. Diese Monographien stellen für den an der Anthropologie interessierten Psychologen und Soziologen eine instruktive Gelegenheit dar, sich mit ganz verschiedenen Typen primitiver Gesellschaften vertraut zu machen. In einem Schlusskapitel gibt M. eine Interpretation des anthropologischen Materials unter dem Gesichtspunkt der leitenden theoretischen Fragestellung. Als wichtigstes allgemeines Resultat bezeichnet sie : „that competitive and cooperative behavior on the part of individual members of a society is fundamentally conditioned by the total social emphasis of that society, that the goals for which individuals will work are culturally determined and are not the response of the organism to an external, culturally undefined situation, like a simple scarcity of food." Die wichtigsten speziellen Schlussfolgerungen sind die folgenden : Starke Ich-Entwicklung ist nicht spezifisch für konkurrierende, kooperative oder individualistische Gesellschaften. Die Konzeption von Erfolg ist bedeutsamer für die Stärke von Kooperation oder Konkurrenz als der technologische Stand oder der Reichtum der Gesellschaft. In positiver Hinsicht findet sie eine Korrelation von folgenden Faktoren : einerseits "a major emphasis upon competition, a social structure which depends upon the initiative of the individual, a valuation

of property for individual ends, a single scale of success, and a strong development of the ego." Auf der anderen Seite „a major emphasis upon cooperation, a social structure which does not depend upon individual initiative or the exercise of power over persons, a faith in an ordered universe, weak emphasis upon rising in status, and a high degree of security for the individual." Trotz theoretischer Bedenken gegen mechanistische Züge in der angewandten Methode und gegen einen simplifizierenden Begriff der Ökonomie, der notwendigerweise zu einer Fehleinschätzung der Bedeutung der ökonomischen Faktoren führt, betreffen die von M. gefundenen positiven Korrelationen doch so fundamentale Züge der sozialen und psychologischen Struktur, dass sie als ein wichtiger Fortschritt im Studium des in Frage stehenden Problems angesehen werden dürfen.

Erich Fromm (New York).

Delgado, Honorico *y* **Mariano Iberico,** *Psicologia. Lima (Peru)* 1936. *(XI u.* 318 *S.*; $ 2.—*)*

Briquet, Paul, *Psicologia Social. Livraria Francisco Alves. Rio de Janeiro* 1935. *(III u.* 265 *S.)*

Krapf, Eduardo, *El Menor y la Sociedad. Editorial C. L. C. S. Buenos Aires* 1935. *(*66 *S.*; $ 1.50*)*

Im folgenden werden einige südamerikanische Neuerscheinungen angezeigt, welche vom psychologischen Universitätsunterricht in diesen Ländern Zeugnis ablegen.

Die Psychologie Delgados und Ibericos stammt aus dem Lehrbetrieb und will ihm dienen. Eine ungewöhnlich umfassende Beherrschung der gesamten modernen Psychologie in allen ihren Richtungen und Schulen befähigt die Verf. dazu, ein Lehrbuch zu schreiben, das nicht nur der Anfänger, sondern auch der Erfahrene mit Gewinn und Vergnügen lesen kann. Es ist schade, dass der Text dem peruanischen Studienprogramm zuliebe nicht fortlaufend geschrieben, sondern in 31 Kapitelchen zerstückelt ist.

Bei dem Buche Briquets handelt es sich um den Abdruck von Vorlesungen, die der Verf. 1933 an der Freien Schule für Soziologie und Politik von São Paulo hielt. In der ersten, grösseren Hälfte des Textes wird eine Art von Einführung in die neuere Psychologie im allgemeinen vermittelt. Über Sozialpsychologie im engeren Sinne spricht nur der zweite, kleinere Teil. Hier wie dort ist in umfangreicher Weise die einschlägige Literatur (vor allem die französische und die nordamerikanische) verarbeitet. Es ist dem Verf. jedoch nur unzureichend geglückt, seine vielfältigen Lesefrüchte zu organischer Einheit zu verschmelzen. Als interessant sei das Kapitel 16 hervorgehoben, in dem der Verf., der als Brasilianer auf diesem Gebiete reichste Erfahrung haben sollte, die biologische Über- oder Unterwertigkeit bestimmter Rassen entschieden in Abrede stellt.

Auch die kleine Schrift von Krapf ist aus Vorlesungen (an der Freien Schule für Höhere Studien in Buenos Aires) entstanden. Es handelt sich um einen anspruchslosen Bericht über unser Wissen bezüglich der sozialen

Entwicklung bezw. Entgleisung von Kindern und Jugendlichen. Dabei wird besonders auf das Anlage-Umweltproblem hingewiesen und festgestellt, dass dieses Problem seiner Lösung noch entgegensehe, was zumal gegenüber den Totalitätsansprüchen der Anlagetheoretiker heute besonders energisch betont werden müsse. Eduard Krapf (Buenos Aires).

Geschichte.

Guiraud, Jean, *Histoire de l'Inquisition au Moyen-Age. I. Origine de l'Inquisition dans le midi de la France. Cathares et Vaudois. Éditions Auguste Picard. Paris* 1935. *(XVIII et* 428 *p.; fr. fr.* 55.—*)*

Érudit catholique de grande valeur, M. Guiraud utilisant des sources extrêmement nombreuses, a apporté une contribution de premier ordre à l'histoire de la mentalité religieuse médiévale, et ses convictions ne semblent l'avoir jamais gêné dans ses recherches présentes. Si l'hérésie vaudoise, anticatholique, reste chrétienne, le catharisme qui comporte une métaphysique, une cosmogonie, une théodicée, se dresse comme une contre-église, car il repose sur la notion du dualisme, sur l'existence de deux principes, de deux mondes en lutte et sur une morale essentiellement pessimiste. Mais l'intérêt du livre de M. Guiraud ne réside pas seulement dans l'analyse de doctrines complexes et mal connues, on y trouve l'explication de l'extension même des hérésies : ambition et avidité de la noblesse, habileté de la prédication du „parfait", insuffisance d'une grande partie du clergé orthodoxe du midi, prédispositions de certains éléments sociaux, — particulièrement les artisans de la draperie, — qui voyaient dans l'hérésie un moyen de revenir à l'église primitive et de redresser les injustices sociales. Le Saint-Siège, défenseur de la catholicité et de l'ordre social, se devait de lutter contre l'hérésie albigeoise : la croisade fut décidée en 1208 et M. Guiraud ne nous en a pas raconté les péripéties. Il lui suffit d'indiquer que l'écrasement militaire des Albigeois a permis d'introduire dans le midi de la France l'inquisition dont il nous expliquera dans son prochain volume le fonctionnement. Souhaitons que de même qu'il a abordé l'aspect social de l'hérésie, il ne néglige pas le contenu économique de l'inquisition, qui a opéré un vaste transfert de propriété au profit des orthodoxes.

Georges Bourgin (Paris).

Andreas, Willy, *Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin,* 2. *Aufl.* 1935. *(*647 *S.; RM.* 14.—*)*

In drei Abschnitten gibt A. die Schilderung der philosophisch-religiösen, staatlich-gesellschaftlichen und wissenschaftlich-künstlerischen Situation des 15. Jahrhunderts. Er verfolgt die Herauslösung des autonomen Denkens und Fühlens aus der autoritativ gebundenen Weltanschauung des Mittelalters bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts, und zwar mehr mit

der von ihm überall angestrebten „unbedingten Anschaulichkeit“ in der Darlegung der einzelnen Bewegungen und ihrer Träger als mit einer scharf herausgearbeiteten Erfassung der psychologischen und soziologischen Bedingtheiten. Doch ergibt auch bereits diese historische Sichtung des geistesgeschichtlichen Materials eine Vorstellung von den wesentlichen Zügen der vorreformatorischen Spannungen : — Ein an der transzendenten Verknüpftheit seiner Daseinswerte irre werdendes Zeitalter sucht zunächst, durch Kritik und Analyse neue Standorte zu finden und die ihm bewusst gewordenen Schäden in Kirche, Staat und Gesellschaft zu bessern, jedoch nicht nach Massgabe seiner neuen, noch unsicher tastenden Wertvorstellungen, sondern durch Reform- und Läuterungsversuche an den bestehenden Zuständen und Idealen. So wird bei aller Unzufriedenheit im einzelnen die tragende Idee der mittelalterlichen Weltanschauung von der jenseitsbedingten Suprematie der Kirche von keiner Seite angetastet : weder auf philosophisch-theologischem Gebiet, wo Nikolaus von Kues erstmals das Gedankensystem der Scholastik durchbricht, noch in den theoretischen Begründungen der Kloster- und Kirchenreformer, noch durch Erscheinungsformen der stark intensivierten Volksreligiosität und individuell verinnerlichten Laienfrömmigkeit. — Auch aus den gesellschaftlichen Umschichtungen, die sich im Rahmen der mittelalterlichen Ständeordnung vollzogen, erwuchsen dem Autoritätsanspruch der Kirche keine unmittelbaren Gefahren. Die im Frühkapitalismus hochkommende Schicht des Bürgertums durchbrach zwar zum ersten Mal auf wirtschaftlichem Gebiet die christlich-ethische Ideologie der Kirche und entwuchs mit ihrem selbstbewussten, auf Diesseitigkeit ausgerichteten Geltungs- und Glücksstreben der Bevormundung durch die Kirche. Doch war der Realismus dieser bürgerlichen Weltanschauung höchstens darauf bedacht, in Kirche und Staat die seinen Interessen zuwiderlaufenden Institutionen abzuschaffen oder zu reformieren, nicht aber von sich aus eine geistig-religiöse Auseinandersetzung mit den Ideengrundlagen von Sacerdotium und Imperium aufzunehmen. Sowohl im Rahmen des alten Reiches wie in den emporsteigenden landesherrlichen Territorien kam es zu keiner Säkularisierung der Staatsauffassung, da die beiden anderen weltlichen Stände — Adel und Bauerntum — auf dem Boden der christlich-feudalen Ständeordnung verharrten. — In den sozialen Auflehnungsversuchen der proletarischen Massen in Stadt und Land tauchen dann allerdings erstmals Zweifel an der Gottgewolltheit dieser bestehenden Gesellschaftsordnung auf, und in der immer wieder lautwerdenden Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit und die Caritas des Evangeliums lagen Gefahrenmomente für die hierarchische Stellung der Kirche. — Wie wenig auch in der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Sphäre ein entscheidender Vorstoss gegen die Existenzbasis der Kirche gemacht wurde, zeigt der letzte Teil des Buches.

Sachlich war das Unternehmen einer monographischen Darstellung des vorreformatorischen Deutschlands gerechtfertigt durch das Fehlen einer neuen, die zahlreichen Einzelforschungen zusammenfassenden Bearbeitung. Doch ist A. der Beeinflussung durch zeitbedingte Blickpunkte und Auffassungen weder in seinen Zustandsschilderungen noch in seinen Charakteranalysen immer entgangen ; die vielfache Anwendung von Wertkategorien

neuer Prägung wie „Bodenständigkeit“, „Volksverbundenheit“, „Vorrang sinnlicher Naturnähe vor blutleerer Reflexion“ werden der Mentalität spätmittelalterlicher Menschen nicht gerecht.

E. F. Heller (New York).

Saint-Léger, A. de et **Th. Sagnac,** *La prépondérance francaise. Louis XIV.* 1661-1715. *Peuples et civilisations. Histoire générale, publiée sous la direction de Louis Halphen et Philippe Sagnac. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(564 p.; fr. fr.* 50.—*)*

Ce volume de la collection Halphen-Sagnac présente, à un moindre degré, le défaut commun à la collection, — la discontinuité — mais il en possède aussi les qualités habituelles, — les bibliographies nombreuses et choisies, et l'effort pour marquer la liaison entre phénomènes chronologiquement voisins et géographiquement éloignés. Il a, par ailleurs, des qualités propres, car les auteurs sont des spécialistes de l'époque qui est ici étudiée et, en outre, M. Sagnac, qui a le souci de l'évolution intellectuelle, a eu l'occasion de brosser quelques beaux chapitres sur l'histoire des idées et des sciences. N'oublions pas, d'autre part, que les auteurs d'une collection sont tenus à se maintenir dans les limites qui leur sont imposées par les éditeurs et directeurs, et c'est ce qui explique que le livre de MM. de Saint-Léger et Sagnac n'ait pas donné aux phénomènes économiques et sociaux la place que nous aimerions qu'ils eussent. Évidemment, de pareils phénomènes auraient bien du mal à s'inscrire entre les deux dates retenues pour limiter la période de l'hégémonie française, dans son ascension et sa décadence. Et ici, nous touchons du doigt la grosse difficulté méthodologique de l'histoire générale, forcée d'embrasser tous les phénomènes et d'en exposer les interactions. Nos auteurs n'ont pas esquivé la difficulté, mais il était fatal que ce fût à l'histoire diplomatique et militaire qu'ils consacrassent la plus grande partie de leurs efforts. Peut-être aurait-il été bon, le cas échéant, de souligner tout ce qui restait d'inconnu ou d'hypothétique dans la période considérée : en matière d'institutions, en particulier, M. Pagès nous a habitués à des réserves, à des précautions, qui ne sont pas de mise, malheureusement, ici. Mais MM. de Saint-Léger et Sagnac ont su parfaitement bien grouper tous les faits qui constituaient l'absolutisme français du XVII[e] siècle, et l'on conçoit par là que, en France même et hors de France, on ait essayé de secouer, — et qu'on y ait réussi, — un joug qui risquait de briser toute initiative et de briser tout progrès.

Georges Bourgin (Paris).

Roberts, Hazel Van Dyke, *Boisguilbert, Economist of the Reign of Louis XIV. Columbia University Press. New York. Oxford University Press. London* 1935. *(378 pp.; $* 3.50, 17 *s.* 6 *d.)*

The greatest virtue of this study is that it permits Boisguilbert to speak for himself copiously and so provides a convenient introduction to his thought for the English reader. The long and aptly chosen quotations

enable one to become acquainted with the ebullient, proud, and earnest personality of this early free trader who raised his voice in the wilderness of the mercantilist age long before François Quesnay and Adam Smith made *laissez faire* fashionable. R., arguing against the conclusions of August Oncken, adequately proves Boisguilbert's parenthood of the famous phrase at least in its infinitive form. In a persistent and largely one-sided correspondence with the royal Controller General and in works which earned him the reward of exile, the Norman official and economist fumed at the mercantilist fiscal policy of the *roi soleil* and protested the heartlessness of the privileged classes and the ominous despair of the millions of *misérables*. He condemned the restraints on the production and circulation of goods, the emphasis on the gold supply and the whole system associated with the name of Colbert. As early as 1705 he warned of revolution. Boisguilbert proposed the rationalization of the detested *taille personnelle*, the abolition of other taxes, the emancipation of trade channels, and equal and progressive taxation. He insisted that wealth was not synonymous with precious metals, and that the circulation of money was more significant than its precise amount. He warned the rulers not to overlook the importance of the prosperity of agriculture and the need of increasing the demand and consumption of the lower classes. His view of the organic character of society and his vision of a harmonious order based on „solidarity" make Boisguilbert one of the many forerunners of the Utopian Socialists of the nineteenth century. S. F. Bloom (New York).

Burckhardt, Carl J., *Richelieu, Aufstieg zur Macht. Georg D. W. Callwey. München* 1935. *(*534 *S.; RM.* 9.50*)*

In diesem Richelieubuch wird eine Art der Geschichtsbetrachtung versucht, die bewusst den beiden extremen Richtungen der heute im allgemeinen üblichen Historiographie entgegengestellt wird. Entgegen dem eng-zünftlerischen Historikertum, das aus der selbstverständlichen technischen Notwendigkeit solider Quellenforschung einen Fetisch gemacht hat, das über der „Quellenkritik" jeden Blick für grosse historische Zusammenhänge verloren und die geistige Durchdringung der Entwicklungen im allgemeinen einer meist konfus konstruierenden „Geschichtsphilosophie" überlassen hat, im Gegensatz aber auch zu der Mythen- und Statuenbildnerei jener Historiker aus der Schule Georges, versucht B., den grossen Begründer des französischen Absolutismus und folgenreichen Umgestalter der aussenpolitischen Konstellation seiner Zeit als reale Gestalt sichtbar zu machen, die seelischen wie die geistesgeschichtlichen, die gesellschaftlichen wie die politischen Voraussetzungen aufzuzeigen, die Richelieus „Aufstieg zur Macht" möglich machten und seinen Aufgabenkreis und seine Lösungsversuche erst verständlich werden lassen. Dass dabei zwar keine Erschliessung unbekannter Quellen erstrebt, jedoch selbstverständlich genaueste Beherrschung der gesamten zeitgenössischen und späteren Literatur vorausgesetzt ist, dass darauf verzichtet wird, Richelieu in irgendeiner Form zum „aktuellen" Symbol zu machen, — das unterscheidet B.s Buch auf der andern Seite von der üblichen und „beliebten" Biographienfabrikation, deren Urheber

einfach ihre politischen Utopien nach rückwärts in irgendeine „passende" Figur einzubauen pflegen.

Eine erstaunliche „Ubiquität" des historischen Blicks, die geistes- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge mit gleicher Klarheit erfasst und darstellt, wie seelisch-komplexe Spannungen und aussenpolitische Konzeptionen, eine ungewöhnliche Suggestivität des Stils ermöglichen hier eine Gesamtschau der Richelieugestalt und ihrer Leistungen. Die Antriebe der Gestaltung sind visueller Art ; die Darstellung der Gegensätze etwa von Adel und Bourgeoisie oder der verschiedenen religiösen Standpunkte erstrebt Sichtbarmachung solcher Gegensätze in entgegengesetzten Persönlichkeiten und Charakteren. So werden in frappanten Antithesen etwa Richelieus und Wallensteins, oder Richelieus, Bérulles und des Herzogs von Rohan wesentliche politische, gesellschaftliche und ideologische Antithesen wahrhaft „sichtbar" gemacht, ohne doch an abstrakter Klarheit der Zeichnung zu verlieren.

Im Rahmen dieses Buches, wo die Konflikte und Spannungen der Zeit zunächst nur dazu dienen sollen, den individuellen Werdegang und Aufstieg einer Zentralfigur pointillistisch zu verdeutlichen, gelingt solcher Darstellungs- und Betrachtungsweise der Nachweis der Fruchtbarkeit ihrer Methode. Allein es bleibt die entscheidende Frage, wie jene Geschichtsbetrachtung sich an der Darstellung grosser sozialgeschichtlicher Themen und an der Behandlung aktueller historischer Fragen bewähren mag, von Fragen, die den Historiker vor scharfe Entscheidungen stellen müssen. — B. kündigt ein Werk über „Richelieu und das europäische Staatensystem" als Fortsetzung des vorliegenden Werkes an. Wahrscheinlich wird schon dieses Buch Grenzen und Möglichkeiten der Methode stärker sichtbar machen. Hans Mayer (Genf).

Laski, Harold J., *The Rise of European Liberalism. George Allen & Unwin. London* 1936. *(287 pp. ; 7 s. 6 d.)*

This outstanding book sets out to demonstrate the factors which gave birth to Liberalism — the dominant doctrine of Western Civilisation — and ensured its triumphant sway during the last four centuries. Such a study, L. rightly argues, will also explain some of the difficulties in which we find ourselves at the present time.

But the special value of the book, scholarly and original as it is, is not in its demonstration of the breakdown of economic feudalism, the influence of Calvinism and Puritanism, the growth of technological invention and the revolution in science, the emergence of the national state, and their impress in the ideologies of Machiavelli, Bodin, Locke, Adam Smith, the Physiocrats and many others. Its value lies in its interpretation (indeed the subtitle of the book is „an essay in interpretation") and in its substantiation of the Marxist thesis. Liberalism is clearly shown to be the ideology of a new social class arising as a result of the material productive forces of society coming into conflict with the conditions of production. This class is the bourgeoisie which Locke, its classical representative, vindicated as safeguard-

ing the rights of property. This is the class which derived capital and property from personal labour, advocated toleration, made both God and king into constitutional sovereigns and based philosophy and ethics on empiricism.

L. begins his exploration in the 16th century, when the foundations of Liberalism were being laid. „There is a social discipline which finds its sanctions independently of the religious ideal. There is a self-sufficient state. There is an intellectual temper aware, perhaps a little uneasily aware, that a limitation to the right of speculation is also a limitation to the right of material power.“ In the next century the middle class defines more explicitly its philosophy, of which „the major premiss was the convenient one that the operations of the state must correspond with the will of those who own economic power.“ To realise this premiss the bourgeoisie embarked upon a revolutionary career of which it became ashamed upon victory. From its point of view no more revolutions were required, since it equated its own emancipation with the emancipation of society.

The decline and fall of Liberalism are only briefly dwelt upon.

J. Rumney (London).

Villat, L., *La Révolution et l'Empire. T. I : Les Assemblées révolutionnaires* (1789-1799). *Les Presses Universitaires de France. Collection Clio. Paris* 1936. *(420 p. ; fr. fr.* 40.—*)*

La collection Clio, dirigée par M. Charléty, est destinée à procurer aux étudiants des instruments de travail capables de guider une recherche approfondie. D'où la place importante donnée dans chaque volume aux bibliographies méthodiques. De plus, et c'est la principale originalité de la collection, chaque chapitre est suivi d'une mise au point intitulée „État des questions“, où sont indiqués les problèmes essentiels et l'orientation actuelle des discussions. Le livre de M. Villat répond parfaitement à l'objet de la collection qui comptait déjà des ouvrages excellents, par exemple ceux de M. Calmette : Le monde féodal et L'élaboration du monde moderne (XIVe et XVe siècles).

M. V., dans son introduction, expose „les diverses conceptions de l'histoire révolutionnaire“ depuis Thiers et Mignet jusqu'à Mathiez ; puis il donne une bibliographie très claire et très complète, où les sources sont admirablement classées et qui demeurera un point de départ indispensable à qui veut étudier la Révolution. Le texte du récit est écrit avec précision et se lit avec grand intérêt, mais naturellement on s'attachera surtout à l'étude de l'„état des questions“. L'auteur a indiqué par exemple l'importance du problème de la décentralisation gouvernementale dans les desseins de la Constituante ; il arrive à cette conclusion que l'Assemblée voulait des institutions uniformes pour tout le pays par opposition à la diversité des anciennes institutions provinciales, et cependant décentralisées. Ajoutons qu'il n'y a sans doute là aucune contradiction si l'on songe à la philosophie individualiste qui pouvait inspirer cette double tendance. — Citons aussi, comme un modèle de mise au point entre beaucoup d'autres, ce que dit

M. V. des fameux décrets de ventôse et de la politique sociale du gouvernement de Robespierre, peut-être moins cohérente et moins complète qu'on ne l'a cru quelquefois. Toute la description du gouvernement révolutionnaire est d'ailleurs très précise et très intéressante. De même la période obscure du 10 août au 20 septembre 1792, parfois négligée, est étudiée de près. Au total, le livre de M. V. est un instrument précieux. Le même auteur publiera un volume sur l'Empire qui rendra sans doute aussi de fort grands services. F. Henry (Paris).

Rohden, Peter Richard, *Robespierre, Die Tragödie des politischen Ideologen. Holle & Co. Berlin* 1935. *(*519 *p.; RM.* 6.80, *geb. RM.* 9.—*)*

Sieburg, Friedrich, *Robespierre. Societäts-Verlag. Frankfurt a. M.* 1935. *(*338 *p.; RM.* 6.80*)*

Renier, G. J., *Robespierre. D. Appleton-Century Co. New York & London* 1936. *(*177 *p.;* $ 1.50, 5 *s.)*

Korngold, Ralph, *Robespierre, le premier des dictateurs modernes. Payot. Paris* 1936. *(*349 *p.; fr. fr.* 25.—*)*

Walter, Gérard, *Robespierre. La montée vers le pouvoir. N. R. F. Paris* 1936. *(*317 *p.; fr. fr.* 18.—*)*

Thompson, J. M., *Robespierre.* 2 *vols. D. Appleton-Century Co., New York. Basil Blackwell, London* 1936. *(IV et* 311 *p.; each* $ 7.—, 24 *s.)*

La mort d'Albert Mathiez, qui avait voué une partie de ses forces intellectuelles à magnifier Robespierre et à critiquer Danton, semblait avoir apporté au culte robespierriste, ou, pour le moins, aux études concernant le célèbre Jacobin, un coup sensible. Le successeur de Mathiez à la tête des Annales robespierristes, devenues Annales révolutionnaires, Georges Lefebvre, n'apportait pas, — tout excellent démocrate qu'il était, — la même passion à analyser la psychologie individuelle et le rôle personnel de Robespierre, s'attachant davantage aux questions d'ensemble et aux problèmes intermentaux. Et voici que toute une série d'ouvrages, d'origine variée, français et étrangers, viennent de s'abattre sur ma table, démontrant que la personnalité et le rôle de Robespierre continuent d'intéresser, d'intriguer. Pourquoi cette reprise de curiosité à l'égard de l'inventeur du culte de l'Être Suprême ? A une heure où tant de peuples cherchent une formule de gouvernement et hésitent, où tant de dictatures s'organisent sans hésiter pour gouverner les peuples, après tout, il n'est peut-être pas étonnant que certains écrivains et historiens aient cherché dans le passé de la Révolution française quelques précédents pour les expériences du jour ou du lendemain. Reste à savoir si ces écrivains et historiens ont réussi dans leur tâche. Et d'abord ont-ils bien eux-mêmes compris ce qu'avait été et ce qu'avait voulu Robespierre ?

Pour Rohden, Robespierre reste une énigme. L'Incorruptible est, en grande partie, demeuré secret. Mais surtout, pour R., son idéal propre, pour autant qu'il peut être déterminé, à travers des discours d'interprétation difficile, en raison de leur langue même, ne se confond point totalement avec

l'idéologie générale de la Révolution française. C'est si vrai que, de nos jours même, où s'épanouissent les institutions de la IIIe République, il est rare qu'on puisse parler de Robespierre avec sympathie ; la majorité des historiens et celle des hommes politiques lui sont restées hostiles, il est peu populaire. R. suit la vie de Robespierre, — divisée en quelques grands instants : l'avenir, la lutte, la conduite gouvernementale, le sacrifice, — en fonction de la Révolution. Ce n'est donc pas une simple biographie de Robespierre, et c'est comme une histoire de la Révolution à propos de Robespierre ; ainsi s'expliquent tant de digressions, dont beaucoup sont inutiles. Il aurait peut-être mieux valu insister sur le sens même qu'il convenait de donner à la Révolution : conflit idéologique ou conflit social. R. tient pour la première formule, au point de voir essentiellement dans la Terreur une conséquence de l'idéologie révolutionnaire et de minimiser à l'extrême les circonstances, intérieures et extérieures, qui l'expliquent. Mais Robespierre peut-il être défini lui-même comme un idéologue, quand on lui reconnaît tant de réalisme opportuniste à la Convention ? Et cependant, c'est bien l'impression qui se dégage, en fin de compte, du livre de R., classant Robespierre au nombre des mystiques et des fanatiques de la Révolution. Reste à démontrer que cette mystique même, si elle est concevable, n'a aucun lien avec la réalité, c'est-à-dire, avec les conditions politiques et sociales d'avant la Révolution et du temps même de la Révolution.

Sieburg est beaucoup moins hostile à la Révolution française que R. Il la connaît peut-être moins bien que lui, mais il l'interprète peut-être mieux ou, plus exactement, avec plus de vie. Surtout, en l'espèce, il cherche à comprendre un homme, à expliquer sa vie, en le replaçant dans son milieu et dans son temps ; sa reconstitution est avant tout „poétique", et les titres seuls de ses chapitres le donnent à penser. D'appareil critique, aucune trace ici, alors que, du moins, le livre de R. se termine par une bibliographie et un index des noms propres. Mais, dans l'ouvrage de S., abondent, conformément au goût de l'auteur pour les sciences réelles et vivantes, des reproductions d'estampes ou de portraits bien choisis du temps. Après cela, conviendrait-il de faire à S. des reproches pour quelques erreurs de détail, je ne le pense pas, encore que certaines aient trop fâcheusement été utilisées par des historiens de mauvaise foi : je fais essentiellement allusion au mot prétendu de Coffinhel, affirmant que „La République n'a pas besoin de savants".

Dans une collection de biographies, où il en a déjà publié plusieurs, G. J. Renier, Hollandais d'origine, mais historien anglicisé, a consacré à Robespierre un ouvrage qui n'est pas sans mérite : R. connaît l'essentiel des bibliographies robespierristes, et, au point de vue général de l'histoire révolutionnaire, est informé principalement par les ouvrages de Mathiez et de Brinton. Mais sa position se rapproche assez de celle de Rohden, car il voit en Robespierre beaucoup plus un penseur, ou, si le mot est trop fort, un idéologue, — expression qui n'est pas de Renier, — beaucoup plus qu'un homme d'action. Peut-on dire que Robespierre est un dictateur, alors qu'il n'a pas exercé le pouvoir par lui-même ? Peut-on dire qu'il soit l'auteur responsable de la Terreur, alors que celle-ci est la conséquence de circonstances complexes qui dépassaient Robespierre ? Renier estime que Robespierre avait une intelligence pénétrante et limitée, et que son système en vue

d'établir le bonheur par le moyen de la vertu révélait une méconnaissance absolue de la psychologie humaine. Il essaie de tenir la balance exacte entre les dénigreurs fanatiques et les fanatiques admirateurs : mais c'est bien dans ces occasions que la méthode des moyennes apparaît extrêmement fragile, et ce qui est plus vrai, c'est d'admettre, avec l'auteur, que Robespierre n'est pas un être d'exception, ou, si l'on veut, un monstre, mais un produit de son époque.

Ce qui a incité Ralph Korngold, ancien secrétaire général du Parti socialiste américain, à s'intéresser à Robespierre, c'est que, pour lui, Robespierre est le chef du „quatrième état" et que, avec la mort de Robespierre, se termine la Révolution. Grâce à Robespierre, la classe laborieuse prit une importance politique que ne justifiait pas encore sa position économique ; pour consolider celle-ci, Robespierre et ses amis imaginèrent les décrets de ventôse, et l'échec d'application de ces décrets détermina le 9 thermidor. De tendance marxiste, K. s'efforce, en effet, de montrer toute l'importance du coefficient individuel dans le développement de cette crise, et surtout, d'expliquer les conditions de l'action politique, et non pas d'établir des responsabilités morales. L'auteur connaît assez bien la bibliographie de son sujet, mais souligne qu'il faudrait „étudier à fond toute la Révolution et sa politique". Ce qui se dégage des pages de K., c'est que Robespierre est avant tout un démocrate ; mais son sens „du bonheur du peuple" le conduit à envisager un régime juridique et économique qui, sans doute, n'est pas collectiviste, mais est inspiré de ce qu'on peut appeler une philosophie collectiviste. L'auteur met l'accent sur les textes essentiels de Robespierre, qu'il s'agisse de la peine de mort, dont il a été l'adversaire, de la question noire, du suffrage universel ; il montre ce qui, par suite de la guerre étrangère et de la guerre civile, a été modifié, bousculé du système primitif de Robespierre, et, surtout, comment Robespierre a été amené à exercer une véritable dictature sans nuance : de là, ses heurts avec les Comités, avec les personnalités les plus dangereuses de la Révolution. Mais K. n'a pas suffisamment insisté sur les causes sociales du 9 thermidor, mises récemment en lumière, avec une méthode parfaite, par Eude, dans un article sur la Commune robespierriste paru dans les Annales révolutionnaires de 1936.

G. Walter connaît bien l'ère de Robespierre ; il a collaboré au splendide Catalogue de l'Histoire de la Révolution française de la Bibliothèque Nationale. Ce n'est pas d'ailleurs une raison pour se montrer aussi vif qu'il l'est dans les reproches adressés à ses prédécesseurs, particulièrement Aulard et G. Michon. Et, après tout, si le travail d'épuration que W. a entrepris à l'égard de la biographie de Robespierre, encombrée selon lui de légendes fantaisistes, est digne d'un historien, nous ne pourrons apprécier les résultats de sa critique que quand l'ouvrage sera achevé, avec le second volume qui établira Le bilan d'une dictature. Ici, il s'agit de La montée vers le pouvoir. W., au demeurant, ne fait guère qu'exposer des faits, sans ratiociner sur la psychologie qu'ils révèlent. Enfance austère, apprentissage difficile du métier d'avocat, goût pour la littérature plus que pour les idées, et ici, W. fait bon marché de la légende rousseauiste touchant Robespierre ; voilà l'essentiel pour la jeunesse. L'affaire Deteuf l'oriente vers une conception nouvelle de la vie, et dès juillet 1788, quand on entre

déjà dans la préparation des États-Généraux, il s'intéresse vivement à tous les problèmes qui se posent à cette occasion. Bien entendu, à cette date, Robespierre croit en Louis XVI, comme la plupart des Français. Le contact, opéré à la Constituante, entre ses préjugés et la réalité, modifiera ses idées, et c'est la partie la plus importante du livre, comme quantité et comme qualité, qui est consacrée à ce rôle de député d'Arras à la première Assemblée révolutionnaire : c'est la fuite de Varenne qui constitue, — d'autres avant W. l'ont dit, — l'instant crucial de sa vie politique. Déjà, il a, sur les questions politiques, — la loi martiale, la peine de mort, la réélection des députés, — et les questions sociales, prononcé des discours importants, qui le mettent en vedette et le différencient fortement d'hommes avec lesquels, tout d'abord, on avait pu le confondre. Après Varenne, il est mûr pour la République, mais une République âpre et dure, car, dès cet instant, le tragique problème de la contre-révolution est posé devant Robespierre, qui sait bien aussi, dès cet instant, que la mort est au bout de sa carrière.

En attendant l'achèvement de l'œuvre de W., c'est sans doute aux volumes de J. M. Thompson qu'on recourra le plus commodément pour avoir une idée d'ensemble de Robespierre et de son rôle sous la Révolution. L'étude bibliographique par laquelle s'ouvre le t. I de T. est déjà fort intéressante : le problème y est posé de l'attribution possible du livre de l'abbé Proyart, La vie de Maximilien Robespierre, paru en 1850, à Leblond de Neuvéglise, écrivain antirobespierriste de l'époque thermidorienne ; il y montre aussi avec une certaine finesse pourquoi les jugements sur l'Incorruptible ont varié au cours des temps, mais comment on peut tout de même arriver à considérer impartialement la carrière politique de Robespierre. Il était fatal qu'au cours d'une biographie aussi importante, T. commit quelques erreurs de détail, auxquelles les protes anglais en ont ajouté qui ne lui sont évidemment pas imputables : Georges Lefebvre, dans les Annales révolutionnaires, a relevé ces erreurs, qui ne diminuent guère la valeur de l'ouvrage de T., obligé, après tout, à propos de son héros, de refaire, en quelque sorte, toute l'histoire de la Révolution française. C'est que, pour l'auteur, le député d'Arras est l'homme qui représente le mieux la Révolution, qui intègre plus qu'aucun autre les idées révolutionnaires. Ainsi T., tout en reconnaissant le réalisme opportuniste de nombreux actes de Robespierre, le considère aussi comme un idéologue cherchant à faire passer son système abstrait dans les faits : or, Georges Lefebvre a montré avec une science remarquable que, touchant l'organisation judiciaire ou militaire, sur les questions sociales et l'avènement de la Terreur, T. n'a pas suffisamment observé ou a négligé les forces multiples ou les circonstances complexes qui déterminèrent les décisions de Robespierre. Les décrets de ventôse comme la Grande Terreur sont, en effet, dominés par la préoccupation plus ou moins inconsciente de satisfaire les masses et d'écraser les adversaires de la République. La chute même de Robespierre est la conséquence des contre-coups du maximum sur la population parisienne. Au reste, ces considérations sont sous-jacentes dans l'étude même de T., et, en terminant la biographie de Robespierre, l'auteur a su intelligemment condenser dans sa conclusion quelques notes justes sur la psychologie et le comportement de l'Incorruptible.

Georges Bourgin (Paris).

Pundt, Alfred G., *Arndt and the Nationalist Awakening in Germany. Columbia University Press. New York* 1935. *(*194 *S.* ; $ 2.75*)*

Der Verf. erhebt nicht den Anspruch, eine Biographie oder eine vollständige Analyse der Arndtschen Schriften und seiner sonstigen Tätigkeit zu geben. Er macht vielmehr den Versuch, gestützt auf eine umfangreiche Belegliteratur, die Entstehung und Entwicklung des Typs von Nationalismus darzustellen, wie ihn E. M. Arndt repräsentierte und wie er P. überhaupt für die ganze napoleonische Ära und die Zeit der Befreiungskriege charakteristisch scheint. Er unterscheidet in der Hauptsache vier Entwicklungsstadien des Arndtschen Nationalismus : 1. die vorwiegend pietistische, schwedisch-partikularistisch-royalistische Periode auf der Insel Rügen, wo er sich schon früh Einflüssen zugänglich zeigte, die ihn zum Freund der Romantik, zum Feind der Aufklärung und zum unversöhnlichen Franzosenhasser werden liessen, 2. die Greifswalder Dozentenzeit, die unter dem Zeichen des Übergangs vom schwedisch-pommerschen Provinzialismus zum preussisch-deutschen Nationalismus mit liberalem Unterton stand, 3. die Zeitspanne, da er sich als pangermanistischer Pamphletist, Agitator und superiorer Rassentheoretiker gab, 4. die Periode seines prononcierten Preussentums, das sich manchmal auch antimonarchisch und progressiv gebärdete.

P. geht seinem Gegenstand mit Sorgfalt nach. Er weist auf die heterogene Zusammensetzung, auf den teils liberalen, teils reaktionären Gehalt des Arndtschen Nationalismus hin. Unhaltbar sind seine Rekurse auf die klassische deutsche Literatur und Philosophie, die zur Rechtfertigung gewisser Arndtscher Vorstellungen dienen sollen.

Josef Maier (New York).

Vagts, Alfred, *Deutschland und die Vereinigten Staaten in der Weltpolitik.* 2 *Bde. Dickson & Thompson. London. The Macmillan Co. New York* 1935. *(XXII u.* 2030 *S.* ; 3 £. 3 *s.*, $ 16.—*)*

Das Werk zeigt — an Hand von überreichem Material — „wie es eigentlich gewesen“, es beleuchtet die ökonomischen und machtpolitischen Grundlagen der Manila-Krise, der Ostasien-Politik, des Samoa- und des Venezuelakonflikts, aber auch — und das ist vom soziologischen Gesichtspunkt aus vielleicht noch verdienstvoller — die Antinomien und Antagonismen im alltäglichen Verkehr zweier Grosstaaten, die beide in der von V. behandelten Periode (1890-1906) halb industriell, halb noch agrarisch bedingten Charakter besassen, was die gegenseitige Rivalität naturgemäss steigerte. Im Verzicht auf Generalisationen, in der kundigen Zeichnung und Betonung auch der gewöhnlich unbeachteten — und doch so wichtigen — Details liegt die eigentliche Bedeutung dieses Werks. — Mit einem Krieg (amerikanischer) Ochsen gegen (deutschen) „Prämien“-Zucker geht es hier an. Älter noch ist die Getreidekonkurrenz, die ihrerseits nicht zuletzt auf der Investition deutschen Finanzkapitals in amerikanischen Eisenbahnwerten beruht. Eine der Bahnlinien, auf denen die Agrarprodukte der

USA. nach der Küste rollen, läuft durch Bismarck in Dakota, was daran gemahnt, dass der spätere grimmige Bekämpfer amerikanischer Agrarprodukte gleichzeitig doch auch ein Schutzgott expandierender deutscher Kapitalisten und Kolonisten war, die das Konkurrenzland zur Blüte zu führen halfen. Die Agrarkonkurrenz ist das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, sie hat das deutsch-amerikanische Verhältnis vergiftet, und dies umso mehr, als Deutschland, auf Betreiben seiner Agrarier, immer wieder zu „veterinärpolizeilichen" Massnahmen gegen die auswärtige Produktion griff, was den ganzen Konflikt in die Sphäre einer Pseudo-Wissenschaftlichkeit rückte, die den Eindruck der Heuchelei hervorrief. Die industrielle Verfeindung beider Staaten — an sich weniger ein Produkt gegenseitiger aktueller, marktmässiger Konkurrenz als vielmehr ein Symptom der Schutzzoll- bezw. Überzoll-Sehnsucht der Interessenten hüben und drüben — wird von den deutschen Agrariern ideologisch vorgeschoben, um ihre Position zu stärken und jene agrarisch-industrielle „Sammlungspolitik" durchzuführen, die sich an den Namen des Ministers Miquel knüpft und schliesslich im Zolltarif von 1902 ihren Ausdruck fand. Die ideologische Vorkehrung industrieller Expansionsinteressen ist überhaupt ein besonderes Charakteristikum jener Zeit. „Wirtschaftsinteresse" spielt damals die Rolle, die im Nachkriegsimperialismus Mitteleuropas dem Begriff der „Rasse" zufällt. Deutschlands Vorstoss auf Kiautschau, Amerikas Vorstoss nach den Philippinen, Deutschlands Intervention in Manila, ja der ganze amerikanisch-spanische Krieg werden damals mit den „Interessen der Industrie" oder wenigstens (Cuba !) der „heimischen Wirtschaft" (hier : Zucker) motiviert, während in Wirklichkeit, wie V. nachweist, hinter all diesem schon damals mehr das Interesse von Marineressorts und von Marine- und Beutepolitikern zu suchen war. Der „indirekt-ökonomische" Imperialismus — die Befruchtung von Beutegier und Ressortdünkel durch die industrielle, speziell die rüstungsindustrielle Akkumulation — spielte bereits eine gewisse Rolle, wenn sie auch noch keineswegs die entscheidende Bedeutung besass wie im gegenwärtigen Zeitalter. Vielleicht hat V. in der Kampflust des fachkundigen „Kameralisten", die in ihm wiedererstanden scheint, — diese „indirekten" Beziehungen nicht immer scharf genug hervorgehoben. Dies darf uns aber nicht daran hindern, sein Werk als eine wirkliche Bereicherung der ökonomisch-sozialen Geschichtsinterpretation zu betrachten. Wolfgang Hallgarten (London).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Seeger, Reinhart, *Friedrich Engels. Die religiöse Entwicklung des Spätpietisten und Frühsozialisten. Christentum und Sozialismus. Akademischer Verlag. Halle* 1935. *(XXV u.* 205 *S. ; RM.* 5.80*)*

Der Verf. will die Frage : Warum haben sich die Sozialisten vom Christentum abgewandt ? am Beispiel des geistig-religiösen Entwicklungsganges von Friedrich Engels in den Jahren 1837 bis 1847 beantworten. Er schildert an Hand der Quellen die gesellschaftliche und religiöse Umwelt, in der

Engels aufwächst, und folgt ihm dann in seiner weltanschaulichen Entwicklung von einem Anhänger des „Jungen Deutschland“ über Strauss, Hegel, die Junghegelianer und Feuerbach zum Mitbegründer des dialektischen Materialismus. Nach einer eingehenden Darstellung der religiösen und sozialen Auffassungen und der Tätigkeit des Wuppertaler Restaurationspietismus kommt er zu dem Schluss, dass Engels' Kritik an der Orthodoxie und der unsozialen Haltung der Kirche in seiner Heimatstadt im wesentlichen richtig ist. Er bedauert die „versäumte Möglichkeit“ der Kirche ; seiner Ansicht nach wäre es leicht gewesen, Engels bei einem gemässigten, weniger orthodoxen Christentum zu halten. Er bedauert desgleichen, dass die Kirche „mit grenzenlosem Missverständnis“ den religiösen Sozialismus von Wilhelm Weitling abgetan habe : „Auf diese Weise wird der religiöse Frühsozialismus aus der Kirche ausgestossen und muss so heimatlos, fast naturnotwendig dem ihm geistig überlegenen Atheismus von Marx und Engels anheimfallen.“

Das Buch von S. stellt eine fleissige Quellenarbeit dar und zeichnet sich durch das Bestreben aus, den Inhalt der Schriften von Marx und Engels objektiv wiederzugeben. Der Verf. möchte die Vereinbarkeit von Sozialismus und Christentum beweisen ; zu diesem Zwecke geht er von einem Wunschbild von Christentum und Kirche aus.

Philipp Bauer (Paris).

Rikli, Erika, *Ein Revisionsversuch der deutschen marxistischen Theorie* (1890-1914). *(Dissertation) H. Girsberger. Zürich* 1936. *(*128 *S.)*

R. gibt eine klare Übersicht der revisionistischen Theorien in der deutschen Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit. In einem etwas knapp geratenen geschichtlichen Überblick werden die wirtschaftlichen und sozialen Zeitverhältnisse skizziert, um dann in dieses Zeitbild Entstehung und Entwicklung des Revisionismus einzufügen. Im zweiten Teil werden die revisionistischen Theorien, im dritten wird die dogmengeschichtliche Stellung des Revisionismus behandelt. Man vermisst die Berücksichtigung sozialpsychologischer Gesichtspunkte, was mit der eingangs erwähnten summarischen Schilderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zusammenhängen dürfte. Emil J. Walter (Zürich).

Maccoby, S., *English Radicalism,* 1832-1852. *George Allen & Unwin. London* 1935. *(*462 *pp. ;* 16 *s.)*

M. has written an interesting book on a short but important period in British nineteenth century history. In 1832 the famous Reform Act, which opened the doors of Parliament to the middle class, was passed, and this was followed by a series of other reforms of an economic and social character. Historians have, however, in the author's opinion, described the period too much from the standpoint of the legal machinery registering the reforms — that is to say, of the Parliamentary situation — and too

little from that of the underlying forces compelling their adoption. These forces found their expression in a group of Radical reformers, afterwards known as Radicals, whose aim was the creation of a fully democratic House of Commons as a means of bringing about far-reaching reforms in the social and economic order. Success was not destined to crown their efforts until much nearer the end of the century ; but that is all the more reason why we should study the beginnings of the movement and its influence on the measures of the early reform Parliaments. That is the task which M. has set himself and which he has accomplished with considerable success.

D. C. Tait (Geneva).

Variot, Jean, *Propos de Georges Sorel. N. R. F. Paris* 1935. *(270 p. ; fr. fr.* 18.—*)*

M. Variot veut nous convaincre que Sorel, philosophe avant tout, doit être interprété comme tel sans référence ni à sa personne ni à une volonté politique déterminée. On a malheureusement l'impression que M. V. confond le refus d'adhérer à un parti ou à un mouvement avec l'absence d'intérêt politique. Car ce refus d'adhésion s'explique aisément par le désaccord entre les théories de la violence et les données de la politique française d'avant-guerre. Et que l'intérêt politique soit au centre de la pensée de Sorel, toute son œuvre est là pour en témoigner. Ajoutons que peut-être Sorel aurait aimé l'interprétation de V., car elle lui aurait évité de subir la critique psychologique ou sociologique qu'il avait si souvent appliquée à d'autres. — La première moitié des propos que l'auteur a choisis, porte sur la politique extérieure, la Russie tsariste, l'avènement inéluctable de la guerre de 1914 (que Sorel n'était pas le seul à prévoir), le caractère et le rôle des groupements politiques de la France d'avant-guerre ; l'autre moitié du livre est consacrée au thème „Sorel et l'art".

Dans l'ensemble les partisans même les plus fervents de Sorel, de quelque côté qu'ils viennent, ne trouveront dans ce livre aucune justification nouvelle de leurs thèses.

R. Schröder (Paris).

Wolman, Leo, *Ebb and Flow in Trade Unionism. National Bureau of Economic Research. New York. Macmillan & Co. London* 1936. *(266 pp. ;* $ 2.50, 10 *s.* 6 *d.)*

W.'s approach to the study of the American labor movement is, in Veblen's phrase, pre-Darwinian. Although change in the physical and technological characteristics of labor's environment does come within the compass of his treatment, he regards the institution of ownership as constant and gives scant attention to the implications that growing concentration of industrial control has for the destinies of the labor movement.

Thus W. finds little that is suggestive, for example, in the fact that an increasing proportion of the laboring class finds employment in very large business and industrial establishments. Focusing his attention upon such

factors as the tendency of industry to shift its geographical location to escape militant unionism, changes in industrial technology that destroy old crafts and occupations, changes in the composition of the industrial population that impede the development of a broad class-consciousness, the author dismisses as unimportant the predominating ideology of organized labor at any given time, the capacities and working-philosophies of its leaders, and the prevailing form of trade union structure. Holding to the Gompers-Green view that the paramount problem of organized labor is the pragmatic one of simply staying organized in the midst of a hostile environment, it is not surprising that he should regard the periodic resurgence of political consciousness within the ranks of organized labor as not only futile but unfortunate, since it undermines that one substantial pillar of working class unity, job-consciousness.

Whatever the limitations of W.'s preconceptions, his latest volume is unquestionably a useful contribution to the literature of the field, since it presents concisely a remarkable amount of factual material, in convenient tabular form, bearing upon union membership during the pre-war, war, post-war and „New Deal" periods. T. J. Reynolds (New York).

Rowse, A. L., *Mr. Keynes and the Labour Movement. Macmillan & Co. London and New York* 1936. *(*68 *S.;* 2 *s.* 6 *d.*, $ 1.40*)*

Strachey, John, *The Theory and Practice of Socialism. Victor Gollancz. London. Random House. New York* 1936. *(*488 *S.;* 10 *s.* 6 *d.*, $ 3.—*)*

Rowses Buch will den Leser davon überzeugen, dass Keynes in der „General Theory of Employment, Interest and Money" den Grundstein einer sozialistischen Ökonomik — wenigstens für England — gelegt habe. Der geistvollste Nationalökonom in England gebe dem Programm und der Politik der Labour Party in diesem Werk nachträglich eine fundamentale Rechtfertigung. „Die Aussenpolitik Sowjetrusslands und die Dritte Internationale schlagen nun — zwanzig Jahre zu spät — tatsächlich dieselbe Politik ein, welche die Arbeiterbewegung in diesem Lande immer schon verfolgt hat. Nun kommt die Bekräftigung durch den hervorragendsten zuständigen englischen Gelehrten; sein Buch beweist uns durchgehend, dass wir mit unserer Wirtschaftspolitik im Innern durchaus richtig verfahren sind; und zwar sowohl hinsichtlich des Widerstandes der Gewerkschaften gegen Lohnkürzungen, als ihrer Forderung, vom Goldstandard abzugehen, der entscheidenden Notwendigkeit, effektive Nachfrage zu schaffen, um den Beschäftigungsstand aufrechtzuerhalten, ferner hinsichtlich der Notwendigkeit, die Zinssätze zu senken und die Ansprüche der Rentner an den nationalen Reichtum zu kürzen, der notwendigen Ausdehnung der öffentlichen Kontrolle auf Banken und Investierungen (sowohl aus ökonomischen als auch sozialpolitischen Gründen): kurz, das Buch leistet mit den besten theoretischen Gründen die völlige Rechtfertigung eines praktischen gemässigten englischen Sozialismus, der gemäss der Theorie die Grundlage einer sozialistischen Wirtschaft bildet." Diese Zustimmung ändert nichts

daran, dass Keynes in Wirklichkeit nur einen administrierten Kapitalismus vertritt. Es ist das Merkmal der gemässigten englischen Arbeiterbewegung, für die R. spricht, dass sie sich in Theorie und Praxis mit dieser Tendenz identifiziert.

John Strachey gehört dem radikalen Flügel des englischen Sozialismus an. Er ist seit Jahren darum bemüht, der marxistischen Theorie bei Arbeitern und Intellektuellen grössere Beachtung zu verschaffen. Das hier angezeigte Buch ist eine Art Kompendium marxistischen Grundwissens, das in populärer Form enthält, was in direktem Anschluss an Marx und Engels, an Lenin und Stalin, über kapitalistische und sozialistische Wirtschaft, über Staat, Freiheit, Demokratie und Diktatur, über Nationalismus und Krieg etc. gesagt werden kann. Die Art der Darstellung bedingt, dass zahlreiche offene Fragen umgangen, andere allzu vereinfacht abgehandelt werden. Erich Baumann (London).

Williams, Gertrude, *The State and the Standard of Living. P. S. King & Son. London* 1936. *(354 pp.; 12 s. 6 d.)*

A historical account of social policy in England during the last 50 years with regard to pensions, wage-rates, insurance and unemployment, in which W. succeeds at the same time in explaining the movement of ideas that lay behind the policy and the nature of the problems with which the policy dealt. The introductory chapter on „opinion in the nineties" is quite excellent. The author shows why philanthropic societies upheld the laissez-faire doctrine and how Liberal politicians gradually abandoned it. Measures, instead of being judged by abstract principle, came to be judged by their effects. This change of attitude led first of all to an attempt to treat the recipients of assistance as individuals instead of handling them as categories. Such an approach exaggerated the independence and effective free-will of the individual. The next step was to examine the environment that made the individual what he was, and so to arrive at a new type of classification.

In telling the story of the Trade Boards and the Old Age Pensions, W. makes admirable use of the historical method, selecting her facts and quotations with great skill so as to produce a narrative which is clear, concise and accurate and which brings to light many points that have not hitherto figured in the secondary authorities. When she comes to unemployment, and especially when she deals with the later phases of policy, she indulges more frequently in comments based on political and economic theory. This part is very thin because space does not permit her to substantiate her views with adequate technical arguments. Nevertheless the book as a whole is excellent and meets a very real need. W. shows not only that she is a thoroughly competent historian, but also that she has a good appreciation of the sociological approach to economic questions.

T. H. Marshall (London).

Woytinsky, Wladimir, *Les conséquences sociales de la crise. Bureau International du Travail. Genève* 1936. *(*376 *S.; fr. s.* 7.50*)*

L'Année Sociale 1935-1936. *Bureau International du Travail. Genève* 1936. *(*619 *S.; fr. s.* 8.—*)*

Abelin, Pierre, *Essai sur la comparaison internationale des niveaux de vie ouvriers. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*110 *S.; fr. fr.* 15.—*)*

Das Buch Woytinskys kann als eine morphologische Untersuchung der letzten grossen Weltwirtschaftskrise bezeichnet werden. Hier werden die vielfältigsten Erscheinungen der Krise zergliedert und ihre wesentlichen Folgen auf sozialem Gebiet dargestellt. Nach einer kurzen theoretischen Abhandlung über die Struktur und die Änderungen des nationalen Einkommens durch die Krise folgt eine umfassende Analyse über die industrielle und landwirtschaftliche Erzeugung, die Preisbewegung, internationalen Tauschverkehr, Kapitalbewegung und Arbeitslosigkeit. Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit der Entwicklung des Nationaleinkommens während der Krise in sechs Ländern, die als typische Industrie- und Agrarstaaten gelten können. Wichtig ist die Schlussfolgerung : Die Divergenz zwischen den Preisen der Industrie- und Agrarprodukte haben dazu geführt, dass die Agrarstaaten einen Teil der Lasten der Industriestaaten zu tragen haben. Die Industriestaaten haben ein relativ hohes Lebensniveau, aber sie leiden stark unter der zunehmenden Arbeitslosigkeit. Der Export der agrarischen Produkte aus den Agrarstaaten nimmt zu, aber die Agrarbevölkerung lebt in tiefster Armut. Vielleicht noch interessanter als der erste Teil ist der zweite, der sich mit der sozialen Lage der verschiedensten Bevölkerungsschichten befasst. W. widerlegt die Auffassung, dass die Krise zu einer Nivellierung des Einkommens führe. Die Kapitalbesitzer haben viel verloren ; es wurden jedoch zu einem grossen Teil nur die akkumulierten Reserven angegriffen. Die Mittelklasse ist durch die Krise stark verarmt, vor allem wurde die Arbeiterklasse betroffen, und zwar nicht nur materiell, sondern auch psychisch und politisch, weil eine permanente Arbeitslosenschicht entstanden ist, welche durch ihre Notlage auch die Existenz der Arbeitenden bedroht. Wie stark die durch die Krise eingetretenen Änderungen in der Einkommensverteilung sind, lehren besonders die eingehenden Untersuchungen in bezug auf die „redistribution horizontale" (d. h. Einkommensverteilung zwischen den einzelnen Ländern oder den einzelnen Sektoren) und die „redistribution verticale" (d. h. Einkommensverteilung zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten). Eine grosse Zahl von Tafeln und Diagrammen ist dem Buch beigefügt.

Bereits früher wurde auf die grosse Bedeutung des Jahrbuches des Internationalen Arbeitsamtes hingewiesen. Diese neue Ausgabe ist noch vollständiger als die früheren dadurch, dass eine grosse Anzahl neuer wichtiger Daten aufgenommen wurde. Die Neugliederung des Stoffes und der Tabellen machen das Buch besonders wertvoll. Den planwirtschaftlichen Bestrebungen wie überhaupt den wirtschaftspolitischen Bemühungen der Regierungen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Versuche, zu einem internationalen Vergleich des Lebensniveaus der Arbeiterschichten zu gelangen, wurden nach dem Weltkrieg durch eine Reihe von Instanzen mit besonderer Energie unternommen. Abelin erwähnt in seiner Studie die Schwierigkeiten, welchen man auf diesem Gebiet begegnet. Zunächst bringt er eine Ausführung über die methodologischen Schwierigkeiten, besonders insofern es sich um die Feststellung von Real- und Nominallöhnen handelt. Danach folgt eine Übersicht der bereits durchgeführten internationalen Lohnvergleiche, wobei die auf diesem Gebiet vom Internationalen Arbeitsamt geleistete Arbeit besonders hervorgehoben wird. Die Unstabilität der Währungen war längere Zeit hindurch ein grosses Hindernis für die Kontinuität dieser Untersuchungen.

Andries Sternheim (Genf).

Glueck, Eleanor, *Evaluative Research in Social Work. Columbia University Press. New York* 1936. *(27 S.; $ —.25)*

Burlingham, S. und **F. R. Day,** *Diagnostic and Treatment Processes in Family Social Work. Family Welfare Association. New York* 1935. *(27 S.; $ —.25)*

Hamilton, Gordon, *Social Case Recording. Columbia University Press. New York* 1936. *(VI u. 190 S.; $ 2.50)*

Die ökonomische Krise der letzten Jahre hat in Amerika das erste Mal soziale Fürsorge aus einer privaten in eine öffentliche Angelegenheit verwandelt. Als Folge davon befindet sich das ganze Gebiet des „social work" in einer deutlichen Krise, und von allen Seiten werden Versuche unternommen, Ziele und Methoden den neuen Verhältnissen anzupassen. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür ist die kleine Arbeit von Glueck, die analysiert, auf welche Weise die empirische Sozialforschung durch „Kontroll-Untersuchungen" der Fürsorge zu Hilfe kommen kann. Sie diskutiert eine Reihe von Aufgaben für „evaluative research" : festzustellen, ob in einem bestimmten Fall die Ziele einer sozialen Massnahme erreicht werden, wo der Grund für eventuelles Versagen liegt, welche Verbesserungen notwendig sind, wie sie erreicht werden können, welche weiteren Probleme zu untersuchen sind. Die Analyse ist unter stetiger Heranziehung reichlichen Untersuchungsmaterials aus der Kriminologie durchgeführt und stellt trotz der Kürze eine ungewöhnlich gute Einführung in das wichtige Gebiet der Beziehung zwischen sozialer Praxis und Sozialforschung dar.

Die Publikation von Burlingham und Day gibt eine Diskussion zum Problem der sozialen Diagnose wieder. Die beiden Verf. zeigen in Beispielen, wie die Persönlichkeit des hilfsbedürftigen Menschen und seine ganze Lebenssituation in Betracht gezogen werden müssen, auch wenn man nur materiellen Schwierigkeiten abhelfen will. Die Behandlung der Fälle bedient sich der Terminologie der amerikanischen klinischen Psychologie, die einer Art abgeblasster Psychoanalyse gleichkommt, und zeigt das hohe Niveau, auf dem sich die organisierte Privatfürsorge hier abspielt.

Das Buch von Hamilton hat rein technischen Charakter. Es gibt

Anweisungen, wie „case records“ anzulegen sind : ausführliche Berichte der Fürsorger, Ärzte und Berater. Da diese case records meist wertvolles Material für spätere theoretische Verarbeitung der Fälle darstellen, ist es sicher wichtig, dass sie möglichst einheitlich und gründlich angelegt werden. H. gibt detaillierte Anweisungen über Format und Stil, ebenso wie über die richtige Auswahl des zu Berichtenden unter theoretischen Gesichtspunkten. Der Autor betont, dass „von der Hand des erfahrenen Praktikers nur solches Material verzeichnet werden sollte, das Bezug auf die Interpretation des Falls und auf die damit zusammenhängende Entwicklung in seiner Behandlung hat.“ Der Zusammenhang in der Anschauung mit der vorangehenden Schrift ist offenbar. Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Rigaudias-Weiss, Hilde, *Les Enquêtes Ouvrières en France entre* 1830 *et* 1848. *Préface de C. Bouglé. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(XI u.* 262 *S.; fr. fr.* 30.—*)*

Das scheinbar etwas entlegene Thema wird von C. Bouglé in seinem schönen Vorwort in einen grösseren geschichtlichen Rahmen gestellt. — Indem die Verf. prüft, welche Interessen zuerst Fragebogen und Statistik in den Dienst soziologischer Untersuchungen stellten und wie sie dabei Problemstellung und Verfahren bestimmten, liefert sie einen Beitrag zur Analyse der soziologischen Methoden selbst. Darüber hinaus ergibt sich eine doppelte Verknüpfung mit der Geschichte der Ökonomie : die Enquêten verifizieren bestimmte Theorien und liefern zugleich Material, auf dem die spätere ökonomische Theorie und Gesetzgebung fusst. Das gilt besonders für die beiden wichtigsten Enquêten ; die Enquête von Villermé, unternommen im Auftrag der Académie des Sciences Morales et Politiques, eine „objektive“ Darstellung des vom Freihandel herbeigeführten Arbeiterelends, gelangt infolge der Zugehörigkeit des Autors zur Sayschen Schule in ihren Folgerungen nicht über philanthropische Wünsche hinaus. Ganz anders Buret. Als radikalerer Schüler Sismondis findet er in seiner Darstellung analytische Gesichtspunkte und historische Linien, die ihn in nächste Nähe zu Marx und Engels bringen. Hat seine Arbeit Engels' fünf Jahre später erschienene „Lage der arbeitenden Klasse“ beeinflusst ? Die Verf. gelangt — sicher mit Recht — zur Verneinung dieser Frage.

Wichtiger ist Burets von der Verf. eher unterschätzte Bedeutung für Marx. Das in der Marx-Engels-Gesamtausgabe vorliegende Material bietet verschiedene Anhaltspunkte dafür, dass Marx Sismondi in Paris (1844) nur aus Zitaten anderer Schriftsteller kannte. Dagegen hat er in Paris Buret ausführlich exzerpiert, erst in Brüssel (1845) daneben Sismondi. Nun ist Marx' Auseinandersetzung mit der klassischen Ökonomie von vornherein durch seine Polemik gegen das harmonistische Kreislaufschema charakterisiert, an dessen Stelle er bewusst das Prinzip der „Einheit der Gegensätze“ setzt. Für diesen zunächst nur methodologischen Gesichtspunkt musste ihm Burets Tatsachenbild besonders wertvolle Bestätigungen theoretischer wie praktischer Art bringen, da B. selbst — neben anderen methodologischen Übereinstimmungen — sich dieses Prinzips bedient

(Reichtum und Armut als Komplemente u. a.). Die gleichlautenden Formulierungen sind daher in Marx' Pariser Manuskripten noch viel auffallender als in den von der Verf. zitierten späteren Schriften.

Auf die interessanten Analysen der weiteren Enquêten, die von Privaten, von den Arbeiterzeitungen, dem Parlament und anderen Institutionen durchgeführt wurden, und deren jede Probleme der Zeitgeschichte spiegelt, kann hier nur kurz hingewiesen werden.

Konrad Bekker (New York).

Spezielle Soziologie.

Lasswell, Harold D., *Politics: Who Gets What, When, How. Whittlesey House. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(X u.* 264 *S.;* $ 2.50*)*

Nach L. stellt die Elite denjenigen Teil der Gesellschaft dar, der das meiste von vorhandenen Werten bekommt. Als die wichtigsten dieser Werte werden „deference", „safety" und „income" ausführlicher behandelt. Die Methoden, durch die eine Elite sich an der Macht hält, beziehungsweise eine Gegenelite die Macht erobert, sind „symbols", „violence", „goods" und „practices". „Symbols" werden mit Ideologie gleichgesetzt, soweit sie der herrschenden, mit Utopie, sofern sie der nach der Macht strebenden Elite dienen. L. weist darauf hin, dass, wenn in einer Epoche bestimmte seelische Tendenzen unterdrückt sind, sie deshalb doch nicht ausgelöscht sind, so dass durch eine geschickte Propaganda die unbewussten Impulse belebt und manifest gemacht werden können. Erfolgreiche Propaganda muss speziell mit folgenden seelischen Haltungen umzugehen wissen: „aggressiveness", „guilt", „weakness" und „affection". Im Kapitel über „violence" wird aussen- und innenpolitische Gewalt koordiniert behandelt, wobei allerdings die aussenpolitische „violence" im Vordergrund der Betrachtung steht. Die Verteilung der „goods" wird nach zwei Systemen untersucht: „rationing" und „prizing". Unter „practices" versteht L. alle politisch-strategischen und taktischen Massnahmen, wie Sozialversicherung, Regierungsformen, Zentralisation und Dezentralisation, Stimmungsmessung. Im Kapitel „results" wird untersucht, wie die Eliten beschaffen sein müssen, beziehungsweise welche Faktoren eine Rolle spielen, um sie zur Elite geeignet zu machen. Eine besondere Rolle spielt die These, „the distinguishing and unifying political movement of our times is the emergence of the lesser-income skill groups to hegemony in a world where the partial diffusion, partial restriction of the world-revolutionary pattern of 1917 is taking place atop the world created by the revolution of 1789." Zur „lesser-income skill group" werden auch die spezialisierten Arbeiter gerechnet. Im Kapitel „personality" zeigt L., welche Persönlichkeitstypen unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit zur politischen Führerschaft haben. Eine besonders eingehende Würdigung findet der „rage type" und das Problem der Folgeerscheinungen der verdrängten Wut. In dem Kapitel über „attitudes" werden politische Akte

unter dem Gesichtspunkt ihrer Externalisiertheit versus internalisierten Akten, die nur den Organismus selbst betreffen, besprochen.

Das Buch stellt eine wichtige Bereicherung auf dem Gebiet der soziologischen Analyse dar. Für den Psychologen besonders anregend sind die Bemerkungen über die unbewussten Impulse und Hemmungen, die dem „rage type" zugrunde liegen. L. versteht es, auch dem mit einer Analyse dieser Art noch nicht vertrauten Leser in anschaulicher Weise zu zeigen, wie sich hinter den Ideologien bestimmte psychische Tendenzen verbergen und wie diese mit Hilfe der Ideologie sich durchzusetzen streben ; er beweist, wie fruchtbar die Kombination tiefenpsychologischer und soziologischer Methoden für das Verständnis der politischen Gegenwart sein kann.

Erich Fromm (New York).

Cantril, Hadley, und **Gordon Allport,** *The Psychology of Radio. Harper & Brothers. New York and London* 1935. *(276 S. ; $ 3.—, 12 s. 6 d.)*

Eisenberg, A. L., *Children and Radio-Programs. Columbia University Press. New York* 1936. *(XVI u. 240 S. ; $ 3.—)*

Lumley, F. H., *Measurement in Radio. Ohio State University. Columbus* 1934. *(318 S. ; $ 3.—)*

Tyson, L., und **I. MacLatchy,** *Education on the Air. Radio and Education. University of Chicago Press. Chicago* 1935. *(VIII u. 266 S. ; $ 3.—)*

Soziologische Untersuchungen auf dem Gebiet des Radios sind ein neuer Zweig der empirischen Sozialforschung. Keine bessere Einführung dazu kann man sich denken als Cantrils und Allports inhaltsreiches und glänzend geschriebenes Buch. In einem ersten Teil wird die gegenwärtige Rolle des Radios in Amerika analysiert und gelegentlich mit der in anderen Ländern verglichen. Die Rolle verschiedener Faktoren wird aufgezeigt : Radio dringt in jedes Haus, daher werden viel „puritanischere" Masstäbe an seine Darbietungen angelegt als an Theater oder Kino ; Radio wird von den Reklamebudgets privater Unternehmungen erhalten und muss deshalb alles vermeiden, was bei einem der Klienten Anstoss erregen kann ; Radio ist ausschliesslich auf den einen Sinn des Hörens angewiesen und muss deshalb die ganze Welt von ihm her umstrukturieren. Besonders aufschlussreich ist eine historische Zusammenstellung der Fälle, in denen verschiedene Formen der Zensur geübt wurden, und der einschlägigen Rechtslage.

Im zweiten Teil dieses Buchs wird eine zusammenfassende Darstellung der Experimente gegeben, die das psychologische Institut der Harvard-University seit 1931 angestellt hat. Es ist unmöglich, die Fülle der geschickten Fragestellungen und bemerkenswerten Resultate im einzelnen zu referieren. Die Experimente trachten z. B. festzustellen, wieweit es möglich ist, verschiedene Persönlichkeitsmerkmale von der Stimme her zu erschliessen. Geschlechtsunterschiede in der Radiostimme : warum ist die männliche Stimme im Lautsprecher viel wohlklingender als die weibliche ? Ist der Unterschied für verschiedene Darbietungsgegenstände verschieden

gross? Sprecher versus Lautsprecher: welche Unterschiede in Bezug auf Merkfähigkeit, Interesse und Aufmerksamkeit bestehen zwischen dem Anhören eines persönlich anwesenden Redners und eines Radiovortrags? u. s. w. — Im dritten Teil werden praktische Folgerungen aus den Ergebnissen gezogen. Lehrreiche Analysen von einzelnen Programmen und ungewohnte Einblicke in die Praxis des Studios fesseln den Leser. Die ganze Darstellung ist von einer aufrechten sozialen und kulturellen Gesinnung durchzogen und endet mit der Frage, wie weit es rätlich ist, Radio ausschliesslich als Privateigentum weiterbestehen zu lassen.

Eisenbergs Buch greift aus diesem ganzen Problemkreis die Einstellung der Kinder zum Radio als sein Thema heraus. Etwa 3000 Kindern im Alter von 11 Jahren wurde ein Fragebogen vorgelegt, der sich bezieht auf: Lieblingsprogramme, Wirkung einzelner Programme auf das Kind, Stellungnahme der Eltern, Rolle des Radios im Alltagsleben des Kindes usw. Der Fragebogen ist sorgfältig ausgearbeitet und enthält eine Reihe geschickter Verlässlichkeitskontrollen. Die Resultate sind gewissenhaft interpretiert und stellenweise wirklich interessant. So wissen z. B. 285 Kinder ein neues Wort zu berichten, das sie übers Radio gelernt haben, aber 2053 Kinder nennen einen „Schlager", um den sie auf diese Weise bereichert wurden. Dabei scheinen die gesprochenen Sendungen für die Kinder eine viel grössere Rolle zu spielen, als für die Erwachsenen, verglichen mit musikalischen Darbietungen. Auch die grosse Rolle, die Radio-Klubs spielen — durch Briefverkehr zusammengehaltene Organisationen, mit deren Hilfe die grossen Unternehmungen den Absatz ihrer Produkte zu steigern suchen —, ist eine wichtige Feststellung.

Der rapide Fortschritt der Sozialforschung auf dem Gebiet des Radios ist vor allem den grossen Geldmitteln zuzuschreiben, die den Stationen zur Verfügung stehen. Für diese Geldgeber steht ein Problem im Mittelpunkt: wieviele Hörer und welche Art Hörer lauschen einem bestimmten Programm? Eine erstaunliche Menge von Scharfsinn ist in den letzten Jahren auf die Lösung dieser einen Frage verwendet worden, deren Beantwortung monatlich über die Verwendung von Millionen Dollars Reklamebudgets entscheiden kann. Lumley hat alle verwendeten Methoden in seinem Buch zusammengestellt und diskutiert. Analyse des Briefeinlaufs von Stationen und Personen, Verwendung von Verkaufsstatistiken, die echt amerikanische Methode des telephonischen surveys, die Benützung des brieflichen Fragebogens und des persönlichen Interviews werden mit interessanten Beispielen belegt und gegeneinander abgewogen. Das Buch ist so gut aufgebaut und belegt, dass es als Einführung in Erhebungsmethoden überhaupt verwendet werden könnte. Ein Kapitel über psychologische Faktoren im Radio-Hören gibt eine kurze Einführung in das Gebiet, das Cantril und Allport ausführlich behandeln.

Die erzieherische Seite des ganzen Fragenkomplexes ist in der Publikation von Tyson und MacLatchy behandelt, die den Bericht eines in Columbus, Ohio, im Jahre 1935 abgehaltenen Doppel-Kongresses des „Institute for Education by Radio" und des „National Advisory Council on Radio in Education" darstellt. 35 Redner haben sich mit Fragen der Programmgestaltung, der Administration und des weltanschaulichen Hintergrunds

von Sendeproblemen befasst. Es ist interessant, z. B. William Hard (das Mikrophon in der Politik) und Stanley High (das Radio der Zukunft) vertreten zu sehen, die später während der Präsidentenwahl eine grosse Rolle am Radio gespielt haben. Auch gestatten einzelne Probleme wie die Organisierung von Hörerzirkeln und die Veranstaltung von Diskussionen übers Radio interessante Ausblicke in neue soziale Anwendungsformen des Senders. Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Alain, *Histoire de mes pensées. N. R. F. Paris* 1936. *(*307 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Guéhenno, Jean, *Jeunesse de la France. Editions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*204 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Simon, Pierre Henri, *Les catholiques, la politique et l'argent. Editions Montaigne. Paris* 1936. *(*230 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Fernandez, Ramon, *L'homme est-il humain? N. R. F. Paris* 1936. *(*270 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Maulnier, Thierry, *Mythes Socialistes. N. R. F. Paris* 1936. *(*253 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

George, Waldemar, *L'humanisme et l'idée de patrie. Fasquelle, Editeurs. Paris* 1936. *(*250 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Suarès, André, *Valeurs. Editions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*381 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Le rapprochement de ces différents livres tient sans doute à des raisons accidentelles, le hasard de la parution plus qu'une intention de système l'explique. Aussi les remarques qui suivent visent-elles simplement à préciser et à situer certaines des attitudes typiques des intellectuels français.

Guéhenno et Alain appartiennent au Front populaire l'un et l'autre. Au cours de ces dernières années, par la plume ou la parole, ils ont „milité". Il n'en est que plus frappant d'observer que leur pensée ne doit rien aux circonstances, qu'elle reste fidèle à des traditions respectables, mais étrangères aux problèmes que pose le temps présent.

En un sens on pourrait dire qu'Alain, dans sa tentative d'autobiographie spirituelle, accentue sa manière. Il donne à ses idées une forme plus paradoxale et plus aggressive encore que de coutume. Le livre, au reste, est beau : A. s'y est mis tout entier, avec ses limites mais aussi sa grandeur. Limites : A. ignore l'histoire, il se figure que nier le progrès et affirmer que la nature humaine est toujours la même, est pensée profonde, comme si les événements et les systèmes historiques n'étaient pas au delà des impulsions individuelles. De même, il ignore les tâches particulières à un moment de l'histoire, la formule „le bon maître est plus à craindre que le mauvais" lui permet de concilier à bon compte une révolte permanente avec un conservatisme foncier (encore que, par sympathie humaine, il se mette toujours du côté des révolutionnaires). En pédagogie, il passerait pour réactionnaire, puisqu'il exige l'apprentissage ennuyeux. En économie, il pense que nous souffrons de pauvreté et non de surproduction. En psychologie, il ignore, et veut ignorer, les théories qui ont enrichi notre connaissance de l'homme : psychologie de singe, répète-t-il toujours à propos du Freudisme. De même,

il „envoie promener" l'espace à quatre dimensions et la relativité du temps : les limites de son esprit ou même de sa culture sont consacrées comme les limites de la science humaine. En philosophie, il justifie aisément par la formule „l'idée n'est qu'un instrument pour saisir le réel" le refus ou l'incapacité de tout système. Étranger enfin à la religion, A. s'en tient à l'explication à la fois profonde et étroite : „tout homme produit de sa solitude les héros et les dieux immortels". Il serait facile et injuste de déprécier une telle attitude comme typiquement française ou petite bourgeoise. Car, à l'intérieur des frontières qu'il s'est lui-même tracées, il est fort, comme psychologue de la vie quotidienne, moraliste non conformiste, humaniste qui refuse le tragique et fait confiance à chacun pour supporter la solitude et atteindre à la liberté. Après la guerre, par l'ascendant de sa personnalité, plus encore que par sa doctrine, il a exercé une influence sans égale. Il conférait une sorte de dignité philosophique à la révolte contre les pouvoirs et à la volonté de paix. Aujourd'hui encore, dans le rassemblement populaire les disciples d'Alain, qui dirigent le comité de vigilance des intellectuels antifascistes, jouent un rôle de premier plan. Le pacifisme à tout prix leur tient lieu de politique extérieure (d'où leur campagne contre le pacte franco-russe), l'hostilité aux riches et aux puissants de programme d'action. Et ils songent toujours à une réconciliation avec le peuple voisin, car il n'y a, évidemment, ni diversités nationales ni devenir historique...

Guéhenno se rattache lui aussi à une tradition française, moins celle des moralistes que celles des orateurs du siècle dernier. On retrouve dans tous ses livres, avec une générosité indiscutable, une fidélité au peuple dont il sort et un espoir révolutionnaire, au reste imprécis. La révolution, la libération dont G. rêve, en dépit des sympathies qu'il affirme pour la révolution russe, elle n'est pas spécifiquement prolétarienne ou communiste, elle est démocratique, humaine, elle est l'aboutissement de la grande Révolution. A ses yeux, seuls s'opposent „au mouvement", les prudents, les égoïstes. G. pense encore le présent à travers les concepts du XIXe siècle utopique, le peuple et ses ennemis. Ainsi, à côté du réfractaire anarchisant, devenu philosophe du radicalisme, on retrouve le prophète de 1848.

On pourrait rattacher à la gauche le livre courageux et émouvant de P. H. Simon sur la politique et l'argent. Professeur à l'Institut Catholique de Lille, l'auteur dénonce les sympathies de certaines catholiques pour les „ligues". Ses attaques contre un journal parisien ont fait un tel scandale que les autorités ecclésiastiques ont dû intervenir. Incident symbolique : beaucoup de catholiques, surtout de jeunes catholiques, rejoignent les partis avancés. Mais l'église-institution ? Même le parti chrétien-social vote le plus souvent avec la droite. Jusqu'où ces chrétiens révoltés contre Mammon suivront-ils le Front populaire ? Rassemblement dans l'équivoque, fondé sur des indignations communes ; car on n'est prêt ni à accepter les lois du régime capitaliste ni à renverser ce régime.

Fernandez se réclame de la tradition rationaliste. Littérateur plutôt que philosophe, il voudrait un rationalisme plus proche de la vie et de l'action, capable de discipliner la bête qui est en nous. L'autre problème qui semble toucher profondément F. est celui de la révolution et du „révolutionnisme", forme de cet irrationalisme moderne qu'il s'efforce de réfuter. Après

un bref passage par le communisme, F. est revenu à une position d'observateur, hésitant entre des sympathies révolutionnaires et royalistes. Il croit toujours à la nécessité de transformer le système économique, mais refuse une adhésion totale à un dogme, il défend la tolérance, la liberté de conscience, rappelle la tâche éternelle de l'homme : réaliser son humanité. Livre sympathique, où l'on rencontre beaucoup d'analyses ingénieuses, mais l'auteur se facilite la solution en séparant les problèmes, en ignorant les solidarités historiques et les possibilités économiques. Certaines discussions, en particulier sur le révolutionnisme, manquent de clarté, tant elles semblent l'écho de querelles personnelles ou de rivalités de salons. Singulier mélange de questions éternelles et de l'actualité la plus changeante.

Thierry Maulnier est dès maintenant un des idéologues les plus réputés de la droite extrême. Servi par un incontestable talent verbal, il développe longuement des arguments simples (il découvre par exemple dans le marxisme la présence d'un idéalisme qui contredirait le matérialisme). Dans la polémique, il est souvent assez pertinent. Il montre bien que, en dernière analyse, Alain substitue un problème moral au problème politique, il critique l'humanitarisme qui anime souvent les pseudo-marxistes. En revanche, ses propres affirmations restent entourées de nuages : on retrouve le sens de l'héroïsme, comme dans toute la littérature fasciste, mais le but suprême paraît être la différenciation des personnes. T. M. ne s'interroge pas sur les rapports des élites qu'il souhaite aux masses, et ce partisan des fascistes qui fait des réserves sur la politique culturelle des dictatures, ne paraît pas apercevoir la contradiction entre les alliés qu'inévitablement il aura dans la lutte et les fins qu'il prétend poursuivre.

Le livre de W. George, connu jusqu'à ce jour comme critique d'art, est le type même du livre obscur, confus. Bornons-nous à relever quelques thèmes idéologiques : culte des valeurs françaises les plus traditionnelles et les plus constantes (héroïsme militaire, raison classique, jardins à la française, etc.), sympathie pour le dynamisme, l'ardeur collective des régimes de masses, sens du caractère national de chaque culture, etc. N'insistons pas et renvoyons au livre même les lecteurs curieux de mythologies sincères.

Avec Suarès nous nous élevons — au moins par le ton — au-dessus de l'actualité et des querelles partisanes, encore que S. poursuive de sa haine tous les régimes de masses, tous ceux qui succombent à la religion des foules et sacrifient les seules valeurs authentiques, celles que créent et dont jouissent les individus supérieurs. On ne résume pas un livre de 400 pages fait de pensées juxtaposées. S. fidèle à lui-même retiré dans une solitude orgueilleuse, non sans ressentiment contre l'injustice du monde, entretient lui aussi, sous prétexte de justice, ses cultes et ses mythes, déteste Nietzsche, et exalte Bergson. Comme toujours, S. tend vers la grandeur, mais celle-ci est-elle compatible avec un effort si conscient pour l'atteindre ?

Raymond Aron (Paris).

Salvemini, Gaetano, *Under the Axe of Fascism. The Viking Press. New York* 1936. *(XIV u.*402 *S.; $* 3.—*)*

Rosenstock-Francks „L'économie corporative fasciste en doctrine et en

fait" (Paris 1934), Ignazio Silones „Der Faschismus" (Zürich 1934) und S.s Werk erlauben nunmehr, sich über Aufbau und Funktion des italienischen Faschismus ein selbständiges Urteil zu bilden. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Im ersten Teil, „The Corporate State", werden kurz die Geschichte der italienischen Gewerkschaften, der Palazzo Vidoni-Vertrag, der das faktische Gewerkschaftsmonopol der faschistischen Gewerkschaften etablierte, die Vernichtung der nicht-faschistischen Organisationen, der Aufbau der Syndikate, ihre Leitung, Finanzen, die „Markt"-tätigkeit, der Nationalrat der Korporationen und der Aufbau der Korporationen behandelt. Der Verf. gelangt zu dem Ergebnis, dass der Korporationsstaat ein „great humbug" ist.

Der zweite Teil („The Achievements") ist zunächst der Zerstörung von Geschichtslegenden gewidmet : wie etwa, dass Italien kurz vor dem Bolschevismus stand und Mussolini das Land vor der proletarischen Diktatur gerettet habe (eine Legende, die Mussolini neuerdings selbst aufgegeben hat), oder dass die „nichtfahrenden Eisenbahnen" oder Anarchie oder eine ansteigende Verbrechenswelle Ursachen des Faschismus gewesen seien. Die Leistungen des Regimes werden negativ bewertet : Zerstörung von politischer Freiheit und Demokratie, Vernichtung der sozialen Freiheit der Arbeiterklasse.

Der Wert des Buches wird gesteigert durch seine ausserordentlich reichhaltige und sorgfältige Dokumentierung. Kaum eine Behauptung, die nicht mit italienisch-faschistischen Quellen (Reden Mussolinis und seiner Unterführer, Zeitungen, Statistiken, usw.) belegt wird.

Das Ergebnis des Buches ist : der italienische Faschismus ist eine Diktatur von big business, Staat und Partei, die sich zur Ausbeutung der grossen Masse des Volkes vereinigt haben. Seine Schwäche liegt in dem Unterlassen, einige Zentralprobleme zu erörtern, vor allem das der Ableitung des Faschismus aus der italienischen Sozialstruktur und aus dem Antagonismus zwischen ökonomischer Situation und politischer Form ; ebenso wenig werden die soziologischen Prinzipien des Regimes klar herausgearbeitet, obwohl sich zahlreiche richtige Einzelbemerkungen über das ganze Buch hindurch verstreut finden. — Das Buch ist jedenfalls für das Studium des italienischen Faschismus unentbehrlich.

Franz Neumann (New York).

Voegelin, Erich, *Der autoritäre Staat. Ein Versuch über das österreichische Staatsproblem. Julius Springer. Berlin und Wien* 1936. *(VII u.* 289 *S.; RM.* 13.80*)*

In diesem Buch sind drei ganz verschiedene Fragestellungen, drei Analysen von durchaus verschiedenem Wert ineinandergeschoben, um so etwas wie die Grundlage einer „österreichischen Staatslehre" abzugeben. Der erste Teil des Werkes unterrichtet über „die Symbole ‚total' und ‚autoritär'". Er gibt im wesentlichen ideengeschichtliche Hinweise auf Vorgänger des modernen Totalitarismus und Autoritarismus wie Renan oder Hauriou. Auch die Geschichte des Gedankens einer Erziehungsdiktatur, ausgeübt durch Eliten, wird gestreift. Hier werden übrigens nur

Bemerkungen aus den frühen Schriften Carl Schmitts erweitert und konkretisiert; das Ganze wird ziemlich improvisiert zusammengestellt und gibt weder historisch noch systematisch rechte Klärung. Immerhin ist dieser Teil der positivste des Buches. — Neben ihm steht nun einigermassen unvermittelt eine Geschichte des „österreichischen Verfassungsproblems seit 1848", die in eine Analyse der „autoritären" Verfassung Österreichs von 1934 überführt wird. Entscheidend kommt es dabei V. darauf an, die angebliche Kontinuität des Verfassungsüberganges nachzuweisen und den Verdacht eines Bruchs der Bundesverfassung von 1920 zu widerlegen. Das ist rein apologetisch und sehr wenig überzeugend. — In diese Untersuchung ist endlich als Fremdkörper eine umfangreiche Polemik gegen die „Reine Rechtslehre" Kelsens eingelassen, die dadurch hineingebracht wird, dass Kelsen angeblich typischer Ausdruck österreichischer „Staatsfremdheit" und repräsentativer Staatstheoretiker des Verfassungsstaates von 1920 sei. Aber die angeblich „echt österreichische" Staatsfremdheit der Lehre Kelsens findet sich bei den reichsdeutschen Theoretikern Hänel, Gerber und Laband genau so wie bei den von V. angerufenen Österreichern Ulbrich und Gumplowicz, und es bleibt von der ganzen Polemik nichts als das unbewiesene Schlagwort von der „positivistischen Metaphysik", das sich, gemessen an seinem heutigen Standpunkt, im Munde des ehemaligen begeisterten Kelsenschülers V. einigermassen sonderbar ausnimmt.

Hans Mayer (Genf).

Messner, Johannes, *Die berufständische Ordnung. Tyrolia. Innsbruck-Wien-München* 1936. *(VIII u.* 344 *S.; Sch.* 19.95, *geb. Sch.* 23.10*)*

Merkl, Adolf, *Die ständisch-autoritäre Verfassung Österreichs. Ein kritisch-systematischer Grundriss. Julius Springer. Wien* 1935. *(IV u.* 166 *S.; Sch.* 7.50*)*

Bayer, Hans, *Der berufständische Aufbau in Österreich. Tyrolia. Innsbruck-Wien-München* 1935. *(*79 *S.; Sch.* 1.58*)*

Neustädter-Stürmer, Odo, *Die berufständische Gesetzgebung in Österreich. Österreichischer Bundesverlag. Wien* 1936. *(*276 *S.; Sch.* 5.77*)*

Maleta, Alfred, *Der Sozialist im Dollfuss-Österreich. Eine Untersuchung der Arbeiterfrage. Pressverein Linz a. D. Linz a. D.* 1936. *(*169 *S.; Sch.* 2.10*)*

Kerschagl, Richard, *Die Quadragesimo anno und der neue Staat. Österreichischer Bundesverlag. Wien* 1936. *(*37 *S.; Sch.* 1.26*)*

Fränkel, Richard, *Das neue Sozialrecht. Eigenverlag. Wien* 1936. *(*62 *S.; Sch.* —.80*)*

Der Versuch, die berufständischen Grundsätze der Enzyklika Quadragesimo anno in Österreich in die Praxis umzusetzen, hat im abgelaufenen Jahre zu einer Fülle von Neuerscheinungen geführt, von denen hier nur die interessanteren besprochen werden. Sie alle stammen von österreichischen Verfassern; aber die Gesichtspunkte, von denen diese an das Problem der Berufstände herantreten, sind trotz der gemeinsamen positiven Einstellung recht verschieden.

„Noch ist in keinem Lande, mögen berufständische oder korporative Bestrebungen auch schon jahrelang bestehen, bisher die Neuordnung über die ersten Schritte hinausgekommen“, stellt Messner zu Beginn seines Buches fest. Was ihm vorschwebt, ist eine Theorie der berufständischen Ordnung, die die allgemeinen Andeutungen der Enzykliken auf die einzelnen Gebiete des Gesellschaftslebens anwendet. Er geht von einer Kritik sowohl am Individualismus als auch am Kollektivismus aus (die für ihn annähernd mit Liberalismus und Sozialismus zusammenfallen). Das Ziel der Gesellschaftsreform ist „die Wiederherstellung der wahren Ordnung im Verhältnis von Einzelmensch und Gemeinschaft, von kleineren Gemeinschaften und Gesamtgemeinschaft, von Gesellschaft und Staat.“ Doch grenzt er sich deutlich gegen die ständischen Theorien seines Landsmanns Othmar Spann ab, da einer Ganzheitsbetrachtung zunächst eine Zweckbetrachtung vorangehen müsse.

M. versucht, das Wesen der Berufstände von einer Art Sozialphilosophie des Berufes aus zu erfassen; der Beruf gründet sich auf „gesellschaftlicher Leistungsverbundenheit“, und analog umfasst die berufständische Ordnung nicht nur die Wirtschaft, sondern die Gesamtgesellschaft. Nach M. ist nur durch eine solche Gliederung der Gesellschaft „das rechte Verhältnis von Freiheit und Bindung“ zu erzielen. Für die Funktionsgesetze der berufständischen Ordnung ist wesentlich, dass die Stände Körperschaften öffentlichen Rechtes seien; sie müssen also eine eigene verbindliche Ordnungsgewalt besitzen. Andererseits warnt M. vor der Gefahr einer Überorganisation und Bürokratisierung der Berufstände. Was den Systemaufbau im einzelnen betrifft, so ist er der Ansicht, „dass es eine eindeutige zwingende Aus- und Untergliederungsform nicht gibt und dass hier das allermeiste von den geschichtlichen und gesellschaftlichen Umständen des einzelnen Landes abhängig ist.“

Die wichtigste über die Enzykliken hinausgehende These M.s aber ist, dass eine berufständische Gesellschaftsordnung nur auf autoritärer Grundlage möglich sei, um die Sonderbestrebungen der Berufstände in Einklang zu bringen. Jedoch ist für M. Autorität nicht gleichbedeutend mit Totalität, die er vielmehr als der berufständischen Gliederung zuwiderlaufend ansieht. Diese ist ferner mit keinem bestimmten Wirtschaftssystem verbunden; dennoch kritisiert M. die Planwirtschaft und erklärt, „dass es nur der Gedanke der berufständischen Ordnung ist, der dem kollektivistischen Sozialismus auf die Dauer wirkungsvoll begegnen kann.“ Diese Ordnung sei nicht möglich ohne „berufständischen Gemeinsinn“; woher dieser den Unternehmern kommen soll, teilt der Verf. nicht mit. Vielmehr erklärt er den Leistungswettbewerb, der bloss entsprechend geregelt werden müsse, als bewegende Kraft der Wirtschaft. Durch welche konkrete Wirtschaftspolitik die angestrebte Entproletarisierung der Arbeiterschaft erreicht werden soll, wird auch in dieser Schrift nur mit Hinweisen auf Sozialpolitik usw. angedeutet. Das Buch ist im allgemeinen eine — sozialgeschichtlich überhaupt nicht unterbaute — Dogmatik der berufständischen Ordnung und zugleich eine Art Sozialphilosophie eines zünftlerisch durchsetzten Staatskapitalismus.

Der Wiener Universitätsprofessor Merkl (ein ehemaliger Schüler

Kelsens) gibt in seinem Buche eine Ergänzung von der staatsrechtlichen Seite her, wobei er sich in der wissenschaftlichen Exaktheit vorteilhaft von Messner unterscheidet. Der Verf. sieht eine Tendenz, die Österreich vom Kreis der autoritär-diktatorischen Staaten abhebt und dem der „plebiszitär und repräsentativ regierten Staaten" näherbringt, gerade in dem ständischen Zug seiner Verfassung von 1934. Kann man schon darüber verschiedener Meinung sein, so ist M.s Behauptung, dass die parlamentarische Demokratie eine „Vorstufe" des ständisch-autoritären Staates gewesen sei, problematisch. Aber die weniger eigentlich theoretischen Ausführungen treten zurück hinter einer gründlichen und klaren Darstellung der Quellen und Leitideen der berufständisch-autoritären Verfassung Österreichs, wobei in den Kommentaren manche politischen Bedenken durchschimmern.

Hans Bayer, Universitätsprofessor und seit 1934 Arbeiterkammersekretär in Wien, will hauptsächlich einen Überblick über die bis 1935 erreichte Stufe der berufständischen Gliederung Österreichs geben ; da ihr Ausbau sehr langsam erfolgt, ist die Schrift noch für längere Zeit als Materialquelle verwendbar. B. sieht drei Etappen dieser Gliederung : Die erste, bereits erreichte, umfasst eine einheitliche Interessenvertretung der Arbeitnehmer im „Gewerkschaftsbund" ; die zweite enthält eine einheitliche Zusammenfassung der Unternehmerorganisationen, und die dritte soll mit gemeinsamen Körperschaften von Unternehmern und Arbeitern das Gebäude des berufständischen Aufbaus vollenden. Diese dritte Etappe ist bisher nur bei zwei Berufständen erreicht, beim öffentlichen Dienst (der aber mangels eines Unternehmers eigentlich kein echter Berufstand ist) und bei der Landwirtschaft, in der gemeinsame Organisationen schon seit jeher bestanden. Die Schrift enthält ziemlich übersichtliche Schemen des geplanten Aufbaus des Berufsständesystems.

Auch das Buch des Bundesministers Neustädter-Stürmer ist vor allem eine Quellensammlung, und zwar mehr von der juristischen Seite her. Als solche hat sie für denjenigen, der sich weniger für die soziologische Theorie als für die staatsrechtliche Praxis der österreichischen Berufstände interessiert, ihren Wert ; beachtlich ist immerhin die Losung „ständische Planwirtschaft". Hingegen verfolgt die Schrift des Linzer Arbeiterkammersekretärs Maleta einen hochpolitischen Zweck : einen Zusammenklang zwischen den staatserhaltenden, konservativen Kräften und „dem Streben der Arbeiterschaft nach einer durchgreifenden Gesellschaftsreform" herbeizuführen. Den Schlüssel sieht M. im berufständischen Aufbau ; dieser „muss den Ausgangspunkt zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Überwindung der bisherigen Ordnung bilden und darf nicht bloss eine organisatorische Vereinfachung und Verbesserung der wirtschaftlichen Interessenorganisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bleiben" ; eine recht klare Erfassung des Haupteinwandes, der bisher gegen die berufständische Praxis sogar von vielen ihrer Anhänger gemacht wird. Die Schrift enthält einen „Programmentwurf für die österreichischen Arbeiter", der nach ziemlich allgemeinen Ausführungen weltanschaulicher Natur namentlich ein Bekenntnis zur berufständischen Ordnung bringt, „wenn diese auch im Bereiche der Wirtschaft verwirklicht wird" ; die Arbeiterschaft soll an der

Leitung der Berufstände „teilnehmen". Davon verspricht sich M. eine „Auflockerung der Klassengegensätze und Lösung der sozialen Frage im ständischen Staate."

Kerschagl befasst sich vor allem mit den geschichtlichen Voraussetzungen für Streit und Versöhnung zwischen Faschismus und Kirche und hebt ihre gemeinsamen Interessen, ferner die gemeinsamen internationalen Züge der Faschismen hervor, natürlich mit durchaus positiver Einstellung. Liberalismus und Sozialismus seien am Verkennen des Staates, am Materialismus und der Überschätzung des Individuums zugrundegegangen. K. ist der Ansicht, dass „ein faschistisches Programm ganz dem Geiste der grossen Enzyklika entsprechen kann."

Die Schrift des ehemaligen freigewerkschaftlichen Funktionärs Fränkel fällt aus dieser Reihe heraus. Sie will nichts anderes als eine Übersicht über die Änderungen und Verschlechterungen der sozialpolitischen Praxis seit den Anfängen der berufständischen Ordnung in Österreich geben. Die Schrift wurde wenige Wochen nach Erscheinen in Österreich verboten.

Ludwig Angermann (Zürich).

Höhn, Reinhard, *Otto von Gierkes Staatslehre und unsere Zeit. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1936. *(*161 *S.; RM.* 6.80, *geb. RM.* 7.80*)*

Diese respektlose Arbeit kommt zum Ergebnis, dass Gierkes Grundbegriffe, vor allem der der Genossenschaft, nicht geeignet sind, den nationalsozialistischen Staat und das nationalsozialistische Recht zu verstehen. Der Verf. wiederholt Carl Schmitts Kritik an G., wonach G.s Genossenschaftstheorie im Grunde die rechtstheoretische Basis des Pluralismus bilden solle und daher die Einheit des Staates nicht begründen könne. Diese Auffassung ist, wie Ernest Barker in seiner sorgfältigen Einleitung zu seiner Gierke-Übersetzung gezeigt hat (Natural Law and the Theory of Society, Cambridge University Press, 1934) schon deshalb unrichtig, weil auch mit der G.schen Theorie der Staatsabsolutismus dann begründet werden kann, wenn man den Staat als die Genossenschaft schlechthin auffasst. Im übrigen bedrückt es den Verf., dass die Fundamentalbegriffe des nationalsozialistischen Verfassungsrechtes, wie „Volk", „Rasse", „Blut", „Boden", „Führer" usw. im G.schen System keinen Platz finden. Die gewaltige rechtshistorische Leistung G.s, neben welcher die gesamte deutsche juristische Literatur von 1870 bis 1937 verblasst, wird vom Verf. überhaupt nicht gewürdigt. Franz Neumann (New York).

Ökonomie.

Clark, J. M., *Preface to Social Economics. Essays on economic theory and social problems. Farrar & Rinehart. New York* 1936. *(XXI u.* 433 *S.;* $ 2.75*)*

Die amerikanische Nationalökonomie ist seit dem letzten Vorkriegsjahrzehnt der Schauplatz eines heftigen „Methodenstreites" gewesen.

Auf der einen Seite die Verteidiger der Grenznutzentheorie mit ihren wirklichkeitsfremden Annahmen, auf der anderen ihre empiristischen Kritiker, die induktive psychologische, wirtschaftssoziologische und statistische Studien an die Stelle der Theorie setzen wollten. Unter den Ökonomen, die aus diesem Dilemma den Ausweg in eine realistische, d. h. mit gegenwartsnahen technischen, sozialen und psychologischen Annahmen arbeitende Theorie gesucht haben, und damit unter den ökonomischen Wissenschaftlern der Gegenwart überhaupt, nimmt J. M. Clark eine führende Stellung ein. Seine „Economics of overhead costs" und „Strategic factors of the business cycle" sind in der Anwendung dieser Methode bahnbrechend gewesen ; ihre bewusste Darstellung und Entwicklung in Kritik anderer Anschauungen war jedoch bisher in einer Reihe von Aufsätzen verstreut. Clarks Schüler M. Abramovitz und E. Ginzberg haben nun mit Zustimmung ihres Lehrers seine wichtigsten Aufsätze in diesem Sammelband herausgegeben und damit die Auseinandersetzung mit Clarks Methode wesentlich erleichtert.

J. M. Clark betrachtet die Grenznutzentheorie in ihrer Beschränkung als statische Theorie, wie sie etwa von seinem Vater J. B. Clark entwickelt wurde, als nützlichen Ausgangspunkt. Auf ihrem Feld der Untersuchung der Gleichgewichtspreise und -einkommen unter statischen Bedingungen scheint ihm diese Theorie im wesentlichen abgeschlossen. Anstrengungen zu weiterer Verfeinerung hält er in Anbetracht der notwendigen Realitätsferne für wenig ertragreich. Die demgegenüber ganz zurückgebliebene, aber vom wirtschafts- und sozialpolitischen Standpunkt unentbehrliche realistische Ökonomik, an deren Entwicklung er arbeitet, hat nicht nur die gleichen Erscheinungen unter veränderlichen Bedingungen zu untersuchen ; indem sie die Veränderung der Institutionen und der menschlichen Psychologie mit einbezieht, wird sie gleichzeitig zur dynamischen und zur sozialen Ökonomik, die wieder das ganze Feld der von Adam Smith behandelten Probleme umspannt. Je nach den konkreten Erkenntniszielen kann man dabei mit mehr oder weniger weitgehenden Modifikationen des statischen Modells arbeiten oder muss ganz neu ansetzen. Wo für politische Fragestellungen ein sozialer Wertmasstab notwendig ist, muss mit den grenznutzlerischen Harmonisierungs-Annahmen der Identität von individuellem und gesellschaftlichem Nutzen gründlich gebrochen werden. So enthält der zweite Teil der Sammlung Beiträge zur Dynamik der ökonomischen Theorie im engeren Sinne, vor allem zum Zyklusproblem, während der erste sich vorwiegend mit dem sozialen Aspekt der Ökonomie beschäftigt. Er enthält auch einen neuen Aufsatz Clarks „Towards a concept of Social Value", der an eine alte Kontroverse mit B. M. Anderson anknüpft.

Eine Sammlung schon veröffentlichter methodischer und programmatischer Essays fordert ihrer Natur nach weniger zum Referat im einzelnen als zur Auseinandersetzunng mit dem Gesamteindruck auf. Der auffallendste Zug ist vielleicht der Kontrast zwischen der Fülle origineller und anregender Ideen, der reichen Kenntnis des realen kapitalistischen Prozesses der Gegenwart, der Umsicht in der Abschätzung der quantitativen Bedeutung verschiedener Faktoren — und der geringen Präzision der prinzipiellen methodischen und vor allem kritischen Formulierungen. Die

Auseinandersetzung mit der statischen grenznutzlerischen Tradition ist unendlich vielseitig, aber nirgends prinzipiell. Diese Unklarheit ist logisch grundlegend für die Schranken sowohl der theoretischen wie der praktischen Neuerungen, die Clark befürwortet. Theoretisch handelt es sich ihm um das Verständnis der Veränderungen, die seit der Blütezeit des liberalen Harmonismus vor sich gegangen sind, um die Unterschiede zwischen dem heutigen und dem liberalen Kapitalismus. Während alle dafür wichtigen Züge scharf hervortreten, insbesondere die Folgen der hochkapitalistischen Technik, treten die gemeinsamen Merkmale aller kapitalistischen Produktion im selben Masse in den Hintergrund, wie die harmonistische Theorie als mehr oder minder adäquates Bild der liberalen Epoche hingenommen wird. Was die Veblen-Schule und auch Mitchell meinen, wenn sie in ihrer Kritik der Harmonisten die „Institutionen" der money economy und des profit incentive betonen, kommt bei Clark nicht voll zu seinem Recht.

Praktisch bewirkt dieselbe Schranke, dass J. M. Clark die gleichen sozialethischen Ideale, die sein Vater schon im liberalen Kapitalismus tendenziell verwirklicht sah, auf dem Wege einer evolutionären Umbildung des modernen Kapitalismus durch ökonomische und soziale Planung verwirklichen möchte. Das System ist durch technische Faktoren gehindert, ins Gleichgewicht zu gelangen; es zeigt in der Anpassung an das Wachstum der Produktivkräfte schwere Mängel, hauptsächlich in Gestalt des Zyklus, die durch planenden Eingriff beseitigt werden müssen. Aber Clark zweifelt nicht, dass dies graduell möglich ist; denn er hält an der Vorstellung fest, dass Anpassung an die sich ändernden Bedingungen die Grundfunktion des bestehenden ökonomischen Systems sei.

Walter Fehr (London).

Pigou, A. C., *Economics of Stationary States. Macmillan. London and New York* 1935. *(XI and* 326 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 4.50*)*

P. wishes this book to be considered both as an introduction to economic theory and as a complete and thorough investigation of the economics of stationary states. Beginning with the most simple propositions into which are introduced a series of increasing complications, the investigation takes on an extraordinary interest, and constitutes in fact an exposition of the present state of pure economic theory. All the recent developments of the Cambridge, Harvard, Austrian and Lausanne schools are here considered and fitted in. Insofar, therefore, as the book is limited to the analysis of abstract principles, it is a valuable survey of modern economic theory. To the non-mathematical reader it will be a relief to find the mathematical analysis embodied separately in an appendix.

In this brief notice we can do no more than emphasize the clarity and moderation of the analysis and the book's utility as a useful contribution to economic theory, and as a compendium of economic fundamentals. Especially illuminating are P.'s discussions of the applicability of mathematics to economics, and of the problem of monopoly. P. rightly argues that a distinction must be made between the exactness of mathematical

analysis as such, and a given concrete economic problem. He is sceptical too, it is interesting to note, of the concept that an equilibrium must necessarily inhere in a dynamic economic system.

Bruno Neumann (London).

Van Kleeck, Mary, *Creative America. Its Resources for Social Security. Covici Friede. New York* 1936. *(*353 *S.;* $ 3.—*)*

Laidler, Harry W., *A Program for Modern America. Thomas Y. Crowell Co. New York* 1936. *(X u.* 517 *S.;* $ 2.50*)*

Ezekiel, Mordecai, $ 2500 *a Year. From Scarcity to Abundance. Harcourt, Brace & Company. New York* 1936. *(XV u.* 328 *S.;* $ 2.50*)*

Beard, William, *Create the Wealth. W. W. Norton & Company. New York* 1936. *(*314 *S.;* $ 3.—*)*

Jahrelange Arbeitslosigkeit vieler Millionen Arbeiter und unzureichende Versorgung breiter ländlicher und städtischer Bevölkerungsschichten auf der einen, unausgenutzte industrielle Kapazitäten und agrarische Überproduktion auf der anderen Seite sind die sichtbarsten Widersprüche im wirtschaftlichen und sozialen Leben Amerikas, die die Wirtschaftskrise hat hervortreten lassen. Die Erklärung und mögliche Überwindung dieser Widersprüche bilden den Gegenstand von vier neuen amerikanischen Büchern, von denen drei aus der Feder bekannter Autoren stammen. Bei aller Verschiedenheit in den wissenschaftlichen und weltanschaulichen Voraussetzungen sind alle vier darin einig, dass Widersprüche von solcher Tragweite nur Ausdruck von Grundfehlern in der sozialen und wirtschaftlichen Verfassung des Landes sein können und dass das Ziel sein muss, den schlecht versorgten und arbeitslosen Massen Arbeit und eine gewisse Sicherheit zurückzugeben, eine „security", die mehr ist als nur eine zeitweilige Versicherung gegen Einkommensausfall. Die grundsätzlichen Verschiedenheiten in Erklärung und Lösung des Problems kommen daher, dass die einen — Van Kleeck und Laidler — es als soziales, die anderen — Ezekiel und Beard — es als produktionstechnisches ansehen. Den ursächlichen Zusammenhängen geht nur Van Kleeck nach; ihre Konzeption ist sozialphilosophischer Art: sie sieht die schöpferischen (creative) Kräfte Amerikas durch die besitzenden (possessive) an der Entfaltung gehindert. Die gegenwärtige Krise sei nur ein Stadium in der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Grundkräften, die die amerikanische Geschichte seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung durchziehe. Sie sei, wie jede andere Wirtschaftskrise auch, die Folge der Herrschaft der besitzenden Kräfte, und zu ihrer Überwindung müssten die schöpferischen Kräfte den Kampf um die Menschenrechte aufnehmen. In ihm komme den in den Gewerkschaften organisierten Arbeitern die Führung zu; sie hätten die echte wirtschaftliche Demokratie, die Mitbestimmung der Arbeiter in der Produktion, herbeizuführen und durch wissenschaftliche Kontrolle der Industrie (Taylorismus) und soziale Reform eine Hebung des Lebensstandards der breiten Masse und schliesslich eine soziale Sicherung zu erreichen. Die Ausführungen Van Kleecks bewegen sich nach der ganzen Anlage ihres

auf einem reichen historisch-ökonomischen Material fundierten Buches im Allgemeinen.

Die konkreten Voraussetzungen und Formen eines solchen auf soziale Reform und gewerkschaftliche Arbeiterpolitik abgestellten Programms führt Laidler in einem ebenfalls auf Grund reichen Materials abgefassten Buche aus. Er zeigt die manigfachen Ansatzpunkte für eine soziale Gesetzgebung in Amerika : Beseitigung der Kinderarbeit, Arbeitszeitkürzung, Kranken- und Altersversorgung ; Planung der Agrarwirtschaft und Überwachung von Industrie und Banken und schliesslich soziale Revision der Verfassung. Die Durchführung eines solchen Programms würde zu einer grundsätzlichen Reform des gesamten sozialen Lebens in Amerika führen und könnte vor der Erschütterung der kapitalistischen Grundprinzipien nicht haltmachen ; Laidler ist sich dessen bewusst, hält aber den Weg der Reform durch gewerkschaftliche Aktivität und gesetzgeberische Massnahmen für völlig ausreichend. Während L.s Gesamtkonzeption unter der Breite der Einzelheiten leidet, zeichnen sich die beiden Lösungsversuche von Ezekiel und Beard durch weitgehende Vereinfachungen aus. Beide Autoren sehen die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen in einer Reform des Produktionsapparates. Sie gehen davon aus, dass die Ursache für die schlechte Versorgung der breiten Masse und der Arbeitslosigkeit in der mangelhaften Ausnützung der industriellen Kapazitäten zu suchen sei. Ein ausreichender Lebensstandard einer Familie könne, wie E. annimmt, nur bei 2500 Dollar Einkommen im Jahr garantiert werden. Weniger als ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung lebe auf diesem Standard. Er könne nur erreicht werden durch eine allgemeine Produktionssteigerung, die aber bei der gegenwärtigen profitwirtschaftlichen Orientierung unmöglich sei. Daher müsse die Industrie einer Planwirtschaft unterworfen werden, die an der ausreichenden Versorgung der Konsumenten und an der Erreichung des genannten Lebensstandards orientiert sei. E. denkt sich die Kontrolle, „Industrial Adjustment", nach Art der landwirtschaftlichen Produktionskontrolle unter Roosevelt. Auch B. möchte die Industrie einer Planung unterwerfen, aber nur soweit, als die Profitwirtschaft versagt habe, und dieser Sektor werde durch die arbeitslose Bevölkerung umschrieben. Soweit sich der profitwirtschaftliche Sektor bewährt habe, soll er erhalten bleiben. In dem anderen Sektor sollen die Arbeiter in den unbenutzten Fabrikationsstätten für ihren eigenen Bedarf arbeiten und mit dem profitwirtschaftlichen Sektor auf tauschwirtschaftlichem Wege verkehren. Diese Gedankengänge haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Programmen, wie sie von den deutschen Gewerkschaften in der Nachkriegszeit diskutiert wurden. Die grundsätzliche Diskussion wird daher auf beiden Seiten aus den damaligen Auseinandersetzungen ihre theoretischen Argumente entnehmen können.

Joseph Soudek (New York).

Pirou, G., A. Rose et autres, *L'économie dirigée et l'ag. culture. Conférences organisées par l'Institut National Agronomique. Librairie de l'Institut National Agronomique. Paris* 1935. *(304 p. ; fr. fr.* 20.—*)*

Planwirtschaft und Arbeitspläne. In : Die Internationale Gewerkschaftsbewegung. 15. *Jg.* 1935, *Nr.* 1-4 ; *Pläne der Arbeit. Ebenda.* 16. *Jg.* 1936, *Nr.* 1-5.

Landauer, Carl, *Essentials of Economic Planning. In : Plan Age. Vol.* 2, 1936, *no.* 7, *p.* 12-22 ; *no.* 8, *p.* 14-18.

Kapp, Karl W., *Planwirtschaft und Aussenhandel. Georg & Cie. Genf* 1936. *(XI u.* 140 *S. ; fr. s.* 4.—*)*

Der zweite Fünfjahrplan der Entwicklung der Volkswirtschaft der UdSSR. Hrsg. v. der Staatlichen Plankommission beim Rate der Volkskommissare der UdSSR. Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR. Moskau 1936. *(LIX u.* 739 *S.)*

Hubbard, L. E., *Soviet Money and Finance. Macmillan. London and New York* 1936. *(XX u.* 339 *S. ;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 4.50*)*

G. Pirou bestimmt einleitend den Begriff „économie dirigée" : dieser umfasst alle Formen geplanten Eingriffs in das Spiel von Angebot und Nachfrage seit Colbert, unter Ausschluss nur der sozialistischen Wirtschaft. In den anderen am französischen Agrarinstitut gehaltenen Vorträgen von E. Cassez, J. Alquier, C. Brassart, E. de Felcourt, R. Grand, M. Hermant, R. Mossé, W. Oualid, J.-B. Verlot werden englische Schutzzollpolitik, italienische Korporations- und Siedlungsorganisation, New Deal, deutsche Autarkiebestrebungen, russische Landwirtschaftsplanung im wesentlichen vom Standpunkt ihrer Vertreter in ihren Grundzügen geschildert. Die Verf. enthalten sich eigener kritischer Stellungnahme, bekennen sich aber durchweg zur Stützung der Landwirtschaft unter ausserökonomischen Gesichtspunkten. Der beigefügte Aufsatz von A. Rose tritt für planmässige Zusammenarbeit der Agrarexport- und importländer ein.

Die „Internationale Gewerkschaftsbewegung" stellt in den beiden Heften sämtliche „Pläne der Arbeit" zusammen ; Jg. 15., Nr. 1-4 ; Planwirtschaftliche Forderungen des I. G. B., Belgien, Frankreich, Gross-Britannien, Schweiz, Österreich, Deutschland ; Jg. 16, Nr. 1-5 ; englische Baumwollindustrie, Luxemburg, Niederlande, Tschechoslowakei. Die Entwürfe fordern im wesentlichen schrittweise entgeltliche Verstaatlichung der stark konzentrierten Industrien und des Kreditwesens und der Arbeitsbeschaffung. Auf unmittelbare Änderung des Gesamtsystems wird ausdrücklich verzichtet.

Carl Landauer veröffentlicht den Grundriss einer Vorlesung über planwirtschaftliche Hauptprobleme sowie die dazugehörige Bibliographie. Besonders bemerkenswert ist seine These, dass Gesamtplanung unter Aufrechterhaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln nur als Übergangszustand und nur derart möglich ist, dass der Staat die dynamischen Funktionen übernimmt, während die statischen beim Unternehmer verbleiben.

Kapp analysiert den Aussenhandel eines planwirtschaftlichen Idealtypus unter Hinweisen auf russische, deutsche und persische monopolartige Regelungen. Er beschäftigt sich insbesondere mit der Unzulänglichkeit einer Rentabilitätsrechnung in Marktpreisen, die alle gesamtwirtschaftlichen Kostenelemente verfehlt, soweit sie nicht in die Kalkulation des Einzelbe-

triebes eingehen. Die wichtigsten Probleme finden nach seiner Auffassung ihre Lösung in einer nicht an den Marktpreisen orientierten Theorie der Wirtschaftsrechnung, für die er auf eine spätere Arbeit verweist.

Die deutsche Übersetzung des sovjetrussischen zweiten Fünfjahresplans bringt Text und Tabellen des Plans 1933-37, die im Vorwort durch Angaben über seine Durchführung bis 1935 ergänzt werden.

Hubbard schildert in sehr übersichtlicher Weise Entwicklung und Schwierigkeiten der russischen Finanzpraxis vom Kriegskommunismus bis zur Aufhebung der Lebensmittelkarten. Theoretische Probleme werden nur gelegentlich und ganz oberflächlich berührt. Die Darstellung endet mit dem Jahre 1935, also bevor sich die „Kontrolle durch den Rubel“ in der Praxis als ausreichend zu bewähren hatte.

Konrad Bekker (New York).

Neumark, Fritz, *Neue Ideologien der Wirtschaftspolitik. Deuticke. Leipzig und Wien* 1936. *(82 S.; RM.* 3.—*)*

Die anregende Schrift stellt sich die Aufgabe, die Grundzüge der gesamten Wirtschaftspolitik der letzten Jahre, die Wurzeln der neuen wirtschaftspolitischen Ideologien und die geistesgeschichtlichen Ursachen der vielfach grundsätzlich gewandelten Wirtschaftspolitik der meisten europäischen Gross-Staaten (mit Ausnahme Russlands) darzulegen. Die Untersuchungen führen zu dem Ergebnis, dass die moderne Ökonomie und ihre wirtschaftspolitischen Vorstellungen, so modern sie auch erscheinen mögen, in Wirklichkeit von metaökonomischen Zielsetzungen beeinflusst sind, die zu längst überholten Geschichtsperioden zurückführen. Im Verlauf einer Analyse der neuen deutschen Wirtschaftspolitik erörtert N. die vielberufene Mittelstandspolitik, die wie viele andere Postulate dieser Wirtschaftspolitik der mittelalterlichen Gedankenwelt entsprächen. „Es ist logisch, dass eine Zeit, die die Ethik des mittelalterlichen Ideals von ‚Mass und Mitte‘ zu dem ihren macht und von dem Wunsch nach ökonomischer Stabilität beherrscht wird, die vorkapitalistischen ‚Stände‘ : Landwirtschaft und Handwerk, wie überhaupt Mittelbesitz und Mittelstand als Fundament der ‚neuen‘ Wirtschaftsauffassung ansieht.“

N. führt die modernen agrarpolitischen Zielsetzungen, die Autarkie, auf wirtschaftspolitische Ziele der Vergangenheit zurück und fasst das Ergebnis seiner Untersuchung in der Feststellung zusammen, dass „... noch nie, seit es moderne Nationalwirtschaften gibt, die Wirtschaftspolitik derart wie heute in den Dienst ausser- und überökonomischer Ziele gestellt wurde und nie noch, seit die Nationalökonomie Dignität errang, ihre Untersuchungen sich so sehr wie gegenwärtig metaökonomischen Gesichtspunkten untergeordnet haben.“ Otto Leichter (Wien).

Statistisches Handbuch der Weltwirtschaft. Bearbeitet im Statistischen Reichsamt. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik. Berlin 1936. *(551 S.; RM.* 18.—*)*

Dieses Handbuch, in mancher Hinsicht eine Ergänzung des 1928 veröffentlichten vorbildlichen Werkes „Die Wirtschaft des Auslandes“,

beschränkt sich auf die Veröffentlichung eines ungemein reichhaltigen Zahlenmaterials, das nicht weniger als 80 Länder betrifft. Die mitgeteilten Statistiken beziehen sich im allgemeinen auf das letzte Vorkriegsjahr und die Jahre 1920-1933; in einer Beilage sind überdies „Jahreszahlen 1934" mitgeteilt. Die Zahlenreihen geben im einzelnen die jährliche Bewegung von Bevölkerung, Gesamtproduktion, Haupttatsachen der landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugung, von Verbrauch, Umsätzen und Vorräten, Verkehr, Aussenhandel, Preisen, Beschäftigungsstand und Löhnen, Faktoren des Geld- und Kreditverkehrs, der öffentlichen Finanzen sowie des Volkseinkommens und der Zahlungsbilanz wieder. Überdies werden für die meisten Gebiete auch Monatszahlen geboten, die für die konjunkturstatistische Forschung von besonderer Bedeutung sind. Neben Produktions- sowie Geld- und Kreditstatistik sind namentlich die Aussenhandelszahlen — sachlich und regional — weitgehend untergegliedert, was den Bedürfnissen nicht nur der Theoretiker, sondern auch der Wirtschaftspolitiker und -praktiker entspricht. Dass trotzdem in diesen und anderen Fällen nicht ohne weiteres die Möglichkeit zu internationalen Vergleichen besteht, wird in den „Vorbemerkungen" ausdrücklich hervorgehoben. Abgesehen von formalen Unterschieden in bezug auf die Begriffe, die Erhebungsmethoden usw. ist ja auch (speziell für manche kleinen Länder) die — vielfach unvermeidliche — Spannung zwischen Wirklichkeit und Zahlenbild sehr verschieden gross. Das „Handbuch" stellt als Ganzes eine ausserordentlich wertvolle Sammlung von Statistiken dar, die in dieser Breite und Ausführlichkeit bislang gefehlt hat. Fritz Neumark (Istanbul).

Staley, Eugene, *War and the Private Investor. A study in the relations of international politics and international private investments. Doubleday, Doran & Co. Garden City. N. Y.* 1935. *(XXV u.* 562 *S.; $* 4.50*)*
Lewinsohn, Richard, *Les profits de guerre à travers les siècles. Payot. Paris* 1935. *(*292 *S.; fr. fr.* 18.—*)*

Staleys Untersuchungen gelten den beim Kapitalexport bestehenden Beziehungen zwischen den Regierungen und Kapitalexporteuren und der Dokumentation dieser Beziehungen. Gemeinhin wird angenommen, dass zwischen Hochfinanz und Grossindustrie einerseits und den Regierungen andererseits ein besonders enger und selbstverständlicher Konnex bestehe in der Weise, dass die Wirtschaftsmächte als Auftraggeber die ihnen nahestehenden Regierungen jeweils veranlassten, ihre Auslandsanlagen durch staatliche Organe zu fördern; dass also die Flagge dem Kapital folge oder es begleite und so seinen Konkurrenzkampf stütze und ihn verschärfe. Demgegenüber belegt S. durch eine lange, wiewohl nicht vollständige Reihe von gründlichen, ja ingeniösen case studies, dass dieser Nexus für den modernen Imperialismus seit den achtziger Jahren meistens nicht bestanden hat. Für die von ihm untersuchten Arten von Auslandsinvestments — sowohl die direkten Anlagen von Privaten und Gesellschaften im Ausland wie die Kapitalausleihungen an ausländische Unternehmen — stellt S. fest: 1. dass deren imperialistische Affektbesetzung meist durch die heimischen oder fremden Regierungen und durch heimische oder fremde Bevölkerungs-

teile, die sich im Konkurrenzkampf betroffen fühlen, verursacht wird und nicht ursprünglich durch das Finanzkapital selbst, ja, dass diese Affizierung bisweilen sogar zu seinem Schaden erfolgt ; 2. dass dessen eigene Aggressivität nach aussen weit geringer, seine Verständigungstendenz, besonders im internationalen Verkehr, weit stärker sei, als gemeinhin angenommen (Kapitalüberakkumulation als Ursache einer aggressiven Haltung des Finanzkapitals bestreitet S. rundweg) ; 3. dass vielmehr die Kapitalinstitute von den Bürokratien und anderen engagierten Imperialistengruppen des öfteren zur Unterstützung der Staatsmacht bewogen worden sind, und zwar unter stillschweigender oder ausdrücklicher Zusage von Gegenleistungen, Ausfallsgarantien usw. seitens der Heimatregierungen ; 4. dass sie diesem Zureden — obwohl keineswegs immer — gefolgt sind und dann gelegentlich das dabei auftretende Risiko auf Konsortien verteilt haben, so dass also solche Konsortien durchaus nicht Zusammenballungen zwecks Durchdringung nichtkapitalistischer Räume darstellen, sondern Arrangements für die Risikoverteilung ; 5. dass gerade die fragwürdigsten Unternehmungen den Schutz oder die nationalistische Unterstützung des Heimatlandes am eifrigsten zu suchen pflegen (beispielsweise im Falle Mannesmann in Marokko, in dem die Alldeutschen mit den Brüdern M. gegen die weniger intransigente Regierung Stellung nahmen) usw. Seine historische Kasuistik des Imperialismus lässt S. in völkerrechtliche Vorschläge ausmünden, die den Auslandsanlagen den ihnen beigelegten Reiz- und Explosivcharakter nehmen sollen durch weitgehende Entnationalisierung, Ausschaltung der Regierungsintervention und andere Massnahmen zum friedlichen Fortgang des Kapitalexports.

Unter vielfacher Abweichung von seinem grossen Titelthema beschränkt sich Lewinsohn auf das engere Problem der Kriegsgewinnler. Seine Darstellung ist wohl die erste, die diese Frage zusammenfassend behandelt, und steht im Dienste der sehr populären Annahme, dass die Kriegs- von den Friedensprofiten unschwer zu unterscheiden seien. Die Neigung zur Abschaffung von Kriegsprofiten kann jedenfalls durch die von L. mitgeteilten Beispiele von Kriegsgewinnen nur gestärkt werden, auch wenn er dabei eine Scheidelinie zwischen Kriegs- und Friedensprofiten nicht einhalten kann. Er beschränkt seine Darstellung auf die individuellen, aussergewöhnlichen und Spitzengewinne. Die — angeblich bald zu schliessende — Galerie der Kriegsgewinnler teilt L. in die Gruppe der Heerführer, der Kriegsfinanziers — von den Fugger zu den Morgans —, der auf Krieg, Frieden, politische Krisen und Entspannungen Spekulierenden (nicht zuletzt auf Grund ihnen amtlich bekannter Verhältnisse, wie Angehörige der Diplomatie). Bei der Darstellung der militärischen Kriegsgewinnler hätte der unmittelbare Einfluss der Profitabsicht des militärischen Führers auf die Gestaltung der Kriegsführung mitbehandelt werden sollen. War sie doch im Seekrieg, wo sie sich am längsten erhalten hat, sogar ausserhalb des eigentlichen Kaperkrieges noch in neuerer Zeit gar nicht selten, und ein Seeheld wie Nelson liebte Operationen, die mehr die Beute als taktische Ziele im Auge hatten.

Da L. einer personalistischen Behandlung vor einer institutionellen den Vorzug gibt, treten die aussergewöhnlichen Gewinne nicht in vollem Masse

in Erscheinung: andernfalls wäre zu beachten gewesen, dass z. B. in der englischen Flotte vor hundert Jahren die Prisengelder zwischen den Admirälen und Matrosen im Verhältnis 8000 : 1 verteilt wurden oder dass es Profite von ganzen Ständen und Gruppen gibt, wie z. B. die der Pferdezüchter an der kriegsmässig längst überholten Kavallerie. Ebenso übersieht L. die überall ausgebaute Karriere und Versorgung für Offiziere, wenn er mit der Bürokratisierung und Beschränkung der Offizierseinkommen auf feste Gehälter und Bezüge, mit der Verstaatlichung der Kriegsfinanzierung und des Lieferantenwesens sowie der Tendenz auf Wegsteuerung der Kriegsprofite grossen Stils das Ende der Kriegsprofite nahe herangekommen glaubt.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Bauer, Clemens, *Unternehmung und Unternehmungsformen im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit. Gustav Fischer. Jena* 1936. *(XIV u.* 184 *S.; RM.* 9.—*)*

Kelter, Ernst, *Die obrigkeitliche Preisregelung in der Zeit der mittelalterlichen Stadtwirtschaft. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VI u.* 168 *S.; RM.* 7.50*)*

Hon-Firnberg, Hertha, *Lohnarbeiter und freie Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Rudolf M. Rohrer. Brünn* 1935. *(*115 *S.; Kč.* 45.—*)*

Wührer, Karl, *Beiträge zur ältesten Agrargeschichte des germanischen Nordens. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VI u.* 152 *S.; RM.* 7.50*)*

Lütge, Friedrich, *Die mitteldeutsche Grundherrschaft. Untersuchungen über die bäuerlichen Verhältnisse Mitteldeutschlands im* 16. *bis* 18. *Jahrhundert. Gustav Fischer. Jena* 1934. *(XII u.* 205 *S.; RM.* 7.50*)*

Bauer untersucht den Fernhandel und die unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Bereiche der wirtschaftlichen Tätigkeit von der Mitte des fünfzehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Die Hauptaufmerksamkeit wendet B. den italienischen und oberdeutschen Fernhandelsunternehmungen im 16. Jahrhundert zu, deren Aufbau und Tätigkeit er an besonders exemplarischen Einzelfällen — wie dem der Affaitadi — schildert. B. hat seine Untersuchung auf den Bereich des Fernhandels konzentriert, weil er das einzige Wirtschaftsgebiet ist, „innerhalb dessen sich Anfänge und Fortentwicklung der kapitalistischen Unternehmung beobachten lassen. Und auch die Produktionsunternehmungen, die seit der Wende zum 16. Jahrhundert entstehen, sind in der Mehrzahl nicht nur Gründungen von Fernhändlern oder von bestehenden Fernhandelsunternehmungen und gehören zum Gesamtverband einer grossen Fernhandelsunternehmung, sondern sie verbinden in der eigenen Tätigkeit Produktion und Fernhandel.“ Das Buch ist eine auf Quellenmaterial aufgebaute sorgfältige Arbeit.

Kelters Schrift ist ohne wissenschaftlichen Wert. Sie stellt einen Versuch dar, mittelalterliche Wirtschaftszustände vom Standpunkt des

Nationalsozialismus zu behandeln. K. entdeckt im mittelalterlichen Köln die Verwirklichung des Grundsatzes „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" und empfiehlt die Wirtschaftspolitik des Kölner patrizischen Stadtrats als ein nachahmenswertes Beispiel gegenüber dem „wirtschaftlichen Individualismus". Die Preisregelung im mittelalterlichen Köln bestand nach der Darstellung K.s einmal darin, dass Höchstlöhne für die Handwerksgesellen festgesetzt waren, um diese zu verhindern, die Knappheit an Arbeitskräften „zur Erzielung unerlaubt hoher Löhne" auszunutzen. Zum andern lief die Preisregelung für lebensnotwendige Massenbedarfsartikel darauf hinaus, „das Gewinnstreben der Handwerker" zu beschränken, das heisst ihr Einkommen zu verkürzen. Die Patrizier und reichen Kaufleute, die den Kölner Stadtrat beherrschten, betrieben diese Preispolitik, wie K. selber zugibt, aus machtpolitischen Interessen, um sich die ärmeren Massen zu kaufen, ein Anwachsen des Reichtums und der Macht der Handwerker und der Zünfte zu verhindern und dadurch einen politischen Konkurrenten auszuschalten. Die Preisfestsetzung bezog sich im übrigen nicht auf die Waren, mit denen die Patrizier Profite machten ; die Ausfuhrprodukte und die meisten Einfuhrwaren waren ausdrücklich von der Preisregelung ausgenommen.

Hon-Firnberg will einen zusammenfassenden Überblick über die landwirtschaftliche Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit geben. Die Existenz landwirtschaftlicher Lohnarbeit, die Dopsch für das frühe Mittelalter aufzufinden versucht hat, wird für seine ganze Dauer behauptet. Der Nachweis dafür ist aber nicht überzeugend gelungen. Daran ist nicht nur die Dürftigkeit der Quellen schuld. Vielmehr ist das, was als freie Lohnarbeit bezeichnet wird, entweder mit der gutsherrlichen Fronarbeit so eng verbunden, dass es eher als ein Sonderfall der Fronarbeit erscheint, oder es handelt sich um einen Arbeitszwang, der gegenüber besitzlosen Leuten zur Saisonarbeit auf dem Lande ausgeübt wird. Jedenfalls aber kommt dieser „Lohnarbeit" nur sehr periphere Bedeutung im mittelalterlichen Wirtschaftsbetrieb zu.

Erst im Übergang zur Neuzeit gewinnt mit der fortschreitenden Zersetzung der alten Wirtschaftsformen die landwirtschaftliche Lohnarbeit grössere Bedeutung. Dem entspricht das reiche Quellenmaterial der Ordnungen und Verfügungen, die im allgemeinen der Knebelung der Tagelöhner im Interesse des Dienstgebers dienen.

Wührer, ein Schüler von Dopsch, versucht, eine Darstellung der wirtschaftlichen Zustände der skandinavischen Germanen zu geben. Die Grundlage seiner Untersuchung bilden die Forschungen der historischen Hilfswissenschaften, und zwar der Geschichte der Pflanzenwelt, der Archäologie und der Ortsnamenkunde. Auf Grund dieser Forschungen kommt W. zu dem Ergebnis, dass die ursprüngliche Besiedlung von einzelnen oder kleinen Gruppen von einzelnen (Familien) bewerkstelligt wurde und dass Privateigentum an Grund und Boden bestand. Damit glaubt W., die Auffassung widerlegt zu haben, dass der Grund und Boden ursprünglich Gemeineigentum gewesen sei. Zu seinem Unglück hat W. nicht auch die Ethnologie als Hilfswissenschaft herangezogen. Hätte er das getan, so würde er die Familie der Urzeit und ihren Hof nicht mit einer heutigen

Bauernfamilie, die ihr Gütlein bewirtschaftet, auf eine Stufe stellen. Damit, dass er nachgewiesen hat, dass es in der Urzeit Familieneigentum gegeben hat, hat er noch wenig bewiesen: die Familie der Urzeit war eine ganz andere Gemeinschaft als die heutige, und das Eigentum der „Familie" der Urzeit war kein Privateigentum im modernen Sinne.

Lütge untersucht die bäuerlichen Verhältnisse Mitteldeutschlands in der Zeit vor der Bauernbefreiung, das heisst hauptsächlich in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert. Vor allem kommt es ihm darauf an, die Unterschiede zwischen der mitteldeutschen Grundherrschaft einerseits und der west- und süddeutschen Grundherrschaft, sowie der ostdeutschen Gutsherrschaft andererseits herauszuarbeiten. Gegenüber den anderen Gebieten der Grundherrschaft sei für Mitteldeutschland charakteristisch, dass hier die Leibeigenschaft mit Ausnahme einiger unwesentlicher Überreste gar keine Rolle mehr gespielt habe und dass die Gerichtsherrschaft (und zwar auch nur teilweise) durch landesherrliche Verleihung in die Hände der Grundherren gekommen sei, während sie z. B. im Südwesten aus dem alten Hofgericht erwachsen sei. L. begleitet seine Darstellung mit Ausfällen gegen den „Liberalismus" in der heute üblichen Art und Weise. Das führt ihn dazu, die bäuerliche Unfreiheit in der Zeit vor der Bauernbefreiung zu rechtfertigen. Die Befreiung der Bauern von der feudalen Abhängigkeit scheint er beinahe zu bedauern, so behagt ihm selbst das Wort „Befreiung" nicht, weil es bereits ein „liberales Werturteil" in sich schliesse. Philipp Bauer (Paris).

Laurent, Henri, *Un grand commerce d'exportation au Moyen Age. La draperie des Pays-Bas en France et dans les pays méditerranéens (XIIe-XVe siècles). E. Droz. Paris* 1935. *(XXX et* 368 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

La draperie est l'industrie la plus développée du moyen âge, celle dont l'étude est particulièrement utile à tout économiste, car on y trouve déjà quelques traits essentiels des grandes industries modernes. Longtemps avant la „révolution industrielle" du xviiie siècle, l'industrie drapière du Nord de l'Europe était caractérisée par une séparation très marquée entre le capital et le travail; la puissance des marchands, importateurs de laine anglaise et exportateurs de pièces de drap, s'opposait à la dépendance des travailleurs. Les conditions sociales du travail ont été modifiées par l'extension des marchés extérieurs; les transformations techniques n'ont eu d'influence que beaucoup plus tard.

L. n'étudie pas dans le détail cette évolution des conditions du travail, analyse qui réserve encore aux chercheurs plus d'une découverte. L'objet de son travail, ce sont les grands courants commerciaux dont le développement a exercé sur l'industrie l'influence décisive que nous venons de dire. Son ouvrage sera donc un répertoire de faits indispensable pour préparer toutes les recherches sur la vie industrielle. Excellente mise au point, qui délimite l'expansion de la draperie flamande au xiiie siècle, puis de la draperie brabançonne à partir du xive. L'auteur reconstitue patiemment les courants commerciaux que permettent d'entrevoir les documents contemporains et

parvient à des résultats remarquablement précis que l'on est heureux de trouver ainsi rassemblés. Il éclaircit en cours de route plusieurs questions difficiles : il cherche par exemple à définir avec exactitude (p. 87 ss.) cette „Hanse de XVII villes", sorte de comptoir de vente interurbain vers l'intérieur de la France, que l'on a trop souvent confondue avec la Hanse flamande de Londres (orientée surtout vers l'achat de la matière première). Dans la seconde partie du livre, l'auteur démontre en quelque sorte le mécanisme du trafic de la draperie : organisation commerciale, modes de transport, vie juridique et vie économique des foires, en particulier des foires de Champagne. L'auteur n'a pas négligé les problèmes, si peu connus encore, de la politique économique au moyen âge. Les souverains, et Philippe le Bel en particulier, ont exercé une action, plus ou moins clairvoyante, mais en tout cas motivée par des intérêts précis. La variété des questions qui se trouvent ainsi abordées par L. donne une grande valeur à son ouvrage. L'auteur ne s'arrête pas, du reste, à de sèches analyses. Il indique discrètement la portée générale des questions qu'il soulève. Ajoutons que son sens critique est très sûr. Pour n'en donner qu'un exemple, il souligne la difficulté qu'il y aurait à utiliser pour l'histoire des prix les chiffres, même abondants et précis, qui concernent l'achat de pièces de drap par de grands seigneurs comme le duc de Bourgogne : le rang social des acheteurs rendant toute comparaison hasardeuse. La prudence de L. rend d'autant plus précieux et plus intéressants les résultats positifs de son enquête.

F. Henry (Paris).

Fanfani, Amintore, *Dal mercantilismo al liberismo. Le ricerche di R. Cantillon sulla ricchezza delle nazioni. Giuffrè. Milano* **1936.** *(VIII u. 174 S.; L. 15.—)*

Die besondere Bedeutung dieses Buches des bekannten Wirtschaftshistorikers liegt in dem nachdrücklichen Hinweis auf Richard Cantillons „Essai sur la nature du commerce en général", das um 1734 geschrieben und 1755 vollständig veröffentlicht wurde. F. hebt die Originalität dieser Schrift hervor : sie ist ein methodologischer Angriff auf die zeitgenössischen merkantilistischen Gedankengänge ; Cantillon rechtfertigt die liberalistische und kapitalistische Ökonomie. Das Buch schliesst mit einer ausgezeichneten Erörterung der Kommentare und der Plagiate, die einige Ökonomen am Text Cantillons begangen haben. Paolo Treves (Mailand).

Chi, Ch'ao-ting, *Key Economic Areas in Chinese History ; As Revealed in the Development of Public Works for Water-Control. (Issued under the auspices of the American Council, Institute of Pacific Relations.) George Allen & Unwin. London 1936. (XXIII and 168 pp. ; 8 s. 6 d.)*

Although he begins with the modest statement that he has not attempted a new interpretation of Chinese history, C. has in fact written a remarkable and important book. By analysing the functions of water conservancy, irrigation and canal transport and their effect on the structure of the state and society, he opens up an important new approach to „the understanding

and interpretation of the whole process of Chinese historical development." The richness of his material and the soundness of his method place him in a very strong position ; so strong that he does not need to make exaggerated claims, but can himself suggest that his ideas be further tested and that the forces which he has isolated be related to „other prevailing tendencies in Chinese history."

Briefly restated, the scope of his argument is as follows :[1]

Through many centuries, there has been an alternation of unity and division in Chinese political history ; but in spite of the extremes reached in this process, there was no great change in political structure between the first unified empire, in the third century B. C., and the decisive intrusion of Western, European-American forces in the nineteenth century. This political constancy must be related to underlying economic and social factors of equal constancy. One such factor is the control of water-supply, for both irrigation and transport, because it is of cardinal importance in the agrarian economy of China and because its economic application necessarily involved social and political consequences.

Chinese agriculture, from the very earliest times, could not advance beyond a certain stage of development without irrigation. In the north, this was because of the uncertainty of rainfall ; in the Yangtze valley and the south, because of the dependence on rice as the main crop. In all regions, however, the effect of irrigation was to promote an intensified agriculture, and therefore to favour such political and social forms as could best exploit a huge area in which population was heavily concentrated along rivers and canals and in which intensified agricultural production was combined with slow and cumbrous transport. From the beginning, irrigation required labour in larger units than could be supplied by independent families. The life of the nation was thus given a bias toward the development of such forms of power as could assure control over increasingly large labour resources for the creation and maintenance of increasingly large conservancy and irrigation projects.

Concurrently, the development of canals for transport as well as irrigation was encouraged by the cheapness of water transport as compared with cart transport for the collection and concentration of surplus grain ; and canals in turn increased the size of the region which could be brought under unified political control. The collection of taxes, primarily in grain, the supervision of immense numbers of labourers and the transport and storage of the grain surplus acquired by the state, developed a bureaucracy of civilians whose control over endless documents and matters of detail enabled them both to control the state and to live of it like parasites, and to reassert their power time after time, no matter how badly it had been shaken by civil war, rebellion or barbarian conquest. It may be suggested also that the emphasis on accumulation, in the form of stored grain surpluses which assured the maintenance of armies and political power, instead of on the production of an exportable surplus, was one of the factors which retarded in China the development of a capitalism of mobile wealth comparable to that of Europe.

When the political power based on this kind of agrarian economy and

agrarian bureaucratic society became mature enough to superimpose an imperial structure on what had previously been a regional quasi-feudalism, the focus of empire was at first in the northwest, from which it projected control toward the Yangtze and the south. This may have been partly because the spread of irrigation was limited, beyond the Great Wall, by steppes in which there was no adequate water-supply. It may also be suggested, however, that there was a stronger drive toward political progress in the north than in the south, because the technique of irrigation which underlays the economic system and the political structure was imperative in the north, with its irregular, undependable rainfall, while in the Yangtze valley and the south it was auxiliary and, so to speak, optional, at least in the primitive phases.

At any rate, once the imperial form of growth became operative — and this was as early as the third century B. C. — the maintenance of a centre of political power demanded the regular production of a surplus of grain, in order to support not only an imperial army but an imperial bureaucracy. The optimum region for the production of a surplus was not always the optimum region for political and strategic centralization (a question which was intermittently affected by barbarian wars along the Great Wall frontier) and therefore the problem of transport between the chief surplus-producing region and the imperial capital was recurrently one of the prime considerations of statecraft. In analysing these and other complex factors, C. notes the phenomenon of a shifting center of gravity in the political history of China, which he calls the Key Economic Area ; the general tendency of the area to shift from the northwest toward the Yangtze being a characteristic of the spread and growth of the Chinese empire, and the degree of control or loss of control over it determining the alternation of periods of unity and division.

Once a definite path of this kind has been traced through the mazes of Chinese history, it can be followed either forward or backward, and new paths can be discovered branching out from it. The accuracy with which C. has hewn a path is the measure of his success ; for though the book is short, and rather strictly limited to the discussion of successive Key Economic Areas, it gives the reader access to more than twenty centuries of Chinese history, and to a multitude of its complex, interrelated problems. The author speaks of his intention to undertake still further major research, which, it may be said, will supplement and complement the cardinal researches of Karl-August Wittfogel, by whom he has already been influenced. The work now published guarantees him a wide hearing, for with it he has stepped into a commanding position among those who are creatively reinterpreting Chinese history and thus making possible a deeper penetration into the contemporary problems of China.

Owen Lattimore (Peiping).

Le gérant : R. Lisbonne.

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember. Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelheftes francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.

Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the **« Zeitschrift für Sozialforschung », LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

The revue is published three times a year : in April, August, and December.

The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft III des Jahrgangs 1936 enthielt folgende Beiträge :

Leo Löwenthal : **Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft. Bemerkungen über Ibsen.**

A. Demangeon : **La Géographie humaine.**

Max Horkheimer : **Zu Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte.**

Erich Baumann : **Keynes' Revision der liberalistischen Nationalökonomie.**

Felix Weil : **Neuere Literatur zum „New Deal".**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one. that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia...

Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un cosi vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FELIX ALCAN / PARIS 1936

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten — Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

Erste Abteilung : Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie.

Allgemeiner Teil (Max Horkheimer).
Sozialpsychologischer Teil (Erich Fromm).
Ideengeschichtlicher Teil (Herbert Marcuse).

Zweite Abteilung : Erhebungen.

Geschichte und Methoden der Erhebungen.
Die einzelnen Erhebungen :
a. Arbeiter- und Angestelltenerhebung ;
b. Erhebung über Sexualmoral
Gutachten K. Landauer ;
c. Sachverständigenerhebung über Autorität und Familie ;
d. Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie ;
e. Erhebung bei Arbeitslosen über Autorität und Familie.

Dritte Abteilung : Einzelstudien.

Sie enthält u. a.
Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen der Entwicklung der Familienautorität (Karl A. Wittfogel).
Beiträge zu einer Geschichte der autoritären Familie (Ernst Manheim).
Das Recht der Gegenwart und die Autorität in der Familie (Ernst Schachtel).
Bemerkungen über die Bedeutung der Biologie für die Soziologie anlässlich des Autoritätsproblems (Kurt Goldstein).
Autorität und Sexualmoral in der freien bürgerlichen Jugendbewegung (Fritz Jungmann).
Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs (Marie Jahoda-Lazarsfeld).
Autorität und Familie in der deutschen Belletristik nach dem Weltkrieg (Curt Wormann).
Autorität und Familie in der deutschen Soziologie bis 1933 (Herbert Marcuse).
Die Familie in der deutschen Gesellschaftsauffassung seit 1933 (Alfred Meusel).
Autorität und Familie in der französischen Geistesgeschichte (Paul Honigsheim).
Autorität und Familie in der englischen Soziologie (J. Rumney).
Autorität und Familie in der amerikanischen Soziologie der Gegenwart (Arthur W. Calhoun).
Autorität und Familie in der italienischen Soziologie (Adolfo Luini).
Autorität und Familie in der Theorie des Anarchismus (Hans Mayer).
Das Problem der Autorität in der neueren pädagogischen Literatur (R. Meili).

Anhang : Französische und englische Inhaltsangaben.

LIBRAIRIE FELIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VI 1937 Heft 2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Traditionelle und kritische Theorie.

Von
Max Horkheimer.

Das Problem, was Theorie sei, scheint nach dem heutigen Stand der Wissenschaft keine grossen Schwierigkeiten zu bieten. Theorie gilt in der gebräuchlichen Forschung als ein Inbegriff von Sätzen über ein Sachgebiet, die so miteinander verbunden sind, dass aus einigen von ihnen die übrigen abgeleitet werden können. Je geringer die Zahl der höchsten Prinzipien im Verhältnis zu den Konsequenzen, desto vollkommener ist die Theorie. Ihre reale Gültigkeit besteht darin, dass die abgeleiteten Sätze mit tatsächlichen Ereignissen zusammenstimmen. Zeigen sich dagegen Widersprüche zwischen Erfahrung und Theorie, so wird man diese oder jene revidieren müssen. Entweder hat man schlecht beobachtet, oder mit den theoretischen Prinzipien ist etwas nicht in Ordnung. Im Hinblick auf die Tatsachen bleibt die Theorie daher stets Hypothese. Man muss bereit sein, sie zu ändern, wenn sich bei der Bewältigung des Materials Unzuträglichkeiten herausstellen. Theorie ist das aufgestapelte Wissen in einer Form, die es zur möglichst eingehenden Kennzeichnung von Tatsachen brauchbar macht. H. Poincaré vergleicht die Wissenschaft mit einer Bibliothek, die unaufhörlich wachsen soll. Die Experimentalphysik spielt die Rolle des Bibliothekars, der die Ankäufe besorgt, das heisst, sie bereichert das Wissen durch Herbeischaffung von Material. Die mathematische Physik, die Theorie der Naturwissenschaft im strengsten Sinn, hat die Aufgabe, den Katalog herzustellen. Ohne den Katalog könnte man sich der Bibliothek trotz aller Reichtümer nicht bedienen. „Das ist also die Rolle der mathematischen Physik, sie muss die Verallgemeinerung in dem Sinne leiten, dass sie ... den Nutzeffekt erhöht.“[1]) Als Ziel der Theorie überhaupt erscheint das universale System der Wissenschaft. Es ist nicht mehr auf ein besonderes Gebiet beschränkt,

---

[1]) H. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Ausgabe von F. und L. Lindemann. Leipzig 1914, S. 146.

sondern umfasst alle möglichen Gegenstände. Die Trennung der Wissenschaften ist aufgehoben, indem die auf verschiedene Bereiche bezogenen Sätze auf dieselben Voraussetzungen zurückgeführt werden. Derselbe begriffliche Apparat, der zur Bestimmung der toten Natur bereitsteht, dient auch zur Einordnung der lebendigen, und jeder, der seine Handhabung, das heisst die Regeln der Ableitung, das Zeichenmaterial, das Verfahren beim Vergleich von deduzierten Sätzen mit der Feststellung von Tatsachen usf. einmal gelernt hat, kann sich seiner jederzeit bedienen. Von diesem Zustand sind wir noch entfernt.

Dies ist, freilich im groben, die heute verbreitete Vorstellung vom Wesen der Theorie. Sie pflegt sich aus den Anfängen der neueren Philosophie herzuleiten. Als die dritte Maxime seiner wissenschaftlichen Methode bezeichnet Descartes den Entschluss, „der Ordnung nach meine Gedanken zu leiten, also bei den einfachsten und am leichtesten zu erkennenden Gegenständen zu beginnen, um nach und nach sozusagen gradweise bis zur Erkenntnis der zusammengesetztesten aufzusteigen, wobei ich selbst unter denen Ordnung voraussetzte, die nicht in der natürlichen Weise aufeinander folgen." Die Ableitung, wie sie in der Mathematik üblich ist, sei auf die gesamte Wissenschaft anzuwenden. Die Ordnung der Welt erschliesst sich einem deduktiven gedanklichen Zusammenhang. „Die langen Ketten von ganz einfachen und leicht einzusehenden Vernunftgründen, deren sich die Geometer zu bedienen pflegen, um zu ihren schwierigsten Beweisen zu gelangen, hatten mich darauf geführt, mir vorzustellen, dass alle Dinge, die unter die Erkenntnis der Menschen fallen können, untereinander in derselben Beziehung stehen und dass, wenn man nur darauf achtet, kein Ding für wahr zu halten, das es nicht ist, und stets die Ordnung beibehält, die erforderlich ist, um die einen von den andern abzuleiten, es keine so entfernten Erkenntnisse geben kann, zu denen man nicht gelangte, noch auch so verborgene, die man nicht entdeckte."[1]) Je nach der übrigen philosophischen Einstellung des Logikers werden die allgemeinsten Sätze, von denen die Deduktion ihren Ausgang nimmt, selbst noch als Erfahrungsurteile, als Induktionen angesehen, wie bei John Stuart Mill, als evidente Einsichten, wie in rationalistischen und phänomenologischen Strömungen, oder als willkürliche Festsetzungen, wie in der modernen Axiomatik. In der fortgeschrittensten Logik der Gegenwart, wie sie in Husserls logischen Untersuchungen repräsentativen Ausdruck gefunden hat, wird Theorie „als in sich geschlossenes

---

[1]) Descartes, Discours de la méthode. II. Deutsche Übersetzung von A. Buchenau. Leipzig 1911, S. 15.

Sätzesystem einer Wissenschaft überhaupt" bezeichnet.[1]) Theorie im prägnanten Sinn ist „eine systematische Verknüpfung von Sätzen in der Form einer systematisch einheitlichen Deduktion."[2]) Wissenschaft heisst „ein gewisses Universum von Sätzen ... wie immer aus theoretischer Arbeit erwachsen, in deren systematischer Ordnung ein gewisses Universum von Gegenständen zur Bestimmung kommt."[3]) Dass alle Teile durchgängig und widerspruchslos miteinander verknüpft sind, ist die Grundforderung, die jedes theoretische System befriedigen muss. Einstimmigkeit, welche die Widerspruchslosigkeit einschliesst, sowie das Fehlen überflüssiger, rein dogmatischer Bestandteile, die ohne Einfluss auf die beobachtbaren Erscheinungen sind, bezeichnet H. Weyl als unerlässliche Bedingung.[4])

Soweit dieser traditionelle Begriff von Theorie eine Tendenz aufweist, liegt sie in der Richtung auf ein rein mathematisches Zeichensystem. Als Elemente der Theorie, als Teile der Schlüsse und Sätze, fungieren immer weniger Namen für erfahrbare Gegenstände, sondern mathematische Symbole. Auch die logischen Operationen selbst sind bereits soweit rationalisiert, dass zumindest in grossen Teilen der Naturwissenschaft die Theorienbildung zur mathematischen Konstruktion geworden ist.

Die Wissenschaften von Mensch und Gesellschaft sind bestrebt, dem Vorbild der erfolgreichen Naturwissenschaften nachzufolgen. Der Unterschied zwischen den Schulen der Gesellschaftswissenschaft, die mehr auf Tatsachenforschung, und denen, die mehr auf Prinzipien eingestellt sind, hat unmittelbar mit dem Begriff der Theorie als solcher nichts zu tun. Die emsige Sammelarbeit in allen Fächern, die sich mit sozialem Leben befassen, das Zusammentragen ungeheurer Quantitäten von Einzelheiten über Probleme, die mittels sorgfältiger Enqueten oder anderer Hilfsmittel betriebenen empirischen Forschungen, wie sie seit Spencer besonders in den angelsächsischen Universitäten einen grossen Teil der Aktivität ausmachen, bieten gewiss ein Bild, das dem sonstigen Leben unter der industriellen Produktionsweise äusserlich verwandter erscheint als die Formulierung abstrakter Prinzipien, als die Erwägungen über Grundbegriffe am Schreibtisch, wie sie etwa für einen Teil der deutschen Soziologie kennzeichnend waren. Aber dies bedeutet keinen strukturellen Unterschied des Denkens. In den späten Perioden der gegenwärtigen Gesellschaft haben die

---

1) E. Husserl, Formale und transzendentale Logik. Halle 1929, S. 89.
2) a. a. O., S. 79.
3) a. a. O., S. 91.
4) H. Weyl, Philosophie der Naturwissenschaft. In : Handbuch der Philosophie, Abteilung 2. München und Berlin 1927, S. 118 ff.

sogenannten Geisteswissenschaften ohnehin nur einen schwankenden Marktwert; sie müssen schlecht und recht versuchen, es den glücklicheren Naturwissenschaften gleichzutun, deren Verwendungsmöglichkeit jeder Frage überhoben ist. Über die Identität der Auffassung von Theorie in den verschiedenen Soziologenschulen untereinander und mit den Naturwissenschaften kann jedenfalls kein Zweifel herrschen. Die Empiriker haben keine andere Vorstellung einer durchgebildeten Theorie als die Theoretiker. Sie sind bloss der selbstbewussten Überzeugung, dass angesichts der Kompliziertheit der gesellschaftlichen Probleme und des Standes der Wissenschaft die Arbeit an allgemeinen Prinzipien als bequeme und müssige Angelegenheit zu betrachten sei. Soweit theoretische Arbeit geleistet werden müsse, vollziehe sie sich in stetigem Umgang mit dem Material; an umfassende theoretische Darstellungen sei in absehbarer Zeit noch gar nicht zu denken. Die Methoden exakter Formulierung, besonders mathematische Verfahrungsweisen, deren Sinn mit dem umrissenen Begriff von Theorie aufs engste zusammenhängt, erfreuen sich grosser Liebe bei diesen Gelehrten. Es ist nicht so sehr die Theorie überhaupt als die von anderen und ohne eigenen Umgang mit den Problemen einer empirischen Fachwissenschaft, von „oben her" entworfene Theorie, deren Bedeutung von dieser Seite bestritten wird. Unterscheidungen wie die zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft (Tönnies), zwischen der mechanischen und organischen Solidarität (Durkheim), zwischen Kultur und Zivilisation (A. Weber) als Grundformen menschlicher Vergesellschaftung enthüllten sogleich ihre Problematik, wenn man sie auf konkrete Probleme anzuwenden versuche. Der Weg, den die Soziologie in Anbetracht des gegenwärtigen Standes der Forschung nehmen müsse, sei der mühsame Aufstieg von der Beschreibung gesellschaftlicher Phänomene zum eingehenden Vergleichen und von da erst zur Bildung allgemeinerer Begriffe.

Der hier vorliegende Gegensatz läuft in letzter Linie darauf hinaus, dass die Empiriker ihrer Tradition gemäss nur abgeschlossene Induktionen als die höchsten Sätze der Theorie gelten lassen wollen und glauben, man sei von solchen noch weit entfernt. Ihre Gegner halten für die Bildung der höchsten Kategorien und Einsichten auch andere, nicht so sehr vom Fortschreiten der Materialsammlung abhängige Verfahrungsweisen für richtig. Mag zum Beispiel Durkheim selbst in vieler Hinsicht mit den Grundansichten der Empiristen übereinstimmen; soweit es ihm um Prinzipien zu tun ist, erklärt er den Induktionsprozess für abkürzbar. Die Klassifikation gesellschaftlicher Vorgänge auf Grund blosser empirischer Bestandsaufnahmen ist nach ihm weder möglich,

noch könnte sie die Erleichterung bei der Forschung verschaffen, die man von ihr erwartet. „Ihre Rolle ist es, uns Anhaltspunkte an die Hand zu geben, an die wir andere Beobachtungen anknüpfen können als die, durch welche wir diese Anhaltspunkte selbst erworben haben. Zu diesem Zweck jedoch muss sie nicht nach einem vollständigen Inventar aller individuellen Züge entworfen sein, sondern nach einer kleinen, sorgfältig ausgewählten Anzahl von ihnen ... Sie kann dem Beobachter sehr viele Schritte ersparen, weil sie ihn führen wird ... Wir müssen also für unsere Klassifikation besonders wesentliche Züge heraussuchen."[1]) Ob nun aber die höchsten Prinzipien durch Auswahl, durch Wesensschau oder durch blosse Festsetzung gewonnen werden, macht im Hinblick auf ihre Funktion im idealen theoretischen System keinen Unterschied. Gewiss ist, dass der Wissenschaftler seine mehr oder minder allgemeinen Sätze an die neu auftretenden Tatsachen als Hypothesen heranbringt. Der phänomenologisch orientierte Soziologe wird freilich versichern, dass es nach Feststellung eines Wesensgesetzes unzweifelhaft gewiss sei, dass sich jedes Exemplar ihm entsprechend verhalten müsse. Aber der hypothetische Charakter des Wesensgesetzes macht sich dann in dem Problem geltend, ob im Einzelfall ein Exemplar des betreffenden oder eines verwandten Wesens vorliegt, ob es sich um ein schlechtes Exemplar des einen oder ein gutes der andern Gattung handelt. Immer steht auf der einen Seite das gedanklich formulierte Wissen, auf der andern ein Sachverhalt, der unter es befasst werden soll, und dieses Befassen, dieses Herstellen der Beziehung zwischen der blossen Wahrnehmung oder Konstatierung des Sachverhalts und der begrifflichen Ordnung unseres Wissens heisst seine theoretische Erklärung.

Von den verschiedenen Arten der Einordnung braucht hier im einzelnen nicht die Rede zu sein. Es sei bloss kurz angedeutet, wie es sich nach diesem traditionellen Begriff von Theorie mit der Erklärung geschichtlicher Ereignisse verhält. In der Kontroverse zwischen Eduard Meyer und Max Weber tritt das deutlich hervor. Meyer hatte die Frage, ob bei Ausbleiben gewisser Willensentschlüsse bestimmter historischer Personen die von ihnen entfesselten Kriege früher oder später doch gekommen wären, unbeantwortbar und müssig genannt. Weber wollte im Gegensatz dazu erweisen, dass dann Geschichtserklärung überhaupt unmöglich wäre. Er entwickelte im Anschluss an Theorien des Physiologen v. Kries und juristischer und nationalökonomischer Autoren wie Merkel, Liefmann und Radbruch die „Theorie der

---

[1]) E. Durkheim, Les règles de la méthode sociologique. Paris 1927, S. 99.

objektiven Möglichkeit". Die Erklärung des Historikers bestehe ebensowenig wie die des Strafrechtlers in einer möglichst vollständigen Aufzählung aller beteiligten Umstände, sondern in der Hervorhebung des Zusammenhangs zwischen bestimmten, für den geschichtlichen Fortgang interessanten Bestandteilen des Ereignisses und einzelnen determinierenden Vorgängen. Dieser Zusammenhang, also etwa das Urteil, dass ein Krieg durch die Politik eines zielbewussten Staatsmanns entfesselt worden sei, setzt logisch voraus, dass im Fall der Unterlassung dieser Politik nicht der durch sie erklärte Effekt, sondern ein anderer eingetreten wäre. Die Behauptung einer bestimmten historischen Verursachung schliesst immer ein, dass bei ihrem Ausbleiben auf Grund der bekannten Erfahrungsregeln unter den vorhandenen Umständen eine bestimmte andere Wirkung sich geltend gemacht hätte. Die Erfahrungsregeln sind dabei nichts anderes als die Formulierungen unseres Wissens über die ökonomischen, gesellschaftlichen und psychologischen Zusammenhänge. An ihrer Hand konstruieren wir den wahrscheinlichen Verlauf unter Weglassung und Einsetzung des Ereignisses, das zur Erklärung dienen soll.[1]) Es ist ein Operieren mit Konditionalsätzen, angewandt auf eine gegebene Situation. Unter Voraussetzung der Umstände a b c d muss das Ereignis q erwartet werden, fällt d hinweg, das Ereignis r, tritt g hinzu, das Ereignis s, usf. Solches Kalkulieren gehört zum logischen Gerüst der Historie wie der Naturwissenschaft. Es ist die Existenzweise der Theorie im traditionellen Sinn.

Das, was die Wissenschaftler auf den verschiedensten Gebieten somit als das Wesen der Theorie ansehen, entspricht in der Tat ihrer unmittelbaren Aufgabe. Sowohl die Handhabung der physischen Natur wie auch diejenige bestimmter ökonomischer und sozialer Mechanismen erfordert eine Formung des Wissensmaterials, wie sie in einem Ordnungsgefüge von Hypothesen gegeben ist. Die technischen Fortschritte des bürgerlichen Zeitalters sind von dieser Funktion des Wissenschaftsbetriebs nicht abzulösen. Einerseits werden durch ihn die Tatsachen für das Wissen fruchtbar gemacht, das unter den gegebenen Verhältnissen verwertbar ist, andererseits das vorhandene Wissen auf die Tatsachen angewandt. Es besteht kein Zweifel, dass solche Arbeit ein Moment bei der fortwährenden Umwälzung und Entwicklung der materiellen Grundlagen dieser Gesellschaft darstellt. Soweit der Begriff der Theorie jedoch verselbständigt wird, als ob er etwa aus dem inneren Wesen der Erkenntnis oder sonstwie unhistorisch zu

---

[1]) Vgl. Max Weber, Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. In : Gesammelte Aufsätze. Tübingen 1922, S. 266 ff.

begründen sei, verwandelt er sich in eine verdinglichte, ideologische Kategorie.

Sowohl die Fruchtbarkeit neu entdeckter tatsächlicher Zusammenhänge für die Umformung der vorhandenen Erkenntnis wie die Anwendung dieser Erkenntnis auf Tatbestände sind Bestimmungen, die nicht auf rein logische oder methodologische Elemente zurückgehen, sondern jeweils nur im Zusammenhang mit realen gesellschaftlichen Verläufen zu verstehen sind. Dass eine Entdeckung Anlass zur Umstrukturierung vorhandener Anschauungen gibt. ist nie ausschliesslich durch logische Erwägungen. des näheren durch den Widerspruch zu bestimmten Teilen der herrschenden Vorstellungen begründbar. Es sind immer Hilfshypothesen ausdenkbar, durch die eine Änderung der Theorie im ganzen vermieden werden könnte. Dass gleichwohl neue Ansichten sich durchsetzen, steht, auch wenn für die Wissenschaftler selbst nur immanente Motive bestimmend sind, in konkreten historischen Zusammenhängen. Dies wird von den modernen Erkenntnistheoretikern nicht geleugnet, wenn freilich sie bei den massgebenden ausserszientivischen Faktoren nicht so sehr an die gesellschaftlichen Verhältnisse als an Genie und Zufall denken. Dass man im siebzehnten Jahrhundert begann, die Schwierigkeiten, in welche die traditionelle astronomische Erkenntnisweise geraten war, nicht mehr durch zusätzliche Konstruktionen zu erledigen, sondern zum kopernikanischen System überging, lag nicht an seinen logischen Eigenschaften — etwa der grösseren Einfachheit — allein. Dass diese als Vorzüge wirkten, führt selbst auf die Grundlagen der gesellschaftlichen Praxis jener Epoche. Wie das im sechzehnten Jahrhundert kaum erwähnte kopernikanische System dazu kam, zu einer revolutionären Macht zu werden, bildet einen Teil des geschichtlichen Prozesses, in dem das mechanistische Denken zur Herrschaft gelangt.[1]) Dass die Änderung wissenschaftlicher Strukturen von der jeweiligen gesellschaftlichen Situation abhängt, gilt jedoch nicht allein für so umfassende Theorien wie das kopernikanische System, sondern auch für die speziellen Forschungsprobleme im Alltag. Ob das Auffinden neuer Varietäten auf einzelnen Gebieten der anorganischen oder organischen Natur, sei es im chemischen Laboratorium oder bei paläontologischen Forschungen, zur Änderung alter Klassifikationen oder zur Entstehung neuer den Anlass bildet, lässt sich keineswegs aus der logischen Situation allein ableiten. Die Erkenntnistheoretiker pflegen sich hier mit einem nur scheinbar

---

[1]) Eine Darlegung dieses Prozesses findet sich in dieser Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 161 ff., in dem Aufsatz von H. Grossmann, Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur.

ihrer Wissenschaft immanenten Begriff der Zweckmässigkeit zu helfen. Ob und wie neue Definitionen zweckmässig gebildet werden, hängt in Wahrheit nicht bloss von der Einfachheit und Folgerichtigkeit des Systems, sondern unter anderem auch von Richtung und Zielen der Forschung ab, die aus ihr selbst weder zu erklären noch gar letztlich einsichtig zu machen sind.

Und wie der Einfluss des Materials auf die Theorie so ist auch die Anwendung der Theorie auf das Material nicht ein innerszientivischer, sondern zugleich ein gesellschaftlicher Vorgang. Die Beziehung von Hypothesen auf Tatsachen vollzieht sich schliesslich nicht im Kopf der Gelehrten, sondern in der Industrie. Die Regeln, dass Steinkohlenteer, wenn er bestimmten Einwirkungen unterworfen wird, Farbqualitäten entwickelt oder dass Nitroglyzerin, Salpeter und andere Stoffe eine hohe Sprengkraft haben, sind aufgestapeltes Wissen, das in den Fabriksälen der grossen Trusts wirklich auf die Tatsachen angewendet wird.

Unter den verschiedenen philosophischen Schulen scheinen besonders die Positivisten und Pragmatisten der Verflechtung der theoretischen Arbeit in den Lebensprozess der Gesellschaft Rechnung zu tragen. Sie bezeichnen die Voraussicht und Brauchbarkeit der Resultate als Aufgabe der Wissenschaft. In der Realität ist diese Zielbewusstheit, der Glaube an den sozialen Wert seines Berufs für den Gelehrten jedoch eine Privatangelegenheit. Er mag ebensowohl an ein unabhängiges, „suprasoziales“, freischwebendes Wissen glauben wie an die soziale Bedeutung seines Fachs, dieser Gegensatz der Interpretation übt auf sein faktisches Tun nicht den geringsten Einfluss. Der Gelehrte und seine Wissenschaft sind in den gesellschaftlichen Apparat eingespannt, ihre Leistung ist ein Moment bei der Selbsterhaltung, bei der fortwährenden Reproduktion des Bestehenden, gleichviel was sie sich selbst für einen Reim darauf machen. Sie müssen nur ihrem „Begriff“ entsprechen, das heisst Theorie in dem Sinn herstellen, wie er oben beschrieben wurde. In der gesellschaftlichen Arbeitsteilung hat der Gelehrte die Auffassung und Einordnung von Tatsachen in begriffliche Ordnungen zu besorgen und diese so instandzuhalten, dass er selbst und alle, die davon Gebrauch zu machen haben, ein möglichst weites Tatsachengebiet beherrschen können. Das Experiment hat innerhalb der Wissenschaft den Sinn, die Feststellung der Tatsachen in einer Weise zu betreiben, die der jeweiligen Situation der Theorie besonders angemessen ist. Das Tatsachenmaterial, der Stoff wird von aussen geliefert. Die Wissenschaft besorgt seine klare, übersichtliche Formulierung, so dass man die Kenntnisse handhaben kann, wie man will. Für den Gelehrten ist das Aufnehmen, Umformen, Durchrationalisieren des Tat-

sachenwissens, gleichviel, ob es sich um ein möglichst eingehendes Darlegen des Stoffes wie in der Historie und den beschreibenden Teilen anderer Einzelwissenschaften oder um die Zusammenfassung von Datenmassen und die Gewinnung allgemeiner Regeln wie in der Physik handelt, seine besondere Art der Spontaneität, die theoretische Betätigung. Der Dualismus von Denken und Sein, Verstand und Wahrnehmung ist ihm natürlich.

Die traditionelle Vorstellung der Theorie ist aus dem wissenschaftlichen Betrieb abstrahiert, wie er sich innerhalb der Arbeitsteilung auf einer gegebenen Stufe vollzieht. Sie entspricht der Tätigkeit des Gelehrten, wie sie neben allen übrigen Tätigkeiten in der Gesellschaft verrichtet wird, ohne dass der Zusammenhang zwischen den einzelnen Tätigkeiten unmittelbar durchsichtig wird. In dieser Vorstellung erscheint daher nicht die reale gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft, nicht was Theorie in der menschlichen Existenz, sondern bloss was sie in der abgelösten Sphäre bedeutet, wo sie unter den historischen Bedingungen erzeugt wird. In Wahrheit resultiert jedoch das Leben der Gesellschaft aus der Arbeit der verschiedenen Produktionszweige zusammen, und wenn die Arbeitsteilung unter der kapitalistischen Produktionsweise auch nur schlecht funktioniert, so sind ihre Zweige, auch die Wissenschaft, doch nicht als selbständig und unabhängig anzusehen. Sie sind Besonderungen der Art und Weise, wie sich die Gesellschaft mit der Natur auseinandersetzt und in ihrer gegebenen Form erhält. Sie sind Momente des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, mögen sie selbst auch wenig oder gar nicht produktiv im eigentlichen Sinne sein. Weder die Struktur der industriellen und agrarischen Produktion noch die Trennung von sogenannten leitenden und ausführenden Funktionen, Diensten und Arbeiten, geistigen und manuellen Verrichtungen sind ewige oder natürliche Verhältnisse, sie gehen vielmehr aus der Produktionsweise in bestimmten Gesellschaftsformen hervor. Der Schein der Selbständigkeit von Arbeitsprozessen, deren Verlauf sich aus einem inneren Wesen ihres Gegenstandes herleiten soll, entspricht der Täuschung von der Freiheit der Wirtschaftssubjekte in der bürgerlichen Gesellschaft. Sie glauben, nach individuellen Entschlüssen zu handeln, während sie noch in ihren kompliziertesten Kalkulationen Exponenten des unübersichtlichen gesellschaftlichen Mechanismus sind.

Das falsche Selbstbewusstsein des bürgerlichen Gelehrten unter der liberalistischen Ära zeigt sich in den verschiedensten philosophischen Systemen. Einen besonders prägnanten Ausdruck hat es um die Jahrhundertwende im Neukantianismus Marburger Prägung gefunden. Einzelne Züge der theoretischen Tätigkeit

des Fachgelehrten werden hier zu universalen Kategorien, gleichsam zu Momenten des Weltgeistes, des ewigen „Logos“ gemacht, oder vielmehr entscheidende Züge des gesellschaftlichen Lebens werden auf die theoretische Tätigkeit des Gelehrten reduziert. Die „Kraft der Erkenntnis“ wird „die Kraft des Ursprungs“ genannt. Unter „Erzeugen“ wird die „schöpferische Souveränität des Denkens“ verstanden. Sofern etwas als gegeben erscheint, müsse es gelingen, alle Bestimmungen an ihm aus den theoretischen Systemen, in letzter Linie aus der Mathematik zu konstituieren, alle endlichen Grössen lassen sich mittels der Infinitesimalrechnung aus dem Begriff des unendlich Kleinen herleiten, und eben dies sei ihre „Erzeugung“. Das einheitliche System der in diesem Sinn allmächtigen Wissenschaft ist das Ideal. Und weil am Gegenstand sich alles in gedankliche Bestimmung auflöst, ist als Resultat dieser Arbeit nichts Festes, Materielles vorzustellen; die bestimmende, einordnende, einheitstiftende Funktion ist das einzige, worin alles gründet, worauf alle menschliche Anstrengung abzielt. Die Erzeugung ist Erzeugung der Einheit, und die Erzeugung selbst ist das Erzeugnis.[1]) Der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit besteht nach dieser Logik eigentlich darin, dass von der armseligen Welt, die der Gelehrte zu Gesicht bekommt, immer mehr in der Form des Differentialquotienten ausdrückbar wird. Während in Wirklichkeit der wissenschaftliche Berufszweig ein unselbständiges Moment in der Arbeit, der geschichtlichen Aktivität der Menschen ist, wird er hier an ihre Stelle gesetzt. Insofern die Vernunft in einer künftigen Gesellschaft tatsächlich die Ereignisse bestimmen soll, ist diese Hypostasierung des Logos als der Wirklichkeit auch eine verkleidete Utopie. Die Selbsterkenntnis des Menschen in der Gegenwart ist jedoch nicht die mathematische Naturwissenschaft, die als ewiger Logos erscheint, sondern die vom Interesse an vernünftigen Zuständen durchherrschte kritische Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft.

Die isolierende Betrachtung einzelner Tätigkeiten und Tätigkeitszweige mitsamt ihren Inhalten und Gegenständen bedarf, um wahr zu sein, des konkreten Bewusstseins ihrer eigenen Beschränktheit. Es muss zu einer Auffassung übergegangen werden, in der die Einseitigkeit, welche durch die Abhebung der Teilvorgänge aus der gesamtgesellschaftlichen Praxis ihr notwendig anhaftet, wieder aufgehoben wird. In der Vorstellung der Theorie, wie sie sich dem Gelehrten selbst auf Grund seines eigenen Berufs notwendig ergibt, bietet das Verhältnis von Tatsache und begrifflicher

[1]) Vgl. H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis. Berlin 1914, S. 23 ff.

Ordnung einen wichtigen Ansatzpunkt zu einer solchen Überwindung. Auch die herrschende Erkenntnistheorie hat die Problematik dieses Verhältnisses erkannt. Es wird wiederholt hervorgehoben, dass dieselben Gegenstände in der einen Disziplin Probleme bilden, die in kaum absehbarer Zeit zu lösen sind, und in der anderen als schlichte Tatbestände hingenommen werden. Zusammenhänge, die in der Physik der Forschung als Thema aufgegeben sind, gelten in der Biologie als selbstverständliche Voraussetzung. In der Biologie selbst gilt das gleiche für die physiologischen im Verhältnis zu den psychologischen Verläufen. Die Sozialwissenschaften nehmen die gesamte menschliche und aussermenschliche Natur als gegeben und interessieren sich für die Ordnung der Beziehungen zwischen Mensch und Natur und der Menschen untereinander. Aber nicht durch den Hinweis auf diese der bürgerlichen Wissenschaft immanente Relativität des Verhältnisses von theoretischem Denken und Tatsachen ist der Begriff von Theorie weiter zu entwickeln, sondern durch eine Erwägung, die nicht bloss den Wissenschaftler, sondern die erkennenden Individuen überhaupt betrifft.

Die gesamte wahrnehmbare Welt, so wie sie für das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden ist und in der damit in Wechselwirkung stehenden traditionellen Weltauffassung interpretiert wird, gilt ihrem Subjekt als Inbegriff von Faktizitäten, sie ist da und muss hingenommen werden. Das ordnende Denken jedes einzelnen gehört mit zu den gesellschaftlichen Reaktionen, die dahin tendieren, sich in einer den Bedürfnissen möglichst entsprechenden Weise anzupassen. Zwischen dem Individuum und der Gesellschaft besteht hier aber ein wesentlicher Unterschied. Dieselbe Welt, die für den einzelnen etwas an sich Vorhandenes ist, das er aufnehmen muss und dem er Rechnung trägt, ist in der Gestalt, wie sie da ist und fortbesteht, ebensosehr Produkt der allgemeinen gesellschaftlichen Praxis. Was wir in der Umgebung wahrnehmen, die Städte, Dörfer, Felder und Wälder tragen den Stempel der Bearbeitung an sich. Die Menschen sind nicht bloss in der Kleidung und im Auftreten, in ihrer Gestalt und Gefühlsweise ein Resultat der Geschichte, sondern auch die Art, wie sie sehen und hören, ist von dem gesellschaftlichen Lebensprozess, wie er in den Jahrtausenden sich entwickelt hat, nicht abzulösen. Die Tatsachen, welche die Sinne uns zuführen, sind in doppelter Weise gesellschaftlich präformiert : durch den geschichtlichen Charakter des wahrgenommenen Gegenstands und den geschichtlichen Charakter des wahrnehmenden Organs. Beide sind nicht bloss natürlich, sondern durch menschliche Aktivität geformt, das Individuum jedoch erfährt sich selbst bei der Wahrnehmung als

aufnehmend und passiv. Der Gegensatz von Passivität und Aktivität, der in der Erkenntnistheorie als Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand auftritt, gilt für die Gesellschaft nicht im gleichen Mass wie für das Individuum. Wo sich dieses als passiv und abhängig erfährt, ist jene, die sich doch aus Individuen zusammensetzt, ein wenn auch bewusstloses und insofern uneigentliches, jedoch tätiges Subjekt. Dieser Unterschied in der Existenz von Mensch und Gesellschaft ist ein Ausdruck der Zerspaltenheit, die den geschichtlichen Formen des gesellschaftlichen Lebens bisher eigen war. Die Existenz der Gesellschaft hat entweder auf unmittelbarer Unterdrückung beruht oder ist eine blinde Resultante widerstrebender Kräfte, jedenfalls nicht das Ergebnis bewusster Spontaneität der freien Individuen. Daher wechselt die Bedeutung der Begriffe von Passivität und Aktivität, je nachdem sie auf die Gesellschaft oder das Individuum bezogen werden. In der bürgerlichen Wirtschaftsweise ist die Aktivität der Gesellschaft blind und konkret, die des Individuums abstrakt und bewusst.

Die menschliche Produktion enthält stets auch Planmässiges. Insofern als die Tatsache, die für das Individuum äusserlich zur Theorie hinzukommt, gesellschaftlich produziert ist, muss daher, wenn auch in eingeschränktem Sinn, Vernunft in ihr zu finden sein. In der Tat steckt in der gesellschaftlichen Praxis immer auch das vorhandene und angewandte Wissen; die wahrgenommene Tatsache ist daher schon vor ihrer bewussten, vom erkennenden Individuum vorgenommenen theoretischen Bearbeitung durch menschliche Vorstellungen und Begriffe mitbestimmt. Dabei ist nicht etwa bloss an das naturwissenschaftliche Experiment zu denken. Die sogenannte Reinheit des tatsächlichen Verlaufs, die durch die experimentelle Veranstaltung erreicht werden soll, ist gewiss an technische Bedingungen geknüpft, deren Zusammenhang mit dem materiellen Produktionsprozess unmittelbar einleuchtet. Aber es wird hier leicht die Frage nach der Vermittlung des Tatsächlichen durch die gesellschaftliche Praxis als ganzer mit der Frage nach der Beeinflussung des beobachteten Gegenstandes durch das Messinstrument, also durch dieses besondere Verfahren, vermengt. Das letztere Problem, das die Physik selbst fortwährend verfolgt, hängt mit dem hier aufgeworfenen nicht enger zusammen als das der Wahrnehmung überhaupt, auch der alltäglichen. Der physiologische Sinnesapparat des Menschen arbeitet selbst schon längst weitgehend in der Richtung physikalischer Versuche. Die Art, wie im aufnehmenden Betrachten Stücke geschieden und zusammengefasst werden, wie einzelnes nicht bemerkt, anderes hervorgehoben wird, ist ebensosehr Resultat der modernen Produktionsweise, wie die Wahrnehmung eines Mannes aus irgendeinem Stamm primitiver

Jäger und Fischer Resultat seiner Existenzbedingungen und freilich auch des Gegenstandes ist. Mit Beziehung darauf liesse sich der Satz, die Werkzeuge seien Verlängerungen der menschlichen Organe, so umdrehen, dass die Organe auch Verlängerungen der Instrumente sind. Auf den höheren Stufen der Zivilisation bestimmt die bewusste menschliche Praxis unbewusst nicht bloss die subjektive Seite der Wahrnehmung, sondern in höherem Mass auch den Gegenstand. Was das Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft täglich um sich sieht, Mietskasernen, Fabriksäle, Baumwolle, Schlachtvieh, Menschen, und ferner nicht bloss die Körper, sondern auch die Bewegung, in der sie wahrgenommen werden, von Untergrundbahnen, Förderkörben, Autos, Flugzeugen aus, diese sinnliche Welt trägt die Züge der bewussten Arbeit an sich, und die Scheidung, was davon der unbewussten Natur, was der gesellschaftlichen Praxis angehört, ist real nicht durchzuführen. Selbst dort, wo es sich um die Erfahrung natürlicher Gegenstände als solcher handelt, ist deren Natürlichkeit durch den Kontrast zur gesellschaftlichen Welt bestimmt und insoweit von ihr abhängig.

Das Individuum nimmt jedoch die sinnliche Wirklichkeit als blosse Folge von Tatsachen in die begrifflichen Ordnungen auf. Auch diese haben sich, freilich in wechselndem Zusammenhang, mit dem Lebensprozess der Gesellschaft entwickelt. Wenn daher die Einordnung in die Systeme des Verstandes, die Beurteilung der Gegenstände, in der Regel mit grosser Selbstverständlichkeit und bemerkenswerter Übereinstimmung unter den Mitgliedern der gegebenen Gesellschaft vor sich geht, so ist diese Harmonie sowohl zwischen Wahrnehmung und traditionellem Denken wie zwischen den Monaden, das heisst den individuellen Erkenntnissubjekten, kein metaphysischer Zufall. Die Macht des gesunden Menschenverstandes, des common sense, für den es keine Geheimnisse gibt, ferner die allgemeine Geltung von Anschauungen auf den Gebieten, die nicht unmittelbar mit den gesellschaftlichen Kämpfen zusammenhängen, wie etwa den Naturwissenschaften, ist dadurch bedingt, dass die zu beurteilende Gegenstandswelt in hohem Mass aus einer Tätigkeit hervorgeht, die von denselben Gedanken bestimmt ist, mittels deren sie im Individuum wiedererkannt und begriffen wird. In Kants Philosophie ist dieser Sachverhalt in idealistischer Form ausgedrückt. Die Lehre von der bloss passiven Sinnlichkeit und dem aktiven Verstand zeitigt bei ihm die Frage, woher der Verstand die sichere Voraussicht nehme, das Mannigfaltige, das in der Sinnlichkeit gegeben sei, in aller Zukunft unter seine Regeln zu befassen. Die These einer prästabilierten Harmonie, eines „Präformationssystems der reinen Vernunft", dass dem Denken die Regeln als gewiss eingeboren seien, nach denen die Gegenstände sich dann auch richteten,

wird von ihm ausdrücklich bekämpft.[1]) Seine Erklärung lautet, dass die sinnlichen Erscheinungen vom transzendentalen Subjekt, also durch vernünftige Aktivität schon geformt sind, wenn sie von der Wahrnehmung aufgenommen und mit Bewusstsein beurteilt werden.[2]) Die „transzendentale Affinität", die subjektive Bestimmtheit des sinnlichen Materials, von der das Individuum nichts weiss, hat er in den wichtigsten Kapiteln der Kritik der reinen Vernunft näher zu begründen versucht.

Die Schwierigkeit und Dunkelheit, welche die hierauf bezüglichen Hauptstücke von der Deduktion und vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe Kants eigener Anschauung nach an sich tragen, mag damit zusammenhängen, dass er die dem empirischen Subjekt unbewusste, überindividuelle Tätigkeit nur in der idealistischen Form eines Bewusstseins an sich, einer rein geistigen Instanz vorstellt. Er sieht, gemäss der in seiner Periode erreichbaren theoretischen Übersicht, die Realität nicht als Produkt der im ganzen freilich chaotischen, im einzelnen aber zielgerichteten gesellschaftlichen Arbeit an. Wo Hegel bereits die List einer immerhin weltgeschichtlichen objektiven Vernunft erblickt, sieht Kant „eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden."[3]) Jedenfalls hat er begriffen, dass hinter der Diskrepanz zwischen Tatsache und Theorie, die der Gelehrte in seinem fachlichen Geschäft erfährt, eine tiefere Einheit steckt, die allgemeine Subjektivität, von der das individuelle Erkennen abhängt. Die gesellschaftliche Aktivität erscheint als transzendentale Macht, das heisst als Inbegriff geistiger Faktoren. Kants Behauptung, dass ihre Wirksamkeit von einem Dunkel umgeben, das heisst trotz aller Rationalität irrational sei, entbehrt jedoch nicht eines wahren Kerns. Die bürgerliche Wirtschaftsweise ist bei allem Scharfsinn der konkurrierenden Individuen von keinem Plan beherrscht, nicht bewusst auf ein allgemeines Ziel gerichtet, das Leben des Ganzen geht aus ihr nur unter ungeheuren Reibungen in verkümmerter Gestalt und gleichsam als ein Zufall hervor. Die inneren Schwierigkeiten, mit denen die höchsten Begriffe der Kantischen Philosophie, vor allem das Ich der transzendentalen

---

[1]) Vgl. Kritik der reinen Vernunft. Transzendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. 2. Aufl., § 27.

[2]) a. a. O., Zur Deduktion der reinen Verstandesbegriffe. 1. Aufl., 2. Abschnitt, 4. Vorläufige Erklärung der Möglichkeit der Kategorien als Erkenntnisse a priori.

[3]) a. a. O., Von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe.

Subjektivität, die reine oder ursprüngliche Apperzeption, das Bewusstsein an sich behaftet sind, zeugen von der Tiefe und Aufrichtigkeit seines Denkens. Der Doppelcharakter dieser Kantischen Begriffe, die einerseits die höchste Einheit und Zielrichtung, andererseits etwas Dunkles, Bewusstloses, Undurchsichtiges bezeichnen, trifft genau die widerspruchsvolle Form der menschlichen Aktivität in der neueren Zeit. Das Zusammenwirken der Menschen in der Gesellschaft ist die Existenzweise ihrer Vernunft, so wenden sie ihre Kräfte an und bestätigen ihr Wesen. Zugleich jedoch ist dieser Prozess mitsamt seinen Resultaten ihnen selbst entfremdet, erscheint ihnen mit all seiner Verschwendung von Arbeitskraft und Menschenleben, mit seinen Kriegszuständen und dem ganzen sinnlosen Elend als unabänderliche Naturgewalt, als übermenschliches Schicksal. In Kants theoretischer Philosophie, in seiner Analyse der Erkenntnis, ist dieser Widerspruch aufbewahrt. Die unaufgelöste Problematik des Verhältnisses von Aktivität und Passivität, a priori und sinnlichem Datum, Philosophie und Psychologie, ist daher keine subjektive, sondern eine notwendig bedingte Unzulänglichkeit. Hegel hat diese Widersprüche aufgedeckt und entfaltet, aber am Ende im Medium einer höheren geistigen Sphäre versöhnt. Aus der Verlegenheit vor dem allgemeinen Subjekt, das Kant behauptet und doch nicht recht zu bezeichnen vermag, hat sich Hegel freigemacht, indem er den absoluten Geist als das Allerrealste setzt. Das Allgemeine hat sich nach ihm bereits adäquat entfaltet und ist identisch mit dem, was sich vollzieht. Die Vernunft braucht nicht mehr bloss kritisch gegen sich zu sein, sie ist bei Hegel affirmativ geworden, bevor noch die Wirklichkeit als vernünftig zu bejahen ist. Angesichts der real weiterbestehenden Widersprüche der menschlichen Existenz, angesichts der Ohnmacht der Individuen vor den von ihnen selbst erzeugten Verhältnissen erscheint diese Lösung als private Behauptung, als persönlicher Friedensschluss des Philosophen mit einer unmenschlichen Welt.

Die Einordnung der Tatsachen in bereitliegende Begriffssysteme und die Revision der letzteren durch Vereinfachungen oder Bereinigung von Widersprüchen ist, wie ausgeführt, ein Teil der allgemeinen gesellschaftlichen Praxis. Bei der Gespaltenheit der Gesellschaft in Klassen und Gruppen versteht es sich, dass die theoretischen Gebilde je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer von ihnen auch eine verschiedene Beziehung zu dieser allgemeinen Praxis haben. Solange unter einer feudalen Gesellschaftsordnung die bürgerliche Klasse sich erst formierte, hatte die mit ihr aufkommende rein wissenschaftliche Theorie eine jener Epoche gegenüber weitgehend auflösende, gegen die alte Form der Praxis

aggressive Tendenz. Im Liberalismus kennzeichnete sie den herrschenden Menschentypus. Heute wird die Entwicklung nicht mehr so sehr durch die mittleren Existenzen bestimmt, die in ihrer Konkurrenz untereinander auf Verbesserung des materiellen Produktionsapparats und der Erzeugnisse angewiesen sind, wie durch die nationalen und internationalen Gegensätze von Führercliquen auf den verschiedenen Kommandohöhen in Wirtschaft und Staat. Soweit das theoretische Denken nicht auf höchst spezielle, mit diesen Kämpfen zusammenhängende Zwecke, vor allem den Krieg und seine Industrie, bezogen ist, hat das Interesse an ihm abgenommen. Es werden nicht mehr soviel Energien darauf verwendet, die Denkfähigkeit, unabhängig von der Anwendungsart, auszubilden und weiterzuführen.

Diese Unterschiede, denen sich noch viele andere hinzufügen liessen, ändern jedoch nichts daran, dass die Theorie in der traditionellen Gestalt, die Beurteilung des Gegebenen anhand eines auch im einfachsten Bewusstsein noch wirksamen herkömmlichen Begriffs- und Urteilsapparats, ferner die Wechselwirkung, die zwischen den Tatsachen und den theoretischen Formen auf Grund der alltäglichen beruflichen Aufgaben vor sich geht, eine positive gesellschaftliche Funktion ausübt. In dieses intellektuelle Tun sind die Notwendigkeiten und Zwecke, die Erfahrungen und Fertigkeiten, die Gewohnheiten und Tendenzen der gegenwärtigen Form des menschlichen Seins mit eingegangen. Ähnlich wie ein materielles Produktionsinstrument stellt es der Möglichkeit nach ein Element nicht nur des gegenwärtigen, sondern auch eines gerechteren, differenzierteren und harmonischeren kulturellen Ganzen dar. Soweit sich dieses theoretische Denken nicht bewusst an äussere, dem Gegenstand fremde Interessen anpasst, sondern wirklich an die Probleme hält, wie sie ihm auf Grund der fachlichen Entwicklung unterlaufen, im Zusammenhang damit auch neue Probleme aufstellt und alte Begriffe umbildet, wo es nötig erscheint, darf es mit Recht die Leistungen des bürgerlichen Zeitalters in Technik und Industrie als seine Legitimation ansehen und seiner selbst sicher sein. Freilich versteht es sich als Hypothese und nicht als Gewissheit. Aber dieser Hypothesencharakter wird auf manche Weise kompensiert. Die Unsicherheit ist nicht grösser, als sie jeweils auf Grund der vorhandenen intellektuellen und technischen Mittel sein muss, die ihre Brauchbarkeit im allgemeinen erwiesen haben, und die Aufstellung solcher Hypothesen, mag ihre Wahrscheinlichkeit auch nur gering sein, gilt selbst als eine gesellschaftlich notwendige und wertvolle Leistung, die an sich jedenfalls nicht hypothetisch ist. Die Hypothesenbildung, die theoretische Leistung überhaupt ist eine Arbeit, für die unter den vorhandenen

gesellschaftlichen Bedingungen grundsätzliche Verwendungsmöglichkeit, das heisst Nachfrage vorhanden ist. Sofern sie unter ihrem Wert bezahlt wird oder gar liegenbleibt, teilt sie nur das Schicksal anderer konkreter und möglicherweise nützlicher Arbeiten, die unter diesen wirtschaftlichen Verhältnissen verloren sind. Sie setzen jedoch ebendiese Verhältnisse voraus und gehören mit zum ökonomischen Gesamtprozess, so wie er sich unter den bestimmten historischen Bedingungen vollzieht. Mit der Frage, inwiefern die wissenschaftlichen Bestrebungen selbst produktiv in strenger Bedeutung sind, hat das gar nichts zu tun. Für eine Unmasse sogenannter wissenschaftlicher Erzeugnisse gibt es in dieser Ordnung der Dinge eine Nachfrage, sie werden in der verschiedensten Weise honoriert, ein Teil der Güter, die wirklich produktiver Arbeit entstammen, wird für sie ausgegeben, ohne dass damit im geringsten etwas über ihre eigene Produktivität ausgemacht wäre. Auch der Leerlauf gewisser Teile des Universitätsbetriebs sowie nichtssagender Scharfsinn, metaphysische und nichtmetaphysische Ideologienbildung haben ebenso wie andere, aus dem Gegensatz der Klassen hervorgehende Notwendigkeiten ihre gesellschaftliche Bedeutung, ohne in der gegenwärtigen Periode den Interessen irgendeiner nennenswerten Mehrheit der Gesellschaft wirklich gemäss zu sein. Eine Tätigkeit, die zur Existenz der Gesellschaft in ihren gegebenen Formen beiträgt, braucht ganz und gar nicht produktiv, das heisst wertbildend für ein Unternehmen zu sein. Trotzdem kann sie in den Rahmen dieser Ordnung gehören und sie mit ermöglichen, wie dies bei der Fachwissenschaft wirklich der Fall ist.

Es gibt nun ein menschliches Verhalten[1]), das die Gesellschaft selbst zu seinem Gegenstand hat. Es richtet sich nicht bloss auf die Abstellung irgendwelcher Misstände, diese erscheinen ihm vielmehr als notwendig mit der ganzen Einrichtung des Gesellschaftsbaus verknüpft. Wenn es auch aus der gesellschaftlichen Struktur hervorgeht, so ist es doch weder seiner bewussten Absicht noch seiner objektiven Bedeutung nach darauf bezogen, dass irgend etwas in dieser Struktur besser funktioniere. Die Kategorien des Besseren, des Nützlichen, Zweckmässigen, Produktiven, Wertvollen, wie sie in dieser Ordnung gelten, sind ihm vielmehr selbst verdächtig und keineswegs ausserwissenschaftliche Voraussetzungen, mit denen es nichts zu schaffen hat. Während es zur Verfassung des Indivi-

---

[1]) Dieses Verhalten wird im folgenden als das „kritische" bezeichnet. Das Wort ist hier nicht so sehr im Sinn der idealistischen Kritik der reinen Vernunft als in dem der dialektischen Kritik der politischen Ökonomie gemeint. Es bezeichnet eine wesentliche Eigenschaft der dialektischen Theorie der Gesellschaft.

duums in der Regel mit hinzugehört, dass es die Grundbestimmungen seiner Existenz als vorgegeben hinnimmt und sie zu erfüllen strebt, während es seine Befriedigung und seine Ehre darin findet, die mit seinem Platz in der Gesellschaft verknüpften Aufgaben nach Kräften zu lösen und bei aller energischen Kritik, die etwa im einzelnen angebracht sein sollte, tüchtig das Seine zu tun, ermangelt jenes kritische Verhalten durchaus des Vertrauens in die Richtschnur, die das gesellschaftliche Leben, wie es sich nun einmal vollzieht, jedem an die Hand gibt. Die Trennung von Individuum und Gesellschaft, kraft deren der einzelne die vorgezeichneten Schranken seiner Aktivität als natürlich hinnimmt, ist in der kritischen Theorie insofern aufgehoben, als sie auch den vom blinden Zusammenwirken der Einzeltätigkeiten bedingten Rahmen, das heisst die gegebene Arbeitsteilung und die Klassenunterschiede, als eine Funktion ansieht, die, aus menschlichem Handeln entspringend, möglicherweise auch planmässiger Entscheidung, vernünftiger Zielsetzung unterstehen kann.

Der zwiespältige Charakter des gesellschaftlichen Ganzen in seiner aktuellen Gestalt entwickelt sich bei den Subjekten des kritischen Verhaltens zum bewussten Widerspruch. Indem sie die gegenwärtige Wirtschaftsweise und die gesamte auf ihr begründete Kultur als Produkt menschlicher Arbeit erkennen, als die Organisation, die sich die Menschheit in dieser Epoche gegeben hat und zu der sie fähig war, identifizieren sie sich selbst mit diesem Ganzen und begreifen es als Willen und Vernunft ; es ist ihre eigene Welt. Zugleich erfahren sie, dass die Gesellschaft aussermenschlichen Naturprozessen, blossen Mechanismen, zu vergleichen ist, weil die auf Kampf und Unterdrückung beruhenden Kulturformen keine Zeugnisse eines einheitlichen selbstbewussten Willens sind ; diese Welt ist nicht die ihre, sondern die des Kapitals. Die bisherige Geschichte kann nicht eigentlich verstanden werden, verständlich sind in ihr bloss Individuen und einzelne Gruppen und auch diese nicht ohne Rest, da sie kraft ihrer inneren Abhängigkeit von einer unmenschlichen Gesellschaft auch im bewussten Handeln noch weitgehend mechanische Funktionen sind. Jene Identifikation ist daher widerspruchsvoll, ein Widerspruch, der alle Begriffe der kritischen Denkart kennzeichnet. So gelten ihr die ökonomischen Kategorien Arbeit, Wert und Produktivität genau als das, was sie in dieser Ordnung gelten, und jede andere Ausdeutung als schlechter Idealismus. Zugleich erscheint es als die gröbste Unwahrheit, die Geltung einfach hinzunehmen : die kritische Anerkennung der das gesellschaftliche Leben beherrschenden Kategorien enthält zugleich seine Verurteilung. Dieser dialektische Charakter der Selbstauffassung des gegenwärtigen Menschen bedingt

letzten Endes auch die Dunkelheit der Kantischen Vernunftkritik. Die Vernunft kann sich selbst nicht durchsichtig werden, solange die Menschen als Glieder eines vernunftlosen Organismus handeln. Der Organismus als natürlich wachsende und vergehende Einheit ist für die Gesellschaft nicht etwa ein Vorbild, sondern eine dumpfe Seinsform, aus der sie sich zu emanzipieren hat. Ein Verhalten, das, auf diese Emanzipation gerichtet, die Veränderung des Ganzen zum Ziele hat, mag sich wohl der theoretischen Arbeit bedienen, wie sie sich innerhalb der Ordnungen in der bestehenden Wirklichkeit vollzieht. Es entbehrt jedoch des pragmatischen Charakters, der sich aus dem traditionellen Denken als einer gesellschaftlich nützlichen Berufsarbeit ergibt.

Dem theoretischen Denken im traditionellen Sinn gelten, wie dargelegt, sowohl die Genesis der bestimmten Sachverhalte als die praktische Verwendung der Begriffssysteme, in die man sie befasst, somit seine Rolle in der Praxis, als äusserlich. Diese Entfremdung, die in der philosophischen Terminologie als Trennung von Wert und Wissenschaft, Wissen und Handeln sowie anderen Gegensätzen sich ausdrückt, bewahrt den Wissenschaftler vor den angezeigten Widersprüchen und gibt seiner Arbeit ihren festen Rahmen. Einem Denken, das ihn nicht anerkennt, scheint der Boden entzogen zu sein. Was könnte ein theoretisches Verfahren, das nicht zuletzt mit der Bestimmung von Tatsachen aus möglichst einfachen und differenzierten Begriffssystemen zusammenfällt, anderes darstellen als ein direktionsloses intellektuelles Spiel, halb begriffliche Dichtung, halb ohnmächtiger Ausdruck von Gemütszuständen ? Die Untersuchung der sozialen Bedingtheit von Tatsachen sowie von Theorien mag wohl ein Forschungsproblem, ja ein ganzes Feld theoretischer Arbeit bilden, aber es ist nicht einzusehen, inwiefern sich derartige Studien von anderen fachlichen Bestrebungen grundsätzlich unterscheiden sollten. Ideologieforschung oder Wissenssoziologie, die man aus der kritischen Theorie der Gesellschaft herausgenommen und als besondere Forschungszweige etabliert hat, stehen ja weder ihrem Wesen noch ihrem Ehrgeiz nach zum üblichen Betrieb der ordnenden Wissenschaft in Gegensatz. Die Selbsterkenntnis des Denkens wird dabei auf die Enthüllung von Beziehungen zwischen Anschauungen und sozialen Standorten reduziert. Die Struktur des kritischen Verhaltens, dessen Intentionen über die der herrschenden gesellschaftlichen Praxis hinausgehen, ist solchen sozialen Disziplinen gewiss nicht verwandter als der Naturwissenschaft. Sein Gegensatz zum traditionellen Begriff von Theorie entspringt überhaupt nicht so sehr aus einer Verschiedenheit der Gegenstände als der Subjekte. Den Trägern dieses Verhaltens sind die Tatsachen, wie sie aus der

Arbeit in der Gesellschaft hervorgehen, nicht im gleichen Masse äusserlich wie dem Gelehrten oder den Mitgliedern sonstiger Berufe, die alle als kleine Gelehrte denken. Es kommt ihnen auf eine Neuorganisation der Arbeit an. Insofern aber die Sachverhalte, die in der Wahrnehmung gegeben sind, als Produkte begriffen werden, die grundsätzlich unter menschliche Kontrolle gehören und jedenfalls in Zukunft unter sie kommen sollen, verlieren sie den Charakter blosser Tatsächlichkeit.

Während der Fachgelehrte „als" Wissenschaftler die gesellschaftliche Realität mitsamt ihren Produkten für äusserlich ansieht und „als" Staatsbürger sein Interesse an ihr durch politische Artikel, Mitgliedschaft bei Parteien oder Wohltätigkeitsorganisationen und Beteiligung an den Wahlen wahrnimmt, ohne diese beiden und noch einige Verhaltungsweisen seiner Person anders als höchstens durch psychologische Interpretation zusammenzubringen, ist das kritische Denken heute durch den Versuch motiviert, die Spannung real zu überwinden, den Gegensatz zwischen der im Individuum angelegten Zielbewusstheit, Spontaneität, Vernünftigkeit und der für die Gesellschaft grundlegenden Beziehungen des Arbeitsprozesses aufzuheben. Das kritische Denken enthält einen Begriff des Menschen, der sich selbst widerstreitet, solange diese Identität nicht vollzogen ist. Wenn von Vernunft bestimmtes Handeln zum Menschen gehört, ist die gegebene gesellschaftliche Praxis, welche das Dasein bis in die Einzelheiten formt, unmenschlich, und diese Unmenschlichkeit wirkt auf alles zurück, was sich innerhalb der Gesellschaft vollzieht. Der intellektuellen und materiellen Aktivität der Menschen wird immer etwas äusserlich bleiben, nämlich die Natur als Inbegriff der je noch unbeherrschten Faktoren, mit denen die Gesellschaft es zu tun hat. Soweit aber dazu als weiteres Stück Natur die einzig von den Menschen selbst abhängenden Verhältnisse, ihre Beziehung bei der Arbeit, der Gang ihrer eigenen Geschichte gehören, ist diese Äusserlichkeit nicht nur keine überhistorische, ewige Kategorie — dies ist auch die blosse Natur im angegebenen Sinne nicht —, sondern das Zeichen einer erbärmlichen Ohnmacht, in die sich zu schicken widermenschlich und widervernünftig ist.

Das bürgerliche Denken ist so beschaffen, dass es in der Rückwendung auf sein eigenes Subjekt mit logischer Notwendigkeit das Ego erkennt, das sich autonom dünkt. Es ist seinem Wesen nach abstrakt, und die als Urgrund der Welt oder gar als Welt überhaupt sich aufblähende, vom Geschehen abgeschlossene Individualität ist sein Prinzip. Der unmittelbare Gegensatz dazu ist die Gesinnung, die sich für den unproblematischen Ausdruck einer schon bestehenden Gemeinschaft hält, wie etwa die

völkische Ideologie. Das rhetorische Wir wird hier im Ernst gebraucht. Das Reden glaubt, das Organ der Allgemeinheit zu sein. In der zerrissenen Gesellschaft der Gegenwart ist dieses Denken, vor allem in gesellschaftlichen Fragen, harmonistisch und illusionär. Das kritische Denken und seine Theorie ist beiden Arten entgegengesetzt. Es ist weder die Funktion eines isolierten Individuums noch die einer Allgemeinheit von Individuen. Es hat vielmehr bewusst ein bestimmtes Individuum in seinen wirklichen Beziehungen mit anderen Individuen und Gruppen, in seiner Auseinandersetzung mit einer bestimmten Klasse und schliesslich in der so vermittelten Verflechtung mit dem gesellschaftlichen Ganzen und der Natur zum Subjekt. Es ist nicht ein Punkt wie das Ich der bürgerlichen Philosophie ; seine Darstellung besteht in der Konstruktion der geschichtlichen Gegenwart. Auch das denkende Subjekt ist nicht die Stelle, an der Wissen und Gegenstand zusammenfallen, von der aus daher ein absolutes Wissen zu gewinnen wäre. Dieser Schein, in dem seit Descartes der Idealismus lebt, ist im strengen Sinn Ideologie, die beschränkte Freiheit des bürgerlichen Individuums erscheint in der Gestalt vollendeter Freiheit und Autonomie. Aber das Ich, ob es sich nun bloss als denkendes oder auch in anderer Weise betätigt, ist in einer undurchsichtigen, bewusstlosen Gesellschaft auch seiner selbst nicht gewiss. Im Denken über den Menschen klaffen Subjekt und Objekt auseinander ; ihre Identität liegt in der Zukunft und nicht in der Gegenwart. Die Methode, die dahin führt, mag nach dem cartesianischen Sprachgebrauch Klärung heissen, aber diese Klärung bedeutet im wirklich kritischen Denken nicht bloss einen logischen, sondern ebensosehr einen konkreten geschichtlichen Prozess. In seinem Verlauf ändert sich sowohl die soziale Struktur im ganzen wie das Verhältnis des Theoretikers zur Klasse und zur Gesellschaft überhaupt, das heisst es ändert sich das Subjekt wie auch die Rolle des Denkens. Die Annahme der wesentlichen Unveränderlichkeit des Verhältnisses von Subjekt, Theorie und Gegenstand unterscheidet die cartesianische Auffassung von jeder Art dialektischer Logik.

Wie aber hängt das kritische Denken mit der Erfahrung zusammen ? Wenn es nicht bloss ordnen, sondern auch die dem Ordnen transzendenten Zwecke, seine Richtung aus sich selbst hernehmen soll, dann — so könnte man folgern — bleibt es immer nur bei sich, wie in der idealistischen Philosophie. Soweit es nicht zu utopistischen Phantasien seine Zuflucht nehme, versinke es in formalistische Spiegelfechterei. Der Versuch, auf legitime Weise praktische Ziele denkend zu bestimmen, müsse immer misslingen. Bescheide sich das Denken nicht bei der Rolle, die ihm in der bestehenden Gesellschaft zugewiesen ist, treibe es nicht im traditio-

nellen Sinne Theorie, so kehre es notwendig zu längst überwundenen Illusionen zurück. Diese Reflexion begeht den Fehler, dass in ihr das Denken in der abgelösten fachlichen und daher spiritualistischen Weise verstanden ist, wie es sich unter den Bedingungen der gegenwärtigen Arbeitsteilung vollzieht. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist die Vorstellungstätigkeit nie bei sich selbst geblieben, sondern hat seit je als unselbständiges Moment des Arbeitsprozesses fungiert, der eine eigene Richtung hat. Durch die gegensätzliche Bewegung aufsteigender und rückschrittlicher Epochen und Kräfte tendiert er auf Erhaltung, Steigerung und Entfaltung des menschlichen Lebens. In den geschichtlichen Daseinsformen der Gesellschaft kam die Fülle der produzierten Genussgüter auf der erreichten Stufe jeweils bloss einer kleinen Gruppe von Menschen unmittelbar zugute, und diese Lebensverfassung erschien auch im Denken, sie drückte der Philosophie und Religion ihren Stempel auf. In der Tiefe regte sich jedoch seit Anfang das Streben nach Ausbreitung des Genusses auf die Mehrheit, bei aller materiellen Zweckmässigkeit der Klassenorganisation hat jede ihrer Formen am Ende sich als unangemessen herausgestellt. Sklaven, Leibeigene und Bürger haben ihr Joch abgeschüttelt. Auch dieses Streben hat sich in den Kulturgebilden Gestalt verliehen. Indem nun in der neueren Geschichte von jedem Individuum gefordert ist, dass es die Zwecke des Ganzen zu seinen eigenen mache und seine eigenen im Ganzen wiedererkenne, besteht die Möglichkeit, dass die ohne bestimmte Theorie und als Resultante disparater Kräfte eingeschlagene Richtung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, an deren Wendepunkten zuweilen die Verzweiflung der Massen den Ausschlag gab, ins Bewusstsein aufgenommen und zum Ziel gemacht wird. Das Denken spinnt dies nicht aus sich heraus, es kommt vielmehr über seine eigene Funktion ins klare. Die Menschen gelangen im geschichtlichen Gang zur Erkenntnis ihres Tuns und begreifen damit den Widerspruch in ihrer Existenz. Die bürgerliche Wirtschaft war darauf angelegt, dass die Individuen, indem sie ihr eigenes Glück besorgen, das Leben der Gesellschaft erhalten. Dieser Struktur wohnt jedoch eine Dynamik ein, kraft deren schliesslich in einem Ausmass, das an die alten asiatischen Dynastien erinnert, phantastische Macht auf der einen, materielle und intellektuelle Ohnmacht auf der andern Seite sich anhäuft. Die ursprüngliche Fruchtbarkeit dieser Organisierung des Lebensprozesses verwandelt sich in Unfruchtbarkeit und Hemmung. Die Menschen erneuern durch ihre eigene Arbeit eine Realität, die sie in steigendem Mass versklavt und mit jeder Art von Elend bedroht. Das Bewusstsein dieses Gegensatzes stammt nicht aus der Phantasie, sondern aus Erfahrung.

Und doch besteht im Hinblick auf die Rolle der Erfahrung ein Unterschied zwischen der traditionellen und der kritischen Theorie. Die Gesichtspunkte, welche diese als Ziele menschlicher Aktivität aus der historischen Analyse entnimmt, vor allem die Idee einer vernünftigen, der Allgemeinheit entsprechenden gesellschaftlichen Organisation, sind der menschlichen Arbeit immanent, ohne den Individuen oder dem öffentlichen Geist in richtiger Form gegenwärtig zu sein. Es gehört eine bestimmte Richtung des Interesses dazu, um diese Tendenzen zu erfahren und wahrzunehmen. Dass diese im Proletariat, der unmittelbar produktiven Klasse, notwendig erzeugt wird, ist die Lehre von Marx und Engels. Auf Grund seiner Situation in der modernen Gesellschaft erfährt das Proletariat den Zusammenhang zwischen einer Arbeit, welche den Menschen in ihrem Kampf mit der Natur immer mächtigere Hilfsmittel an die Hand gibt, und der fortwährenden Erneuerung einer veralteten gesellschaftlichen Organisation, die es immer elender und ohnmächtiger macht. Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrisen, Militarisierung, terroristische Regierungen, der ganze Zustand der Massen ist, wie die Produzenten zu jeder Stunde erfahren, nicht etwa in den geringen technischen Möglichkeiten begründet, wie es in früheren Epochen der Fall sein mochte, sondern in den der Gegenwart nicht mehr angemessenen Verhältnissen, unter denen produziert wird. Die Anwendung der gesamten geistigen und physischen Mittel der Naturbeherrschung wird dadurch behindert, dass sie unter den herrschenden Verhältnissen partikularen, sich widerstreitenden Interessen anheimgegeben sind. Die Produktion ist nicht auf das Leben der Allgemeinheit eingestellt und besorgt auch die Ansprüche der einzelnen, sondern sie ist auf den Machtanspruch von einzelnen eingestellt und besorgt auch zur Not das Leben der Allgemeinheit. Dies hat sich aus dem fortschrittlichen Prinzip, dass es genügt, wenn die Individuen für sich selber sorgen, unter der gegebenen Ordnung des Eigentums zwangsläufig ergeben.

Aber auch die Situation des Proletariats bildet in dieser Gesellschaft keine Garantie der richtigen Erkenntnis. Wie sehr es die Sinnlosigkeit als Fortbestehen und Vergrösserung der Not und des Unrechts an sich selbst erfährt, so verhindert doch die von oben noch geförderte Differenzierung seiner sozialen Struktur und die nur in ausgezeichneten Augenblicken durchbrochene Gegensätzlichkeit von persönlichem und klassenmässigem Interesse, dass dieses Bewusstsein sich unmittelbar Geltung verschaffe. An der Oberfläche sieht vielmehr die Welt auch für das Proletariat anders aus. Eine Haltung, welche seine wahren Interessen und damit auch die der Gesellschaft im ganzen nicht auch ihm selbst entge-

genzusetzen imstande wäre, sondern ihre Richtschnur von Gedanken und Stimmungen der Massen hernähme, geriete selbst in sklavische Abhängigkeit vom Bestehenden. Der Intellektuelle, der bloss in aufblickender Verehrung die Schöpferkraft des Proletariats verkündigt und seine Genugtuung darin findet, sich ihm anzupassen und es zu verklären, übersieht, dass jedes Ausweichen vor theoretischer Anstrengung, die er in der passiven Einstellung seines Denkens sich erspart, sowie vor einem zeitweiligen Gegensatz zu den Massen, in den eigenes Denken ihn bringen könnte, diese Massen blinder und schwächer macht, als sie sein müssen. Sein eigenes Denken gehört als kritisches, vorwärtstreibendes Element zu ihrer Entwicklung mit hinzu. Dass sie sich völlig unter die jeweilige psychologische Verfassung der Klasse unterordnen, die an sich die Kraft zur Veränderung darstellt, führt jene Intellektuellen zum beglückenden Gefühl, mit einer ungeheuren Macht verbunden zu sein, und in einen professionellen Optimismus. Wird dieser in Perioden schwerster Niederlagen erschüttert, so gerät mancher Intellektuelle in Gefahr, in ebenso bodenlosen sozialen Pessimismus und in Nihilismus zu verfallen, wie sein Optimismus übertrieben war. Sie ertragen es nicht, dass gerade das aktuellste, die geschichtliche Situation am tiefsten erfassende, zukunftsreichste Denken in bestimmten Perioden es mit sich bringt, seine Träger zu isolieren und auf sich selbst zu stellen. Sie haben die Beziehung von Revolution und Unabhängigkeit verlernt.

Bestünde die kritische Theorie wesentlich in der Formulierung der jeweiligen Gefühle und Vorstellungen einer Klasse, so zeigte sie keine strukturelle Differenz gegen die Fachwissenschaft; es handelte sich dabei um die Beschreibung psychischer Inhalte, die für bestimmte Gruppen der Gesellschaft typisch sind, um Sozialpsychologie. Das Verhältnis von Sein und Bewusstsein ist bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft verschieden. Die Ideen, mittels deren das Bürgertum seine eigene Ordnung erklärt, der gerechte Tausch, die freie Konkurrenz, die Harmonie der Interessen usf. erweisen, wenn man Ernst mit ihnen macht und sie wirklich als Prinzipien der Gesellschaft zu Ende denkt, ihren inneren Widerspruch und damit auch den Gegensatz zu dieser Ordnung. Die blosse Beschreibung des bürgerlichen Selbstbewusstseins gibt also nicht schon die Wahrheit über diese Klasse. Auch die Systematisierung der Bewusstseinsinhalte des Proletariats vermöchte kein wahres Bild seines Daseins und seiner Interessen zu liefern. Sie wäre eine traditionelle Theorie mit besonderer Problemstellung, nicht die intellektuelle Seite des historischen Prozesses seiner Emanzipation. Dies gilt selbst dann, wenn man sich darauf beschränken wollte, zwar nicht die Vorstellungen des Proleta-

riats im allgemeinen, aber die eines fortgeschrittenen Teils, einer Partei oder ihrer Leitung aufzunehmen und zu verkünden. Das Registrieren und Einordnen in einen den Tatsachen möglichst angepassten Begriffsapparat bildete auch dabei die eigentliche Aufgabe, und das Vorhersehen künftiger sozialpsychologischer Daten erwiese sich als letztes Ziel des Theoretikers. Das Denken, der Aufbau der Theorie, bliebe eine Sache, und sein Gegenstand, das Proletariat, eine andere. Wird jedoch der Theoretiker und seine ihm spezifische Aktivität mit der beherrschten Klasse als dynamische Einheit gesehen, so dass seine Darstellung der gesellschaftlichen Widersprüche nicht bloss als ein Ausdruck der konkreten historischen Situation, sondern ebensosehr als stimulierender, verändernder Faktor in ihr erscheint, dann tritt die Funktion der kritischen Theorie hervor. Der Gang der Auseinandersetzung zwischen den fortgeschrittenen Teilen der Klasse und den Individuen, welche die Wahrheit über sie aussprechen, und ferner die Auseinandersetzung zwischen diesen fortgeschrittensten Teilen mitsamt ihren Theoretikern und der übrigen Klasse ist als ein Prozess von Wechselwirkungen zu verstehen, bei dem das Bewusstsein mit seinen befreienden zugleich seine antreibenden, disziplinierenden, gewalttätigen Kräfte entfaltet. Seine Schärfe zeigt sich in der stets gegebenen Möglichkeit der Spannung zwischen dem Theoretiker und der Klasse, der sein Denken gilt. Die Einheit der sozialen Kräfte, von denen die Befreiung erwartet wird, ist — im Sinne Hegels — zugleich ihr Unterschied, sie existiert nur als Auseinandersetzung, welche ständig die in ihr begriffenen Subjekte bedroht. In der Person des Theoretikers tritt dies deutlich zutage, seine Kritik ist aggressiv nicht bloss gegenüber den bewussten Apologeten des Bestehenden, sondern ebensosehr gegenüber ablenkenden, konformistischen oder utopistischen Tendenzen in den eigenen Reihen.

Die traditionelle Gestalt der Theorie, von der die formale Logik eine Seite erfasst, gehört zum arbeitsteiligen Produktionsprozess in seiner gegenwärtigen Form. Da die Gesellschaft sich auch in zukünftigen Epochen mit der Natur auseinanderzusetzen hat, wird auch diese intellektuelle Technik ihre Bedeutung nicht verlieren, sondern im Gegenteil so weit wie möglich zu entwickeln sein. Die Theorie als Moment einer auf neue gesellschaftliche Formen hintreibenden Praxis ist dagegen kein Rad in einem Mechanismus, der sich im Gang befindet. Wenn auch Siege und Niederlagen eine vage Analogie zur Bewährung und zum Versagen von Hypothesen in der Wissenschaft bilden, so hat der oppositionelle Theoretiker nicht die Beruhigung, dass dies zu seinem Fach gehört. Er kann sich nicht das Loblied singen, das Poincaré auf

die Bereicherung durch Hypothesen gesungen hat, die man verwerfen musste.[1] Sein Beruf ist der Kampf, zu dem sein Denken gehört, nicht das Denken als etwas Selbständiges, davon zu Trennendes. Zwar gehen in sein Verhalten viele theoretische Elemente im gewohnten Sinne ein, die Kenntnis und Prognose relativ isolierter Tatsachen, wissenschaftliche Urteile, Problemstellungen, die wegen seiner spezifischen Interessen von den üblichen abweichen, jedoch dieselbe logische Form aufweisen. Was die traditionelle Theorie ohne besonderes Zutun als vorhanden annehmen darf, ihre positive Rolle in einer funktionierenden Gesellschaft, die freilich vermittelte und undurchsichtige Beziehung zur Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse, die Teilnahme an dem sich erneuernden Lebensprozess des Ganzen, alle diese Erfordernisse, um die sich die Wissenschaft selbst gar nicht zu kümmern pflegt, weil durch die soziale Position des Gelehrten ihre Erfüllung belohnt und bestätigt wird, stehen beim kritischen Denken in Frage. Das Ziel, das es erreichen will, die Herbeiführung des vernünftigen Zustands, hat zwar seinen Grund in der Not der Gegenwart. Mit dem Dasein dieser Not ist jedoch das Bild ihrer Überwindung nicht schon gegeben. Die Theorie, die es entwirft, arbeitet nicht im Dienst einer schon vorhandenen Realität; sie spricht nur ihr Geheimnis aus. Wie genau sich in jedem Augenblick Verkehrtheiten und Trübungen erweisen lassen, wie sehr sich jeder Fehler furchtbar rächen kann, so hat doch die Richtung des Unternehmens überhaupt, das intellektuelle Tun selbst, auch wenn es als erfolgversprechend gilt, keine Sanktion des gesunden Menschenverstands, keine Gewohnheit für sich. Theorien dagegen, die sich in Maschinenbauten, militärischen Organisationen, ja sogar erfolgreichen Kinostücken bewähren oder nicht bewähren können, laufen, auch wenn sie von der Anwendung getrennt betrieben werden, wie die theoretische Physik, auf irgendeinen deutlich zu umreissenden Konsum hinaus, und wenn er nur in der Freude am virtuosen Umgang mit mathematischen Zeichen bestünde, durch dessen Belohnung die gute Gesellschaft ihren Sinn für Humanität zu erkennen gibt.

Dafür jedoch, wie die Zukunft konsumiert wird, um die es dem kritischen Denken zu tun ist, gibt es keine solchen Beispiele. Trotzdem hat die Idee einer zukünftigen Gesellschaft als der Gemeinschaft freier Menschen, wie sie auf Grund der vorhandenen technischen Mittel möglich ist, einen Gehalt, dem bei allen Veränderungen die Treue zu wahren ist. Als die Einsicht, dass und wie die Zer-

[1]) Vgl. H. Poincaré, a. a. O., S. 152.

rissenheit und Irrationalität jetzt überwunden werden kann, wird diese Idee unter den herrschenden Verhältnissen immer reproduziert. Aber die in ihr beurteilte Tatsächlichkeit, die zu einer vernünftigen Gesellschaft hintreibenden Tendenzen werden nicht jenseits des Denkens durch ihm äussere Gewalten hervorgebracht, in deren Produkt es sich dann gleichsam durch einen Zufall wiederzuerkennen vermöchte, sondern dasselbe Subjekt, das die Tatsachen, die bessere Wirklichkeit, durchsetzen will, stellt sie auch vor. Aus der rätselhaften Übereinstimmung zwischen Denken und Sein, Verstand und Sinnlichkeit, menschlichen Bedürfnissen und ihrer Befriedigung in der heute chaotischen Wirtschaft, dieser Übereinstimmung, die in der bürgerlichen Epoche als Zufall erscheint, soll in der zukünftigen das Verhältnis vernünftiger Absicht und Verwirklichung werden. Der Kampf um diese Zukunft spiegelt die Übereinstimmung gebrochen wider, indem ein Wille, der sich auf die Gestaltung der Gesellschaft im ganzen bezieht, bewusst schon im Aufbau der Theorie und Praxis wirksam ist, die dahin führen soll. In der Organisation und Gemeinschaft der Kämpfenden erscheint trotz aller Disziplin, die in der Notwendigkeit, sich durchzusetzen, begründet ist, etwas von der Freiheit und Spontaneität der Zukunft. Wo die Einheit von Disziplin und Spontaneität verschwunden ist, verwandelt sich die Bewegung in eine Angelegenheit ihrer eigenen Bürokratie, ein Schauspiel, das schon zum Repertoire der neueren Geschichte gehört.

Die Lebendigkeit der erstrebten Zukunft in der Gegenwart ist jedoch keine Bestätigung. Die Begriffssysteme des ordnenden Verstandes, die Kategorien, in die Totes und Lebendiges, gesellschaftliche, psychologische, physikalische Vorgänge gemeinhin aufgenommen werden, die Aufspaltung der Gegenstände und Urteile in die Fächer der einzelnen Wissensgebiete, all dies ist der gedankliche Apparat, wie er sich im Zusammenhang mit dem realen Arbeitsprozess bewährt und eingeschliffen hat. Diese gedankliche Welt macht das allgemeine Bewusstsein aus, sie hat eine Grundlage, auf die sich ihre Vertreter berufen können. Auch die Interessen des kritischen Denkens sind allgemein, aber nicht allgemein anerkannt. Die Begriffe, die unter ihrem Einfluss entstehen, sind kritisch im Hinblick auf die Gegenwart. Klasse, Ausbeutung, Mehrwert, Profit, Verelendung, Zusammenbruch sind Momente des begrifflichen Ganzen, dessen Sinn nicht in der Reproduktion der gegenwärtigen Gesellschaft, sondern in ihrer Veränderung zu suchen ist. Wenngleich die kritische Theorie nirgends willkürlich und zufällig verfährt, erscheint sie der herrschenden Urteilsweise daher subjektiv und spekulativ, einseitig und nutzlos. Da sie den bestehenden Denkgewohnheiten, die zur Fortsetzung der Vergan-

genheit gehören und die Geschäfte der vergehenden Ordnung besorgen, diesen Garanten einer parteiischen Welt zuwiderläuft, wirkt sie als parteiisch und ungerecht.

Vor allem aber hat sie keine materielle Leistung aufzuweisen. Die Veränderung, welche die kritische Theorie zu bewirken sucht, greift nicht etwa allmählich Platz, sodass ihr Erfolg wenngleich langsam so doch stetig wäre. Das Anschwellen der Zahl mehr oder minder klarer Anhänger, der Einfluss einzelner von ihnen auf Regierungen, die Machtstellung von Parteien, die der Theorie sympathisch gegenüberstehen oder sie wenigstens nicht verfemen, all dies gehört zu den Wechselfällen im Kampf um die höhere Stufe des menschlichen Zusammenlebens und ist nicht schon ihr Beginn. Solche Erfolge können sich nachträglich sogar als Scheinsiege und Fehler erweisen. Ein Düngeverfahren in der Agrikultur oder die Anwendung einer medizinischen Therapie kann noch sehr weit von der idealen Wirksamkeit entfernt sein und doch schon etwas leisten. Vielleicht müssen die Theorien, die solchen technischen Versuchen zugrundeliegen, im Zusammenhang mit der speziellen Praxis und mit Entdeckungen auf anderen Gebieten verfeinert, revidiert oder umgestossen werden, ein Quantum Arbeit wurde im Verhältnis zum Erzeugnis wenigstens erspart, manche Krankheit geheilt oder gelindert.[1] Die Theorie dagegen, die zur Transformation des gesellschaftlichen Ganzen treibt, hat zunächst die Verschärfung des Kampfes zur Folge, mit dem sie verknüpft ist. Auch soweit einzelne materielle Verbesserungen, die der erhöhten Resistenzkraft bestimmter Gruppen entspringen, mittelbar auf die Theorie zurückgehen, sind dies keine Sektoren der Gesellschaft, aus deren stetiger Verbreiterung schliesslich die neue hervorginge. Alle Vorstellungen über ein solches Hineinwachsen missverstehen die fundamentale Verschiedenheit eines zerspaltenen Gesellschaftsganzen, in dem die materielle und ideologische Macht zur Aufrechterhaltung von Privilegien funktioniert, gegenüber der Assoziation freier Menschen, bei der jeder die gleiche Möglichkeit zur Entfaltung hat. Von der Utopie unterscheidet sich diese Idee durch den Nachweis ihrer realen Möglichkeit auf Grund der gewachsenen Produktivkräfte der Menschen. Wieviele Tendenzen jedoch zu ihr hintreiben mögen, wieviele Übergänge erreicht sind, wie wünschenswert und in sich wertvoll einzelne Vorstufen sein können, — was sie geschichtlich für die Idee bedeuten, ist ausgemacht erst dann, wenn sie verwirklicht ist. Das eine hat

---

[1]) Ähnlich verhält es sich mit nationalökonomischen und finanztechnischen Einsichten und ihrer Auswertung in der Wirtschaftspolitik.

dieses Denken mit der Phantasie gemeinsam, dass ein freilich aus dem tiefsten Verständnis der Gegenwart entspringendes Bild der Zukunft auch in solchen Perioden Gedanken und Handlungen bestimmt, in denen der Gang der Dinge weit von ihr wegzuführen und jede Lehre eher zu begründen scheint als den Glauben an die Erfüllung. Zu diesem Denken gehört zwar nicht das Willkürliche und vermeintlich Unabhängige, aber der Eigensinn der Phantasie. Innerhalb der avanciertesten Gruppen der beherrschten Schichten ist es der Theoretiker, der diesen Eigensinn aufbringen muss, innerhalb der beherrschten Schichten überhaupt sind es jene avancierten Gruppen in ihrer Aktivität. Harmonie waltet auch in diesen Verhältnissen nicht. Wird der Theoretiker der herrschenden Klasse, vielleicht nach mühsamen Anfängen, in eine relativ sichere Position gebracht, so gilt auf der Gegenseite der Theoretiker zuweilen als Feind und Verbrecher, zuweilen als weltfremder Utopist, und endgültig ist der Streit darüber auch nach seinem Tod nicht entschieden. Die historische Bedeutung seiner Leistung spricht nicht für sich selbst ; sie hängt vielmehr davon ab, dass die Menschen für sie sprechen und handeln. Sie gehört nicht zu einer schon fertigen geschichtlichen Gestalt.

Die Fähigkeit zu Denkakten, wie sie in der alltäglichen Praxis, sowohl im geschäftlichen Leben wie in der Wissenschaft, erfordert werden, ist in den Menschen durch eine jahrhundertlange realistische Erziehung entwickelt worden ; ein Versagen führt hier zu Schmerz, Misserfolg und Strafe. Diese intellektuelle Verhaltungsweise besteht wesentlich darin, dass die Bedingungen für den Eintritt eines Effekts, der auf Grund der gleichen Voraussetzungen schon immer eingetreten ist, erkannt und unter Umständen selbständig herbeigeführt werden. Es gibt einen Anschauungsunterricht durch die eigenen guten und schlechten Erfahrungen und das organisierte Experiment. Hier steht die unmittelbare individuelle Selbsterhaltung in Frage, und den Sinn für sie zu entwickeln, haben die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft Gelegenheit gehabt. Die Erkenntnis in diesem traditionellen Sinn einschliesslich jeder Art der Erfahrung ist in der kritischen Theorie und Praxis enthalten. Aber im Hinblick auf die wesentliche Veränderung, um die es geht, fehlt solange die entsprechende konkrete Wahrnehmung, bis sie wirklich eintritt. Wenn das Essen die Probe auf den Pudding ist, so steht sie jedenfalls hier noch bevor. Der Vergleich mit ähnlichen geschichtlichen Ereignissen ist nur in sehr bedingter Weise anzustellen. Daher spielt das konstruktive Denken im Ganzen dieser Theorie im Verhältnis zur Empirie eine bedeutendere Rolle als im Leben des gesunden Menschenverstandes. Hier liegt einer der Gründe, warum in den Fragen, welche die

Gesellschaft als Ganzes betreffen, Leute, die in einzelnen wissenschaftlichen Fächern oder sonstigen Berufszweigen äusserst Tüchtiges zu leisten vermögen, sich trotz gutem Willen beschränkt und unfähig zeigen können. Zu allen Zeiten, in denen soziale Veränderungen auf der Tagesordnung standen, galten im Gegensatz dazu die Leute, die „zuviel" dachten, als gefährlich. Dies führt auf das Problem der Intelligenz in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft überhaupt.

Der Theoretiker, dessen einziges Geschäft in der Beschleunigung einer Entwicklung besteht, die zur Gesellschaft ohne Ausbeutung führen soll, kann sich wie dargelegt im Gegensatz zu Ansichten befinden, die bei den Ausgebeuteten gerade vorherrschen. Ohne die Möglichkeit dieses Konflikts bedürfte es keiner Theorie; denen, die sie brauchen, fiele sie unmittelbar zu. Mit der individuellen Klassenlage des Theoretikers hat der Konflikt nicht notwendig zu tun, sie hängt von der Form des Einkommens ab. Engels war ein businessman. In der Fachsoziologie, die ihren Klassenbegriff nicht aus der Kritik der Ökonomie, sondern aus eigenen Beobachtungen hernimmt, entscheidet über die soziale Zugehörigkeit des Theoretikers weder die Einkommensquelle noch der faktische Inhalt seiner Theorie, sondern das formale Element der Bildung. Die Möglichkeit des grösseren Überblicks, nicht etwa desjenigen der Industriemagnaten, die den Weltmarkt kennen und hinter den Kulissen ganze Staaten dirigieren, sondern der Universitätsprofessoren und mittleren Staatsbeamten, Ärzte, Rechtsanwälte usf. soll die „Intelligenz", das heisst eine besondere soziale oder gar eine suprasoziale Schicht konstituieren. Ist es die Aufgabe des kritischen Theoretikers, die Spannung zwischen seiner Einsicht und der unterdrückten Menschheit, für die er denkt, zu überwinden, so wird in jenem soziologischen Begriff das Schweben über den Klassen zum Wesensmerkmal der Intelligenz, zu einer Art Vorzug, auf den sie stolz ist. Die Neutralität dieser Kategorie entspricht der abstrakten Selbsterkenntnis des Gelehrten. Wie das Wissen im bürgerlichen Konsum des Liberalismus erscheint, nämlich als unter Umständen brauchbare Kenntnis, ganz gleichgültig, worum es geht, wird es von dieser Soziologie auch theoretisch zusammengefasst. Marx und Mises, Lenin und Liefmann, Jaurès und Jevons, das gehört soziologisch in eine Rubrik, wenn man nicht gar die Politiker herauslässt und in der Rolle möglicher Schüler den politischen Wissenschaftlern, Soziologen und Philosophen als den Wissenden gegenüberstellt. Von diesen sollen die Politiker dann lernen, „die und die Mittel" anzuwenden, wenn sie „die und die Stellung" einnehmen, ja sie sollen lernen, ob ihre praktische Stellungnahme

sich überhaupt „mit innerer Konsequenz" vertreten lässt. [1]) Eine Arbeitsteilung tut sich auf zwischen den Menschen, die in den gesellschaftlichen Kämpfen auf den Gang der Geschichte wirken, und dem soziologischen Diagnostiker, der ihnen den Standort zuweist.

Zum formalistischen Begriff des Geistes, der solcher Vorstellung von Intelligenz zugrundeliegt, steht die kritische Theorie in Widerspruch. Nach ihr existiert nur eine Wahrheit, und die positiven Prädikate der Ehrlichkeit und inneren Konsequenz, der Vernünftigkeit, des Strebens nach Frieden, Freiheit und Glück sind nicht im gleichen Sinn irgendeiner anderen Theorie und Praxis zuzusprechen. Es gibt keine Theorie der Gesellschaft, auch nicht die des generalisierenden Soziologen, die nicht politische Interessen mit einschlösse, über deren Wahrheit anstatt in scheinbar neutraler Reflexion nicht selbst wieder handelnd und denkend, eben in konkreter geschichtlicher Aktivität, entschieden werden müsste. Dass der Intellektuelle sich so hinstellt, als bedürfe es erst einer nur von ihm zu leistenden schwierigen Denkarbeit, um zwischen revolutionären, liberalistischen und faschistischen Zielen und Wegen die Wahl zu treffen, ist überhaupt verwirrend. Die Situation ist seit Jahrzehnten nicht mehr danach angetan. Die Avantgarde bedarf der Klugheit im politischen Kampf, nicht der akademischen Belehrung über ihren sogenannten Standort. In einem Zeitpunkt vollends, wo die freiheitlichen Kräfte in Europa selbst desorientiert sind und sich neu zu formieren suchen, wo alles an Nuancen innerhalb ihrer eigenen Bewegung hängt, wo die aus Niederlage, Verzweiflung und korrupter Bürokratie entstehende Gleichgültigkeit gegen den bestimmten Inhalt alle Spontaneität, Erfahrung, Erkenntnis der Massen trotz ihres Heldenmutes zu vernichten droht, bedeutet die überparteiliche und daher abstrakte Konzeption der Intelligenz eine Fassung der Probleme, welche die entscheidenden Fragen bloss verdeckt. Der Geist ist liberal. Er verträgt keinen äusseren Zwang, keine Anpassung seiner Ergebnisse an den Willen irgendeiner Macht. Von dem Leben der Gesellschaft ist er jedoch nicht losgelöst, er schwebt nicht über ihr. Soweit ihm die Richtung auf Selbstbestimmung, auf die Herrschaft der Menschen über ihr eigenes Leben wie über die Natur immanent ist, vermag er diese Tendenz als wirkende Kraft in der Geschichte zu erkennen. Isoliert betrachtet, erscheint das Feststellen der Tendenz als neutral; aber wie der Geist sie ohne Interesse nicht zu erkennen vermag, so vermag er sie auch nicht ohne realen Kampf zum allgemeinen Bewusstsein zu machen.

---

[1]) Max Weber, Wissenschaft als Beruf. Ges. Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922, S. 549/550.

So ist der Geist nicht liberal. Die denkerischen Bemühungen, die ohne bewussten Zusammenhang mit einer bestimmten Praxis je nach den wechselnden akademischen oder sonstigen Aufgaben, deren Förderung Erfolg verspricht, hier und dort ansetzen und einmal dies, einmal jenes für ihre Sache halten, können für die eine oder andere historische Tendenz nützliche Dienste leisten, sie können jedoch selbst bei formaler Richtigkeit — welches zutiefst verkehrte theoretische Gebilde vermöchte nicht schliesslich die Forderung formaler Richtigkeit zu erfüllen! — die geistige Entwicklung auch hemmen und ablenken. Der abstrakte, als soziologische Kategorie festgehaltene Begriff einer Intelligenz, die dazu noch missionarische Funktionen haben soll, gehört seiner Struktur nach zur Hypostasierung der Fachwissenschaft. Die kritische Theorie ist weder „verwurzelt" wie die totalitäre Propaganda noch „freischwebend" wie die liberalistische Intelligenz.

Aus der verschiedenen Funktion des traditionellen und des kritischen Denkens ergeben sich die Unterschiede der logischen Struktur. Die obersten Sätze der traditionellen Theorie definieren Allgemeinbegriffe, unter die alle Tatsachen des Gebietes zu befassen sind, zum Beispiel den Begriff eines physikalischen Vorgangs in der Physik oder des organischen Geschehens in der Biologie. Dazwischen gibt es die Hierarchie von Gattungen und Arten, zwischen denen überall entsprechende Verhältnisse der Unterordnung bestehen. Die Tatsachen sind Einzelfälle, Exemplare oder Verkörperung der Gattungen. Zeitliche Unterschiede zwischen den Einheiten des Systems gibt es nicht. Die Elektrizität existiert nicht vor einem elektrischen Feld, und umgekehrt das Feld nicht vor der Elektrizität, ebensowenig wie der Löwe als solcher vor oder nach den besonderen Löwen ist. Wenn im individuellen Erkennen die eine oder andere zeitliche Folge dieser Verhältnisse bestehen mag, so jedenfalls nicht auf der Seite der Gegenstände. Die Physik ist auch davon abgekommen, die allgemeineren Züge als verborgene Ursachen oder Kräfte in den konkreten Tatsachen aufzufassen und diese logischen Verhältnisse zu hypostasieren, nur in der Soziologie herrscht darüber noch Unklarheit. Werden einzelne Gattungen dem System hinzugefügt oder sonstige Veränderungen vorgenommen, so wird dies üblicherweise nicht etwa in dem Sinn aufgefasst, dass die Bestimmungen notwendig zu starr sind, sich als inadäquat erweisen müssen, da entweder das Verhältnis zum Gegenstand oder derselbe Gegenstand sich ändert, ohne dabei seine Identität zu verlieren. Änderungen werden vielmehr als Mangel unserer früheren Erkenntnis oder als Ersetzung einzelner Stücke des Gegenstands durch andere betrachtet, wie etwa eine Landkarte veraltet, weil Wälder abgeholzt, neue

Städte hinzugekommen, andere Grenzen entstanden sind. So wird in der diskursiven oder Verstandeslogik auch die lebendige Entwicklung begriffen. Dieser Mensch ist jetzt ein Kind, dann erwachsen, kann nach ihr nur heissen, es gibt einen festen Kern, der sich gleichbleibt : „dieser Mensch" ; ihm werden beide Eigenschaften, Kind- und Erwachsensein nacheinander angeheftet. Nach dem Positivismus bleibt überhaupt nichts identisch, sondern zuerst ist ein Kind da, später ein Erwachsener, beides sind zwei verschiedene Tatsachenkomplexe. Dass der Mensch sich ändert und doch mit sich identisch bleibt, vermag diese Logik nicht zu fassen.

Die kritische Theorie beginnt ebenfalls mit abstrakten Bestimmungen ; soweit die gegenwärtige Epoche in Frage steht, mit der Kennzeichnung einer auf Tausch begründeten Ökonomie.[1]) Die dabei auftretenden Begriffe wie Ware, Wert und Geld können als Gattungsbegriffe fungieren, zum Beispiel wenn Beziehungen im konkreten gesellschaftlichen Leben als Tauschbeziehungen beurteilt werden und vom Warencharakter der Güter gesprochen wird. Aber die Theorie selbst erschöpft sich nicht darin, die Begriffe durch Vermittlung von Hypothesen auf die Realität zu beziehen. Der Anfang umreisst bereits den Mechanismus, durch den die bürgerliche Gesellschaft nach Abschaffung der feudalistischen Regulierungen, des Zunftsystems und der Leibeigenschaft, nicht sogleich infolge ihres anarchischen Prinzips zugrundeging, sondern sich am Leben erhielt. Es wird die regulierende Wirkung des Tauschs gezeigt, die der bürgerlichen Wirtschaft zugrundeliegt. Die Konzeption des Prozesses zwischen Gesellschaft und Natur, die hier schon mitspielt, die Idee einer einheitlichen Epoche der Gesellschaft, ihrer Selbsterhaltung usf. entspringen bereits einer gründlichen, vom Interesse an der Zukunft geleiteten Analyse des geschichtlichen Verlaufs. Das Verhältnis der ersten begrifflichen Zusammenhänge zur Tatsächlichkeit ist nicht wesentlich das von Gattungen und Exemplaren. Das durch sie bezeichnete Tauschverhältnis beherrscht auf Grund der ihm einwohnenden Dynamik die gesellschaftliche Wirklichkeit, wie etwa der Stoffwechsel den pflanzlichen und tierischen Organismus weitgehend beherrscht. Auch in der kritischen Theorie müssen spezifische Elemente eingefügt werden, um von dieser grundlegenden Struktur zur differenzierten Realität zu gelangen. Aber ein solches Einfügen von Bestimmungen, man denke etwa an das Vorhandensein aufgestapelter Goldmengen, die Ausbreitung in noch feudalistische Räume der Gesellschaft, den Aussenhandel, geschieht

---

[1]) Zur logischen Struktur der Kritik der politischen Ökonomie vgl. „Zum Problem der Wahrheit" (diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 344 f. sowie S. 351 f.).

nicht durch einfache Deduktion wie in der fachlich in sich geschlossenen Theorie. Vielmehr gehört zu jedem Schritt die Kenntnis über Mensch und Natur mit hinzu, die in den Wissenschaften und in der geschichtlichen Erfahrung zur Verfügung steht. Im Hinblick auf die Lehre von der industriellen Technik versteht sich dies von selbst. Aber auch nach anderen Richtungen hin findet die differenzierte Kenntnis menschlicher Reaktionsweisen bei der gedanklichen Entwicklung, von der hier die Rede ist, Anwendung. Der Satz etwa, dass die untersten Schichten der Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen auch die meisten Kinder haben, spielt beim Nachweis, wie die bürgerliche Tauschgesellschaft notwendig zum Kapitalismus mit Reservearmee und Krisen führt, eine wichtige Rolle. Seine psychologische Begründung bleibt den traditionellen Wissenschaften überlassen. Die kritische Theorie der Gesellschaft beginnt also mit einer durch relativ allgemeine Begriffe bestimmten Idee des einfachen Warentausches; unter Voraussetzung des gesamten zur Verfügung stehenden Wissens, der Herbeiziehung des aus fremden und eigenen Forschungen angeeigneten Stoffes wird dann gezeigt, wie die Tauschwirtschaft bei der gegebenen und sich freilich unter ihrem Einfluss verändernden Beschaffenheit von Menschen und Dingen, ohne dass ihre eigenen, von der fachlichen Nationalökonomie dargestellten Prinzipien durchbrochen würden, notwendig zur Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze führen muss, die in der gegenwärtigen geschichtlichen Situation zu Kriegen und Revolutionen treibt.

Der Sinn der hier gemeinten Notwendigkeit ist wie derjenige der Abstraktheit der Begriffe den entsprechenden Zügen der traditionellen Theorie ähnlich und unähnlich zugleich. In beiden Arten von Theorie beruht die Strenge der gedanklichen Ableitung darauf, dass erhellt, wie die Behauptung vom Zutreffen allgemeiner Bestimmungen die Behauptung vom Zutreffen gewisser tatsächlicher Verhältnisse mit einschliesst. Wenn ein elektrischer Vorgang vorliegt, so muss sich, weil zum Begriff der Elektrizität diese und jene Merkmale gehören, dieser und jener Vorfall ereignen. Soweit die kritische Theorie der Gesellschaft die gegenwärtigen Zustände aus dem Begriff des einfachen Tauschs entwickelt, enthält sie in der Tat diese Art der Notwendigkeit, nur dass die generell hypothetische Form relativ gleichgültig ist. Der Nachdruck liegt nicht darauf, dass überall, wo einfache Tauschgesellschaft herrscht, sich auch Kapitalismus entwickeln muss, wenngleich dies wahr ist, sondern auf der Ableitung dieser realen, von Europa aus die Erde umfassenden kapitalistischen Gesellschaft, für welche die Theorie als gültig behauptet wird, aus dem Grundverhältnis des Tausches

überhaupt. Während selbst die kategorischen Urteile der Fachwissenschaften im Grunde hypothetischen Charakter tragen und Existentialurteile, wenn überhaupt, nur in eigenen Kapiteln, beschreibenden oder praktischen Teilen, geduldet werden[1]), ist die kritische Gesellschaftstheorie als ganzes ein einziges entfaltetes Existentialurteil. Es besagt, in grobem Umriss formuliert, dass die Grundform der historisch gegebenen Warenwirtschaft, auf der die neuere Geschichte beruht, die inneren und äusseren Gegensätze der Epoche in sich schliesst, in verschärfter Form immer aufs neue zeitigt und nach einer Periode des Aufstiegs, der Entfaltung menschlicher Kräfte, der Emanzipation des Individuums, nach einer ungeheuren Ausbreitung der menschlichen Macht über die Natur schliesslich die weitere Entwicklung hintanhält und die Menschheit einer neuen Barbarei zutreibt. Die einzelnen Denkschritte innerhalb dieser Theorie sind, wenigstens der Intention nach, von der gleichen Strenge wie die Deduktionen innerhalb einer fachwissenschaftlichen Theorie, jeder ist dabei ein Moment in der Konstitution jenes umfassenden Existentialurteils. Einzelne Teile können in allgemeine oder besondere hypothetische Urteile verwandelt werden und im Sinne des traditionellen Theoriebegriffs Verwendung finden, wie etwa, dass bei steigender Produktivität regelmässig Entwertung des Kapitals eintritt. Bei manchen Partien der Theorie entstehen auf solche Weise Sätze, deren Beziehung auf die Realität schwierig ist. Daraus, dass die Darstellung eines einheitlichen Gegenstands als ganze wahr ist, lässt sich nämlich nur unter speziellen Bedingungen folgern, inwiefern einzelne von ihr losgelöste Teile in ihrer Isolierung auf isolierte Teile des Gegenstands zutreffen. Die Problematik, die entsteht, sobald Teilsätze der kritischen Theorie auf einmalige oder wiederholbare Vorgänge in der gegenwärtigen Gesellschaft anzuwenden sind, betrifft die Eignung der kritischen Theorie zu traditionellen Denkleistungen mit fortschrittlichem Zweck, nicht ihre Wahrheit selbst. Die Unfähigkeit der Fachwissenschaften, besonders der zeitgenössischen Nationalökonomie, bei den von ihnen bearbeiteten stückhaften Fragestellungen Nutzen aus ihr zu ziehen, liegt weder an ihnen noch an der kritischen Theorie allein, sondern an ihrer verschiedenen Rolle in der Wirklichkeit.

---

[1]) Zwischen den Urteilsformen und den geschichtlichen Epochen bestehen Zusammenhänge, über die eine kurze Andeutung gestattet sei. Das kategorische Urteil ist typisch für die vorbürgerliche Gesellschaft : so ist es, der Mensch kann nichts daran ändern. Die hypothetische wie die disjunktive Urteilsform gehören im besonderen zur bürgerlichen Welt : unter gewissen Umständen kann dieser Effekt eintreten, entweder ist es so oder anders. Die kritische Theorie erklärt : es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände sind jetzt vorhanden.

Auch die kritische und oppositionelle Theorie leitet, wie soeben dargelegt, ihre Aussagen über die realen Verhältnisse aus allgemeinen Grundbegriffen her und lässt diese Verhältnisse eben dadurch als notwendig erscheinen. Wenn im Hinblick auf die Notwendigkeit im logischen Sinn beide Arten theoretischer Strukturen ähnlich sind, so besteht ein Gegensatz, sobald nicht mehr bloss von logischer, sondern von sachlicher Notwendigkeit, der Notwendigkeit faktischer Abläufe die Rede ist. Die Aussage des Biologen, dass eine Pflanze auf Grund immanenter Prozesse verwelken muss oder dass gewisse zum menschlichen Organismus gehörige Vorgänge notwendig zu seinem Untergang führen, lässt es dahingestellt, ob irgendwelche Einwirkungen diese Verläufe in ihrem Charakter beeinflussen oder total verändern können. Auch wenn eine Krankheit als heilbar bezeichnet wird, gilt doch der Umstand, ob entsprechende Massnahmen wirklich ergriffen werden, als eine der Sache selbst äusserliche, zur Technik gehörige und daher in der Theorie als solcher unwesentliche Ereignisreihe. Die Notwendigkeit, von der die Gesellschaft beherrscht wird, könnte in diesem Sinn als biologisch angesehen und der besondere Charakter der kritischen Theorie deshalb bezweifelt werden, weil in der Biologie wie auch in anderen Naturwissenschaften in ähnlicher Weise einzelne Verläufe theoretisch konstruiert werden, wie es nach der obigen Darlegung in der kritischen Theorie der Gesellschaft geschieht. Die Entwicklung der Gesellschaft gälte damit als eine bestimmte Ereignisreihe, zu deren Darstellung Resultate aus verschiedenen Gebieten herangezogen werden, wie etwa ein Mediziner bei einem Krankheitsverlauf oder ein Geologe bei der Vorgeschichte der Erde verschiedene Wissenszweige anzuwenden haben. Die Gesellschaft erscheint hier als Individuum, das auf Grund der fachwissenschaftlichen Theorien beurteilt wird.

Wieviele Analogien zwischen diesen intellektuellen Bestrebungen auch obwalten mögen, so besteht doch im Hinblick auf das Verhältnis von Subjekt und Objekt und damit auf die Notwendigkeit des beurteilten Geschehens ein entscheidender Unterschied. Die Sache, mit der es der Fachwissenschaftler zu tun hat, wird von seiner eigenen Theorie überhaupt nicht berührt. Subjekt und Objekt sind streng getrennt, auch wenn es sich zeigen sollte, dass in einem späteren Zeitpunkt das objektive Geschehen durch menschlichen Zugriff beeinflusst wird; dieser ist in der Wissenschaft ebenso als Faktum zu betrachten. Das gegenständliche Geschehen ist der Theorie transzendent, und die Unabhängigkeit von ihr gehört zu seiner Notwendigkeit: der Betrachter als solcher kann nichts daran ändern. Zur Entwicklung der Gesellschaft gehört aber das bewusste kritische Verhalten mit hinzu. Die

Konstruktion des Geschichtsverlaufs als notwendigen Produkts eines ökonomischen Mechanismus enthält zugleich den selbst aus ihm hervorgehenden Protest gegen diese Ordnung und die Idee der Selbstbestimmung des menschlichen Geschlechts, das heisst eines Zustands, in dem seine Taten nicht mehr aus einem Mechanismus, sondern aus seinen Entscheidungen fliessen. Das Urteil über die Notwendigkeit des bisherigen Geschehens schliesst hier somit den Kampf um ihre Verwandlung aus einer blinden in eine sinnvolle Notwendigkeit mit ein. Den Gegenstand der Theorie von ihr getrennt zu denken, verfälscht das Bild und führt zum Quietismus oder Konformismus. Jeder ihrer Teile setzt die Existenz von Kritik und Kampf gegen das Bestehende in der von ihr selbst bestimmten Richtung voraus.

Nicht ohne Gründe, wenn auch nicht mit vollem Recht, haben die von der Physik ausgehenden Erkenntnistheoretiker die Verwechslung der Ursachen mit Wirkung von Kräften gebrandmarkt und zuletzt den Begriff der Ursache mit dem der Bedingung oder der Funktion vertauscht. Der rein registrierenden Betrachtung bieten sich nämlich immer bloss Erscheinungsreihen, niemals Kräfte und Gegenkräfte dar, was freilich nicht in der Natur liegt, sondern im Wesen der Betrachtung. Das Resultat dieses Verfahrens bei seiner Anwendung auf die Gesellschaft ist Statistik und beschreibende Soziologie, die für jeden Zweck, auch für die kritische Theorie ihre Wichtigkeit gewinnen können. Notwendig ist für die traditionelle Wissenschaft entweder alles oder gar nichts, je nachdem man unter Notwendigkeit die Unabhängigkeit vom Beobachter oder die Möglichkeit absolut gewisser Prognosen verstehen will. Insofern jedoch das Subjekt sich auch als denkendes nicht radikal von den gesellschaftlichen Kämpfen isoliert, an denen es teilnimmt, insofern es nicht erkennendes und handelndes Subjekt bloss als getrennte Begriffe versteht, hat Notwendigkeit einen anderen Sinn. Soweit sie, vom Menschen unbeherrscht, ihm entgegensteht, gilt sie einerseits als das Naturreich, das trotz der unendlichen Eroberungen, die noch zu machen sind, nie ganz verschwinden wird, andererseits als die Ohnmacht der bisherigen Gesellschaft, den Kampf mit dieser Natur in einer bewussten und zweckmässigen Organisation zu führen. Hier sind Kräfte und Gegenkräfte gemeint. Beide Momente dieses Begriffs der Notwendigkeit, die unter sich zusammenhängen, Macht der Natur und Ohnmacht der Menschen, beruhen auf der selbst erlebten Anstrengung der Menschen um Befreiung vom Zwang der Natur und den zur Fessel gewordenen Formen des gesellschaftlichen Lebens, der juristischen, politischen und kulturellen Ordnung. Sie gehören zum wirklichen Streben nach einem Zustand, in welchem das,

was die Menschen wollen, auch notwendig ist, in welchem die Notwendigkeit der Sache zur Notwendigkeit eines vernünftig beherrschten Geschehens wird. Die Anwendung, ja selbst das Verständnis dieser und anderer Begriffe der kritischen Denkart sind an das Erlebnis der eigenen Aktivität und Anstrengung, an die Existenz eines Willens im erkennenden Subjekt geknüpft. Der Versuch, dem mangelnden Verständnis solcher Ideen und der Weise ihrer Verkettung durch blosse Steigerung ihrer logischen Prägnanz, durch scheinbar exaktere Definitionen oder gar durch „Einheitssprache" abzuhelfen, muss misslingen. Es handelt sich nicht bloss um ein Missverständnis, sondern um den wirklichen Gegensatz verschiedener Verhaltungsweisen. Der Begriff der Notwendigkeit in der kritischen Theorie ist selbst ein kritischer, er setzt den der Freiheit voraus, wenn auch nicht als einer existierenden. Die Vorstellung einer Freiheit als einer, die immer schon da ist, auch wenn die Menschen in Ketten liegen, also einer bloss inneren Freiheit, gehört der idealistischen Denkart an. Die Tendenz dieser nicht völlig unwahren, aber schiefen Idee hat am deutlichsten der junge Fichte ausgesprochen : „Ich bin jetzt gänzlich überzeugt, dass der menschliche Wille frei sei und dass Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseins sei, sondern nur Glückwürdigkeit."[1]) Es zeigt sich hier die schlechte Identität radikaler metaphysischer Gegensätze und Schulen. Die Behauptung absoluter Notwendigkeit des Geschehens meint letzten Endes dasselbe wie diejenige der realen Freiheit in der Gegenwart : die Resignation in der Praxis.

Die Unfähigkeit, die Einheit von Theorie und Praxis zu denken, und die Beschränkung des Begriffs der Notwendigkeit auf ein fatalistisches Geschehen gründen erkenntnismässig in der Hypostasierung des cartesianischen Dualismus von Denken und Sein. Dieser ist der Natur wie auch der bürgerlichen Gesellschaft angemessen, soweit sie selbst einem natürlichen Mechanismus gleicht. Die Theorie, die zur realen Macht wird, das Selbstbewusstsein der Subjekte einer grossen geschichtlichen Umwälzung, geht über die Mentalität hinaus, für welche dieser Dualismus kennzeichnend ist. Soweit die Gelehrten ihn nicht bloss im Kopfe haben, sondern mit ihm Ernst machen, können sie nicht selbständig handeln. Sie führen dann ihrem eigenen Denken gemäss praktisch nur aus, wozu der geschlossene Kausalzusammenhang der Realität sie bestimmt, oder sie kommen als individuelle Einheiten statistischer Grössen in Betracht, in denen eben die individuelle Einheit keine Rolle spielt. Als Vernunftwesen sind sie ohnmächtig und isoliert.

---

[1]) J. G. Fichte, Briefwechsel, hrsg. von H. Schulz, Bd. I. Leipzig 1925, S. 127.

Die Erkenntnis dieses Tatbestandes bildete einen Schritt zu seiner Überwindung, aber er geht nur in metaphysischer, unhistorischer Gestalt in das bürgerliche Bewusstsein ein. Als Glaube an die Unabänderlichkeit der Gesellschaftsform beherrscht er in der Tat die Gegenwart. In ihrer Reflexion sehen sich die Menschen als blosse Zuschauer, passive Teilnehmer eines gewaltigen Geschehens, das man vielleicht vorhersehen, jedenfalls aber nicht beherrschen kann. Sie wissen von Notwendigkeit nicht im Sinne von Ereignissen, die man selbst erzwingt, sondern bloss von solchen, die man mit Wahrscheinlichkeit vorausberechnet. Wo die Verflechtung von Wollen und Denken, Anschauen und Handeln zugestanden wird wie in manchen Teilen der neuesten Soziologie, gilt dies selbst nur im Sinn einer zu beachtenden Kompliziertheit des Objekts. Man muss alle Theorien, die vorkommen, den praktischen Stellungnahmen, den sozialen Schichten zuordnen, die damit zusammenhängen. Das Subjekt zieht sich aus der Affäre, es hat kein Anliegen als — die Wissenschaft.

Die Feindschaft gegen das Theoretische überhaupt, die heute im öffentlichen Leben zum Ausdruck kommt, richtet sich in Wahrheit gegen die verändernde Aktivität, die mit dem kritischen Denken verbunden ist. Wo es nicht beim Feststellen und Ordnen in möglichst neutralen, das heisst für die Lebenspraxis in den gegebenen Formen unerlässlichen Kategorien bleibt, regt sich sogleich ein Widerstand. Auf Seiten eines grossen Teils der Beherrschten steht die unbewusste Befürchtung im Weg, theoretisches Denken könnte die mühsam vollzogene Anpassung an die Realität als verkehrt und überflüssig erscheinen lassen, auf Seiten der Nutzniesser erhebt sich der allgemeine Verdacht gegen jede intellektuelle Selbständigkeit. Die Tendenz, Theorie als Gegensatz zur Positivität aufzufassen, ist so stark, dass selbst die harmlose traditionelle Theorie zuweilen davon betroffen wird. Weil die fortgeschrittenste Gestalt des Denkens in der Gegenwart die kritische Theorie der Gesellschaft ist und jede konsequente intellektuelle Anstrengung, die sich um den Menschen bekümmert, sinngemäss bei ihr einmündet, gerät die Theorie überhaupt in Verruf. Auch jede andere wissenschaftliche Aussage, die keine Angabe von Tatsachen in den gebräuchlichsten Kategorien und womöglich in der neutralsten Form, der Mathematik, darstellt, begegnet schon dem Einwand, dass sie zu theoretisch sei. Diese positivistische Haltung muss nicht bloss fortschrittfeindlich sein. Wenn bei den verschärften Klassengegensätzen der letzten Jahrzehnte die Herrschaft sich auch in zunehmendem Mass auf den realen Machtapparat zu verlassen hat, so bildet doch die Ideologie einen nicht zu unterschätzenden Kittfaktor des rissig gewordenen Gesellschaftsbaus. In der Losung, sich an die Tatsachen zu halten und jede Art von

Illusionen preiszugeben, steckt selbst heute noch eine Art Reaktion gegen den Bund von Unterdrückung und Metaphysik. Es wäre jedoch ein Fehler, den ungeheuren Unterschied zwischen der empiristischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart zu verkennen. Zu jener Zeit hatte eine neue Gesellschaft sich bereits im Rahmen der alten entwickelt. Es galt, die schon vorhandene bürgerliche Wirtschaft aus den feudalistischen Hemmnissen zu befreien, sie einfach „gehen zu lassen". Das ihr zugehörige fachwissenschaftliche Denken brauchte ebenfalls die alten dogmatischen Bindungen wesentlich nur abzuschütteln, um den schon erkannten Weg zu gehen. Im Übergang von der gegenwärtigen zu einer künftigen Gesellschaftsform soll die Menschheit sich jedoch erstmals zum bewussten Subjekt konstituieren und aktiv ihre eigenen Lebensformen bestimmen. Wenn auch die Elemente der zukünftigen Kultur schon vorhanden sind, so bedarf es doch einer bewussten Neukonstruktion der ökonomischen Verhältnisse. Die undifferenzierte Feindschaft gegen die Theorie bedeutet daher heute eine Hemmung. Ohne die Fortsetzung der theoretischen Anstrengung, die mit dem Interesse an einer vernünftig organisierten zukünftigen Gesellschaft die gegenwärtige kritisch durchleuchtet und anhand der in den Fachwissenschaften ausgebildeten traditionellen Theorien konstruiert, ist der Hoffnung auf eine grundlegende Verbesserung der menschlichen Existenz der Grund entzogen. Die Forderung nach Positivität und Unterordnung, die auch in den fortschrittlichen Gruppen der Gesellschaft den Sinn für die Theorie abzustumpfen droht, trifft notwendig nicht bloss die Theorie, sondern auch die Praxis der Befreiung.

Die einzelnen Teile der Theorie, welche die komplizierten Verhältnisse des liberalistischen und schliesslich des monopolistischen Kapitalismus aus dem Schema der einfachen Warenwirtschaft abzuleiten unternimmt, verhalten sich nicht so gleichgültig zur Zeit wie die Stufen eines deduktiven Ordnungsgefüges. Ähnlich wie die auch für den Menschen wichtige Verdauungsfunktion in der Stufenreihe der Organismen sich in gleichsam nacktem Zustand in Gestalt der „Schlauchtiere" als Gattung vorfindet, so gibt es historische Formen der Gesellschaft, die der einfachen Warenwirtschaft wenigstens nahekommen. Die gedankliche Entwicklung steht, wie oben schon dargelegt, zur geschichtlichen wenn auch nicht in Parallele, so doch in feststellbarer Relation. Die wesentliche Beziehung der Theorie zur Zeit liegt jedoch nicht in der Entsprechung einzelner Teile der Konstruktion zu geschichtlichen Abschnitten, eine Lehre, in der Hegels Phänomenologie des Geistes und seine Logik ebenso wie das Kapital von Marx als Zeugnisse der gleichen Methode übereinstimmen, sondern in der ständigen

Veränderung des theoretischen Existentialurteils über die Gesellschaft, die durch seinen bewussten Zusammenhang mit der geschichtlichen Praxis bedingt ist. Mit dem Prinzip, fortwährend jeden bestimmten theoretischen Inhalt radikal in Frage zu stellen und immer wieder von vorne anzufangen, durch das die moderne Metaphysik und Religionsphilosophie alle konsequente Theorienbildung bekämpft haben, hat das nichts zu tun. Die kritische Theorie hat nicht heute den und morgen einen anderen Lehrgehalt. Ihre Änderungen bedingen keinen Umschlag in eine völlig neue Anschauung, solange die Epoche sich nicht ändert. Die Festigkeit der Theorie rührt daher, dass bei allen Änderungen der Gesellschaft doch ihre ökonomisch grundlegende Struktur, das Klassenverhältnis in seiner einfachsten Gestalt, und damit auch die Idee seiner Aufhebung identisch bleibt. Die hierdurch bedingten entscheidenden Züge des Inhalts können sich vor dem geschichtlichen Umschlag nicht wandeln. Andererseits steht aber die Geschichte auch bis dahin nicht still. Die historische Entwicklung der Gegensätze, bei denen das kritische Denken seine Rolle spielt, verändert die Wichtigkeit seiner einzelnen Momente, zwingt zu Differenzierungen und verschiebt die Bedeutung der fachwissenschaftlichen Erkenntnisse für die kritische Theorie und Praxis.

Am Begriff der sozialen Klasse, die über die Mittel der Produktion verfügt, soll näher bezeichnet werden, was hier gemeint ist. In der liberalistischen Periode war die ökonomische Herrschaft weitgehend mit dem juristischen Eigentum an den Produktionsmitteln verknüpft. Die grosse Klasse der Privateigentümer war gesellschaftlich führend, und die gesamte Kultur jener Zeit ist durch dieses Verhältnis gekennzeichnet. Die Industrie war noch in eine grosse Anzahl von heute aus gesehen kleiner, selbständiger Unternehmungen differenziert. Die dieser technischen Entwicklungsstufe angemessene Direktion der Fabrik war die Leitung durch einen oder mehrere Eigentümer oder ihren unmittelbaren Beauftragten. Mit der im letzten Jahrhundert durch die Entfaltung der Technik vermittelten, rapide fortschreitenden Konzentration und Zentralisation des Kapitals werden die juristischen Eigentümer zum grossen Teil von der Leitung der sich bildenden Riesenunternehmen, die ihre Fabriken aufsaugen, getrennt, die Leitung verselbständigt sich gegen den juristischen Eigentumstitel. Es entstehen die industriellen Magnaten, die Führer der Wirtschaft. In den meisten Fällen halten sie zunächst noch den grösseren Teil des Eigentums an ihren Konzernen. Heute ist dieser Umstand schon unwesentlich geworden, und es zeigen sich einzelne mächtige Leiter, die ganze Sektoren der Industrie beherrschen und nur einen verschwindenden Teil der von ihnen dirigierten Werke zum juristi-

schen Eigentum haben. Dieser ökonomische Prozess bringt eine Wandlung der Funktionsweise des juristischen und politischen Apparats sowie der Ideologien mit sich. Ohne dass etwa die juristische Definition des Eigentums im geringsten geändert wird, werden die Eigentümer in steigendem Mass gegen die Leiter und ihren Stab ohnmächtig. Die direkte Verfügung über die Mittel des Riesenunternehmens gibt während eines Prozesses, den die Eigentümer bei Meinungsverschiedenheiten etwa anstrengen sollten, der Leitung ein solches Übergewicht, dass an einen Sieg ihrer Gegner kaum zu denken ist. Der Einfluss der Leitung, der sich zunächst nur auf niedere juristische und administrative Instanzen beziehen mag, erstreckt sich schliesslich auch auf die höheren, am Ende auf den Staat und seine Machtorganisation. Durch die Trennung von der wirklichen Produktion und durch ihren sinkenden Einfluss verengert sich der Horizont der blossen Inhaber von Besitztiteln, ihre Lebensbedingungen und ihre Persönlichkeit werden immer ungeeigneter für sozial ausschlaggebende Positionen, und schliesslich erscheint der Anteil, den sie aus dem Eigentum noch beziehen, ohne etwas zu seiner Vergrösserung wirklich leisten zu können, als gesellschaftlich nutzlos und moralisch zweifelhaft. Es entstehen die eng mit diesen und einigen anderen Veränderungen zusammenhängenden Ideologien von der grossen Persönlichkeit und vom Unterschied der produktiven und parasitären Kapitalisten. Die Vorstellung eines der Allgemeinheit gegenüber selbständigen Rechts mit festem Inhalt verliert an Gewicht. Von der gleichen Seite, welche die private Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, dieses Kernstück der herrschenden Gesellschaftsordnung, brutal aufrechterhält, gehen politische Lehren aus, dass unproduktives Eigentum und parasitäre Einkünfte verschwinden müssten. Mit der Verkleinerung des Kreises der wirklich Mächtigen wächst die Möglichkeit bewusster Ideologienbildung, der Etablierung einer doppelten Wahrheit, bei der das Wissen den Insidern und die Version dem Volke vorbehalten bleibt, und der Zynismus gegen jede Wahrheit und jedes Denken überhaupt breitet sich aus. Am Ende des Prozesses steht eine nicht mehr von selbständigen Eigentümern, sondern von industriellen und politischen Führercliquen beherrschte Gesellschaft.

Diese Veränderungen bedingen auch Strukturveränderungen der kritischen Theorie. Dem Schein freilich, als ob Eigentum und Profit jetzt nicht mehr ihre entscheidende Rolle spielten, dieser in den Sozialwissenschaften sorglich geförderten Illusion fällt sie nicht anheim. Einerseits hat sie die juristischen Beziehungen auch früher nicht als Wesen, sondern als Oberfläche des gesellschaftlichen Sachverhalts gesehen und weiss, dass die Ver-

fügung über Menschen und Dinge bei einem besonderen Teile der Gesellschaft bleibt, der zwar weniger im Inland, desto erbitterter aber im Weltmasstab mit anderen ökonomischen Machtgruppen konkurriert. Der Gewinn stammt aus denselben sozialen Quellen, muss letzten Endes durch dieselben Methoden gesteigert werden wie seither. Andererseits scheint ihr mit der Beseitigung jedes inhaltlich bestimmten Rechts, die durch die ökonomische Machtkonzentration bedingt ist und in den Verhältnissen der autoritären Staaten vollendet wird, mit einer Ideologie zugleich ein Kulturfaktor zu verschwinden, der keineswegs bloss eine negative, sondern auch eine positive Seite hat. Indem die Theorie diesen Veränderungen in der inneren Struktur der Unternehmerklasse Rechnung trägt, werden auch andere ihrer Begriffe differenziert. Die Abhängigkeit der Kultur von den sozialen Verhältnissen muss sich mit diesen selbst bis in die Einzelheiten wandeln, wenn anders die Gesellschaft ein Ganzes ist. Auch in der liberalistischen Periode konnten politische und moralische Auffassungen der Individuen von ihrer ökonomischen Situation abgeleitet werden. Die Schätzung eines lauteren Charakters, das Stehen zum gegebenen Wort, die Selbständigkeit des Urteils usf. ergeben sich aus einer Gesellschaft relativ unabhängiger Wirtschaftssubjekte, die durch Kontrakte miteinander in Verbindung treten. Aber diese Abhängigkeit war psychologisch weitgehend vermittelt, und die Moral selbst gewann auf Grund ihrer Funktion im Individuum eine Art von Festigkeit. (Die Wahrheit, dass die Abhängigkeit von der Ökonomie auch diese Moral durchherrschte, trat freilich in Erscheinung, als mit der Gefährdung der ökonomischen Positionen des liberalistischen Bürgertums, die in der jüngsten Gegenwart eintrat, auch die freiheitliche Gesinnung dahinschmolz.) Unter den monopolkapitalistischen Verhältnissen ist es jedoch auch mit solcher relativen Selbständigkeit des Individuums zu Ende. Es hat keinen eigenen Gedanken mehr. Der Inhalt des Massenglaubens, an den niemand recht glaubt, ist ein unmittelbares Produkt der herrschenden Bürokratien in Wirtschaft und Staat, und seine Anhänger folgen insgeheim nur ihren atomisierten und daher unwahren Interessen, sie handeln als reine Funktionen des ökonomischen Mechanismus.

Der Begriff der Abhängigkeit des Kulturellen vom Ökonomischen hat sich daher verändert. Er ist mit der Vernichtigung des typischen Individuums gleichsam vulgärmaterialistischer zu verstehen als früher. Die Erklärungen sozialer Phänomene werden einfacher und zugleich komplizierter. Einfacher, weil das Ökonomische unmittelbarer und bewusster die Menschen bestimmt und die relative Widerstandskraft und Substantialität der Kul-

tursphären im Schwinden begriffen ist, komplizierter, weil die entfesselte ökonomische Dynamik, zu deren blossen Medien die meisten Individuen erniedrigt sind, in raschem Tempo immer neue Gestalten und Verhängnisse zeitigt. Selbst fortgeschrittene Teile der Gesellschaft werden in ihrer Entmutigung von der allgemeinen Ratlosigkeit ergriffen. Auch die Wahrheit ist in ihrer Existenz an Konstellationen der Realität geknüpft. Im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie ein wirtschaftlich bereits entwickeltes Bürgertum hinter sich. Unter den Verhältnissen des Monopolkapitalismus und der Ohnmacht der Arbeiter vor den Unterdrückungsapparaten der autoritären Staaten ist die Wahrheit zu bewunderungswürdigen kleinen Gruppen geflüchtet, die, unter dem Terror dezimiert, für die Schärfung der Theorie wenig Zeit haben. Die Scharlatane profitieren davon, und der allgemeine intellektuelle Zustand der grossen Massen geht rapide zurück.

Das Gesagte sollte verdeutlichen, dass die beständige Umwälzung der sozialen Verhältnisse, die sich unmittelbar aus ökonomischen Entwicklungen ergibt und in der Zusammensetzung der herrschenden Schicht ihren nächsten Ausdruck findet, nicht bloss einzelne Zweige der Kultur, sondern auch den Sinn ihrer Abhängigkeit von der Ökonomie und damit die entscheidenden Begriffe der ganzen Auffassung betrifft. Dieser Einfluss der gesellschaftlichen Entwicklung auf die Struktur der Theorie gehört zu ihrem eigenen Lehrbestand. Die neuen Inhalte kommen daher nicht mechanisch zu schon gegebenen Teilen hinzu. Da die Theorie ein einheitliches Ganzes bildet, das nur in der Bezogenheit auf die gegenwärtige Situation seine eigentümliche Bedeutung hat, befindet sie sich in einer Evolution, die freilich ebensowenig ihre Grundlagen aufhebt, wie das Wesen des von ihr reflektierten Gegenstands, der gegenwärtigen Gesellschaft, etwa durch ihre neuesten Umbildungen ein anderes wird. Selbst die scheinbar entferntesten Begriffe sind jedoch in den Prozess mit einbezogen. Die logischen Schwierigkeiten, die der Verstand in jedem Gedanken entdeckt, der ein lebendiges Ganzes spiegelt, gründen vornehmlich in dieser Eigenheit. Nimmt man einzelne Begriffe und Urteile aus der Theorie heraus und vergleicht sie mit den aus einer früheren Auffassung isolierten Begriffen und Urteilen, so entstehen Widersprüche. Dies gilt sowohl für die historischen Entwicklungsstufen der Theorie als ganzer zueinander wie auch für die logischen Stufen innerhalb ihrer selbst. Im Begriff der Unternehmung und des Unternehmers besteht bei aller Identität doch ein Unterschied, je nachdem er aus der Darstellung der ersten Form bürgerlicher Wirtschaft oder der Lehre vom entfalteten Kapitalismus genommen ist und je nachdem er der Kritik der politischen Ökonomie im neunzehnten Jahrhun-

dert, die den liberalistischen Fabrikanten, oder derjenigen im zwanzigsten entstammt, die den Monopolisten vor sich hat. Die Vorstellung des Unternehmers macht wie er selbst eine Entwicklung durch. Die Widersprüche der für sich genommenen Teile der Theorie gehen also nicht etwa aus Irrtümern oder vernachlässigten Definitionen hervor, sondern daraus, dass die Theorie einen sich historisch verändernden Gegenstand hat, der bei aller Zerrissenheit doch einer ist. Sie speichert nicht Hypothesen über den Verlauf einzelner Vorkommnisse in der Gesellschaft auf, sondern konstruiert das sich entfaltende Bild des Ganzen, das in die Geschichte einbezogene Existentialurteil, von dem oben die Rede war. Was der Unternehmer, ja der bürgerliche Mensch überhaupt gewesen ist, dass zum Beispiel in seinem Charakter mit dem rationalistischen ebensosehr der in den Massenbewegungen der Mittelklassen gegenwärtig dominierende irrationalistische Zug enthalten ist, geht auf die ursprüngliche ökonomische Situation des Bürgertums zurück und ist in den Grundbegriffen der Theorie angelegt. Aber dieser Ursprung selbst enthüllt sich in dieser differenzierten Form erst in den Kämpfen der Gegenwart, und zwar nicht bloss, weil in ihnen das Bürgertum Veränderungen durchmacht, sondern weil im Zusammenhang damit Interesse und Aufmerksamkeit des theoretischen Subjekts andere Akzentuierungen bedingt. — Es mag nun einem systematischen Interesse entsprechen und auch nicht ganz ohne Nutzen sein, die verschiedenen Arten der Abhängigkeit, der Ware, der Klasse, des Unternehmers usf., wie sie in den logischen und historischen Phasen der Theorie vorkommen, zu klassifizieren und nebeneinander zu stellen. Da der Sinn in letzter Linie jedoch nur im Zusammenhang mit der gesamten gedanklichen Konstruktion klar wird, die sich immer neuen Situationen anzupassen hat, so pflegen solche Systeme von Arten und Unterarten, Definitionen und Spezifikationen von Begriffen, die aus der kritischen Theorie herausgenommen sind, nicht einmal den Wert der Begriffsinventare anderer Fachwissenschaften zu besitzen, die wenigstens in der relativ gleichförmigen Praxis des täglichen Lebens Verwendung finden. Die kritische Theorie der Gesellschaft in Soziologie zu verwandeln, ist überhaupt ein problematisches Unternehmen.

Die hier angeschlagene Frage nach dem Verhältnis von Denken und Zeit ist freilich mit einer besonderen Schwierigkeit verknüpft. Es ist nämlich unmöglich, im eigentlichen Sinn von Wandlungen einer richtigen Theorie zu sprechen. Die Konstatierung solcher Wandlungen setzt vielmehr schon eine Theorie voraus, die mit dem gleichen Problem behaftet ist. Niemand kann sich zu einem anderen Subjekt machen als zu dem des geschichtlichen Augenblicks. Das Reden über Konstanz oder Wandelbarkeit der Wahrheit hat

streng genommen nur in polemischem Verstand Bedeutung. Es richtet sich gegen die Annahme eines absoluten, übergeschichtlichen Subjekts oder gegen die Auswechselbarkeit der Subjekte, als ob man sich aus dem gegenwärtigen historischen Augenblick hinaus und ganz im Ernst in jeden beliebigen hineinversetzen könnte. Inwiefern es möglich und inwiefern es unmöglich ist, soll hier nicht angedeutet werden. Jedenfalls ist mit der kritischen Theorie der idealistische Glaube nicht vereinbar, dass sie selbst etwas die Menschen Übergreifendes darstelle und etwa gar ein Wachstum habe. Die Dokumente haben eine Geschichte, aber nicht die Theorie ein Schicksal. Die Aussage, dass bestimmte Momente zu ihr hinzugetreten seien, dass sie sich in Zukunft neuen Situationen anzupassen habe, ohne dass ihr wesentlicher Lehrgehalt verändert würde, all dies gehört mit zur Theorie, wie sie heute existiert und die Praxis zu bestimmen sucht. Die Menschen, die sie im Kopfe haben, haben sie als Ganzes im Kopfe und handeln diesem Ganzen gemäss. Die stetige Zunahme einer den Subjekten gegenüber selbständigen Wahrheit, das Vertrauen in den Fortschritt der Wissenschaften kann sich in seiner beschränkten Gültigkeit nur auf jene Funktion des Wissens beziehen, die auch in einer künftigen Gesellschaft ein notwendiges Element bildet, die Beherrschung der Natur. Auch dieses Wissen gehört freilich zur vorhandenen gesellschaftlichen Totalität. Die Voraussetzung für Aussagen über seine Dauer oder Veränderung, nämlich der Fortgang der wirtschaftlichen Produktion und Reproduktion in bekannten Formen, ist hier jedoch tatsächlich in gewissem Sinn mit der Auswechselbarkeit der Subjekte gleichbedeutend. Dass die Gesellschaft in Klassen gespalten ist, vereitelt hier nicht die Identifikation der menschlichen Subjekte. Das Wissen ist hier selbst ein Ding, das eine Generation der anderen weitergibt; sofern sie leben müssen, bedürfen sie seiner. Auch in dieser Hinsicht kann der traditionelle Wissenschaftler beruhigt sein.

Die Konstruktion der Gesellschaft unter dem Bilde einer radikalen Umwandlung, das die Probe seiner realen Möglichkeit noch gar nicht bestanden hat, ermangelt hingegen der Empfehlung, vielen Subjekten gemeinsam zu sein. Das Streben nach einem Zustand ohne Ausbeutung und Unterdrückung, in dem tatsächlich ein umgreifendes Subjekt, das heisst die selbstbewusste Menschheit existiert und in dem von einheitlicher Theorienbildung, von einem die Individuen übergreifenden Denken gesprochen werden kann, ist noch nicht seine Verwirklichung. Die möglichst strenge Tradierung der kritischen Theorie ist freilich eine Bedingung ihres geschichtlichen Erfolgs; aber sie vollzieht sich nicht auf dem festen Grund einer eingeschliffenen Praxis und fixierter Verhal-

tungsweisen, sondern vermittels des Interesses an der Umwandlung, das sich zwar mit der herrschenden Ungerechtigkeit notwendig reproduziert, aber durch die Theorie selbst geformt und gelenkt werden soll und gleichzeitig wieder auf sie zurückwirkt. Der Kreis der Träger dieser Tradition wird nicht durch organische oder soziologische Gesetzmässigkeiten umgrenzt und erneuert. Er ist weder durch biologische noch durch testamentarische Vererbung konstituiert und zusammengehalten, sondern durch die verbindende Erkenntnis, und diese garantiert nur ihre gegenwärtige, nicht ihre zukünftige Gemeinschaft. Mit dem Siegel aller logischen Kriterien versehen, entbehrt sie bis ans Ende der Epoche doch der Bestätigung durch den Sieg. Bis dahin geht auch der Kampf um ihre richtige Fassung und Anwendung. Die Version etwa, die den Apparat der Propaganda und die Mehrheit für sich hat, ist nicht schon deshalb auch die bessere. Vor dem allgemeinen historischen Umschlag kann die Wahrheit bei zahlenmässig geringen Einheiten sein. Die Geschichte lehrt, dass solche selbst von den oppositionellen Teilen der Gesellschaft kaum beachtete, verfemte, aber unbeirrbare Gruppen auf Grund ihrer tieferen Einsicht im entscheidenden Augenblick zur Spitze werden können. Heute, da die ganze Macht des Bestehenden zur Preisgabe aller Kulturwerte und zur finstersten Barbarei hindrängt, ist der Kreis wirklicher Solidarität ohnehin eng genug bemessen. Die Gegner freilich, die Herren dieser Periode des Niedergangs, haben selbst weder Treue noch Solidarität. Solche Begriffe bilden Momente der richtigen Theorie und Praxis. Von ihr losgelöst, verändern sie ihre Bedeutung wie alle Teile eines lebendigen Zusammenhangs. Dass etwa innerhalb einer Räuberbande positive Züge einer menschlichen Gemeinschaft sich entwickeln können, ist wahr, aber diese Möglichkeit zeigt stets einen Mangel der grösseren Gesellschaft an, innerhalb deren die Bande existiert. In einer ungerechten Gesellschaft müssen die Kriminellen nicht notwendig auch menschlich minderwertig sein, in einer völlig gerechten wären sie zugleich unmenschlich. Den richtigen Sinn gewinnen Einzelurteile über Menschliches erst im Zusammenhang.

Allgemeine Kriterien für die kritische Theorie als ganzes gibt es nicht; denn sie beruhen immer auf der Wiederholung von Ereignissen und somit auf der Existenz einer sich selbst reproduzierenden Totalität. Ebensowenig existiert eine gesellschaftliche Klasse, an deren Zustimmung man sich halten könnte. Das Bewusstsein jeder Schicht vermag unter den gegenwärtigen Verhältnissen ideologisch beengt und korrumpiert zu werden, wie sehr sie ihrer Lage nach auch zur Wahrheit bestimmt sei. Die kritische Theorie hat bei aller Einsichtigkeit der einzelnen Schritte

und der Übereinstimmung ihrer Elemente mit den fortgeschrittensten traditionellen Theorien keine spezifische Instanz für sich als das mit ihr selbst verknüpfte Interesse an der Aufhebung der Klassenherrschaft. Diese negative Formulierung ist, auf einen abstrakten Ausdruck gebracht, der materialistische Inhalt des idealistischen Begriffs der Vernunft. In einer geschichtlichen Periode wie dieser ist die wahre Theorie nicht so sehr affirmativ als kritisch, ebenso wie das ihr gemässe Handeln auch nicht „produktiv“ sein kann. An der Existenz des kritischen Verhaltens, das freilich Elemente der traditionellen Theorien und dieser vergehenden Kultur überhaupt in sich einschliesst, hängt heute die Zukunft der Humanität. Eine Wissenschaft, die in eingebildeter Selbständigkeit die Gestaltung der Praxis, der sie dient und zugehört, bloss als ihr Jenseits betrachtet und sich bei der Trennung von Denken und Handeln bescheidet, hat auf die Humanität schon verzichtet. Selbst zu bestimmen, was sie leisten, wozu sie dienen soll, und zwar nicht bloss in einzelnen Stücken, sondern in ihrer Totalität, ist das auszeichnende Merkmal der denkerischen Tätigkeit. Ihre eigene Beschaffenheit treibt sie daher zur geschichtlichen Veränderung. Unter dem lauten Ruf von sozialem Geist und Volksgemeinschaft vertieft sich heute der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft mit jedem Tag. Die Selbstbestimmung der Wissenschaft wird mehr und mehr abstrakt. Der Konformismus des Denkens, das Beharren darauf, es sei ein fester Beruf, ein in sich abgeschlossenes Reich innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen, gibt das eigene Wesen des Denkens preis.

Traditional and Critical Theory.

Theory in the traditional sense of the word comprises a deductive system in which hypotheses and their logical consequences are compared with empirical observations. Such comparison is usually regarded as a verification of the theory. The ideal for this conception of theory is a universal scientific system in which the theories of the different scientific disciplines are brought together under the head of a few fundamental principles.

Traditional theory and reality belong to two distinct and separate provinces. Insofar as men make forecasts with the help of theory and attempt to change reality, they do not act as theoreticians. Theory remains in the realm of contemplation. Philosophers have frequently made something absolute out of this aspect of theory and, under the title of ‚logos‘ or ‚spirit‘, have deified the subject of these intellectual activities. It appears in their systems as the creator of the world. What they are really doing, however, is treating the scholar's activity, which is based on the division of labor in modern society, as an objective and independent substance. The real subject of theory in its traditional aspect is not pure spirit but the scholar who performs definite and necessary functions in modern society.

If such an analysis is accepted, the philosophical naiveté of the theoretician disappears. He perceives that not only thinking as such, but also its task, its direction, and the structure of the objective world are ultimately connected with human activity and work. Out of the historical process by which men wrest their living from nature, there emerges the separation of material and intellectual work, as well as the structure and the content of the latter. The dogmatic differentiation between the logical and historical premises of science cannot be maintained. The theoretician is himself part and parcel of the subject which forms the real objective world. To take an active part in the direction of the social life of humanity, therefore, becomes a function and a requirement of science.

So it is as theory, in the critical sense of the word, that the author regards the type of reasoning which attempts to impart to social life in its totality a rational form and which does not limit itself to working within the framework of the given system of the division of labor. The history of different scientific theories shows theory, with its unity and clarity, in contrast and opposition to the heterogeneity and disharmony of the real world. In the attempts to achieve harmony in society, thought may play an important role.

The author analyses the logical structure of critical theory in the performance of such a function. Its content is the description of present society in terms of a development towards a rational form. Critical theory, therefore, always remains intimately linked up with the reality of existence. It needs for its development in each and every instance the existence and assistance of the various scientific disciplines. Its logical structure, however, is more complicated than that of theory in the traditional sense, because it does not regard its objectives as a separate and foreign province. Science, in the traditional sense, even where it formulates developments in nature and human history, regards interests and purposes as given facts and guideposts that are foreign to its own structure. It has a utilitarian character in a directly understandable sense. Critical theory, however, is confronted with the task of justifying its own problems and their differentiation and has to adjust its internal structure accordingly. It does not set up an unchanging system but sees as its purpose the attempt to apply the knowledge that has been accumulated in the traditional theories to the social totality in the direction that critical theory itself indicates.

Théorie traditionnelle et théorie critique.

La théorie, au sens traditionnel, est un système déductif. La confrontation des connaissances obtenues par voie déductive avec les faits constatés permet la vérification de la théorie. L'idéal est un système universel de la science dans lequel les théories des différentes disciplines, toutes ensemble, sont rattachées à un petit nombre de propositions premières.

La réalité demeure extérieure à une théorie ainsi conçue. Dans la mesure où les hommes utilisent la théorie pour faire des prévisions et pour modifier la réalité, ils ne sont plus des théoriciens. En ce sens, la théorie est purement contemplative. Les philosophes qui ont analysé la connaissance ont souvent

porté à l'absolu cet aspect de la théorie et ont fait du sujet des opérations intellectuelles, sous les noms de ‚Logos' ou de ‚Esprit', le démiurge du monde. En vérité, ils ont ainsi hypostasié l'activité, qui dans la société moderne revient au savant du fait de la division du travail. Le sujet réel de la théorie sous sa forme traditionnelle, loin d'être l'esprit pur, est le savant qui remplit dans la société bourgeoise une fonction nécessaire, bien déterminée.

Après cette prise de conscience, la naïveté philosophique du théoricien doit disparaître. Il comprend que la pensée, ses tâches et son orientation, l'organisation du monde qui lui est donné, se ramènent en dernière analyse au travail humain. Le combat de l'homme avec la nature est la condition de l'évolution historique, dans laquelle le travail matériel se sépare du travail intellectuel, il détermine la structure et le contenu de ce dernier. La séparation rigide des hypothèses logiques et historiques de la science est impossible à maintenir. L'activité du théoricien exprime le sujet concret qui ne donne pas forme à la seule théorie, mais aussi au monde réel. Prendre position dans la vie sociale, l'influencer consciemment devient une tâche immanente à la science.

Par théorie au sens critique, H. entend la connaissance qui ne se contente pas de construire ses systèmes en respectant les cadres de la division du travail existante, mais qui s'efforce de donner à la totalité sociale une forme raisonnable. Dans l'histoire, la cohérence logique et comme transparente qui caractérise les théories traditionnelles, était en contradiction avec les rapports réels. Dans les tentatives pour rendre la société conforme à l'harmonie de la pensée, celle-ci peut jouer un rôle important.

H. étudie la structure logique que présente la pensée lorsqu'elle exerce une telle fonction. Elle a pour contenu la représentation de la société actuelle, envisagée par rapport à l'évolution vers la raison. La théorie critique forme par conséquent un jugement existentiel unique. Pour développer et justifier celui-ci, elle a besoin, à chaque instant, de la science spéciale. Mais comme la théorie ne conçoit pas les buts qu'elle s'assigne comme extérieurs à elle, elle est logiquement plus compliquée que la théorie traditionnelle. Même lorsque la discipline spéciale construit des évolutions comme dans l'histoire naturelle et humaine, elle est orientée par des objectifs et des intérêts. Elle est, en un sens immédiatement compréhensible, utile. La théorie critique, au contraire, doit justifier elle-même la manière dont elle pose les problèmes, qui d'ailleurs sans cesse se transforment, elle doit modifier en conséquence l'ordre de son développement. Elle ne travaille pas en vue d'un système fixe, mais se comprend elle-même comme une tentative pour appliquer le savoir accumulé par les théories traditionnelles, à la marche historique de l'ensemble social, afin d'exercer une action dans un sens bien déterminé.

Aussi bien, cette fonction de la théorie est-elle la réalisation des intentions authentiques de la philosophie idéaliste classique.

Knut Hamsun.
Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie.

Von
Leo Löwenthal.

I

In der nachliberalistischen Ideologie breitester bürgerlicher Schichten spielt die Natur eine ausgezeichnete Rolle. Die Stadt hört auf, einen Phantasieraum für die auf Glück und Macht gerichteten Träume zu bilden, wenn sie nur der lästige Inbegriff von Mauern um schmale Existenzen wird, Mauern der Wohnungen, Büros und Werkstätten ; die emsige Betriebsamkeit, die von Maschinen und Geschäftsbüchern ausgeht, klingt nicht mehr wie ein freudiger „Gesang des Lebens", sondern betrübt und ermüdet als sinnloser Lärm, wenn der untergeordnete Dienst an ihnen als unentrinnbares Schicksal des ganzen Lebens aufzudämmern beginnt. Die komplizierten Apparaturen, welche von den Verwaltungsgebäuden der tonangebenden hochkapitalisierten Betriebe beherbergt werden, verbinden sich mit anderen gesellschaftlichen Institutionen, dem Staat, den politischen Vorgängen zu einer undurchdringlichen und unberechenbar wirkenden Autorität, die nicht minder den Blick in die Freiheit eines erfüllteren Lebens versperren wie jene Mauern der Stadt. Mit der spürbar zunehmenden Irrationalität des Lebens in der Wirklichkeit ist es auch mit dem Glauben an die Rationalität des eigenen Schicksals zu Ende, der die liberalistische Ideologie, ihre prinzipiell optimistische Haltung gekennzeichnet hat. Der Bezirk der Befriedigung aller materiellen und kulturellen Ansprüche wird immer schmäler, und sie werden in einer stets typisierteren und gröberen Weise abgespeist.

Angesichts der unabwälzbaren Mühsal, welche die durchschnittliche bürgerliche Existenz in ihrer Hast nach Erfolg, Prestige, Besitz, Sicherheit zu tragen hat, einer Hast, deren Einförmigkeit durch die normalerweise mageren Resultate nicht gemindert wird, erscheint der unmittelbare Verkehr mit der Natur als Eintritt in den Bezirk menschlicher Freiheit. Diese Beziehung wirkt zunächst schon dadurch als eine unendlich reiche Quelle von Beglückungen und Tröstungen, dass sie das genaue Gegenteil der

Beziehung darstellt, welche die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Natur charakterisiert : die Natur ist hier nur eine Sphäre fortgesetzter Zugriffe, Veränderungen, Umformungen, — dies ist das eigentliche Thema der menschlichen Arbeit. Im Genuss der Landschaft ist jene Sphäre mit einem Schlage wie ausgelöscht, es gibt nicht mehr die leiseste Erinnerung an den vermittelten Umgang mit der Natur in der Produktion, welcher unlöslich mit Konkurrenz, Feindseligkeit, Verantwortung, Mühsal verknüpft ist. In dem unmittelbaren Verkehr mit der Natur ersteht ein Gegenbild zu der widerspruchsvollen Situation, in welcher die Teilnahme an einer zunehmenden aktiven Bewältigung der Natur mit einer zunehmenden Ohnmacht bei der Bewältigung des persönlichen Schicksals verbunden ist. In solcher Berührung erscheint nicht menschliche Passivität als aufgezwungene Bescheidung in einem kulturellen Rahmen, dessen enge Ausmasse die gesellschaftlichen Mächte vorschreiben, sondern als freiwillige Hingabe ; der Friede in der Natur, die Friedlichkeit, mit welcher der Mensch sie geniesst, ist nicht der Ausdruck einer im Sinne der Selbsterhaltung zu zügelnden Aggressivität, welche doch von der Konkurrenzwirtschaft beständig reproduziert wird, sondern eine wirkliche Entspannung. In der bürgerlichen Gesellschaft, wo alle menschlichen Beziehungen mit individualistischen Interessen durchsetzt sind, erscheint die Liebe zur Natur, wie stumm auch immer diese sein mag, als echte menschliche Hingabe und Unmittelbarkeit.

Wenn in solchen Erlebnissen und ihrer Phantasierung sich das bürgerliche Individuum einerseits von seiner zunehmenden Schwäche, seiner passiven Rolle innerhalb der Gesellschaft erholt, bietet die Natur ihm andererseits auch eine Entlastung für die Aktivität, die es in der Produktion seines Lebens bei Strafe seines Untergangs zu vollziehen hat. Aus der Dichtung des 19. Jahrhunderts war zu lernen, dass die Entfaltung der Individualität beständig auf moralische und materielle Schranken trifft, dass der Konflikt von Lust und Verantwortung beständig vor Entscheidungen stellt, aus welchen der Mensch nie so hervorgeht, wie es seinem Ideal entspricht. Die Dichtung spiegelt nur das Trauerspiel eines Alltags, in dem zwar den meisten Menschen Urteil und Handlung in Bezug auf die entscheidenden gesellschaftlichen Funktionen versperrt, aber für zahllose private Situationen auferlegt ist. Der unselige Kreis von Tat und Schuld, von Verantwortung und Rechtfertigung vergeht, wo das Individuum in scheinbar absoluter Loslösung von seiner gesamten geschichtlichen Konstellation der Natur gegenübertritt. Die Fremdheit zwischen beiden erscheint nicht als Widerstand, der handelnd zu überwinden wäre. In einer noch genaueren Weise bildet der neue Typus der bürger-

lichen Natur-Sehnsucht den immer unüberbrückbarer werdenden Gegensatz zwischen den leitenden Gruppen und den machtlosen Massen ab : als Bild der Herrschaft sowohl wie des Beherrschtseins. Hingabe an die Natur in ihrer geschichtlichen Unberührtheit, der Wunsch nach Identifikation mit ihr ist die Sehnsucht nach einer Sphäre, in der die sozialen Produktivkräfte stillgestellt sind. Wo deren Entwicklung aufhört, die menschliche Entfaltung wirklich zu fördern, wo die Menschen zu Objekten der Produktion werden, ohne jede Hoffnung, je die Rolle des Subjekts spielen zu können, wo der erzwungene Anteil an der Produktion nicht auch einen freigewählten Anteil an der Rezeption bedeutet, suchen die menschlichen Triebe nach einem Bereich, in dem sie nicht beständig Enttäuschungen ausgesetzt sind. So abstrakt wie für die meisten Menschen ihr Anteil an der gesellschaftlichen Produktion und das auf sie entfallende Produkt einander gegenüberstehen, so scheiden sich auch in der Ideologie der Begriff einer Natur als des Materials der Erhaltung und Beförderung des menschlichen Lebens und derjenige einer Natur als eines Bezirks, in welchem der Mensch weder zu fordern noch zu leisten hat. Diese Natur erscheint als das Paradigma des Umstandes, dass der Mensch nicht zur Ausbeutung, zu einem von ihm ungewollten Eingriff in seine Pläne und Triebe geschaffen ist, — so wenig wie die Natur, an der aber Eingriffe in der Fabrikation, in den verschiedenen Formen der Besiedlungen, in dem Transportapparat usw. fortgesetzt geschehen. In der Hingabe an die Natur als einer scheinbar aussergeschichtlichen Sphäre wird die geschichtlich eigentlich unverletzbare, dennoch beständig verletzte menschliche Natur verehrt. Die Angst des Menschen, gegenüber der Beherrschtheit seines Schicksals eine Sphäre der Selbstbestimmung gänzlich zu verfehlen, die unaufhörlich demonstrierte Berechtigung dieser Angst wird zum Teil nach aussen projiziert in der Rührung über das Natürliche, das ungeschützte Tier, die Bäume im Wind, das welke Laub. Diese Natur hat nichts mehr gemeinsam mit der Konzeption Rousseaus als einem Masstab zwischenmenschlicher Beziehungen. Es fehlt ihr jedes rationale Moment, es ist die Einsamkeit als Trost der eigenen Einsamkeit verklärt. Der Mensch als beherrschtes Wesen erlebt in der Natur das blosse So-sein, gegen dessen Veränderung durch überlegenere Mächte man wehrlos ist, einerseits als Reproduktion seines Schicksals — daher die Sentimentalität im Erlebnis, — andererseits als eine höhere Dignität eines solchen Schicksals : die Natur ist schön.

Die schöne Natur wird gewiss nicht vom Ressentiment der Kleinbürger entdeckt. Seit Petrarca bis zu Hölderlin entzündet sich an der Begegnung mit ihr höchste menschliche Lust. Aber

in dieser Phase wird der Weg zum natürlichen Bereich nicht auf der Flucht zurückgelegt, sondern auf einem Spaziergang, dessen Erholsamkeit nur die Kräfte beflügelt, welche der bejahten Aktivität des vergesellschafteten Menschen zugute zu kommen haben. Wenn auf ihm auch das in der geschichtlichen Existenz ununterdrückbare Leid aufleuchtet — „die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual"[1]) —, so erscheint dieses doch als jeweils bezwingbar ; in den aufsteigenden Perioden verliert sich der bürgerliche Antäus nicht an die Unmittelbarkeit des berührten natürlichen Bodens, sondern saugt aus ihm die Kraft, welche ihm helfen soll, die Natur zu seinen Zwecken auszunutzen. Der in Schillers « Spaziergang » umschrittene Kreis von Natur und Stadt umschliesst kein Verhängnis, sondern macht — als vom Ideal geformt — das menschliche Lebensglück aus. Wo die utopischen Elemente in jener Periode lebendig geworden sind, wo sie die bestehende Ordnung als unnatürlich, die zu schaffende als natürlich bezeichnen, meinen sie gerade eben nicht die scheinbare Zeitlosigkeit, in welcher die unbearbeitete Natur den Menschen aus der Geschichte zurücknimmt und ihn von ihr erlöst, sondern eine höhere geschichtliche Ordnung selbst.

Während in solcher Weise die Natur noch den Optimismus verstärkt, der sich auf die Geschichte bezieht, ist davon in der neuesten Phase keine Rede mehr. Jedoch ersteht in ihr die Natur nicht nur als Spiegel der Ohnmacht. Kraft ihrer Situation ist das Verhältnis der bürgerlichen Schichten zur Herrschaft zwiespältig ; mit der Rebellion gegen die Macht ist zugleich ihre Verehrung verknüpft. Die Bewunderung des Herrschaftsapparats bedeutet die Anerkennung eines Systems, das eine Autorität ausübt, an der man schon deswegen nicht rütteln kann, weil man sie gar nicht zu durchschauen vermag. In der modernen Natursehnsucht ist mit der Glorifizierung der eigenen Ohnmacht zugleich die der gewaltigen Übermacht verbunden. Die Beziehung zur Natur enthält auch das Abbild der Beziehung zu den in der sozialen Sphäre wirkenden Gewalten : man identifiziert sich mit ihnen, indem man sie bewundert. Auch die unbearbeitete Natur ist Macht, und die Zeitlosigkeit, in der sie unzugänglich und grossartig dem Menschen erscheint, reproduziert das Gefühl der Unveränderlichkeit und Ewigkeit der für die Gesellschaft massgeblichen Leitung. Es geht den beherrschten Schichten mit ihrer Beziehung zu der als unbearbeitet erlebten Natur genau so wie mit derjenigen zur bearbeiteten : indem sie in beiden Situationen ihr eigenes Leben sei

[1]) Schiller, Braut von Messina, 4. Akt, 7. Szene.

es befördern, sei es bestätigen, helfen sie zugleich, die von ihnen nicht geschaffenen und kontrollierten Formen dieses Lebens zu verfestigen und zu verstärken. Wenn in den sentimentalen Anteilen des Naturerlebnisses die Brutalität der Wirklichkeit negiert werden soll, spiegelt sich in der Naturbewunderung auch die gesellschaftliche Brutalität. Wie in der alltäglichen Existenz der bürgerlichen Massen das Idyll des Heimes und die Härte des Betriebs benachbart sind, ja in jenes noch viel von dieser aufgenommen wird, so schlägt auch in der Naturbeziehung das Sentimentale immer wieder ins Brutale um. Von der Funktion der Naturflucht als Kritik geht es rasch zu einer Naturflucht als Anbetung. Die Natur ist nicht nur das Paradigma des Leidens, sondern auch des Grossartigen, des Heroischen.

Auf die Verklärung des Bauern, die in der gegenwärtigen Phase das bürgerliche Naturgefühl kennzeichnet, fällt von hier ein Licht. Beim Bauer scheint das Missverhältnis zwischen dem Anteil an der Produktion und dem Anteil an der Konsumtion, das in der industriellen Bearbeitung der Natur unter den gegebenen gesellschaftlichen Formen besteht, weitgehend aufgehoben ; das, was er tut, hat eine sinnfällige Beziehung zu dem, was er geniesst. Er verletzt nicht die Natur so, wie das in der städtischen Lebensorganisation geschieht, sondern folgt gleichsam nur ihrem eigenen Rhythmus. Da die Art seiner Arbeit planvoll und in durchsichtigem Verhältnis mit ihren Resultaten zu stehen scheint, wird sie in der Phantasie zum Vorbild wahrer Männlichkeit, welche in freier Weise, wenn auch im Einklang mit einer höheren Ordnung fortschreitet. Der Bauer ist gleichsam der Repräsentant einer Eigentumsordnung, die man akzeptieren kann. Der sentimental-brutale Naturbegriff und seine Affinität zur bäuerlichen Tätigkeit bereiten schon die jüngsten politischen Ideologien vor, in denen sich die Begriffe von Führer, Eigentum und bodenständigem Volkstum miteinander verbinden.

Das Vertrauen, mit dem in nahezu homogener Weise alle bürgerlichen Schichten im 19. Jahrhundert auf die Früchte der industriellen Auseinandersetzung mit der Natur gehofft hatten, gründete vor allem in dem Glauben an die Kraft des Intellekts, der wissenschaftlichen Bezwingung aller Daseinsprobleme durch die Entfaltung des menschlichen Geistes. Mit der Enttäuschung über das, was von der Eroberung der Natur zu erwarten sei, tritt ein bürgerlicher Defaitismus gegenüber der Macht des Intellekts auf : Was war denn letzten Endes aus der Denkarbeit der bürgerlichen Materialisten und Positivisten, was aus der ganzen naturwissenschaftlichen Forschung, was aus den kritischen Programmen des Naturalismus, was aus dem so ausgezeichneten Betrieb der Schulen und

sonstigen Bildungsanstalten zu gewinnen ? Soweit solche Bestrebungen nicht für die unmittelbaren Zwecke der Fristung des Daseins nutzbar zu machen waren, mussten sie in der fühlbar werdenden Stabilisierung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse als leere und unerträgliche Erinnerung und Verkündung von Verhaltensweisen, Genussmöglichkeiten und Beglückungen erscheinen, die auf keine Weise realisierbar waren. Die Art von Anti-Intellektualismus, die sich schliesslich in den faschistischen Massenbewegungen der Gegenwart auswirkt, ist notwendig mit dem gesellschaftlichen Schicksal von Gruppen verbunden, die den Geist im wesentlichen nur als Geist der Konkurrenz, als äusserst fein erdachte Maschinerie der Ausbeutung erleben und die kraft ihrer gesamten Situation gar nicht dazu gelangen können, ihrerseits die geistigen Energien in den Dienst einer wirklichen Veränderung zu stellen. Das Intellektuelle tritt ihnen also als Werkzeug der Herrschaft oder als ein abstraktes Konglomerat von Sätzen und Parolen entgegen, das zu ihrer eigentlichen Lebenspraxis in keinem Verhältnis mehr steht. Zur Sehnsucht nach der Natur gehört der Kampf gegen den Geist.

Die anti-intellektualistischen Strömungen treten gewiss schon in früheren Phasen der bürgerlichen Gesellschaft auf. Aber die geschichtlichen Konstellationen, denen sie jeweils angehören, sind wohl auseinanderzuhalten : die gesellschaftliche Funktion der philosophischen und literarischen Romantik, welche das Gefühl dem bloss rational Konstruierten, das Organische dem Gemachten, die geschichtlich gewachsene „organische" Seele des Volkes und der Individualität den scheinbar nur aus Vernünftelei willkürlich zustande gebrachten, gleichsam maschinenhaften Institutionen rationalistischer Staatsordnungen entgegensetzt, bezieht sich keineswegs auf eine in Wirklichkeit materielle Aussichtslosigkeit im Schicksal des Bürgertums, sondern auf die aus vergangenen Epochen mit politischen Machtmitteln künstlich aufrechterhaltenen Hemmungen des nach Entfaltung seiner Produktivkräfte drängenden Kapitalismus. In diesem romantischen Anti-Intellektualismus steckt noch ein produktiver Protest, der mit der Beseitigung der feudalistischen und absolutistischen Reste hinfällig wird und verschwindet. Wenn bei Lebensphilosophen wie Bergson und Dilthey dann die anti-rationalen Motive wiederkehren, haben sie einen gänzlich verwandelten Sinn ; der in keine rationalistischen Kategorien einfangbare Lebensstrom, von dem auch jedes Individuum durchdrungen, fortgerissen und zu immer neuen Gestaltungen seines Daseins getrieben wird, diese aus Dunkelheit stammende, aber in immer reichere Weltfülle drängende Dynamik verklärt das Prinzip der schrankenlosen Produktivität,

welches die gegenwärtige Gesellschaft bestimmt, verklärt es, ohne nach den Unkosten dieser Produktivität zu fragen. Wie sehr auch in dieser Philosophie ein negativer Akzent auf das Rationale fällt, das Optimistische bleibt noch für sie charakteristisch : der Aktivismus, welcher den Menschen als wirtschaftendes Subjekt kennzeichnet, soll auch auf allen anderen Lebensgebieten die Erstarrung verhindern, oder richtiger: die Lebensphilosophie versichert, dass mit dem blossen Dasein auch die Überwindung des Toten und Starren, der Ermüdung und des Zurückbleibens in allen humanen Belangen garantiert sei. Wie tief verwandt die ältere Romantik mit der liberalen Richtung der Lebensphilosophie ist, wird in einigen Sätzen Diltheys offenbar, die innerhalb seiner Deutung von Novalis auftreten : „Auf einem ganz Europa umspannenden Schauplatz, in einer beispiellosen Sukzession der genialsten wissenschaftlichen Kräfte, wie sie eine solche Basis allein möglich macht, hat der moderne wissenschaftliche Geist von der Entdeckung der Mechanik des Himmels ab bis auf diesen Tag, an welchem die Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte unser begeistertes Studium beschäftigen, seine siegende Laufbahn begonnen. Wir wissen, dass die Zukunft sein ist. Wir wissen, dass er bestimmt ist, die Welt umzugestalten. Die einsame Seele des Forschers ist seit jener Zeit erfüllt von dem edelsten Machtgefühl des Menschen. Die Erscheinungen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den Gang der Erscheinungen lenken, zu solchen Mitteln dem Menschen, auch dem letzten, das volle vorurteilslose Selbstgefühl seiner Bestimmung geben, das will dieser siegreiche Geist, der sich mit Kepler und Galilei seine Grundlage schuf. Von ihm erfüllt sein, das heisst leben.“[1]) Der Optimismus, von dem diese Worte zeugen, die unmittelbare Beziehung des Seelischen auf die gesellschaftliche Lebenspraxis mitsamt dem Vertrauen auf die Beherrschung der Natur, das Vertrauen auf den Fortschritt in der Zeit, die prinzipiell für jedes Individuum als homogen angesetzten Erwartungen hinsichtlich dessen, was von den Früchten der Technologie zu erhoffen sei, sind eine prägnante Formulierung des liberalistischen Bewusstseins.

Während nun mitsamt der rationalistischen Ideologie auch die Lebensphilosophie ursprünglich den auf materiellen Aufstieg ausgerichteten Erwartungen breitester bürgerlicher Schichten verbunden ist, verwandelt sich in dem neuesten Stadium, wo diese Erwartungen schwinden, ihre Bedeutung. Vermag sie ursprünglich dem Individuum seine Wichtigkeit zu versichern, da es als geschichtliches Wesen auf schöpferische und unentbehrliche Weise zur

[1]) Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. 8. Auflage. Leipzig und Berlin 1922, S. 316.

Selbstauslegung des Lebens beitrage, ist also die verborgene, wenn auch innerhalb ihrer selbst häufig bekämpfte Voraussetzung dieser Philosophie die Zuversicht auf die rationale Bewältigung der gesellschaftlichen Aufgaben in der Auseinandersetzung mit der Natur, so wird sie nunmehr von einem Bewusstsein aufgenommen, welches mit der Nichtigkeit des Individuums angesichts einer unzugänglichen aber unentrinnbaren Herrschaft fertig zu werden hat. Aus der aktivistischen wird eine resignierte Lebensphilosophie, in der das Individuum nicht der vitale Träger einer Seinsmacht ist, die es nicht nur ausdrückt, sondern auch mit ist; es findet jetzt Trost in der Vorstellung, genau so wie alles andere, was in Geschichte und Natur existiere, überhaupt Glied irgendeines Ganzen zu bilden. Der passive Zug, welcher die positive Beziehung zur Natur und die negative zum Geist kennzeichnet, bestimmt jetzt auch die Kategorie des Lebens. Die Machtlosigkeit, ja die Erbärmlichkeit eines durchschnittlichen Schicksals wird selbst in den Trost verwandelt, dass gerade in der Erfahrung der eigenen Nichtigkeit zugleich diejenige der wahrhaften Beschaffenheit, des Sinns alles Geschehens gemacht werde.

II

Der Beginn der nachliberalistischen Ideologie lässt sich, soweit sie in der Literatur sich auswirkt, genau datieren : mit dem Jahr 1890, in dem der Roman „Hunger" von Knut Hamsun erscheint. Auf den ersten Blick freilich scheint dieser Schriftsteller wenig geeignet, gesellschaftlich relevante Stimmungen und Sehnsüchte zu repräsentieren. Die Herkunft aus einem kleinen Lande mit einer im Vergleich zu den grossen europäischen Nationen noch ausserordentlich weitgehend an Agrikultur und Fischerei gebundenen Bevölkerung und einer relativ bedeutungslosen Industrie, die zumal wesentlich Konsumtionsmittel produziert, lässt eher eine Bewusstseinsstruktur erwarten, welche derjenigen in entwickelteren Ländern entgegengesetzt ist. Und in der Tat haben die in Hamsuns Schriften berichteten ökonomischen und sozialen Sachverhalte nur wenig mit denjenigen gemeinsam, die als typisch für Deutschland, wo er seinen stärksten Widerhall gefunden hat, und andere hochindustrialisierte Länder zu bezeichnen wären. Aber nicht die Wiedergabe dieser sachlichen Daten, nicht die Frage, wie treu sie die Realität widerspiegeln, bestimmt die gesellschaftliche Funktion dieses Schriftstellers. Entscheidend ist gerade das Missverhältnis zwischen den von Hamsun geschilderten norwegischen Zuständen und den für die Grosstaaten charakteristischen Verhältnissen; die relative Einfachheit und Durch-

schaubarkeit der Zustände in jenem Lande — wenigstens nach Hamsuns Schilderungen — verlocken bereits, blindlings dem Schriftsteller in seinem Ja und Nein nachzufolgen. Es zeigt sich, dass die Schichten, die ihm nachgelaufen sind, einem wirklichen gesellschaftlichen Bedürfnis folgen : Hamsuns Werk enthält ihre Ideologie.

Schon der Weg, den der in der Form einer Icherzählung eingeführte Held im Erstlingsroman „Hunger" von Anfang bis zu Ende zurücklegt, umfasst — wenn teilweise auch noch rudimentär — alle für das gesellschaftliche Bewusstsein dieser Schichten in der Gegenwart kennzeichnenden Momente : den Verzicht auf aktive Bewältigung des Lebenskampfes, die Abneigung gegen den Intellekt, die Verachtung des Ideals, das passive Sich-Treiben-Lassen im Strome des Unfassbaren und Unberechenbaren, die Flucht aus der Stadt, die Natur als Zuflucht. Das alles ist in diesem Roman eingefangen, und sämtliche späteren Werke Hamsuns lassen sich insofern als eine Einheit begreifen, als sie unendliche Variationen und Verzweigungen des Grundthemas der kleinbürgerlichen Ideologie, Ohnmacht und zugleich Vergaffung in Macht, darstellen. Die typische, die städtische bürgerliche Existenz erfährt schon im ersten Satz dieses Romans ihre Verurteilung : „Es war in jener Zeit, als ich in Kristiania umherging und hungerte, in dieser seltsamen Stadt, die keiner verlässt, ehe er von ihr gezeichnet worden ist"[1]) ; ein Satz, der nun bereits das Thema der gesellschaftlichen Irrationalität, der Verdeckung der sozialen Wirklichkeit anschlägt ; das Schicksal des Romanhelden versteht sich nicht spezifisch aus dem Umstand, dass er ein armer Teufel ist, der hungert, sondern aus dem höchst allgemeinen Faktum der Stadt. Als er von ihr genug hat und als frisch geheuerter Matrose sie verlässt, im letzten Satz des Romans heisst es : „Im Fjord draussen richtete ich mich einmal auf, feucht von Fieber und Mattigkeit, sah zum Lande hinüber und sagte für dieses Mal der Stadt Lebewohl, der Stadt Kristiania, wo die Fenster so hell in allen Häusern leuchteten."[2]) So eilt er von der Stadt in die Natur.

Fährt er damit wirklich in ein Reich der Freiheit ? Einem ersonnenen Apologeten der Stadt antwortet er einmal : „Das ist ein Leben, wofür du keinen Sinn hast. Du hast dein Heim in der Stadt, jawohl, und du hast es mit Nippes und Bildern und

---

[1]) Knut Hamsun, Hunger. Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 9. — Die Schriften von Knut Hamsun werden nach der seit 1921 im Verlag Albert Langen—Georg Müller, München, erscheinenden Gesamtausgabe zitiert.

[2]) a. a. O., S. 191.

Büchern ausgestattet; aber du hast Frau und Dienstmädchen und hundert Ausgaben. Und im Wachen und im Schlafen musst du mit den Dingen um die Wette laufen und hast niemals Frieden. Ich habe Frieden. Behalte du deine geistigen Güter und die Bücher und Kunst und Zeitungen, behalte auch deine Caféhäuser und deinen Whisky, von dem mir nur jedesmal schlecht wird. Hier durchstreife ich die Wälder, und es geht mir gut. Stellst du mir geistige Fragen und willst mich in die Enge treiben, so antworte ich etwa nur, dass Gott der Ursprung ist und dass die Menschen wahrlich nur Pünktchen und Fasern im Universum sind. Weiter bist auch du nicht gekommen."[1])

Diese Stelle ist äusserst verräterisch. Kaum erklingt sonst bei Hamsun das Motiv des Friedens.[2]) Wenn es hier als Schlüsselwort für die Segnungen des naturverbundenen Lebens steht, so gehört es keineswegs zu einem fortschrittlichen Gegenbild der bestehenden Ordnung. In der Stadt gibt es freilich Gruppen und Individuen, denen ernsthaft am Frieden gelegen ist. Sie wissen, dass der Preis eines solchen Friedens eine unendliche Kette von materiellen und geistigen Kämpfen bedeutet. Wo jedoch eine scheinbar höhere Idee des Lebens zu Lasten einer Verurteilung von allem entwickelt wird, was die Menschen in ihren geschichtlichen Anstrengungen geschaffen haben, wo unterschiedslos sowohl die Konkurrenz wie die individuelle Lebenssphäre in der Familie, die Zeitung genau so wie die höchsten Leistungen der künstlerischen Produktion, der sinnliche Genuss ebenso wie die Unrast des bürgerlichen Alltags, die Sorge des Philosophen ebenso wie der läppische Spass am minderen Kunstgewerbe hämische Zensuren erfahren, dort wird niemals ernsthaft an eine wirkliche Veränderung gedacht. Wer unter dem gleichen Titel, unter dem er billige bunte Drucke verspottet, zugleich den Geist verhöhnt, hat den Frieden mit der bestehenden Welt bereits gemacht, wie sehr er auch immer sich aggressiv gebärden möge. Es drückt sich hier ein Ressentiment aus, das nach den Gütern des Bestehenden schielt, indem es sie herabsetzt. Wenn die grosse Lyrik in der Natur menschliche Sehnsucht nach Frieden hat aufleuchten lassen, so hat sie immer damit das Bedürfnis nach einer vollendeten Ruhe

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 291.

[2]) Im Zusammenhang einer seiner Lobreden auf die Naturkraft der Jugend tadelt er die Alten, welche die Jugend „mit Hymnen und Quäkerpredigten über den ewigen Frieden aufgepäppelt" haben : „Gibt man ihnen (den Jungen) einen Schlag auf die eine Wange, so halten sie verzeihend auch die andere her, die Fäuste in den Taschen ; Frieden." (Neue Erde, Bd. 2., S. 272.) Hier wird freilich das brutale Ressentiment sichtbarer als in seiner oben interpretierten sentimentalen Einkleidung.

gemeint. Es gibt prinzipiell einen Weg von Hölderlin zur Theorie und Praxis der gesellschaftlichen Veränderung, weil es beiden ernsthaft um das menschliche Glück geht. Schon die Struktur jedoch des erdachten Zwiegesprächs bei Hamsun, dieses abstrakte Gegenüber des Naturschwärmers und des Grosstädters enthält ein Motiv der Menschenverachtung, eines schlechten Egoismus. „Ich habe Frieden." Dieser Satz, der einen dem bürgerlichen Leben entgegengesetzten Aspekt formulieren will, ist in Wirklichkeit sein genauester Ausdruck : ein einzelnes, vereinzeltes Ich „hat", besitzt ein Gut als sein privates Eigentum, hier den Frieden.

Dass in solcher Weise bei der Flucht in die Natur durchaus nicht die Kategorien zurückgelassen werden, die doch jene Welt konstituieren, welche angeblich die menschliche Fremde ausmacht, zeigt bereits an, dass sowohl in der Entwicklung des Schriftstellers wie seiner gesellschaftlichen Wirksamkeit das Bestehende eine Verklärung erfahren kann : die gegenteilige Intention wird zwar proklamiert, aber schon in der Form der Proklamation wieder verraten. Das gleiche gilt auch im einzelnen von den wichtigsten Faktoren, aus welchen sich Hamsuns Naturerfahrung zusammensetzt : Einsamkeit, Identitätserlebnis, Aufruhr in der Natur, dem Rhythmus als ihrem eigentlichen Lebensgesetz.

Das Verhältnis von Natur und Einsamkeit hat bei Hamsun eine zweideutige Funktion. Zunächst erscheint die Beziehung zur Natur als ein Durchbruch durch die erzwungene Vereinzelung im sozialen Dasein. Freilich bleibt das bürgerliche Naturerlebnis immer ein schmerzliches, weil die erfüllte Einsamkeit, in der sich die Person in der Natur erfährt, und die Monadenhaftigkeit des modernen Menschen in seiner gesellschaftlichen Existenz sich unter den gegebenen Lebensverhältnissen unversöhnlich gegenübertreten. Dennoch ist in der Naturerfahrung der Einsamkeit eine Überwindung der verdinglichten Beziehungen angelegt; sie muss nicht ideologisch sein : es kann bedeuten, dass sich das Individuum von dem durch die Konkurrenzgesellschaft bedingten antagonistischen Verhältnis zu Menschen und Dingen freimacht. In diesem Sinne leuchtet in der Tat im Einsamkeitsphänomen, welches der Mensch in der Natur realisiert, eine Sphäre der Freiheit auf.

Bei Hamsun wird jenes progressive Motiv angeschlagen : „Und mit einer andern Sache werde ich nie fertig : mich zurückzuziehen und in der Einsamkeit im Wald zu sitzen und es schön und dunkel um mich herum zu haben. Das ist die letzte Freude. Das Hohe, das Religiöse an der Einsamkeit und an der Dunkelheit macht, dass man sie braucht. Nicht aber, weil man nur noch sich selbst ertragen kann, geht man von den andern fort, nein, nein. Das jedoch ist das Mystische daran, dass alles einem von

ferne entgegenbraust und doch alles nahe ist."[1]) Die Sprache, in der sich dieses Erlebnis ausdrückt, weist freilich bereits darauf hin, wie scheinhaft bei Hamsun die Verurteilung des „Unnatürlichen" ist. Wenn auch an die Last der Existenz im alltäglichen Leben erinnert wird, so geschieht es dennoch mit Worten, welchen die versöhnliche Weihe der Ideologien des Sonntags eignet. Gewiss bedeutet es ein kritisches Urteil über die bürgerliche Gesellschaft, wenn er mit der Sorge um die Entfaltung der Individualität die Natur belastet, da die Geschichte versagt; gewiss nähert er sich einer Formulierung der Wünsche einer unbefriedigten Menschheit nach unverdinglichten Beziehungen, bei denen Dank oder Liebe oder Ruhe nicht bloss punktuelle und schliesslich doch unreine Erlebnisse bleiben, sondern das Dasein eigentlich bestimmen sollen; gewiss übt er damit denn auch eine tröstende Wirkung aus, als er den Schmerz wegen jenes Mangels dadurch erleichtert, dass dieser als in der Natur je und je aufhebbar erscheint: „Einen Dank für die einsame Nacht, für die Berge, für das Rauschen der Finsternis und des Meeres, es rauscht durch mein Herz! Einen Dank für mein Leben, für meinen Atemzug, für die Gnade, heute nacht leben zu dürfen, dafür danke ich von Herzen!... Ich sehe einen hellen Spinnenfaden im Scheine meines Feuers, ich höre ein ruderndes Boot auf dem Meere, ein Nordlicht gleitet über den Himmel im Norden. Oh, bei meiner unsterblichen Seele, ich danke auch so sehr, weil ich es bin, der hier sitzt!"[2])

Und dennoch schlägt nach dem Vorbild der obersten Kategorie des Friedens auch hier wieder eine Erlebnisweise, die dem Bestehenden zu trotzen scheint, gänzlich in es zurück. Die Hamsunsche Natureinsamkeit hat zuletzt nichts von wirklicher Transzendierung an sich. Auch sie enthält Ressentiment, und zwar genau in einem Sinne, der den ideologischen Interessen des Kleinbürgertums am Ende der liberalistischen Periode eigentümlich ist. Schon immer hat in diesen Schichten die Undurchsichtigkeit und Unkontrollierbarkeit des Gesellschaftsprozesses eine unendliche Fülle von Scheinphilosophien und Scheinsoziologien gezeitigt, von schrullenhaften Betrachtensweisen, die es besser wissen und die mit den Formeln des Geheimnisses für alle menschlichen Zusammenhänge auch das Rezept für die bestmögliche Entwirrung und Entwicklung in der Tasche tragen. In der Blütezeit des rationalen Optimismus, der Gläubigkeit an die Allmacht der Wissenschaften, pflegen diese Massenerscheinungen der eigenbrötlerischen kleinbürgerlichen Besserwissereien in pseudo-szientifischem Gewande aufzutreten. Die

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 376.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 81.

Bierbank ist im Liberalismus das kleinbürgerliche Katheder, auf dem Politik, Medizin und Naturwissenschaften als Lieblingsgegenstände doziert werden. So ohnmächtig sich die derart entwikkelten Ideen nicht nur zum organisierten Betrieb des Denkens, sondern in entscheidenderer Weise zu den in der Gesellschaft herrschenden Mächten verhalten, es bleibt doch immerhin in jenem Pseudo-Rationalismus, in jener beständigen Unruhe, welche die Menschen angesichts eines, wenn auch noch so dumpfen Unbehagens zum Nachdenken über die Zusammenhänge des öffentlichen Lebens treibt, ein Zutrauen auf Produktivität erhalten, welche dem Bürger die Welt, in der er lebt, als eine wirklich ihm eigene zu sichern tendiert. Dies geschieht freilich auf eine phantastische und zugleich ideologische Weise, indem die scheinbar geistige Betriebsamkeit, die um die Welt Bescheid weiss, in sich selbst Genüge findet und darum sich abfindet. Sobald jedoch mit der Herausbildung der neuen ökonomischen Machtgruppierungen der Glaube an unbegrenzte Möglichkeiten des Aufstiegs, der mit der Zuversicht auf den für jeden Gewinn bringenden Siegeszug von Wissenschaft und Technologie verknüpft war, ein immer kärglicheres Dasein bei den bürgerlichen Massen führt, können sie auch an jenen rationalistischen Tagträumen, in denen ihre Macht als Wissende unbegrenzt zu wachsen schien, keine Tröstungen mehr erleben.

Die Idee eines heimlichen Königreichs, von der in der individualistischen Gesellschaft hartnäckig das Individuum nicht lässt, wird auf eine andere Ebene transponiert : die Natur. Wahrscheinlich darf hier der gesellschaftliche Ort für die anschwellende Beliebtheit gesucht werden, deren sich während der letzten Jahrzehnte die verschiedenartigsten Lehren und Techniken erfreuen, die den geheimen Sinn des Lebens der Natur abzulesen versprechen : von der Anthroposophie bis zur Astrologie über Vegetariertum und die Systeme der naturgemässen Diät in Nahrung, Kleidung, Atmung. Auch hier tritt der Mensch der Natur einsam gegenüber ; aber in einer ganz anderen Bedeutung. Den Sinn, den er auf rationalistische Weise der Geschichte nicht mehr abzuhorchen vermag, versucht er nun irrationalistisch der Natur abzulisten. Diese Natur ist eine verzauberte Menschengeschichte, wo das Besserwissen und darum auch die Tröstung, die es spendet, noch Chancen zu haben scheint. Wenn in den Märchen die Menschen die Sprache der Tiere zu erlernen trachten, wenn ihre Entschlossenheit, wirklich die Herren der Schöpfung zu sein, die Naturschranke zu beseitigen sucht, indem sie den Tieren dieselben entscheidenden geschichtlichen Kategorien zuordnen, die sie selber haben und zu denen die Sprache grundlegend gehört, so steckt im Gegensatz

dazu hinter dem passiven Verstummen, mit der die vom Liberalismus enttäuschten kleinbürgerlichen Gruppen sich in Kategorien wiederzuerkennen trachten, die sie der aussermenschlichen Natur als wesentlich zuordnen, ein völliger Verzicht auf geschichtliche Hoffnung. Was Hamsun der Natur „abzulauschen" hat, ist nicht ein legitimerweise in den gesellschaftlichen Beziehungen prinzipiell unerfahrbares Stück menschlicher Erlebnisse, sondern nur der poetisierte Ausdruck jener naturalistischen Praktiken. Scheint sein Ruf zur Einsamkeit zunächst ein wirkliches Nein zum Bestehenden zu bedeuten, so stellt sich dann doch heraus, wie sehr er mit ihr nur sich und seine Leser verführt hat. „Glaube nur ja nicht, dass sich hier nichts ereignet. Die Schneeflocken fallen hier wie in der Stadt, und Vögel und Tiere sind mit dem Ihren beschäftigt vom Morgen bis zum Abend und auch vom Abend bis zum Morgen. Ich könnte vielsagende Geschichten von hier senden, aber ich tue es nicht. Ich habe die Wälder um der Einsamkeit und um meiner grossen Eisen willen aufgesucht, ich habe einige grosse Eisen, die in mir liegen und glühend werden."[1]) Das enthält gewiss die Beziehung auf ein Geschehen der Natur, die der Härte, Verstocktheit und Rätselhaftigkeit der Gesellschaft in idealer Weise entgegengesetzt zu sein scheint. Und doch verraten sich auch in diesen Worten wieder die individualistischen Züge eines grossprecherischen Ressentiments, das in dem gleichen Roman nur einige wenige Seiten später sich in der Tat auch keine Zurückhaltung mehr auferlegt. Wenn sein Held an das Renntier denkt, den Geheimnissen seines Lebens nachgeht, sich wirklich ganz in seine Existenz zu versenken scheint, aus deren Studium ihm etwas zugänglich wird, was bisher verschlossen war, so wird er plötzlich hämisch : „An all das denke ich, und du ? Hast du deine zwei Zeitungen verglichen, und weisst du nun, welches jetzt die öffentliche Meinung in Norwegen über die Altersversicherung ist ?"[2]) Auch hier findet sich wieder ein abstraktes Zwiegespräch ein, dessen anderer Partner nicht so sehr wie ein in liberalistischen Träumereien zurückgebliebener Kleinbürger, sondern wie ein Mitglied der herrschenden Gruppen anmutet, über die man dann herzieht, wenn man ihnen nicht in der Realität, sondern in tagträumerischen Phantasien eifernd und geifernd gegenübertritt. „Hier wirst du sicher zugreifen und mich lächerlich machen, über den Baumstumpf und mich kannst du viele lustige Dinge sagen. Und ganz zu innerst weisst du dennoch, dass ich darin wie in allem dir überlegen bin, wenn ich davon

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 289.
[2]) a. a. O., S. 293.

absehe, dass ich nicht soviel bürgerliche Kenntnisse habe und nicht Student war, hehe. Über Wald und Flur kannst du mich nichts lehren, da fühle ich, was kein Mensch gefühlt hat."[1])

Der rationalistische Optimismus der liberalistischen Ära glaubt noch nicht, dass die ganze Welt in seinem Wissen aufgegangen sei. Die phantasierte Identität muss — dies gilt von den neukantianischen Philosophiesystemen bis herab zum Stammtisch — erst gestiftet werden, und zwar so, dass schliesslich die gesamte den Erkenntnisfunktionen entgegensetzte materielle und spirituelle Objektwelt von diesen Funktionen selber begründet, konstruiert, erzeugt wird. Subjekt und Objekt stehen sich wie aktiver Mensch und zu bewältigende Natur gegenüber ; das Verhältnis ist zugleich ein verzerrter Reflex von Vollziehern und Opfern der Ausbeutung, der in der ideologischen Form von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt die realen Klassenverhältnisse versteckt aufweist. Die Identität freilich, auf welche die spätbürgerliche naturhafte Ideologie zielt, ist anderer Art. Anstatt dass, wie in der aufsteigenden Periode und in den sich an sie anknüpfenden Hoffnungen, die Natur als Objekt in den szientifischen und praktischen Herrschaftsapparat des Menschen geriete, findet jetzt der Mensch die Weihe seines Lebens in der blinden Hingabe an die Natur, im Aufgehen in ihr. Hier herrscht die stumpfe Ruhe einer Identität, die in der Verwandtschaft mit der Natur sich aller Spontaneität enthebt und freilich gerade damit in der Realität jeder Willkür ausgesetzt ist. Es geht dabei nur um die Ohnmacht der bürgerlichen Schichten, die sich in der Gegenwart in jener pantheistischen Identität mit der Natur eine Ausweichstelle schafft. Wenn die Zukunft im geschichtlichen Raum sich täglich als eine dunkle demonstriert, ist in der Tat ein solches Erlebnis ein Trost : „Man sitzt in der Mitte einer Allgegenwart. Das ist wohl Gott. Das ist man wohl selbst als Glied von allem."[2]) Wenn die alltägliche Existenz immer mehr alles Glanzes beraubt wird, wenn die seelischen Bedürfnisse nur als Störung die Produktivität der Arbeit zu beeinträchtigen scheinen, wird in solcher Weise in der Tat ein Mensch „von seelischem Wohlbehagen" erfüllt : „Jeder Nerv in ihm war wach, Musik zog durch sein Blut, er fühlte sich mit der ganzen Natur, mit der Sonne und den Bergen und allem anderen verwandt, spürte aus Bäumen und Erdhaufen und Halmen sich von seinem eigenen Ichgefühl umrauscht. Seine Seele wurde gross und volltönend wie eine Orgel, und niemals mehr konnte er vergessen, wie die

---

1) a. a. O., S. 301 f.
2) a. a. O., S. 376.

milde Musik in seinem Blut gleichsam auf und nieder schwebte."[1])

So verschieden auch das passive Identitätserlebnis von dem aktiveren, stets auf die Geschichte ausgerichteten des Liberalismus ist, so bleibt doch das entscheidende gesellschaftliche Grundverhältnis, das des Privateigentums, auch noch in jenem aufspürbar. Immer geht es um das Haben und das Mehr-Haben-Wollen von einer vergegenständlichten Natur. Der ideologische Trick, mit dessen Hilfe in den späten Phasen der Wunsch nach privater Allmacht sich in der Ohnmacht des kleinbürgerlichen Bewusstseins realisiert, ist die pantheistische Besitzergreifung der Welt im Gefühl der Identität. „Der Himmel war überall offen und rein, ich starrte in dieses klare Meer, und es war, als läge ich von Angesicht zu Angesicht dem Grund der Welt gegenüber und als schlüge mein Herz innig diesem nackten Grund entgegen und wäre dort daheim."[2]) Das Eigentümliche an diesem naturhaften Besitzgefühl von der Welt ist, dass es unendlich viel ausdrucksvoller ist als selbst die kühnsten Träume der rationalistischen Phantasie. Die Zeitlosigkeit dieses naturalen Pantheismus spiegelt einen unmittelbaren und in seiner Erringung an keinen zeitlichen Fortschritt gebundenen vollständigen Besitz der ganzen Welt vor. Hatte jener optimistische Dualismus, der sich an die Geschichte hielt, immerhin noch mit der Vergänglichkeit des Individuums fertig zu werden, bedarf dieses Erlebnis der geschichtlichen Vergänglichkeit also immer einer wenn auch noch so utopischen Vorstellung einer zukünftigen Menschheit, in welcher der Prozess zur Deckung gelangt, so ist die eingebildete Identifikation mit der ganzen Natur ohne alle Anstrengung und ohne alle Enttäuschung in absoluter Weise vollziehbar. Es ergibt sich die paradoxe Situation, dass, in je höherem Masse die in ihren gesellschaftlichen Chancen mehr und mehr entrechteten Individuen mit der Vergänglichkeit überhaupt zugleich die Hinfälligkeit und Aussichtslosigkeit ihrer eigenen Anstrengungen erfahren, sie in der Ideologie die Problematik des Vergänglichen gar nicht mehr realisieren dürfen, sondern diese Erfahrung durch das Trugbild einer von ewig her in ihrem Besitz befindlichen Welt ersetzen, die sie zugleich selber sind.

Wo wie in den autoritären Staaten dieser Mythos von der naturalen Identität des Menschen bewusst den Zwecken einer Machtapparatur dienstbar gemacht wird, da wird das Individuum gelehrt, seinen Sinn in den naturalen Faktoren wie Rasse, Volk und Boden zu suchen. Es zeigt sich, wie geschichtlich und eben gerade nicht natürlich der Schein der Ewigkeit und Unvergänglichkeit ist,

---

[1]) Mysterien, Bd. 1, S. 250.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 8.

von welchem der Mensch sich beleuchtet glaubt, wo er die Natur in seiner Phantasie zugleich als sein Wesen wie als seinen Besitz erlebt. Der rationalistische Tagtraum des Kleinbürgertums ist unversöhnbar mit dem nackten Befehl. Aber was die beherrschten bürgerlichen Schichten sich gleichsam in ideologischen Feierstunden als Einheit von Mensch und Natur vorgeträumt haben, wird ihnen heute als ideologischer Alltag vorgeschrieben : sie hören jetzt jeden Tag, dass sie nicht mehr sind als Natur : nämlich Rasse und naturgewachsene Volkheit. Zu dieser autoritär vorgeschriebenen Identität von Individuum und Naturfaktoren in der jüngsten geschichtlichen Wirklichkeit ist die pantheistische Naturvergaffung, wie sie Hamsun demonstriert und zu der er mit verführt hat, nur scheinbar ein Umweg.

Der Umschlag von der Traumwelt der Naturhaftigkeit zu der gesellschaftlichen Realität des Faschismus ist auch in den Formen angelegt, in denen der Aufruhr in der Natur, die gewaltsame Natur erlebt wird. Man muss nur die Schilderung solcher Erlebnisse und ihrer Konsequenzen im frühen Bürgertum mit derjenigen vergleichen, die bei Hamsun auftritt. Kant schreibt über die Gewalt der Natur : „Kühne überhangende gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ozean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses."[1]) Hamsun schreibt : „Die Erde und der Himmel wurden vermengt, das Meer tummelte sich in verrenkten Lufttänzen..."[2]) — „Ein Wind erhebt sich, und plötzlich dröhnt es weit draussen. Dann blitzt es, und gleich darauf rollt der Donner wie eine ungeheure Lawine weit draussen zwischen den Bergen herab... Wieder blitzt es und es donnert näher, es fängt auch zu regnen an, ein Sturzregen, das Echo ist sehr stark, die ganze Natur ist in Aufruhr... Mehr Blitz und Donner und mehr Sturzregen."[3])

Kant demonstriert am Erlebnis des Gewitters den Begriff der Erhabenheit in der Natur, und zwar bestimmt er ihn dahingehend, dass der Mensch in der Erfahrung seiner Ohnmacht als blosses Naturwesen gegenüber der Übermacht des naturalen Geschehens gerade die Erfahrung von dessen Nichtigkeit gegenüber dem macht, was an ihm, am Menschen mehr ist als Natur. Der Mensch kann

---

[1]) Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft. Werke, Bd. 5, Cassirer, Berlin 1914, S. 333.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 5.
[3]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 310.

zwar der Naturgewalt unterliegen, dies aber macht nur ein Zufälliges und Äusserliches gegenüber seiner Seelenstärke und seinem Geistesvermögen aus; mit der physischen Ohnmacht des Individuums wird zugleich die gesamte Natur dem Menschen als Person untergeordnet. Eine Überwindung des Dualismus von Mensch und Natur, so, dass der Mensch sich an die Natur zu verlieren hätte, gelangt hier noch nicht einmal in das Vorbewusstsein einer Phantasie, welche vielmehr umgekehrt sich auf die produktive Bewältigung der menschlichen Aufgaben gegenüber der Natur erstreckt. „Ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmass erhöhen und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Mut macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können."[1]) Gewiss zollt die Theorie des Erhabenen in der Natur den Tribut an einen Idealismus, der es bei dem blossen Bewusstsein der geistigen Überlegenheit des Menschen sein Bewenden haben lässt, ohne auch zu verifizieren, wie weit dieses Subjekt Mensch bereits sich geschichtlich realisiert und die Natur dessen entkleidet hat, was nicht nur scheinbar an ihr Übermacht und Allgewalt ist. Dennoch gehört dieser Gedankenzug, der unter dem sehr kennzeichnenden Titel „Vom Dynamisch-Erhabenen der Natur" abgehandelt wird, zu einer Gesinnung, welche die Erfahrung der Natur nicht im Sinne einer Tröstung für Misserfolg und Zukunftslosigkeit macht, sondern im Sinne einer wirklichen Entfaltung des Menschen. Der Stolz, den die bürgerliche Gesellschaft in denjenigen Perioden entwickeln konnte, in denen sie in der Tat das allgemein menschliche Glück tendenziell besser zu realisieren vermochte als andere soziale Strukturen, erhebt hier sein Haupt. Von der Natur hat sich der Mensch keine Unterweisung über sein Wesen und seine Bestimmung gefallen zu lassen.

Bei Hamsun hingegen ist mit der Hölle der Natur zugleich der Himmel menschlicher Einsicht geöffnet. „Ich stand im Windschutz unter einem Felsen und dachte mir allerhand Dinge, meine Seele war gespannt. Gott weiss, dachte ich, wessen ich heute Zeuge bin und weshalb sich das Meer vor meinen Augen öffnet. Vielleicht schaue ich in dieser Stunde das Innere des Gehirns der Erde, wie dort gearbeitet wird, wie alles siedet."[2]) Diese Fragen und Reflexionen sind bereits derartig konstruiert, dass es darauf keine Antwort gibt. Wenn das bürgerliche Bewusstsein Kants

[1]) Kant, a. a. O.
[2]) Pan, Bd. 3, S. 5/6.

die Natur gleichsam schweigen heisst, auf dass sie vom Menschen erfahre, wozu sie ihm zu dienen hat, sucht dieses müde späte Kleinbürgertum so rasch wie möglich zu verstummen. Es hat ja in der Tat auch nichts zu sagen. Und das Gewitter kann gar nicht laut genug tönen, um über die individuelle und gesellschaftliche Unfähigkeit hinwegzutäuschen. Das Gefühl der Bedeutungslosigkeit des Individuums wird so im genauen Gegensatz zur kantischen Konzeption aus Anlass des Gewitters erlebt und formuliert. „Als mich ein Augenblick der Traurigkeit und des Bewusstseins meiner eigenen Nichtigkeit all der Gewalt ringsum gegenüber überfällt, klage ich und denke : Welch ein Mensch bin ich jetzt, oder bin ich vielleicht abhanden gekommen, bin ich vielleicht überhaupt nichts mehr ! Und ich spreche laut und rufe meinen Namen, um zu hören, ob er noch da ist.“[1]) So stellt sich denn als ein zunächst verborgener Affekt, der mit jenem späten Pantheismus verbunden ist, die Angst heraus. War die geschichtliche Ohnmacht der Anlass für die Ideologie einer phantasierten Allmacht in der Natur und als Natur, so kehrt die Phantasie verwandelt als Gefühl der Nichtigkeit, Ohnmacht und Angst wieder zur geschichtlichen Gegenwart zurück, wo sie allerdings von jeder Erfahrung bestätigt wird. Die sentimentale Ängstlichkeit, die sich in jener Angst im Gewitter anmeldet und die sich auch sonst als rührseliges Mitleid mit Naturdingen in unterschiedsloser Vermengung mit seelischen Nöten bei Hamsun findet[2]), diese Schwächlichkeit, die von Kants Bürgerstolz auch keine Spur mehr aufweist, ist die Antwort der gesellschaftlich Entmachteten auf die autoritäre Brutalität, die in der Phantasie des Schriftstellers noch als Orkan der Natur verzaubert ist. Das Brutale und das Sentimentale, das sich im politischen und moralischen Landsknechtstum in der Gegenwart vereinigt, kündigt sich in seiner Affinität bereits in Hamsuns Donnerwelt an.

Der Naturraum, auf den die Sehnsucht ausgerichtet ist, die im sozialen Lebensraum nichts mehr zu erwarten hat, wird bei Hamsun wesentlich als Wald und Meer dargestellt. An der Waldlandschaft insbesondere wird ein gesellschaftlich sehr entscheidendes Moment fernerhin von Bedeutung : das Gesetz des

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5., S. 311.

[2]) Vgl. z. B. Pan, Bd. 3, S. 13/14 : „Ich hebe einen dürren Zweig auf und halte ihn in der Hand und sehe ihn an, während ich dort sitze und an meine Dinge denke, der Zweig ist fast verfault, seine armselige Rinde macht Eindruck auf mich, ein Mitleid wandert durch mein Herz. Und wie ich mich erhebe und gehe, werfe ich den Zweig nicht weit weg, sondern lege ihn nieder und stehe und finde Gefallen an ihm ; zum Schluss sehe ich ihn ein letztes Mal mit nassen Augen an, bevor ich ihn dort zurücklasse.“

Rhythmus. „Es gibt nichts Herrlicheres als das Rauschen des Waldes, es ist wie ein Schaukeln, es ist wie Tollheit : Uganda, Tananarivo, Honolulu, Atacam, Venezuela — ...“[1]) Die exotischen Namen haben keine konkrete Bedeutung ; entscheidend an ihnen ist ihre Lautmalerei, in der Länder und Städte sozusagen gerade gut genug sind, um die Gleichförmigkeit und Gesetzmässigkeit der naturhaften Bewegung nachzubilden. Unaufhörlich — wie eine Imitation des Phänomens selbst — wird in den Romanen der rhythmische Kreislauf der Jahreszeiten genannt. „So kam der Herbst, so kam der Winter.“[2]) — „Aber das Leben geht weiter, es war Frühling und Sommer in der Welt.“[3]) — „Wieder vergehen Wochen und Monate ; und der Frühling kam. Der Schnee war schon fort, weit draussen im Weltraum rauschte es von der Sonne bis zum Mond wie von befreiten Wassern.“[4]) Oder auch unter Vereinigung des jahrzeitlichen und des Tagesrhythmus : „Nun kommt das Spätjahr, rundum im Wald ist es still geworden, die Berge stehen hier, und die Sonne steht dort, am Abend kommen die Sterne und der Mond ; das sind alles feste Verhältnisse, sie sind voller Freundlichkeit, wie eine Umarmung.“[5]) — Schliesslich gewinnt das rhythmische Prinzip auch einen normativen Charakter ; der Fehler bestimmter Menschen ist, „dass sie nicht im Takt mit dem Leben schreiten wollen ... aber niemand sollte gegen das Leben toben.“[6]) Auch die erotischen Beziehungen sind an der Gesetzmässigkeit der naturalen Abläufe orientiert. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der das Hirtenmädchen im Frühling sich dem Jäger genähert hat, geht sie trotz seines Anrufes im Spätjahr an seiner Hütte vorbei : „Der Herbst, der Winter hatte sie ergriffen, schon schliefen ihre Sinne.“[7])

In der Tendenz, Ordnungen in der naturalen wie in der menschlichen Sphäre wesentlich im Sinne jener Gleichförmigkeit von Rhythmus und Takt zu erleben, im Sinne also eines Zeitablaufes, der anstatt Veränderung nur Wiederholung aufweist, ist die gleiche Vereinfachung angelegt, die in der Auswahl der Landschaftsformen aufzufinden ist. Solche Gesetzmässigkeiten sind einerseits in ihrer Typenhaftigkeit und Ungegliedertheit leicht übersehbar ;

---

1) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 285/286.
2) Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 43.
3) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 168.
4) Viktoria, Bd. 3, S. 167.
5) Segen der Erde, Bd. 8, S. 291.
6) a. a. O., S. 382 f. — Vgl. auch das Gespräch zwischen dem Leuchtturmwärter und seinem Besucher : „Wozu sitzen Sie hier ? — Ho, junger Mann ! sagte er und hielt seine flache Hand in die Höhe. Wozu ich hier sitze ? Ich sitze hier und halte Schritt mit meinem Dasein. Jawohl, das tue ich.“ (Rosa, Bd. 4, S. 226.)
7) Pan, Bd. 3, S. 101/102.

wer sie kennt und sie als fundamentale Regeln des Geschehens akzeptiert, weiss um dieses rasch und ohne jede rationale Anstrengung Bescheid. Andererseits ist in der unabänderlichen Starre der unaufhörlichen Reproduzierung gleicher Erscheinungen, in der Abgehobenheit eines ewigen Naturrhythmus gegen alle individuelle und geschichtliche Tat die Ohnmacht und Nichtigkeit des einzelnen gegenüber einer bestehenden Welt und ihrer Ordnung ausgesprochen. Wenn der naturale Kreislauf an keiner Stelle vom Menschen durchbrochen werden kann, durchbrochen werden darf, so ist der äusserste Gegensatz zum menschlichen Selbstbewusstsein vor der Natur erreicht. In dieser neuen Ideologie, in der sich die Schwäche und die Hörigkeit zu verklären suchen, streckt das Individuum in scheinbarer Freiwilligkeit vor einer höheren Gewalt die Waffen. Wenn in aufsteigenden Perioden die menschliche und aussermenschliche Natur soweit noch als selbständig gilt, als sie noch kein Ergebnis produktiver Konstruktionen des Menschen darstellt, hat jetzt der Mensch den Schrecken eines sinnlosen Lebens zu gewärtigen, wenn er nicht das ihm doch zunächst fremde Gesetz der Natur als sein eigenes gehorsam akzeptiert. Die gesellschaftliche Auflösung des Rätsels vom naturhaften Rhythmus ist die blinde Disziplin. Märsche und Aufzüge pflegen nach vorgeschriebenen Regeln von Takten und Rhythmen ausgeführt zu werden.

Durch das Motiv des Rhythmus wird bei Hamsun die abstraktere Seite seines Gegenbildes mit ihrer konkreteren verknüpft : die bloss in Phantasien realisierbare vollkommene Naturgebundenheit eines Lebens mit der äusserst gegenständlichen Welt des Bauern. Seine Lebens- und Arbeitsweise ist nicht bloss im Sinne einer Analogie, sondern durchaus genuin mit den Gesetzen des Naturablaufs verbunden. Wenn aber Hamsun den Bauern schildert, dann liegt das Schwergewicht nicht auf den besonderen gesellschaftlichen Bedingungen dieser Form des gesellschaftlichen Austauschs mit der Natur, sondern auf der Konstruktion eines Mythos. „Sein Leben ging von einer Arbeit zur anderen, je nach den Jahreszeiten vom Feld in den Wald und vom Wald wieder aufs Feld.“[1]) Aber ein derartiger Satz steht nicht als Dokument von einmaligem, individuellem und anschaulichem Geschehen ; er wird in zahllosen Romanen und in ihnen wiederum in zahllosen Variationen, ja Wiederholungen, abgewandelt, bis schliesslich das bäuerliche Dasein auf den Leser als ein ebenso naturhaftes Phänomen wie das Grünen und Welken der Bäume im Walde wirkt. Und in der

---

[1]) Segen der Erde, Bd. 8 S. 66.

Tat ist Hamsun auch an solcher Identität gelegen, einer Identität, die nicht von den Menschen, sondern von der Natur gestiftet wird : „Ihr seht alle Tage blaue Berge vor Euch ; das sind keine erfundenen Dinge, das sind alte Berge, die stehen da seit alter grauer Vorzeit, aber sie sind Eure Kameraden. So geht Ihr zusammen mit Himmel und Erde, seid eins mit ihnen, seid eins mit dieser Weite und seid bodenständig. Ihr braucht kein Schwert in der Faust, Ihr geht unbewehrten Hauptes und mit unbewehrter Faust durchs Leben, umgeben von grosser Freundlichkeit", und er setzt unter völliger Verkehrung der realen geschichtlichen Erfahrung von Jahrtausenden hinzu : „Der Mensch und die Natur bekämpfen einander nicht."[1]) Und wie in einer unter der Kategorie des Rhythmus gefassten Natur das einzelne als solches nichts ist, sondern jedes einzelne in beliebiger Auswechselbarkeit nur ein Moment in einem sich unendlich wiederholenden Ablauf bedeutet, so ist es auch nicht die Art, in der gerade ein bestimmter Bauer der Natur ihre Früchte abgewinnt, sein persönliches Schicksal, um dessentwillen ihn Hamsun auf die Seite seines naturalen Ideals zieht, im Gegenteil : auch hier wieder wird die Nichtigkeit des Individuums ausgesprochen und zugleich verklärt, indem die scheinbar von Urzeiten her gleichförmige bäuerliche Aktivität ihren jeweiligen Repräsentanten als Sinnbild verstehen lehrt, an dem nur insofern gelegen ist, als auch er seine bestimmte Stelle in der ewigen Lebensrhythmik hat : „Ihr erhaltet das Leben. Bei Euch folgt ein Geschlecht dem anderen ; wenn das eine stirbt, tritt das nächste an seine Stelle ; das eben ist unter dem ewigen Leben zu verstehen."[2]) Daniel heisst ein Bauer, aber jeder Bauer könnte Daniel sein. „Daniel war derselbe heute wie gestern."[3]) Wie die bäuerliche Tätigkeit, so sind die Naturmomente, mit denen er umgeht, immer die gleichen : „Die kleinen Wiesen und Äcker trugen Gras, Kartoffeln und Gerste, das Vieh ging im Sommer auf die Weide und stand im Winter im Stall, das alles war ewig und unveränderlich."[4])

In der Erhöhung einer naturhaften Lebensweise zur angemessenen Form der menschlichen Existenz dringt ein echtes gesellschaftskritisches Moment durch. Die negativen Momente der bürgerlichen Gesellschaft, von denen Hamsun ausgeht : die Trennung von Stadt und Land, der kapitalistische Betrieb, das quere Verhältnis der Menschen zur Natur, umreissen in der Tat eine Welt, aus der zu entfliehen eine allgemeine Sehnsucht ist. Sie

---

[1]) a. a. O., S. 380 f.
[2]) a. a. O., S. 381.
[3]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 292.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 47.

beflügeln eine Phantasie, die darauf gerichtet ist, dass die Erde wirklich die Heimat der Menschen werde. Diese Phantasie ergeht sich einerseits in der Naturlandschaft überhaupt, zugleich auch in der Arbeit des Bauern, freilich in einer äusserst romantischen und von der Realität ganz entfernten Art und Weise, in der sie dem Städter erscheint. In proletarischen Schichten pflegt das Bild von der irdischen Heimat nicht von den unmittelbaren naturalen Momenten bestimmt zu werden; sie wollen nicht das zurückgebliebene Dasein von Bauern führen. Aber die eigentlich kleinbürgerlichen Schichten, einschliesslich der weitesten Kreise der Intelligenz, die das Missverhältnis zwischen Produktion und Distribution und die Möglichkeit seiner Umwälzung nicht durch den Anschauungsunterricht der Industrie demonstriert bekommen, tendieren dazu, das naive Symbol des naturgebundenen Lebens und der naturgebundenen Produktivität der Arbeit als Wunschtraum zu kultivieren. Dieses irrationalistische Erlebnis einer „natürlichen Gesellschaft" glauben sie in Hamsun bestätigt zu erhalten.

Hamsun erscheint wie ein später Nachläufer der Physiokraten. „Es gibt nicht einen Menschen auf der ganzen Welt, der von Banken und Industrie lebt. Nicht einen einzigen Menschen auf der Welt. — So. Wovon leben sie dann? — Von drei Dingen und nichts weiter, erwiderte Ezra: von dem Getreide auf dem Acker, von den Fischen im Meer und von den Tieren und Vögeln im Wald. Von diesen drei Dingen. Ich habe darüber nachgedacht. — Es gibt immerhin eine ganze Reihe von Menschen, die von Geld leben. — Nein, sagte Ezra, nicht eine Seele!"[1]) Aber was im 18. Jahrhundert noch fortschrittlich war, ist heute utopisch und reaktionär. Den Menschen, welche eine bestimmte geschichtliche Organisation als Last erleben, soll eine Daseinsweise vorgezaubert werden, die — würde sie verallgemeinert — eine soziale und kulturelle Verarmung unvorstellbaren Ausmasses herbeiführen müsste.

Wie in Hamsuns Naturreich wäre das Individuum in seinem Anspruch nach Entfaltung auch hier betrogen; es wird auf eine Funktion reduziert, die es in der unabänderlichen Naturhaftigkeit alles Geschehens auszuüben hat. „Aber es ist nun einmal so, dass ich wegen der Felder hier bin."[2]) Der Dienst ist das eigentliche Lebensgesetz des Bauern; Glück hat für ihn zu bedeuten, dass er ein Schicksal vollzieht.[3]) Seine Unterordnung unter die Gesetze, welche etwa die Bestellung des Kornes diktieren, macht ihn erst zum Menschen, zu einer bewundernswerten Gestalt. „Der Ernte-

[1]) August Weltumsegler, Bd. 15, S. 135.
[2]) Segen der Erde, Bd. 8, S. 81.
[3]) Vgl. a. a. O., S. 51.

segen... musste erarbeitet werden um jeden Preis, das war der Ursprung, die Quelle von allem und jedem."[1]) Dieser Dienst bedeutet zugleich eine religiöse Weihe. „Seit mehreren hundert Jahren hatten wohl seine Vorfahren Korn gesät. Das war eine Arbeit, die an einem milden windstillen Abend in Andacht vollbracht wurde... Korn, das war das Brot, Korn oder nicht Korn, das war Leben oder Tod."[2])

Die Befriedigung, welche die Identifikation mit dem Bauern schliesslich noch gewährt, ist der Schein des Begreifens, was eigentlich in der Welt vorgeht. Wie bei der simplifizierten Naturgesetzlichkeit, so realisiert sich auch bei der simplifizierten Auffassung von der Landwirtschaft der ideologische Wunsch, angesichts der faktischen Undurchschaubarkeit des Lebens, dessen Opfer man ist, es dennoch zu durchschauen. „Er kam sich nicht arm und verlassen vor, was er im Grunde doch war, allein schon all die Steine, die er ausgegraben hatte, sahen ja aus wie eine Volksmenge um ihn herum, er stand in einem persönlichen Verhältnis zu jedem Stein, es waren lauter Bekannte, er hatte sie überwunden und aus der Erde herausgeholt."[3]) Gegenüber der Sinnlosigkeit der aufs höchste organisierten Formen einer modernen Industriegesellschaft erscheint die augenfällige Sinnhaftigkeit des bäuerlichen Lebens als wirklicher Sinn des Daseins selbst.

Der Wunsch, dass die Erde die menschliche Heimat werden möge, schlägt in eine servile Gesinnung zurück, nach der er bereits als verwirklicht erscheint und es nur der inneren Disziplin bedarf, um dessen gewahr zu werden. Das Vorbild solcher Disziplin ist der Bauer. Das politische Schlagwort von der Wurzelhaftigkeit, welche das Leben in der Heimat darstellt, die Verwendung dieser Parole als ein Zuchtmittel der Entbehrung ist kein zufälliges Produkt der autoritären Staaten, sondern bereits frühzeitig in den anti-liberalistischen Bewusstseinsformen, wie sie Hamsun repräsentiert, angelegt. „Wir werden innerlich nicht glücklicher davon, dass wir mehr Speck essen können", sagt der Bauer, der das Leben auf Norwegens Erde gegenüber einem Dasein im Ausland verteidigt, das vielleicht grössere materielle Erfolge bedeuten könnte; denn das schlechteste Los sei, „mit der Wurzel aus der eigenen mageren Erde herausgerissen und in eine fettere verpflanzt zu werden."[4]) Wer solche Wurzelhaftigkeit respektiert, scheut auch die schwerste Arbeit nicht[5]); der weiss, „wo wir am richtigsten

[1]) a. a. O., S. 333.
[2]) a. a. O., S. 26.
[3]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 6.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 485 f.
[5]) Vgl. a. a. O., S. 393/394.

hingehören."[1]) Und : „es ist gut, wenn man seinem Stand angehört, sonst wird man ein Emporkömmling, und die Ursprünglichkeit geht verloren."[2]) Was zunächst also im Geist einer radikalen Kritik an einer schlechten Gesellschaft unternommen zu sein scheint, weist als Kern die Predigt von Genügsamkeit, Bescheidenheit, Entbehrung, billiger Zufriedenheit aus.

Wo Hamsun vom Schicksal redet, von Menschen, wie sie sein sollen, da dringt durch den umhüllenden Schleier der Wald- und Wasserlandschaft die Landarbeit als die rechte Lebensnorm durch. Es ist eine schwere Arbeit, aber es ist recht so. In diesem Zusammenhang ersteht ein weiterer wichtiger Pfeiler der anti-liberalistischen Gesinnung : die Verklärung der Stärke, der Macht, der Gewalt des Individuums, eines bestimmten Individuums, kurzum das, was in den manifesten politischen Ideologien der Gegenwart als die Verklärung des Heroischen anzutreffen ist. Mit der Verherrlichung des Heros ist aufs neue die Nichtigkeit des durchschnittlichen Individuums als solche bestätigt und zugleich ideologisch beschönigt; es mag sich in der Phantasie an der Identifikation mit dem Starken weiden, auf es selber kommt es gar nicht an, und es darf — das leistet die Glorifikation des Heroischen — das Individuum auch nicht einmal glauben, dass es darauf ankäme, was mit ihm geschähe.

In eigentümlicher Weise ist in Hamsun der anti-liberalistische Kult des Heroischen mit äusserst kennzeichnenden Motiven des 19.Jahrhunderts verknüpft. Denn dass es auf die besonderen Exemplare der Menschheit und nur auf sie ankomme, hat er verschiedentlich an dem Unterschied der Generationen demonstriert, an der inzwischen zum Schlagwort verallgemeinerten, angeblich legitimen und naturgemässen Überlegenheit der Jugend über das Alter. Wie eine späte Variation darwinistischer Gedankengänge vom Kampf in der Natur, in dem die stärkeren Arten sich durchsetzen, mutet es an, wenn Hamsun das Lebensrecht der Jugend, ihren Anspruch auf Herrschaft nicht nur unterstützt, sondern geradezu fordert, es als unnatürlich proklamiert, wenn die Jugend diesem Lebensgesetz nicht folgt. Er predigt einen schlechten und blinden Biologismus, der auf die Jugend selber verführerisch wirkt wie jeder andere irrationalistische Mythos, ohne doch nur im geringsten mit den realen Bedürfnissen bestimmter Schichten innerhalb der gegliederten gesellschaftlichen Mannigfaltigkeit „Jugend" irgend etwas zu tun zu haben. Er erniedrigt das Alter : „Das Alter soll nicht um seiner selbst willen geehrt werden ; es hemmt

---

[1]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 317/318.
[2]) a. a. O., S. 485.

und hindert nur den Schritt der Menschheit; auch die Naturvölker verachten das Alter und befreien sich ohne weiteres von ihm und seiner Hemmung."[1]) Er bringt diese antirationale und antiliberale Verachtung von Reife und Weisheit in einen geradezu botanischen Zusammenhang: „Und was lerntest du doch vom Walde? Aber was lernte ich im Walde? Dass dort junge Bäume stehen. Nun steht eine Jugend hinter mir, von aller Einfalt und allem Gesindel bis zur Schamlosigkeit, bis zur Barbarei unterschätzt, nur weil sie jung ist."[2]) Und schliesslich schlägt noch diese etwas sentimentale Predigt in eine derbe Sprache gegen die liberale Intelligenzschicht um: „Man darf den Führern nicht zu sehr vertrauen, dagegen sollte die Jugend unsere Hoffnung sein. Nein, die Führer schlagen so manchesmal um. Es ist ein altes Gesetz, dass der Führer stehen bleibt, wenn er in ein gewisses Alter kommt, ja sogar Kehrt macht und für das Gegenteil stimmt. Dann muss die Jugend ihm entgegengetreten, ihn vor sich hertreiben oder ihn niedertrampeln."[3])

Diese offenherzige Derbheit, die in einem Menschentyp und einer Lebensauffassung steckt, welche zugleich aus lauter Mitleid mit dem eigenen Herzen auch über ein Vogelnest zu weinen bereit ist[4]), ist nur selten bei Hamsun anzutreffen. Doch liebt er den männlich rauhen Ton, wo es um die Verklärung der besonderen Männlichkeit überhaupt geht. Er freut sich, dass der Bauer schon weiss, wie er seine Frau zu Raison zu bringen hat: „Dass die Fäuste eines Mannes so Grosses ausrichten konnten!"[5]) Er macht aus der Männlichkeit den Mythos des Menschen schlechthin: „Der lange, lange Pfad über das Moor in den Wald hinein — wer hat ihn ausgetreten? Der Mann, der Mensch, der erste, der hier war. Für ihn war noch kein Pfad vorhanden."[6]) Er lässt es sich für den Bauern lohnen, sein Schicksal in der harten Arbeit vorbildlich als menschliches Schicksal zu erfüllen; in jedem Bauern steckt „der grosse Bauer, aus dem Nichts hervorgegangen, jetzt aber ein mächtiger Mann."[7])

Die Exposition des Heroischen ist keineswegs mit dem Bauern erschöpft. Vielmehr ist hier eine derjenigen Stellen, wo bei Hamsun das kleinbürgerliche Ressentiment und zugleich die Anbetung des kapitalistischen Herrentums in sehr konkreter Weise greifbar

---

1) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 351
2) a. a. O., S. 318.
3) Neue Erde, Bd. 2, S. 240.
4) Vgl. Pan, Bd. 3, S. 71.
5) Segen der Erde, Bd. 8, S. 145.
6) a. a. O., S. 1.
7) August Weltumsegler, Bd. 15, S. 9.

wird. Es sind dabei zunächst eine Reihe von Schichten zu durchdringen, ehe sich dieses soziologische Geheimnis dem Schriftsteller entreissen lässt.

Man trifft bei Hamsun auf einen Typus, dem offensichtlich neben dem Bauern seine besonderen Sympathien gelten : dem Menschen, der sich keine sozialen Fesseln anlegen lassen will, dem Landstreicher und Vagabunden, dem nicht nur jede Stadt und jedes Dorf zu viel Einschränkung bedeutet, dem Typus also, der in den Romanen „Landstreicher" und „August Weltumsegler" liebevollste Ausgestaltung gefunden hat. Man pflegt darauf aufmerksam zu machen, dass es zum Bedeutenden und Rätselhaften von Hamsuns Wesen gehöre, wie seine Sympathie solchen zwiespältigen Naturen wie dem Bauern und dem Vagabunden zugewandt sei. In dem Herausstellen dieser verschiedenen Typen liegt aber eine Koinzidenz : Hamsun liest beide Male einzelne Individuen als einzig berechtigte Repräsentanten der Menschheit aus. Wie in der Vorgeschichte des bodenständigen Faschismus eine eitle individualistische Schicht von meist gar nicht bodenständigen Literaten, die es mit dem Heroismus haben, eine Rolle spielt, so ist auch bei der Vorwegnahme dieser politischen Wirklichkeit in Hamsuns Werken der Landstreicher zugleich ein zeitlicher oder ein sinngemässer Vorläufer für den brutalen Mannestyp, der über die dürren Zweige im Walde weint und der Frau seine Fäuste zeigt. Im Liebäugeln mit dem anarchistischen Charakter des Landstreichers steckt auch ein koketter und spiritualisierter Ausdruck der Anbetung heroischer Kraft. Man findet dafür aus allen Perioden Hamsuns hinreichende Dokumente, so in einem der späten Romane, wo sich August, der Vagabund, danach sehnt, „einem Mann, der einem die Brieftasche stehlen wollte, das Messer aus der Hand zu schiessen," was doch im grauen Alltag ein „Wunder für die Menschen dieser Zeit" bedeutet hätte[1]), so ferner aus den Schriften kurz vor dem Krieg, wo er etwa die gleiche romantische Spielerei mit dem Mangel an dämonischen Verbrechen treibt[2]) oder wo der Begriff der bürgerlichen Tüchtigkeit als wahrhaft armselig verspottet wird — „nie schlägt der Blitz ein"[3]) —, so aber bereits auch in den Anfängen, wo er gleich nach „gigantischen Halbgöttern" schreit und eine politische Praxis unbewusst ausplaudert, zu der diese ganze heroische Ideologie Vorstufe und Vorbereitung

---

[1]) Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 374.

[2]) Vgl. „Und stehlt einen Sack Geld und Silberzeug am Handelsort und versteckt den Sack in den Bergen, dass an den Herbstabenden eine blaue Flamme über der Stelle schweben kann. Aber kommt mir nicht mit drei Paar Fäustlingen und einer Speckseite." (Die letzte Freude, Bd. 5, S. 298.)

[3]) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 330.

ist : „Der grosse Terrorist ist am grössten, seine Dimension ist die unerhörte Hebelkraft, die Weltkörper zu heben vermag.“[1]) Die sehnsüchtige Verhimmelung der sogenannten unbürgerlichen Typen der dämonischen Verbrecher oder Terroristen oder Vagabunden scheint besonders weit von der passiven Hingabe an Natur und Scholle entfernt zu sein. Gewöhnlich bildet indessen den Grund ihrer Seele ein Masochismus, der mit solcher Passivität nicht so wenig zu tun hat.

Durch die Verklärung von Randfiguren der bürgerlichen Ordnung ist diese Literatur sehr wohl geeignet, ihre Rolle in der Vorgeschichte der autoritären Herrschaft zu spielen. Denn auf die Herrschaft ist es bei der Verklärung der besonderen und ausgezeichneten Individuen in der Tat abgesehen. Darum fällt ein romantischer Blick zunächst auf die feudalistische Vergangenheit, denn : „Ein grosser Mann — wer ist heutzutage gross ?“[2]) „In den alten Tagen war der grosse Unterschied da, Schloss und Wüste waren da, jetzt ist alles gleich ; in den alten Tagen war es das Schicksal, jetzt ist es der Tagelohn.“[3]) Im Gegensatz zur kränklichen Schwäche einer bürgerlichen Welt, der Beamte und Intellektuelle ihren Stempel aufdrücken, herrscht wirkliche Grösse noch, wo ein Adel der Geburt auch einen adligen Menschentypus erzeugte : „Und nun die Aristokraten ! Ihre Stärke war, dass sie Grundeigentum und eine Heimat hatten, dass sie über eine grössere oder eine kleinere Welt Herr waren. Sie fuhren mit ihren Pferden zu ihren Toren hinaus und auf ihren eigenen Wegen und Feldern dahin ; eine Menge Menschen lebten von ihrem Grundbesitz. Sie gründeten nicht nur ein Geschlecht, sie pflanzten es auch fest in den Boden ein. Als die Aristokratie ausgerottet wurde, massten sich die Beamten deren Platz an.“[4]) Vor der Alternative eines geschichtlichen Werturteils über die Rolle von Geist und Gewalt gibt es für Hamsun so wenig ein Zögern wie für die Machthaber solcher Gewalt selber : „Literatur ? Als Rom über die Welt herrschte, war es in der Literatur doch nur Griechenlands stammelnder Lehrling. Aber Rom herrschte über die Welt.“[5])

Und glücklicherweise für Hamsun ist auch die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit noch nicht gänzlich jedes herrischen Typus bar. Ihm vermag weder einer nahe zu kommen, der es mit den unheldischen Mitteln bürgerlicher Betriebsamkeit zu Wohl-

---

[1]) Mysterien, Bd. 1, S. 236.
[2]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 4.
[3]) a. a. O., S. 45.
[4]) a. a. O., S. 168.
[5]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 301.

stand gebracht hat, noch sind seine menschlichen Qualitäten durch — im bürgerlichen Sinne — moralische Mängel wirklich bedroht: „Obschon es freilich Hartvigsen war und nicht Mack, der das meiste Geld in dem grossen Handel und Wandel an diesem Ort stecken hatte, war es doch Mack, der die grosse Achtung und den Respekt besass. Ich erfuhr, dass Mack in vieler Beziehung in sehr schlechtem Ruf stand; da er aber der geborene Herr war, konnte er allen vorlauten Einmischungen die Türe weisen. Alle wussten, dass er ein fürchterliches Genie mit den Mädchen war und ein grosser Draufgänger, das war seine Natur."[1] Das Stichwort Natur fällt hier ganz mit Recht. Es ist die vergeschichtlichte Gewalt und Herrschaft der Natur, die hier wie in ihrer unmittelbaren Form zum Gegenstand der Verehrung für Schichten wird, die innerlich mit ihrer gesellschaftlichen Ohnmacht fertig werden, indem sie diese im Sinne einer anthropologischen Qualität akzeptieren. Es führt eine gerade Linie von Hamsuns Konzept des Herrn, der einen „Schlag durch die Luft mit der Reitpeitsche" zur rechten Zeit zu führen weiss[2]), zu einer Gesinnung, in der ein repräsentativer Schriftsteller, „Träger des nationalen Buchpreises 1935/36" (Gerhard Schumann), ein Buch mit dem Titel publiziert: „Wir dürfen dienen."

Am Ende dieses vielverschlungenen und teilweise verspielten Lobs des Heroischen kommt dann schliesslich auch noch sein Zusammenhang mit der ökonomischen Macht zum Vorschein. Plötzlich, inmitten eines Hymnus an das unmittelbar naturhafte Leben — „ich werde niemals mit dem Gras und mit dem Kies fertig" — kommt zunächst ein hämischer Ausfall gegen die „Söhne der Kopisten", das „Beamtenheim", den „Garten der Alltäglichkeit", wo es „nach Alter, nach Dienstzeit, nach Schulkenntnissen" geht und dann die schlichte Feststellung: „Um von Kultur leben zu können, muss man, als erste Voraussetzung, in altem Reichtum und Luxus geboren sein, es führt zu gar nichts, von unten her, aus Armut und Enge heraus in ein Beamtenheim hineinzukommen. Dieser alte Familienreichtum und Luxus kann in einem den Charakter absetzen, der erst den Menschen zu einer Persönlichkeit macht."[3]) Aus all den einzelnen Zügen, die am Bauern und am Bohemien, am Jüngling und am Terroristen, am männlichen Mann und am Aristokraten, die Anerkennung ihrer besonderen naturhaften Qualitäten abnötigen, welche bei den Massen nicht zu finden sind, aber die sie gläubig zu verehren haben, wird schliesslich alles

---

[1]) Rosa, Bd. 4, S. 262.
[2]) Vgl. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 10/11; vgl. auch a. a. O., S. 176.
[3]) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 331/332.

zusammengerafft, um einmal ein abgeschlossenes echtes Bild heroischen Lebens aufblitzen zu lassen : bei den ökonomisch herrschenden Minoritäten : „Aber aus diesen zwei Eigenschaften, dem Willen und dem Hochmut, kann, wenn Geld da ist, wohl ein Oberklassengeschlecht hervorgehen... Das Geld. Aber es dürfen keine Groschen sein; Reichtum muss es sein. Groschen sind dazu da, das Geschlecht zu verweichlichen, es vor nassen Füssen zu schützen, Groschen, mit denen wird wertlose Eitelkeit herangezogen. Nein, Reichtum gehört her.“[1])

Der innere Zusammenhang von Herrentum, Rücksichtslosigkeit, Brutalität in der Praxis und der Verhimmelung des Zartesten und Unschuldigsten in Idealvorstellungen ist als eine wesentliche Eigentümlichkeit der bürgerlichen Geschichte an anderer Stelle dieser Zeitschrift bereits theoretisch begründet worden.[2]) Dabei übt eine allgemeine Vorstellung von Reinheit eine wichtige Funktion, die sich etwa ideologisch in verehrungswürdige Unberührtheit der Kindlein und Jugendlichen überhaupt und politisch in sogenannte Säuberungsaktionen aufspaltet. Auch hier zeigt sich Hamsun wieder als Vorbereiter und zugleich als Modell für das Schema, in dem gegenwärtig die Zartheit hinter der Brutalität in der Politik einherläuft. Die Notwendigkeit für die Mehrheit der Menschen, wesentliche Ansprüche und Bedürfnisse zu verinnerlichen, wird heute in einer Reihe von Staaten auf kollektive und propagandistische Weise durch die Dekretierung der nationalen und völkischen Seele vorgenommen, die dann jeder für sich privat introjizieren kann. — Auch bei Hamsun ist mit dem Totschlag des Intellekts und der Verklärung herrischer Gewalt die Seele auf den Thron gehoben. „Ach, es geht in der menschlichen Seele vieles vor sich!“[3]) heisst es vielversprechend schon in seinem zweiten Roman, und genau so ist es ihm noch mehr als dreissig Jahre später zu Mute, wenn schon das ganze Register der zeitgemässen Ideologie aufgezogen ist: „Aber nun das, was im Menschen wohnt, wie steht es damit, mit der Seele, der Natur selber? Unser Eingeborenes ist nicht reich im Verhältnis zu dem, was wir aus den Büchern gelernt haben, sondern gerade im Verhältnis zu dem, was wir an Büchergelehrsamkeit entbehren können. Unser Innewohnendes ist ja der Mensch selbst und ist ein Selbst.“[4]) Dass es hier um gesellschaftlich relevante Sachverhalte sich dreht,

---

[1]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 46/47.

[2]) Vgl. Max Horkheimer, Egoismus und Freiheitsbewegung. In : diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), vor allem S. 227 f.

[3]) Mysterien, Bd. 1, S. 334.

[4]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 275.

wird deutlich, wenn eine der Hamsunschen Lieblingsfiguren über die grosse Masse herzieht, bei der alles nur als „Ausdruck ... für irdische Habgier" zu deuten sei und die nicht wisse, dass das „Gemütsleben" das entscheidende sei, das innere Wohl : „Die grosse Menge tut nichts für das innere Wohl der andern, sie hat kein ethisches Gemeinschaftsgefühl in sich geschaffen."[1]) „Wie wär's, wenn wir etwas mehr an uns selbst anstatt für uns selbst arbeiteten ? ... wir kommen im Leben höher hinauf."[2]) So wird mit einer geradezu zynischen Naivität Seelenkult, Pflege seelischer Bedürfnisse als legitime Befriedigung materieller Bedürftigkeit proklamiert. Hamsun wird sogar — und wahrscheinlich setzen sich hier seine unbewussten Assoziationen und Sprachmittel gegen seine eigenen Intentionen durch — dazu gedrängt, selbst bei den Kreisen der von ihm verklärten Bauern die Pflege seelischer Herrlichkeit und Heimlichkeit als einen gesellschaftlich brauchbaren Ersatz für die „Herrlichkeiten, auf die er (der Ödlandbauer) verzichten musste", einzugestehen : „Was, das Leben des Ödlandbewohners öde und traurig ? Hoho, nichts dergleichen ! Er hatte seine höhern Mächte, seine Träume, sein Liebesleben, seinen reichen Aberglauben."[3])

An einer bestimmten Stelle treffen sich die idealisierten Momente von Innerlichkeit und Natur : bei der Konzeption der Rolle der Frau. Bei Hamsun ist die Frau dann erst bei ihrer eigentlichen Bestimmung und ihrem eigentlichen Glück angelangt, wenn sie die Innerlichkeit des Heims und die Naturhaftigkeit des rechten Lebens in ihrer Funktion als Hausfrau und Mutter vereinigt. Er hat ganz bewusst Ibsens Frauen verhöhnt und sich nicht gescheut, ihn gerade wegen der Schilderung derjenigen Gestalt herabzusetzen, die als Frau und Mutter am qualvollsten die Unangemessenheit der bestehenden Lebensbedingungen erfährt : „Ich entsinne mich eines Weisen, er schrieb über das Weib. In dreissig Bänden schrieb er homogene Theaterpoesie über das Weib, ich zählte die Bände einmal in einem grossen Schrank. Schliesslich schrieb er von einer Frau, die ihre eigenen Kinder verliess, um — das Wunderbare zu suchen ! Aber was waren dann die Kinder ? Ach, es war so komisch, und ein Wanderer lacht über das, was so komisch ist."[4]) Die Tendenzen, welche in der Gegenwart mit der Pflicht der Frau zum reichen Kindersegen ihre eigentliche Stellung in Gesellschaft und Familie auf biologische Funktionen reduzieren, sind deutlich

---

1) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 147/148.
2) a. a. O., S. 250.
3) Segen der Erde, Bd. 8, S. 333.
4) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 282/283.

bei Hamsun angelegt und fügen einen weiteren Zug zu seinem idealen Gegenbild zur liberalistischen Gesellschaft, das heute Wirklichkeit geworden ist: „Ein echtes Mädchen sollte sich verheiraten, sollte die Frau eines Mannes werden, sollte Mutter werden, sollte sich selbst zum Segen werden."[1]) Dieses Thema, dass die Frau ihre eigentliche Weihe als Mutter erfährt, wird von ihm nie verlassen. Über den tragischen Untergang einer Frau, die einer unbefriedigenden Ehe zu entrinnen sucht, vermag er schliesslich zu sagen: „Sie hatte keine Aufgabe zu erfüllen, sondern hatte drei Mädchen auf ihrem Hof; sie hatte keine Kinder, sondern einen Flügel. Sie hatte keine Kinder."[2]) Eine andere Frau — ein rechter Ausbund niedriger Gesinnung und armseliger Handlungen — erhält dagegen nach ihrem Tode einen schöneren Grabstein: „Sie war vielfache Mutter und verstand das Leben einzuschätzen, das war grossen Lohnes wert."[3]) Und gar die ideale Bäuerin, hässlich zwar von Aussehen und auch nicht eben durchwegs moralisch, die Gattin des idealen Bauern aus „Segen der Erde", die ein sinnvolles Dasein sich doch schliesslich als tüchtige Hausfrau und Mutter schafft, diese „gute Natur, ... tüchtige Natur"[4]), sie ist eine „Markgräfin ... im Haus, sie kocht das Abendessen; hoch und stattlich schreitet sie durch ihr Haus, eine Vestalin, die das Feuer in einem Kochherd unterhält. Nun, Inger ist auf das weite Meer hinausgesegelt, sie ist in der Stadt gewesen, jetzt ist sie wieder daheim."[5]) Zur biologischen Auffassung der Frau stimmt es auch, dass „die grösste Sache", in der Hamsun je beteiligt war[6]), sein Kampf gegen die milde Behandlung von Kindesmörderinnen darstellte.

Von dieser Vergötzung der naturhaften Funktionen gibt es nur noch hämische Blicke auf Reform, Emanzipation, Geistigkeit, welche Frauen ersehnen mögen[7]), nur noch den Hohn — in welchem freilich ein kleinbürgerliches Ressentiment recht deutlich hörbar ist — auf die „moderne Frau": „Ihr Damen tut, als blicktet ihr tief herab auf das Hauswesen; ihr heuchelt Gleichgültigkeit gegen die geringe Achtung, die ihr geniesset; ihr seid gar keine oder sehr schlechte Mütter, gar keine oder äusserst mangelhafte

---

1) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 344.
2) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 278.
3) Segen der Erde, Bd. 8, S. 214.
4) a. a. O., S. 363.
5) a. a. O., S. 387.
6) Barnemord (Kindesmord). In: Morgenbladet vom 6. März 1916. Zitiert nach Walter A. Berendsohn, Knut Hamsun. München 1929, S. 104.
7) Vgl. Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 116, S. 118 und Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 344.

Erzieherinnen — mit jedem Tag sinkt ihr tiefer hinein in die Scham über eure Unfähigkeit. Das ist die Wahrheit."[1])

Wenn aus unmittelbarer Naturerfahrung und Bauerntum, aus Heroen- und Innerlichkeitskult, aus Seelen- und Mutterdienst solchermassen das Gegenbild sich formt, das die neue Ideologie dem Bestehenden entgegenhält, — freilich nur scheinhaft und in Wirklichkeit ihm dienstbar, wie an jeder Stelle deutlich wurde, — so bleibt doch die Frage offen, wo und wie denn nun eigentlich das Individuum die ihm gemässe, die von ihm erstrebte Beglückung und Lust findet. Es ist der Sinn und die gesellschaftliche Funktion dieser Ideologie, dass innerhalb ihrer jene Frage gar nicht ernsthaft aufgeworfen werden darf. Sie findet immerhin eine einzelne stumme und dumpfe Beantwortung, die im wahrsten Sinne zur naturalen Sphäre gehört, auf die alle grundlegenden ideologischen Momente hier bezogen sind. Wirkliche Liebeslust gibt es überhaupt nicht; wo Menschen bei Hamsun im Zeichen einer Passion zu stehen scheinen, verwandelt sich diese sofort in Gequältheit, in die Unfähigkeit, sich irgendeinen adäquaten Ausdruck zu verschaffen: das gilt sowohl von der pathologischen, ja läppischen Schwärmerei des Helden in „Hunger" wie von der buchstäblich bis zum Tode sprachlosen und unausgesprochenen Beziehung der Menschen in „Viktoria" wie von dem wiederum ausgesprochenen Hass der Partner in „Pan", der doch eigentlich Liebe meint. Die Beispiele liessen sich häufen.

In die Liebe gehen bei Hamsun sadomasochistische Züge ein. Die Liebe reicht bis über den Tod hinaus, aber so: „Liebt sie denn einen toten Mann bis zum Hass und zur Grausamkeit, und will sie immer noch versuchen, ihm wehe zu tun? Oder lebt Glan, und will sie mit ihrer Quälerei fortfahren?"[2]) Ein Liebender gefällt sich darin, der Geliebten die fürchterlichsten und grausamsten Geschichten zu erzählen[3]); ein anderer, der übrigens so wenig wie der blutrünstige Erzähler echte Befriedigung findet, sendet der Geliebten, von der er sich entfremdet, ohne sich ihr wirklich genähert zu haben, zum Abschied die Leiche seines Hundes, den er zu diesem Zwecke vorher erschiesst.[4]) Aber der Sadismus ist naturgemäss wesentlich geringer als der Masochismus entwickelt. Dieser gehört ja zu der ganzen passivistischen Lebensstimmung, die nur allzu froh ist, wo sie sich der Stärke, der Macht, der Autorität unterwerfen darf. Der Umschlag vom Sadismus in den Maso-

[1]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 301.
[2]) Rosa, Bd. 4, S. 251/252.
[3]) Vgl. Mysterien, Bd. 1, S. 302.
[4]) Vgl. Pan, Bd. 3, S. 104.

chismus wird manchmal unmittelbar vorgeführt: „Eva antwortete: Es war hässlich von ihr, über dich zu lachen. — Nein, es war nicht hässlich von ihr! schreie ich... es war richtig von ihr, über mich zu lachen. Schweig, zum Satan, und lass mich in Frieden, hörst du! Und Eva lässt mich verschüchtert in Frieden. Ich sehe sie an und bereue in der gleichen Minute meine harten Worte, ich falle vor ihr nieder und ringe meine Hände. Geh heim, Eva. Du bist es, die ich am meisten liebe... Es war nur ein Scherz, du bist es, die ich liebe."[1]) Im ersten und im zuletzt erschienenen Roman Hamsuns fordert der Liebende geradezu eine tüchtige masochistische Ration, die ihm seine Partnerin liefern soll: „Du quälst mich zu sehr mit deiner Nachsicht; warum duldest du, dass ich mehr als ein Auge habe? Du solltest das andere nehmen, ja, alle beide; du solltest es nicht zugeben, dass ich friedlich auf der Strasse gehen darf und ein Dach über dem Kopf habe."[2]) —„ Tu mir auch etwas Böses an, hörst du! Sonst glaubst du nur, ich bin von jemand verdorben worden, aber das bin ich nicht, ich bin glücklich daheim, und es geht mir gut."[3])

Echte individuelle Befriedigung scheint es nur in der Sphäre der Sexualität zu geben. Aber nicht dass diese sinnliches Glück bedeutete, das in einem bestimmten Zusammenhang mit der Entfaltung der Individualität stände; vielmehr herrscht hier eher Abscheu und Hämischkeit, häufig verbunden mit besonderer Verachtung der Frau: „Komm und zeig mir, wo Multebeeren wachsen, sagte Gustaf. Wer hätte da widerstehen können! Sie lief in ihre Kammer und war einige Minuten lang ernst und fromm; aber er stand draussen und wartete, die Welt war ihr dicht auf den Fersen; sie ordnete ihre Haare, beschaute sich im Spiegel und ging dann wieder hinaus. Was weiter, wer hätte das auch nicht getan! Die Frauen können den einen Mann nicht von dem andern unterscheiden, nicht immer, nicht oft."[4]) Mit diesem recht widerwilligen Hymnus auf die Brunst kehrt Hamsun schliesslich zum Ausgangspunkt der unmittelbaren Naturhaftigkeit zurück, und er kleidet denn auch die Rolle der wahllos genossenen Sexualität in Naturmythen, vor allem in den Mythos von Iselin: „Iselin, ich sah, dass du es tatest, sagt er wieder. Ich sah es. Da klingt ihr hohes und frohes Lachen durch den Wald, und sie geht mit ihm fort, jubelnd und sündig vom Kopf bis zur Zehe. Und wo geht

---

1) Pan, Bd. 3, S. 82.
2) Mysterien, Bd. 1, S. 452.
3) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 282.
4) Segen der Erde, Bd. 8, S. 277 f.

sie hin? Zum nächsten Gesellen, einem Jäger im Walde."[1]) Auch noch in dieser Konzession von Glück und Befriedigung, die freilich durch die Interessenlosigkeit am Partner nur eine andere Form der monadologischen Existenzweise in der bürgerlichen Gesellschaft darstellt, herrscht völlige Passivität, sozusagen ein Gesetz des Dienstes, den der Mensch ausführt: „Dort geht sie, ein Mensch auf der Erde, auch sie, ein Wanderer, ein kleines Mädchen, Herrgott, ein verirrtes Leben, ein Samenkorn. Sie geht, gar nicht niedergedrückt, schön mitten im Pfad, um nicht danebenzutreten und Schnee in die Stiefel zu bekommen. Es ist übrigens gleich schönes Wetter wie gestern und Sonnenschein, das Zeitungspaket trägt sie unter dem Arm, sie weiss, was sie in der Hütte erwartet, und da geht sie. Einige nennen das den freien Willen."[2]) — „... er wirft alle Bedenken beiseite und wird sehr zutraulich, liest Heuhalme von ihrer Brust, streicht Heuhalme von ihren Knien, streicht, streichelt, schlägt die Arme um sie. Einige nennen das den freien Willen."[3]) Wo die Menschen von der Liebe bestimmt sind, werden sie von Hamsun an ihre blosse Naturhaftigkeit in hämischer Weise erinnert.

III

Das in seinen Einzelheiten vage Ideal eines naturalen Heroismus wird aufgerichtet gegen „eine Welt, wo ein jeder einen jeden hinters Licht führt."[4]) So verborgen der innere Zusammenhang der zu jenem Ideal sich zusammenfügenden Elemente und seine für den Monopolkapitalismus brauchbare ideologische Funktion sind, so manifest ist Hamsuns Vorstellung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die er kritisiert. Industrie[5]) und Beamtentum[6]), Naturwissenschaften[7]) und Lehrerschaft[8]), naturalistische Schrift-

---

[1]) Pan, Bd. 3, S. 19.
[2]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 194.
[3]) a. a. O., S. 112.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 135.
[5]) Vgl. z. B. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 22/23; Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 194/195; August Weltumsegler, Bd. 15, S. 303/304.
[6]) Vgl. z. B. Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 330 ff., S. 456; Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 168/169, S. 317/318; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 229/230; August Weltumsegler, Bd. 15, S. 205; Nach Jahr und Tag, Bd. 16, S. 152.
[7]) Vgl. zunächst die Verhöhnung des Positivismus als eines Menschentyps: „Ich bin eine Tatsache" (Mysterien, Bd. 1, S. 339); ferner: Die letzte Freude, Bd. 5, S. 329; Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 121.
[8]) Vgl. z. B. a. a. O.; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 88/89, S. 118.

steller und liberal regierte Länder[1]), das Kaffeehaus[2]) und die Aktiengesellschaft[3]), Grosstadt und Intellektuelle, die Proletarier und die Idee von sozialer Reform oder gar Revolution, — das sind die wesentlichen Sachverhalte, aus denen sich für Hamsun die moderne Welt und damit zugleich das, was sie hassenswert macht, zusammensetzt. Es ist das Inventar also, wenn gewiss auch kein vollständiges, einer kapitalistisch-liberalistischen Gesellschaft, welches aufgenommen und verurteilt wird. Und in der Tat sind damit entscheidende Stellen angerührt, an denen etwa seit der Jahrhundertwende für die bürgerlichen Massen die Gesellschaft als problematisch zu erscheinen beginnt : von dem Zusammenhang zwischen der Entwicklung der monopolistischen Wirtschaft und der Enttäuschung über die Aussichtslosigkeit eines allgemeinen Aufstiegs, die zu einer Verurteilung von Wissenschaft und Intellekt, den früheren Garanten dieses Aufstiegs, führt, war schon in den einleitenden Bemerkungen die Rede.

Die Art und Weise, wie bei Hamsun die bürgerliche Gesellschaft in Einzelheiten kritisiert wird, macht nun durchsichtig, welchen Klasseninterressen der Anti-Intellektualismus dient. Er ist eindeutig gegen die proletarischen Massen gerichtet und greift eindeutig die ökonomisch führenden Gruppen nicht an. Hamsuns Verhältnis zu den Mittelschichten bleibt in einer gewissen Weise zweideutig : indem die gesamten Intellektuellen- und Beamtenschichten[4]) verspottet werden, ja alle modernen Bildungsinstitutionen überhaupt, scheint er zunächst das kleine und mittlere

---

[1]) Vgl. Hamsuns Hass auf die Schweiz (z. B. Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 180 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 336, 337 ; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 116), seine verächtlichen Bemerkungen gegen England (z. B. Mysterien, Bd. 1, S. 271 /272 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 328, S. 402), seine Ablehnung des „Typus des Menschen unserer Zeit“, der aufrichtig an das glaubt, „was der Jude und der Yankee ihn gelehrt“ (Segen der Erde, Bd. 8, S. 380 /381). Dazu gehört, dass er Frankreich überhaupt verschweigt und den Engländern ankündigt, dass sie „das gesunde Schicksal aus Deutschland eines Tages zu Tode züchtigen wird“ (Die letzte Freude, Bd. 5, S. 328). Vgl. auch sein Lob Schwedens, das sich nicht nach der Schweiz, sondern nach Deutschland orientiere (a. a. O., S. 337).

[2]) Vgl. z. B. Neue Erde, Bd. 2, S. 194 ; Die letzte Freude, Bd. 5, S. 291.

[3]) Vgl. z. B. Mysterien, Bd. 1, S. 249 ; Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 18.

[4]) „Sie sollen das Ausführbare und durchaus Gewöhnliche, das sie ererbt haben und für das sie ihr kleines Jahreseinkommen erhalten, fortführen.“ (Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 169.) Solcher bissiger Bemerkungen gibt es gegen die Beamten viele, und man ist versucht, wenigstens anmerkungsweise zu fragen, ob hier nicht ein Antagonismus innerhalb der kleinbürgerlichen Schichten sichtbar wird. Angesichts der wachsenden Unsicherheit der kleinen und mittleren kaufmännischen Existenzen und Angehörigen der freien Berufe ist die relative Sekurität der Beamten ein Gegenstand des Neids, ist geradezu etwas Ungehöriges. Während der Periode des materiellen Aufstiegs breiter bürgerlicher Schichten ist der Beamte häufig aus umgekehrten Motiven verspottet worden, da er zwar ein sicheres, aber ein geringes Einkommen habe. Jetzt wird der Spott zum Ressentiment.

Bürgertum weitgehend verärgern zu müssen, verleiht aber in Wirklichkeit der gesellschaftlichen Verärgerung eben dieser Gruppen einen adäquaten Ausdruck, da er die ihren eigenen ideologischen Wünschen entsprechende naturhafte heroische Lebensform und Lebensverehrung als Lustprämie mitgibt. Die Tragweite dieser Kritik der bürgerlichen Gesellschaft liegt in dem gleichen Mechanismus begründet, der auch bei Aufrichtung des Gegenbildes zu studieren war : indem der Schriftsteller und seine klein- und mittelbürgerliche Leserschaft sich abgestossen von charakteristischen Institutionen des bürgerlichen Lebens abwenden, die man als ungenügend, ja als Fesseln der Entfaltung des Individuums erlebt, werden sie nur enger an das Bestehende gekettet. Denn jene Kritik besteht bloss aus der Nennung von Symptomen und einzelnen Fakten; was gänzlich fehlt, ist eine theoretische Ansicht über die gesellschaftlichen Tendenzen.

In Hamsuns Werk erscheint das Proletariat als eine feindselige Welt. Die bürgerliche Verachtung der Arbeiterschaft und der proletarischen Bewegung durchzieht seine Romane. Als er das erste Mal darauf zu sprechen kommt, geschieht es bereits in romantischer Verhüllung : „Ausserdem mischte ich mich nicht gerne unter Flösser und Proletariat ; ich war lieber bei den Bauern und Holzarbeitern.“[1]) Wenn man sich des Ressentiments erinnert, mit dem das mitteleuropäische Kleinbürgertum während seiner Verelendung in der Nachkriegszeit die gewerkschaftliche und politische Organisation der Proletarier bedacht hat, dann versteht man sozialpsychologisch die beifällige Aufnahme der Schilderungen des Proletariats bei Hamsun, wie sehr auch immer diese ursprünglich mit speziellen norwegischen Verhältnissen zusammenhängen mag : „Solche Herren aus dem Proletariat sind grosse Leute ; sie sehen auf die Feldarbeiter herab und dulden sie nicht in ihrer Nähe... Auch bei den Mädchen sind sie willkommener als die andern. Ebenso ist es mit den Wegarbeitern, den Eisenbahnarbeitern und mit allen Fabrikleuten.“[2]) In seinem jüngsten Roman dieselbe Verachtung : „Als Alex Essen und Verpflegung und Heuer bekam und Kleider auf den Leib, hob er sich aus seinem unehrenhaften Dasein heraus und wurde ein ganzer Mann, eingeschrieben bei der Gewerkschaft, und hatte sich richtig schön herausgemacht.“[3]) Gelegentlich wird auch unmittelbar die Bodenständigkeit mit der armseligen, durch die Armseligkeit des Prole-

---

1) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 163.
2) a. a. O., S. 188.
3) Der Ring schliesst sich, Bd. 17, S. 212.

tariers besonders charakterisierten städtischen Welt konfrontiert : „Die andern, der Arbeiter, die Kaufleute, die Taglöhner, die gehen herum, zeigen einander die Zähne und prügeln sich. So ist das Leben. Sie prügeln sich eigentlich um den alten Gutsbesitzer, sie prügeln sich um den, der etwas hat, um das, was er hat."[1])

Die Bedeutung der Verinnerlichung von Lebensansprüchen ist auch hier aufzufinden. Das Proletariat erscheint als ein schauderhaftes Schulbeispiel dafür, wie verächtlich das Streben nach der Vermehrung materieller Güter ist. In den verschiedenartigsten Wendungen geht es gegen „die starke begehrliche Esslust des Proletariats"[2]), gegen „das Geschrei der Masse", die leider durch „die Lese- und Schreibmechanik" von der oberen Klasse gelernt hat, wie schön es ist, „von der Arbeit anderer zu leben."[3]) Am schlimmsten aber sind die umstürzlerischen Tendenzen, welche mit dieser „irdischen Habgier" verbunden sind : „Die grosse Menge... will schreien und umstürzen, und wenn es zum Klappen kommt, sind ihre eigenen Führer sogar ausser Stand, sie zu zügeln. Das Ganze stürzt ein, lasst es einstürzen !"[4]) Nun wird das Ressentiment ganz deutlich, das nicht einmal erwägen darf, ob die sozialistischen Parolen etwa wirklich mit humanen Interessen zusammenhängen.

Die Freundlichkeit gegen die kapitalistische Oberschicht ist so stark wie die Feindschaft gegen die Arbeiter. Doch wird jene in anderer Art erwiesen : durch Schweigen. Es gehört zur weiter oben geschilderten Vergaffung in den Heroismus des Reichtums, dass aus der Welt der Industrie zwar einzelne Branchen verhöhnt werden — so die Fabrikation von Konserven, Zahngebissen, Konfektionsschuhen[5]), auch von Heringsmehl[6]) —, niemals aber die grossen Industrieherren selbst, sie kommen einfach gar nicht vor. Und ist einmal von einer Aktiengesellschaft die Rede, so nur in der problematischen Form jenes Sanatoriums aus dem „Letzten Kapitel."[7]) Wie sehr auch immer „die" Industrie gegenüber der „schaffenden" Tätigkeit des Bauern herabgesetzt werden mag, so erscheint sie doch als mit einem gesellschaftlichen Fetischcharakter behaftet, und die Eigentümer, ihre Interessen und deren Durchführung stehen nie zur Diskussion und stellen sich

---

1) Kinder ihrer Zeit, Bd. 6, S. 328/329.
2) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 341.
3) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 144/145.
4) a. a. O., S. 148 ; vgl. ferner : Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 16, S. 4.
5) Vgl. Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 22/23.
6) Vgl. August Weltumsegler, Bd. 15, S. 311, 312.
7) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 18.

also nie als Ziel eines Angriffs. Die Servilität gegenüber ökonomischen und politischen Mächten ist ein Wesenszug des Hamsunschen Charakters, der sich in seinen Werken ausdrückt.

Die Verführung zur Servilität gegenüber den bestehenden Herrschaftsverhältnissen, die sich aus den Ursprüngen einer in ihrem Ansatz legitimen Kritik herausentwickelt, kennzeichnet nicht zuletzt auch das Verhältnis zum Intellekt und zum Geist. Es bedarf hier nicht einer ausführlichen Zusammenstellung der Belege über die dauernde Verärgerung durch die Wissenschaft und ihren Betrieb, die, statt dem Menschen das Leben verständlich zu machen, es ihm nur als ein Sammelsurium von Daten oder als eine leere Mechanik vorspiegelten. Der Naturwissenschaftler ebenso wie der Historiker[1]), der Lehrer ebenso wie der Journalist finden unterschiedslos keine Gnade. Entscheidend aber ist, dass der Anti-Intellektualismus, der sich seinen bewussten Intentionen nach zunächst nur gegen den positivistischen und mechanischen Wissensbetrieb richtet, der die Menschen mit leeren Versprechungen und zugleich nutzlosem Kram angefüllt habe, auch die grossen vorwärtstreibenden geistigen Bewegungen herabsetzt, vor allem die naturalistische Literatur. Die kulturell verarmenden, ja masochistischen Tendenzen der breiten bürgerlichen Schichten, auf die gleich unten noch zurückzukommen ist, treten klar hervor, wo Hamsun in verspielter Manier, ohne sich ganz verantwortlich dazu zu stellen, sicherlich jedoch, ohne solche Äusserungen zu diskreditieren, seinen Helden einen Autor wie Maupassant unbedeutend und seelenlos[2]), Tolstoi „einen philosophischen Narren" voll von unverschämtem Gefasel[3]), und Ibsen „ein kleines schreibendes Kuriosum"[4]) benennen lässt, der seinem Lande zur Schande gereiche, das es bisher erst fertig gebracht habe, „Friedensverhandlungen, Skiläufergeist und Ibsen" hervorzubringen.[5]) Die Brutalität einer heute zeitgemässen Gesinnung hat Hamsun schon 1892 formuliert, wenn sein Hohn mit einem der edelsten Worte Ibsens zugleich dessen angebliche körperliche Mängel trifft : „Der grosse Dichter formt einen zusammengekniffenen Mund, strafft seine Vogelbrust zum äussersten auf und bringt folgende Worte hervor : Dichten — sich selber richten, mit unbefangener Stirn."[6])

---

1) Vgl. Die letzte Freude, Bd. 5, S. 362.
2) Vgl. Mysterien, Bd. 1, S. 380.
3) a. a. O., S. 367, S. 381.
4) a. a. O.
5) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 337.
6) Mysterien, Bd. 1, S. 234.

IV

Vom frühesten Roman Hamsuns bis zu seinen Spätwerken wird immer wieder die Frage nach dem Warum für das Einzelschicksal aufgeworfen.[1]) „Es steht nicht gut um die Menschen"[2]) heisst es in fast wörtlichem Anklang an einen Satz von Strindberg. So erhebt sich die Frage nach dem Sinn des Daseins zunächst als Ausdruck wirklicher Sorge um die Menschen, die unbefriedigt nach den Ursachen für ihr Unglück suchen und nach einem Mittel, um es zu heilen.

Aber aus der Zentrierung der Hamsunschen Gesellschaftskritik, aus seiner Verurteilung und Verhöhnung der auf wirkliche Veränderung ausgerichteten Gruppen und Ideen, erhellt schon, dass die Frage nach der Ursache des individuellen Leides keine richtige Antwort finden wird. Hier nun ist der Ort, wo die spätbürgerliche Lebensphilosophie ihre besondere Rolle spielt : die Antwort nämlich auf jenes Warum ist der Hinweis auf das Leben schlechthin, jetzt aber nicht mehr in dem optimistischen Sinne, dass das Leben Ausdruck der geschichtlich fortschreitenden Aktivität der Menschen sei, sondern in dem Sinne einer schlechthin vor und über allem individuellen Dasein hinzunehmenden Sphäre von Macht und Ewigkeit, zu der jeder gehört, der jeder gehört, ohne dass er im geringsten fähig ist oder berechtigt wäre, an ihr auch nur zu rühren. „Was gehört dem Leben ? Alles. Was aber gehört dir ?"[3]) Es bedarf gar nicht erst der Antwort, um dem Individuum seine vollendete Nichtigkeit vorzuführen. Von allen untergehenden Menschen — und alle Menschen gehen unter — gilt es : „Dem Leben kommt es auf sie nicht an."[4]) Und „das Leben ist eine Leihgabe... ich kenne niemand, dem es nicht ebenso schlecht

---

[1]) Der Hungernde fragt : „Hatte der Finger des Herrn auf mich gedeutet ? Aber warum gerade auf mich ? Warum nicht ebensogut auf einen Mann in Südamerika, wenn es schon so sein musste ?" (Hunger, Bd. 1, S. 23.) Der Redakteur findet nicht aus : „Warum konnte nicht alles gut gehen, und warum konnten die Menschen nicht glücklich im Leben sein ? (Redakteur Lynge, Bd. 2, S. 31.) Ein Liebender steht vor dem Rätsel : „die andere liebte er wie ein Sklave, wie ein Verrückter und wie ein Bettler. Warum ? Frag den Staub auf dem Weg und das Laub, das fällt, frag des Lebens rätselvollen Gott ; denn kein anderer weiss solches." (Pan, Bd. 3, S. 98.) Schliesslich heisst es fast mit den gleichen Worten wie im ersten Roman über das unselige Schicksal August Weltumseglers : „Vielleicht ruhte von draussen im Universum irgendein Blick auf ihm, eine Macht, die auf irgendeine Weise von seiner Arbeit im Dienste der verzweifelten Negation erfahren hatte." (August Weltumsegler, Bd. 15, S. 303.)

[2]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 183.

[3]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 279.

[4]) a. a. O., S. 258.

ergangen wäre wie mir."[1]) Es gibt keine Instanz, wo der Vorwurf geltend gemacht werden könnte, dass es das Leben selbst sein muss, „das mich in etwas Feindliches hinausgestossen hat", keine Instanz, welche die Frage zu beantworten hat : „Warum tat das Leben das ?"[2]) Hier gibt es nur ein einziges Recht, eben das des Lebens selber : „Und das Leben darf verschwenden."[3]) In den späteren Romanen namentlich hat Hamsun die einförmige Allgewalt des Lebens, die Passivität und Gehorsamkeit, welche diese Einstellung fordert, mit der stilistischen Hilfe der Wiederholung eindrucksvoll gemacht, mit der von dem steten unabänderlichen Gang der Zeit die Rede ist, die jedes Leben gleichmässig durchwaltet. „Die Tage gingen, die Zeit ging."[4]) Derartige Stellen finden sich unzählige.

Auch Hamsuns Lebensphilosophie zeigt in ihrer gesellschaftlichen Funktion die für ihn eigentümliche Zweideutigkeit. Einerseits gewährt sie den anti-intellektualistisch gesinnten bürgerlichen Gruppen den Trost, dass ihre in der Produktion erfahrene Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit aus dem grösseren, dem metaphysischen Zusammenhang von der Übermächtigkeit des Lebens überhaupt zu begreifen ist; das Individuum fühlt sich als mit der Realität ausgesöhnt, wenn es sich als erhabenes aber notwendiges Opfer eines Geschehens inne wird, dem es nicht bloss mechanisch, sondern sinnhaft unterworfen ist. Zugleich aber enthält der Trost, den die passivistische Lebensphilosophie für die Entbehrungen und Enttäuschungen zu bieten hat, eine Verführung, die andern Interessen als denen der Opfer entspricht. Jenes Zitat, das davon spricht, dass dem Leben alles gehört, beginnt : „Und so ist es : die blosse Gnade, dass man das Leben erhält, ist die reiche Vorausbezahlung für alle Erbärmlichkeiten des Lebens, für jede einzelne. Nein, man darf nicht glauben, dass man auf mehr Süssigkeiten Anspruch hat, als man erhält."[5]) Diese Metaphysik des Lebens ist so der puritanischen Predigt von der Genügsamkeit aufs engste verwandt. Sie ist ihr zeitgemässer Ausdruck. In dem Sermon vom Leben und seiner Allmacht ist freilich von irgendeiner Beziehung auf die Entfaltung und Steigerung der menschlichen Produktivität gar keine Spur mehr, vielmehr schlägt nun der Trost auf die Getrösteten wieder zurück : sie sollen das Leben, wie es nun einmal ist, das aber bedeutet, die bestehende

---

[1]) Die letzte Freude, Bd. 5, S. 317.
[2]) Rosa, Bd. 4, S. 281/282.
[3]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 278.
[4]) Landstreicher, Bd. 14, S. 403.
[5]) Gedämpftes Saitenspiel, Bd. 5, S. 279.

Ordnung, die Verhältnisse von Herrschaft und Dienst, von Befehl und Ausführung hinnehmen. Wenn in Hamsuns Gesellschaftskritik von den herrschenden Schichten nicht geredet wird, so sprechen sie hier aufs deutlichste durch das Medium des Respekts, den das Leben als solches zu fordern hat.

Auf die Verachtung der Massen fällt von der Lebensphilosophie ein neues Licht. Gegen den Sozialismus wird die Metaphysik der Planlosigkeit des Daseins überhaupt mobilisiert. Vor dem hypostasierten Begriff des Lebens sollen alle Wünsche nach vernünftiger Gestaltung der menschlichen Existenz als lächerlich erscheinen. Und wie in der autoritären Propaganda immer der Mund zugleich mit den idealsten Begriffen und den Bekenntnissen gemeinster Menschenverachtung vollgenommen wird, steht auch hier neben dem hehren Bild des Lebens das hämische vom Krabbeln und Kriechen der Menschen. Es ist von unerhörter Ironie, dass ein biologischer Vergleich, den man in der reformfreudigen liberalistischen Literatur gerne als Zeichen einer höheren gesellschaftlichen Zweckmässigkeit und Organisation gewählt hat, bei Hamsun nun gerade umgekehrt die Planlosigkeit des gesamten menschlichen Daseins zu versinnbildlichen hilft : der Ameisenhaufen. „...Die Stadt wurde darum nicht anders, die Stadt war der kleine, krabbelnde Ameisenhaufen, und da war das wohl ein Beweis dafür, dass das Leben seinen Gang ging, trotz aller Theorien."[1]) Oder das gleiche zu Beginn dieses Romans : „O, der kleine Ameisenhaufen ! Alle Menschen sind von ihrem Eigenen hingenommen, sie begegnen einander auf den Wegen, einer pufft den andern auf die Seite, manchmal schreiten sie übereinander weg. Es geht gar nicht anders, manchmal schreiten sie übereinander weg."[2]) Vor allem in den grossen Romanen der Nachkriegszeit kehren diese Wendungen immer wieder : „Wir zappeln alle miteinander, Sie und er und ich. Und nichts ist uns wichtiger, als gerade unser eigenes Gezappel."[3]) — „Ja, wir sind Landstreicher auf Erden. Wir wandern Wege, wir wandern durch Wüsten, bald kriechen wir, bald gehen wir aufrecht und treten einander nieder. So wie Daniel, der niedertrat und selber niedergetreten wurde."[4]) Und dieser Vergleich wird bis auf den Tod ausgedehnt.[5])

Mit den Vorstellungen vom Leben und vom planlosen Krabbeln

---

[1]) Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 138.
[2]) a. a. O., S. 7.
[3]) Die Stadt Segelfoss, Bd. 7, S. 43.
[4]) Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 5. Vgl. auch : Die Weiber am Brunnen, Bd. 9, S. 428.
[5]) Vgl. Das letzte Kapitel, Bd. 13, S. 280 ; Landstreicher, Bd. 14, S. 31.

schliesst sich der Ring der anti-liberalistischen Ideologie. Es wird mit ihnen der Ausgangspunkt, der Mythos der Natur wieder eingeholt. Denn auch in ihnen ist alle Erinnerung an das geschichtliche Dasein ausgelöscht, es wird in allgemeinster, in scheinbar verbindlicher Weise der Exodus aus der sozialen Realität und ihrer Dynamik vollzogen, der in der Hingebung an die Natur ursprünglich auf eine mehr individuelle und stimmungshafte Art unternommen war.

Das Nichtigkeitsgefühl des Individuums wird bei Hamsun mit bestimmten Stilmitteln gefördert. Hierher gehört zunächst ein häufig angestimmter larmoyanter Ton. Vor allem ist jedoch auf die Rolle von Wiederholungen dabei nochmals zu verweisen. Einmal stellen sie sich in der Form sprachlicher Leitmotive dar, wie etwa von der Unbarmherzigkeit des Lebens, vom Wechsel der Jahreszeiten, vom steten Ablauf der Zeit, von Menschen, die übers Feld gehen oder ihre Strasse gezogen kommen[1]), vom Taktschritt des Lebens und dergleichen mehr. Die angebliche Unabänderlichkeit des Schicksals wird mit schriftstellerischen Mitteln in einer Weise vordemonstriert, wie sie später von der Propagandatätigkeit der autoritären Politik, welche den Menschen das Dekret eines über sie verhängten Schicksals anzuerziehen hat, gefordert und verwirklicht wird. Das Kunstmittel der Wiederholung ist hier gegen die Humanität gerichtet.

Aber auch in die Konstruktion der Romane selbst geht die Wiederholung ein. Es ist immer wieder dasselbe : in der frühen Periode, wo der Besserwisser und Heros bohemienhafte Züge trägt und genau immer das äussert, was die durchschnittlichen Menschen erschreckt, lassen sich aus den Elementen der Erzählungen „Hunger", „Mysterien", „Neue Erde", „Redakteur Lynge" neue Geschichten zusammensetzen, ohne dass sich Wesentliches verändert; die späten Romane wie „Die Weiber am Brunnen", „Landstreicher", „August Weltumsegler", „Nach Jahr und Tag", „Der Ring schliesst sich" haben immer wieder das gleiche Thema vom zufriedenen Bauern und von dem, der nach mehr schielt, vom Landstreicher und vom bodenständigen Menschen, vom Heringsfang, von der Brunst und der Liebe, die keine rechte ist. Während sich in der gesamten grossen bürgerlichen Literatur, im Roman wie im Drama, von Balzac, ja von Goethe an bis zu den Naturalisten das Interesse am individuellen Schicksal spiegelt, das sich entweder in der bürgerlichen Umwelt entfaltet

---

[1]) Vgl. z. B. Segen der Erde, Bd. 8, S. 1, S. 301, S. 345; Landstreicher, Bd. 14, S. 5.

oder an ihr zerbricht, indem der ganze qualitative und quantitative Reichtum der Kultur herangezogen wird, um die Folie und das Material des individuellen Schicksals darzustellen, während also wirklich in dieser Literatur von einzelnen Menschen berichtet wird, diese ihr Leben und ihr Schicksal haben, ist die Welt des Erzählers Hamsun von äusserster Armseligkeit; ja es ist schwer, wirklich die entscheidenden Zusammenhänge oder recht viele Einzelheiten über die wichtigsten seiner Romanhelden herbeizuschaffen, obwohl er doch von manchem unter ihnen in einer ganzen Reihe seiner Werke spricht. Wenn von Lesern und Kritikern die Kärglichkeit des kulturellen Inventars und die Schattenhaftigkeit der von ihm gestalteten Menschen als Zeichen besonderer Keuschheit, reifer Herbe, lebensandächtiger Scheu und „epischer Grösse" verstanden wird, so drückt sich in solcher Lobrede auf den Schriftsteller eine müde Resignation, ein sozialer Defaitismus aus.[1])

V

Eine Geschichte der Rezeption Hamsuns, ein Versuch also, an Hand eines dokumentarischen Materials nachzuprüfen, wie weit in der literarischen Kritik die Bedeutung des Hamsunschen Weltbilds als einer wichtigen Etappe auf dem Weg des bürgerlichen Bewusstseins vom Liberalismus zu den Parolen des autoritären Staates sichtbar wird, kann hier nicht unternommen werden.[2])

---

[1]) Die gleiche Tendenz lässt sich mit technischer Strenge an den Symphonien Jan Sibelius' feststellen, die ihrer Beschaffenheit nach wie in ihrer Wirkung zu Hamsun gehören. Es ist nicht nur an die vage und dabei in den koloristischen Mitteln zurückgebliebene „panische" Naturstimmung zu denken, sondern an die kompositorischen Verfahrungsweisen selber. Diese Symphonik kennt keine musikalische Entwicklung. Sie schichtet sich aus wahllosen und zufälligen Wiederholungen eines an sich trivialen Motivmaterials. Der Schein der Originalität, der sich dabei ergibt, ist lediglich der Sinnlosigkeit zuzuschreiben, in welcher die Motive aneinandergerückt werden, ohne dass ihr Zusammenhang anders garantiert wäre als durch den abstrakten Zeitverlauf. Die Dunkelheit, Produkt des technischen Ungeschicks, täuscht eine Tiefe vor, die nicht existiert. Die konstruktiv undurchsichtigen Wiederholungen behaupten einen ewigen Rhythmus der Natur, den auch der Mangel an symphonischem Zeitbewusstsein ausdrückt; die Nichtigkeit der melodischen Monade, die in unartikuliertes Tönen übergeführt wird, entspricht der Menschenverachtung, welche die Hamsunschen Individuen der Allnatur ausliefert. Dabei unterscheidet sich Sibelius so gut wie Hamsun von impressionistischen Tendenzen dadurch, dass die Allnatur aus den erstarrten Restbeständen der traditionell bürgerlichen Kunst präpariert, nicht etwa von der protestierenden Subjektivität ursprünglich angeschaut wird.

Hektor Rottweiler.

[2]) Ein Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Hamsun-Literatur bis 1930, die fast ausschliesslich aus Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften besteht, findet man in: Hamsun-Bibliographie. Bearbeitet von Fritz Meyen. Braunschweig 1931.

Immerhin soll der innere Zusammenhang der Aufnahme von Hamsuns Schriften mit dem Situationswandel des Bürgertums auch noch an einigen Dokumenten der Rezeption verdeutlicht werden.

Einen charakteristischen Niederschlag hat die Eigentümlichkeit des Hamsunschen Weltbilds, bürgerliche Wunschbilder zu befriedigen und zugleich die ideologisch befriedigten Schichten mit den herrschenden Autoritäten zu versöhnen, in dem einzigen Buch gefunden, das nach dem Kriege in Deutschland über Hamsun veröffentlicht wurde. Dort heisst es : „Er betrachtet jede Tat nur als freie Willensäusserung des einzelnen. Soziologische Betrachtungen, die ihn abhängig zeigen von den moralischen Zuständen der Gesamtheit, weist er ab. Er umfasst zwar soziale Fragen in seiner Innenwelt und Werkstätte, aber seine Denkarbeit bleibt im Kern individualistisch. Dem Sozialismus hielt er seine Losung ‚Mehr Landbau !' als Allheilmittel entgegen in einem Brief an den Herausgeber der Zeitung ‚Klassenkampf', der ihn um einen Beitrag gebeten hatte... Hamsun warnt ... vor Überschätzung des Lesens und Schreibens, tritt für den König ein als ein Symbol, das ein wenig Glanz übers graue Land wirft, erklärt den Krieg für notwendig und setzt Abrüstung der Wehrlosmachung des Heims gleich. Wie immer schreibt Hamsun auch hier gegen die Stadt und für das Land. Der Industriearbeiter schafft nach seiner Meinung nicht, sondern bildet nur um."[1]) Aber es bedeutet eine entscheidende Verkennung des Wesens eines Schriftstellers, wenn Berendsohn an anderer Stelle erklärt : „Niemand wird daran denken, Hamsuns Werke vom politischen Standpunkt aus zu beurteilen."[2]) Denn wenn auch in der Tat in Hamsuns Werken selbst politische Ausführungen kaum anzutreffen sind, ja nur ab und zu einige läppische Bemerkungen über aktuelle Zustände und Institutionen fallen[3]), so enthalten diese dennoch, ebenso wie jener Brief, Schlüsselworte, die Leser, welche ihrer sozialen Situation, ihrem Charakter und ihrem Erkenntnisniveau nach autoritären Gesellschaftsformen feindlich gegenüberstehen, vor einer naiven Haltung gegenüber Hamsun warnen sollten. Wenn noch in der jüngsten Vergangenheit unmittelbar vor dem Zusammenbruch der deutschen Demokratie ein so progressiver Literaturhistoriker wie Berendsohn eine rein innerästhetische Interpretation Hamsuns befürwortet, obwohl er die reaktionären politischen Parolen des Autors nicht verschweigt, so müssen tief verankerte

---

[1]) Walter A. Berendsohn, a. a. O., S. 105.
[2]) a. a. O., S. 149.
[3]) Vgl. diesen Aufsatz, Abschnitt III.

sozialpsychologische Interessen bei Hamsuns Rezeption durch bürgerliche Leserschichten im Spiele sein. Deren Naivität deutet hier auf Resignation. Eine Generation früher, als die bürgerliche Intelligenz noch mit den vom Naturalismus aufgeklärten Augen die Welt beurteilte, hat ein anderer Expert der Literatur verstanden, in welcher Distanz die aktuellen Fragen der Gesellschaft und der individuellen Lebensnot von Hamsuns Gestalten stehen. Leo Berg urteilt — durchaus noch im Zusammenhang eines sozialreformerischen Optimismus — höchst reserviert über die „letzte Flucht der modernen Seele ans Herz der Natur", wie er „Pan"[1]) interpretiert; er kritisiert auch den Helden in „Mysterien", diesen „modernen Leidensmensch, der keinen Grund hat zu leiden, weil's ihm gut geht, eine Jesus-Natur, ohne die moralische Kraft."[2]) Er hat noch den fortgeschrittenen Instinkt eines hellhörigen Liberalen, der die innere Verwandtschaft Hamsuns, dieses „Märtyrers des Pantheismus mit einer unerklärlichen Wonne sich zu demütigen,"[3]) mit Dostojewski bemerkt und in seiner zögernden Beurteilung eine Witterung der Gefahr verrät, die einer fortschrittlich gesinnten bürgerlichen Existenzweise aus diesem für ihn noch unerklärlichen masochistischen Pantheismus entgegenschlägt.

Die überraschendste Dokumentation bietet jedoch nicht so sehr die bürgerliche Literarkritik wie die sozialdemokratische. Liest man die Bemerkungen über Hamsun, die in der führenden theoretischen Zeitschrift der deutschen Sozialdemokratie, der „Neuen Zeit", erschienen sind, so findet man in den neunziger Jahren, in der ein Teil dieser literarischen Notizen von dem damals noch entschiedenen Eduard Bernstein geschrieben sind, eine klare Stellungnahme: Hamsuns Romane sind abzulehnen, in ihnen werden nicht lebendige Menschen, sondern Stimmungen gestaltet, die mit den wirklich auf glückhafte Veränderung gerichteten Tendenzen nicht das geringste zu tun haben. Heisst es noch von „Hunger": „Wir haben nicht das Recht, dem Autor aus der Wahl seines Stoffes einen Vorwurf zu machen"[4]), so wird ihm bei den „Mysterien" bereits bescheinigt: „Hamsun .. zeugt von einer starken Neigung, zu verzerren und den Leser zu foppen... Und wenn die Abgerissenheit der Gespräche, die Abgerissenheit der Szenen, die Abgerissenheit der ganzen Handlung des Romans — soweit überhaupt von Handlung die Rede sein kann — nicht in

---

[1]) Leo Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankfurt a. M. 1896, S. 129.
[2]) a. a. O., S. 117.
[3]) a. a. O., S. 125.
[4]) Die Neue Zeit, 1890-91. Bd. I. Stuttgart 1891, S. 803.

der Blasiertheit oder Nervosität des Verfassers wurzeln, so sind sie jedenfalls sehr geeignet, den Leser nervös und blasiert zu machen."[1]) Es handelt sich um „eine Erzählung, die uns in ihrem Verlaufe immer gleichgültiger geworden," um einen Helden, der „zum reinen Stimmungsautomaten" wird, um ein Buch, „das höchstens pathologisches Interesse" hat. Noch deutlicher heisst es zwei Jahre später über den auch äusserlich als Träger eines Ressentiments beurteilten Autor („Der struppige Schnurrbart ist neidisch auf den Haarschopf, und die gerade Nase trägt einen träumerischen Zwicker") : „Diese Gegenüberstellung soll nicht etwa den Nachweis führen, dass Knut Hamsun sich an Shakespeare anlehnt. Im Gegenteil! Sie soll zeigen, dass wenn zwei dasselbe tun, es doch nicht dasselbe ist. Sie soll zeigen, welcher Unterschied ist zwischen W. Shakespeare und einem Knut Hamsun! Knut Hamsun näht mit grobem Zwirn, und was er näht, ist keine Seide... Gedanken sind dabei nicht notwendig... Charaktere dürfen nicht sein."[2]) Die gleichen Kriterien werden in dieser ganzen Epoche durchgehalten : „ ‚Hunger' ...ist kein sozialer Roman", „ ‚Redakteur Lynge' lässt völlig unbefriedigt" : „...kommt ihm (Hamsun) das Gähnen an, und interessiert ihn die ganze Geschichte nicht mehr ?"[3])

Plechanow hat ein noch wesentlich klareres Bild Hamsuns und analysiert an einer Dramengestalt deren Widerstand, ja deren Hass gegen das Proletariat. Er weist darauf hin, dass vor Hamsun kaum je in so unverhüllter Weise die Klassenfeindschaft der Bourgeoisie gegen die Arbeiter in der Literatur Ausdruck gefunden hat. Zugleich erkennt Plechanow die Unwahrhaftigkeit „revolutionärer" Züge in Hamsuns Schriften : „Revolutionäre Gefühle sind oft ein deutliches Merkmal konservativer Gesinnung" ; das trete bei Hamsun noch eindeutiger als in der französischen Romantik hervor.[4])

Greift man zu den Bänden der „Neuen Zeit" aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren, so findet man über den gleichen Schriftsteller, der in der eindeutigsten Weise zwanzig Jahre vorher abgelehnt worden ist, hymnische Beschreibungen. Was damals als „leere Stimmung" und „blosser Nervenreiz" beurteilt wurde, sind jetzt „packende Lebens- und Seelenbilder, in denen die prallste Wirklichkeit mit allen ihren Lichtern und Schatten zum Sinnbild

---

1) a. a. O., 1893-94. Bd. II., S. 376.
2) a. a. O., 1895-96. Bd. I., S. 538 (anonyme Kritik).
3) a. a. O., 1898-99. Bd. I., S. 249/250 (Eduard Bernstein).
4) Vgl. George V. Plechanov, Art and Society. New York 1937, S. 66 f. — Plechanow schrieb diese Arbeit vor fast vierzig Jahren.

des innersten Lebens verdichtet wird."[1]) Der Autor, der auf die früheren Kritiker „wie ein verliebtes Ausrufzeichen" „in einem melancholischen Sessel" wirkte[2]), ist jetzt „zu jener einsamen Grösse"[3]) herangewachsen, die man nicht mit andern vergleichen darf, ohne ihm Unrecht zu tun. Was an seinen Romanen früher als so „vergänglich wie die Stimmung"[4]) erschien, wird jetzt „zu einem Gleichnis des Ewigen."[5])

In diesem Hymnus auf Hamsun vereinigen sich nach dem Kriege liberale Wortführer des Bürgertums mit solchen des von Hamsun so sehr gehassten Proletariats. Die Fälle Berendsohn und „Neue Zeit" gehören der gleichen sozialen Konstellation an : der politischen Resignation und ideologischen Verführung breitester Schichten in der mitteleuropäischen Gegenwart.

Dafür gibt es noch einen letzten und bündigen Beweis. In einem der einflussreichsten Bücher des autoritären Propagandaapparats, wo die grosse Literatur des 19.Jahrhunderts fast ausnahmslos abgelehnt wird, heisst es : „Von keinem lebenden Künstler ist der mystisch-naturhafte, willenhafte Zug grossartiger gestaltet worden als von Knut Hamsun ... Der ‚Segen der Erde' ist das heutige grosse Epos des nordischen Willens in seiner ewigen Urform, heldisch auch hinterm Holzpflug, fruchtbringend in jeder Muskelregung, gradlinig bis ans unbekannte Ende. Aber genau so unerklärlich-selbstverständlich ist der Benoni, der Kaufmann Mack, ist Baronin Edvarda, ist der Jäger Glan. Jede Persönlichkeit hat ein inneres Gesetz von Anfang an eingehaucht erhalten. Und handelt danach... Als Gegenstück zu dieser Gesetzlichkeit des in der Erde versenkten Wesens des Isak treten die ‚Landstreicher' auf. Am gleichen Medium schildert hier Hamsun in geheimnisvoll natursichtiger Weise Gesetze des Alls und der Seele ... Sie ziehen unstät von Ort zu Ort, wechseln Tätigkeit und Lieben ! da die Wurzeln aus der kraftspendenden Erde gerissen, sterben auch die Blüten. So leben sie denn hin, der Edevart, der August, die Lovise Margrete, und wissen nicht, warum und wozu. Sie sind Untergang, besten Falls Übergang. Versuchsstücke der Menschheit, um zu neuen Formen und Typen zu gelangen, Werte zu schaffen, neue Ehre zu gewinnen. Sie leben wie der Dichter sie hingestellt hat, selbstverständlich und geheimnisvoll. Wie weit rücken, von diesem Standpunkt aus gesehen, doch alle Haupt-

---

[1]) Die Neue Zeit, 1919. Bd. I, S. 356 (Edgar Steiger).
[2]) Vgl. a. a. O., 1895-96, Bd. I, S. 538.
[3]) a. a. O., 1919, Bd. I, S. 190 (Edgar Steiger).
[4]) a. a. O., 1895-96. Bd. I, S. 538.
[5]) a. a. O., 1919. Bd. I, S. 190.

manns, selbst Ibsen, in den Hintergrund. Auch durch Hamsun wurde die Welt wieder einmal überwunden."[1]) Die Funktion einer Ideologie, unversöhnliche gesellschaftliche Antagonismen durch einen Schein von Harmonie zu überwinden, wird im Gleichklang der sozialdemokratischen, liberalen und nationalsozialistischen Beurteiler deutlich. Während der Periode der Umwandlung der freien Konkurrenzwirtschaft in den Monopolismus fällt die liberalistische Ideologie, deren reale Grundlage verschwindet, einer immer zunehmenden Desorientierung anheim; sie wird schliesslich — in weitgehendem Gegensatz zu den bewussten Intentionen ihrer Träger — zum Opfer der zeitgemässeren autoritären Gesinnung. Wenn den neuen Machthabern zur Sicherung ihrer gesellschaftlichen Schlüsselstellung der ideologische Apparat keine ausreichende Waffe mehr bedeutet, bereitet die faschistische Wirklichkeit den nachliberalistischen Wunschträumen ein Ende. Die Ruhe in der Natur, zu der die bürgerlichen Leserschichten mit Hamsun herüberdämmern möchten, ist blosser Schein; in der Realität erweist sie sich als Industrie- und Kriegslärm der autoritären Herrschaft.

Knut Hamsun: On the Genetics of Authoritarian Ideology.

As reflected in the spirit of the times, certain fundamental changes have occurred in such concepts as nature, reason, and life. While in the liberal era nature appeared to man as a sphere to be conquered by him for the enhancement of his material happiness, today it is an ideal offering an escape from the vicissitudes of social life. Confidence in the power of reason and of science turns into hatred of intelligence, because the latter is an instrument of domination for the privileged classes, and leads the majority of men to accept utopian dreams which cannot be realized. Whereas the philosophy of liberalism glorifies the individual as an active agent having a higher meaning, he now falls into disrespect as a merely passive link in the overpowering totality of life.

This article analyses Hamsun as a typical representative of such a post-liberal ideology. At all points where he develops his own interpretation of life and the world, he portrays the longings of a disillusioned bourgeois civilization in terms of these new concepts. The ideal which he pictures as an escape from the bourgeois civilization of our times is only superficially in conflict with it. His most important subjects and themes derive their social function from a historical situation which calls for an attitude of obedient subordination to authority.

There are two elements in Hamsun's dream of a return to nature: the resentful disillusionment which wants to fence off nature as its private

---

[1]) Alfred Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts. München 1933, S. 438.

property, because it has little to expect from the social reality in which it lives, on the one hand ; and on the other, the adoration of the heroic as reflected in the overpowering sweep of the forces of nature. This admiration of power is further enhanced by the glorification of peasant life. The ideal of nature is finally characterized by a biological interpretation of erotic relationships. Brutality and sentimentality interchange abruptly within such an ideology as they do in actual authoritarian character types of the present day.

Hamsun criticizes all important aspects of urban life, exhibiting another form of his anti-rational attitude. However, it is important to notice his relationship to industry : he has contempt for the working class but utters not one critical word against the employers.

His philosophy of life, which minimizes the individual and exalts the powers that be, corresponds to the trends of the time : men are scurrying around like ants, without plan or aim ; most of them are crushed, and this is justified because the forces of life require unconditional obedience and absolute subordination of the individual.

Finally the author presents some characteristic documents about the influence which Hamsun has exerted. In the post-war period socialists and liberals were singing the same paeans of praise for Hamsun as the fascists more recently.

Knut Hamsun.
(Des origines de l'idéologie autoritaire.)

Les trois transformations les plus importantes de la conscience sociale au cours de ces cinquante dernières années, concernent les idées de nature, d'esprit et de vie. Dans le libéralisme, la nature apparaît avant tout comme une réalité que l'homme doit maîtriser pour accroître ses richesses matérielles. Aujourd'hui, dans son apparence immédiate, elle devient un idéal qui doit libérer les hommes des déceptions que leur inflige l'existence collective. Au lieu de la confiance ancienne en l'esprit et en la science, éclate maintenant la haine de l'intellect, qui sans doute offre aux classes privilégiées un instrument affiné de domination, mais n'apporte à la majorité des hommes que des utopies rationalistes sans signification concrète. L'individu, que la philosophie libérale transfigurait en lui attribuant une fonction supérieure, apparaît comme un élément passif d'une totalité toute puissante, la vie.

L'article montre ensuite en Hamsun un représentant typique de cette idéologie post-libérale. Sur tous les points décisifs, sa conception de l'homme et de la nature révèle sa véritable signification : elle traduit dans des catégories nouvelles les aspirations de la bourgeoisie déçue. L'opposition entre son idéal et la société bourgeoise est d'ailleurs tout apparente. La fonction sociale de ses thèmes les plus importants est la préparation d'une humanité soumise, prête à s'incliner sans protester devant l'autorité.

Derrière le rêve de Hamsun d'une existence en accord immédiat avec la nature, on aperçoit le ressentiment petit bourgeois, qui veut faire de la nature sa propriété privée parce qu'il a peu à attendre dans la réalité. On aperçoit aussi le culte de l'héroïque en soi, que symbolise la violence des

phénomènes naturels. Le culte de la force est encore accentué par la transfiguration du paysan. L'idéal d'une vie conforme à la nature est finalement caractérisé par la représentation biologique que se fait Hamsun des rapports érotiques. Constamment, dans cette idéologie, sentimentalisme et brutalité se juxtaposent sans intermédiaire — mélange qui appartient en propre également au type d'homme autoritaire du présent.

L'anti-intellectualisme de Hamsun se manifeste sous forme d'une critique des éléments les plus importants de la civilisation urbaine. En particulier, son jugement sur l'industrie est décisif ; il méprise le prolétariat, sans jamais dire un mot contre les entrepreneurs.

Sa représentation, marquée par l'actualité, du néant de l'individu et du respect qui convient devant les puissances existantes, s'exprime aussi dans une philosophie de la vie. Les hommes grouillent comme des vers, beaucoup sont piétinés ; mais cette destinée est juste, car la puissance de la vie a le droit d'exiger de l'individu obéissance sans réserve et soumission absolue.

A la fin, l'article rassemble quelques témoignages caractéristiques de l'accueil fait à Hamsun. Il en résulte qu'en particulier après la guerre, socialistes et libéraux ont admiré sans critique Hamsun de la même manière que des littérateurs fascistes.

Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker.

Von
Walter Benjamin.

I

Es gibt viele Arten von Sammlern ; zudem sind in jeglichem eine Fülle von Impulsen am Werk. Fuchs ist als Sammler vor allem ein Pionier : der Begründer eines einzig dastehenden Archivs zur Geschichte der Karikatur, der erotischen Kunst und des Sittenbildes. Wichtiger ist aber ein anderer und zwar komplementärer Umstand : als Pionier wurde Fuchs zum Sammler. Nämlich als Pionier der materialistischen Kunstbetrachtung. Was jedoch diesen Materialisten zum Sammler machte, war das mehr oder minder klare Gefühl für eine geschichtliche Lage, in die er sich hineingestellt sah. Es war die Lage des historischen Materialismus selbst.

Sie kommt in einem Briefe zum Ausdruck, den Friedrich Engels an Mehring zur gleichen Zeit richtete, da in einem sozialistischen Redaktionsbureau Fuchs seine ersten publizistischen Siege erfocht. Der Brief stammt vom 14. Juli 1893 und führt unter anderem aus : „Es ist dieser Schein einer selbständigen Geschichte der Staatsverfassungen, der Rechtssysteme, der ideologischen Vorstellungen auf jedem Sondergebiete, der die meisten Leute vor allem blendet. Wenn Luther und Calvin die offizielle katholische Religion, wenn Hegel den Fichte und Kant, Rousseau indirekt mit seinem Contrat Social den konstitutionellen Montesquieu ‚überwindet', so ist das ein Vorgang, der Theologie, der Philosophie, der Staatswissenschaft bleibt, eine Etappe in der Geschichte dieser Denkgebiete darstellt und gar nicht aus dem Denkgebiete herauskommt. Und seitdem die bürgerliche Illusion von der Ewigkeit und Letztinstanzlichkeit der kapitalistischen Produktion dazugekommen ist, gilt ja sogar die Überwindung der Merkantilisten durch die Physiokraten und Adam Smith als ein blosser Sieg des Gedankens, nicht als der Gedankenreflex veränderter ökonomischer Tatsachen, sondern als die endlich errungene richtige Einsicht in stets und überall bestehende tatsächliche Beziehungen."[1])

---

[1]) Zitiert von Gustav Mayer, Friedrich Engels. Bd. II : Friedrich Engels und der Aufstieg der Arbeiterbewegung in Europa. Berlin. S. 450/451.

Engels wendet sich gegen zweierlei : einmal gegen die Gepflogenheit, in der Geistesgeschichte ein neues Dogma als ‚Entwicklung' eines früheren, eine neue Dichterschule als ‚Reaktion' auf eine vorangegangene, einen neuen Stil als ‚Überwindung' eines älteren darzustellen ; er wendet sich aber offenbar implizit zugleich gegen den Brauch, solche neuen Gebilde losgelöst von ihrer Wirkung auf die Menschen und deren sowohl geistigen wie ökonomischen Produktionsprozess darzustellen. Damit ist die Geisteswissenschaft als Geschichte der Staatsverfassungen oder der Naturwissenschaften, der Religion oder der Kunst zerschlagen. Aber die Sprengkraft dieses Gedankens, den Engels ein halbes Jahrhundert mit sich getragen hat[1]), reicht tiefer. Sie stellt die Geschlossenheit der Gebiete und ihrer Gebilde in Frage. So, was die Kunst betrifft, deren eigene und die der Werke, welche ihr Begriff zu umfassen beansprucht. Diese Werke integrieren für den, der sich als historischer Dialektiker mit ihnen befasst, ihre Vor- wie ihre Nachgeschichte — eine Nachgeschichte, kraft deren auch ihre Vorgeschichte als in ständigem Wandel begriffen erkennbar wird. Sie lehren ihn, wie ihre Funktion ihren Schöpfer zu überdauern, seine Intentionen hinter sich zu lassen vermag ; wie die Aufnahme durch seine Zeitgenossen ein Bestandteil der Wirkung ist, die das Kunstwerk heute auf uns selber hat, und wie die letztere auf der Begegnung nicht allein mit ihm, sondern mit der Geschichte beruht, die es bis auf unsere Tage hat kommen lassen. Goethe hat dies, verschleiernd wie oft, bedeutet, als er im Gespräch über Shakespeare zu dem Kanzler von Müller äusserte : „Alles, was eine grosse Wirkung getan hat, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden". Kein Wort ist gemässer, die Beunruhigung hervorzurufen, die den Anfang jeder Geschichtsbetrachtung macht, welche das Recht hat, dialektisch genannt zu werden. Beunruhigung über die Zumutung an den Forschenden, die gelassene, kontemplative Haltung dem Gegenstand gegenüber aufzugeben, um der kritischen Konstellation sich bewusst zu werden, in der gerade dieses Fragment der Vergangenheit mit gerade dieser Gegenwart sich befindet. „Die Wahrheit wird uns nicht davon laufen" — dieses Wort, das bei Gottfried Keller steht, bezeichnet im Geschichtsbild des Historismus genau die Stelle, an welcher es vom historischen Materialismus durchschlagen wird. Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, welche sich nicht als in ihm gemeint erkannte.

---

[1]) Er taucht in den ersten Feuerbachstudien auf und finden dabei durch Marx diese Prägung : „Es gibt keine Geschichte der Politik, des Rechts, der Wissenschaft..., der Kunst, der Religion" (Marx-Engels-Archiv, Bd. I. Frankfurt am Main. S. 301)

Je besser man die Sätze von Engels bedenkt, desto klarer wird, dass jede dialektische Darstellung der Geschichte erkauft wird durch den Verzicht auf eine Beschaulichkeit, die für den Historismus bezeichnend ist. Der historische Materialist muss das epische Element der Geschichte preisgeben. Sie wird ihm Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die leere Zeit, sondern die bestimmte Epoche, das bestimmte Leben, das bestimmte Werk bildet. Er sprengt die Epoche aus der dinghaften ‚geschichtlichen Kontinuität' heraus, so auch das Leben aus der Epoche, so das Werk aus dem Lebenswerk. Doch der Ertrag dieser Konstruktion ist der, dass im Werke das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der Geschichtsverlauf aufbewahrt und aufgehoben ist.[1])

Der Historismus stellt das ewige Bild der Vergangenheit dar; der historische Materialismus eine jeweilige Erfahrung mit ihr, die einzig dasteht. Der Entsatz des epischen Moments durch das konstruktive erweist sich als Bedingung dieser Erfahrung. In ihr werden die gewaltigen Kräfte frei, die im ‚Es-war-einmal' des Historismus gebunden liegen. Die Erfahrung mit der Geschichte ins Werk zu setzen, die für jede Gegenwart eine ursprüngliche ist — das ist die Aufgabe des historischen Materialismus. Er wendet sich an ein Bewusstsein der Gegenwart, welches das Kontinuum der Geschichte aufsprengt.

Geschichtliches Verstehen fasst der historische Materialismus als ein Nachleben des Verstandenen auf, dessen Pulse bis in die Gegenwart spürbar sind. Dieses Verstehen hat bei Fuchs seine Stelle; jedoch keine unangefochtene. Eine alte, dogmatische und naive Vorstellung von der Rezeption steht bei ihm neben ihrer neuen und kritischen. Die erste resümiert sich in der Behauptung, massgebend für unsere Rezeption eines Werkes müsse die Rezeption sein, welche es bei seinen Zeitgenossen gefunden habe. Es ist die genaue Analogie zu Rankes „wie es denn wirklich gewesen sei", auf die es „doch einzig und allein" ankomme.[2]) Daneben aber steht unvermittelt die dialektische und den weitesten Horizont eröffnende Einsicht in die Bedeutung einer Geschichte der Rezeption. Fuchs bemängelt, dass in der Kunstgeschichte die Frage nach dem Erfolg ausser acht bleibe. „Diese Unterlassung ist...

---

[1]) Es ist die dialektische Konstruktion, die das in der geschichtlichen Erfahrung ursprünglich uns Betreffende gegen die zusammengestoppelten Befunde des Tatsächlichen abhebt. „Im nackten offenkundigen Bestand des Faktischen gibt das Ursprüngliche sich niemals zu erkennen, und einzig einer Doppeleinsicht steht seine Rhythmik offen. Sie ... betrifft dessen Vor- und Nachgeschichte." (Walter Benjamin, Ursprung des Deutschen Trauerspiels. Berlin 1928, S. 32).

[2]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 70.

ein Defizit unserer gesamten... Kunstbetrachtung. Und doch dünkt mich die Aufdeckung der wirklichen Ursachen für den grösseren oder geringeren Erfolg eines Künstlers, für die Dauer seines Erfolges und ebensosehr für das Gegenteil eines der wichtigsten Probleme, die sich... an die Kunst knüpfen."[1]) Nicht anders hatte Mehring die Sache verstanden, dessen „Lessing-Legende" die Rezeption des Dichters, so wie sie sich bei Heine und bei Gervinus, bei Stahr und bei Danzel, schliesslich bei Erich Schmidt vollzogen hatte, zum Ausgangspunkt ihrer Analysen macht. Und nicht umsonst tauchte wenig später die, wenn nicht methodisch so doch ihrem Inhalt nach, schätzbare Untersuchung „Zur Genesis des Ruhmes" von Julian Hirsch auf. Es ist die gleiche Frage, die Fuchs visiert hat. Ihre Lösung gibt ein Kriterium für den Standard des historischen Materialismus ab. Dieser Umstand aber berechtigt nicht, den anderen : dass sie noch aussteht, zu unterschlagen. Vielmehr ist rücksichtslos einzuräumen, dass es nur in vereinzelten Fällen gelungen ist, den geschichtlichen Gehalt eines Kunstwerks so zu erfassen, dass es als Kunstwerk für uns transparenter wurde. Alles Werben um ein Kunstwerk muss eitel bleiben, wo nicht sein nüchterner geschichtlicher Gehalt vom dialektischen Erkennen betroffen wird. Das ist nur die erste der Wahrheiten, an denen das Werk des Sammlers Eduard Fuchs sich orientiert. Seine Sammlungen sind die Antwort des Praktikers auf die Aporien der Theorie.

II

Fuchs ist im Jahre 1870 geboren. Er war von Hause aus nicht zum Gelehrten bestimmt worden. Und bei aller Gelehrsamkeit, zu der er im späteren Leben gekommen ist, hat er nie den Gelehrtentyp angenommen. Seine Wirksamkeit ist stets über die Ränder hinausgeschossen, die das Blickfeld des Forschers umgrenzen. So ist es um seine Leistung als Sammler bestellt, so um seine Aktivität als Politiker. Mitte der achtziger Jahre ist Fuchs ins Erwerbsleben eingetreten. Es war unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes. Die Lehrstelle führte Fuchs mit politisch interessierten Proletariern zusammen, und bald war er durch sie in den heute idyllisch anmutenden Kampf der damaligen Illegalen hineinbezogen. Diese Lehrjahre endeten 1887. Einige Jahre darauf forderte das bayrische Organ der Sozialdemokraten, die „Münchener Post", den jungen Buchhalter Fuchs von einer Stuttgarter Druckerei an; es glaubte, in ihm den Mann gefunden zu haben, der die administrativen Män-

[1]) Gavarni, S. 13.

gel beheben könne, die sich bei dem Blatte ergeben hatten. Fuchs ging nach München, um dort neben Richard Calver zu arbeiten.

Im Hause der „Münchener Post" erschien ein politisches Witzblatt der Sozialisten, der „Süddeutsche Postillon". Ein Zufall gab, dass Fuchs aushilfsweise den Umbruch einer Nummer des „Postillon" in die Hand nehmen, und ein weiterer, dass er Lücken mit einigen eigenen Beiträgen füllen musste. Der Erfolg dieser Nummer war ungewöhnlich. Im gleichen Jahre erschien sodann, bunt bebildert — die farbig illustrierte Presse stand eben in ihren Anfängen, — von Fuchs zusammengestellt, die Mainummer dieses Blattes. Sechzigtausend Exemplare wurden verkauft gegen zweieinhalbtausend im Jahresdurchschnitt. Damit war Fuchs Redakteur einer Zeitschrift geworden, die der politischen Satire gewidmet war. Er wandte sich zugleich der Geschichte seines Tätigkeitsfeldes zu, und es entstanden so, neben der Tagesarbeit, die illustrierten Studien über das Jahr 1848 in der Karikatur und über die Staatsaffäre der Lola Montez. Das waren, im Gegensatz zu den von lebenden Zeichnern illustrierten Historienbüchern (z. B. den von Jentsch bebilderten volkstümlichen Revolutionsbüchern von Wilhelm Blos), die ersten durch dokumentarische Bilder illustrierten Geschichtswerke. Auf Hardens Aufforderung zeigte Fuchs das zweite dieser Werke selbst in der „Zukunft" an, nicht ohne zu bemerken, dass es nur einen Ausschnitt aus dem umfassenden Werk darstelle, das er der Karikatur der europäischen Völker zu widmen vorhabe. Ein Gefängnisaufenthalt von zehn Monaten, den eine Majestätsbeleidigung durch die Presse ihm eintrug, kam den Studien zu diesem Werk zugute. Dass die Idee glücklich sei, erschien einleuchtend. Ein gewisser Hans Kraemer, der sich in der Herstellung illustrierter Hausbücher bereits einige Erfahrung gesichert hatte, trat an Fuchs mit der Nachricht heran, er habe die Geschichte der Karikatur schon in Arbeit; er schlug vor, seine Studien einem gemeinschaftlichen Werk zuzuführen. Seine Beiträge liessen jedoch auf sich warten. Und bald ergab sich, dass die gesamte sehr beträchtliche Arbeitsleistung Fuchs allein zu bewältigen blieb. Der Name des präsumptiven Mitarbeiters, der noch auf dem Titel der ersten Auflage des Karikaturenwerks zu finden war, ist in der zweiten fortgefallen. Fuchs aber hatte von seiner Arbeitskraft wie auch von seiner Materialbeherrschung die erste überzeugende Probe abgelegt. Die lange Reihe der Hauptwerke war eröffnet.[1])

---

[1]) Hauptwerke (bei Albert Langen in München):
Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I: Renais-

Die Anfänge von Fuchs fallen in die Epoche, da, wie es in der „Neuen Zeit" einmal heisst, „der Stamm der sozialdemokratischen Partei allerorten im organischen Wachstum Ring um Ring" ansetzte.[1]) Damit machten sich neue Aufgaben in der Bildungsarbeit der Partei geltend. Je grössere Arbeitermassen ihr zuströmten, desto weniger konnte sie sich mit deren bloss politischer und naturwissenschaftlicher Aufklärung, mit einer Vulgarisierung der Mehrwert- und Deszendenztheorie begnügen. Sie musste ihr Augenmerk darauf richten, auch den historischen Bildungsstoff in ihr Vortragswesen und in das Feuilleton der Parteipresse einzubeziehen. Auf diese Weise stellte sich das Problem der „Popularisierung der Wissenschaft" in seiner ganzen Breite. Es ist nicht gelöst worden. Man konnte auch der Lösung nicht näherkommen, solange man sich das Objekt dieser Bildungsarbeit als ‚Publikum' statt als Klasse dachte.[2]) Wäre die Klasse visiert worden, so hätte die Bildungsarbeit der Partei niemals die enge Fühlung mit den wissenschaftlichen Aufgaben des historischen Materialismus verlieren können. Der historische Stoff wäre, umgepflügt von der marxistischen Dialektik, ein Boden geworden, in dem der Same, den die Gegenwart in ihn warf, hätte aufgehen können. Das geschah nicht. Der Parole „Arbeit und Bildung", unter der die staatsfrommen Vereine von Schultze-Delitzsch die Arbeiterbildung betrieben hatten, stellte die Sozialdemokratie die Parole „Wissen ist Macht" entgegen. Aber sie durchschaute nicht deren Doppel-

---

sance, Bd. II : Die galante Zeit, Bd. III : Das bürgerliche Zeitalter. Dazu Ergänzungsbände I-III (zitiert „Sittengeschichte").

Geschichte der erotischen Kunst. Bd. I : Das zeitgeschichtliche Problem, Bd. II : Das individuelle Problem, Erster Teil ; Bd. III : Das individuelle Problem, Zweiter Teil (zitiert „Erotische Kunst").

Die Karikatur der europäischen Völker. Bd. I : Vom Altertum bis zum Jahre 1848, Bd. II : Vom Jahre 1848 bis zum Vorabend des Weltkrieges (zitiert „Karikatur").

Honoré Daumier, Holzschnitte und Lithographien. Bd. I : Holzschnitte, Bd. II-IV : Lithographien (zitiert „Daumier").

Der Maler Daumier (zitiert ebenso).

Gavarni (zitiert ebenso).

Die grossen Meister der Erotik (zitiert ebenso).

Tang-Plastik Chinesische Grab-Keramik des 7.-10. Jahrhunderts (zitiert ebenso).

Dachreiter und verwandte chinesische Keramik des 15.-18. Jahrhunderts (zitiert ebenso). Fuchs hat ausserdem der Frau, den Juden und dem Weltkrieg als Sujets der Karikatur Sonderwerke gewidmet.

[1]) A. Max, Zur Frage der Organisation des Proletariats der Intelligenz. In : Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 645.

[2]) Nietzsche schrieb, und zwar schon 1874 : „Als letztes... ergiebt sich das allgemein beliebte ‚Popularisieren'... in der Wissenschaft, das heisst das berüchtigte Zuschneiden des Rockes der Wissenschaft auf den Leib des ‚gemischten Publikums' : um uns hier einmal für eine schneidermässige Tätigkeit eines schneidermässigen Deutschen (sic !) zu befleissigen" (Friedrich Nietzsche, Unzeitgemässe Betrachtungen, Bd. I. Leipzig 1893, S. 168 — „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben").

sinn. Sie meinte, das gleiche Wissen, das die Herrschaft der Bourgeoisie über das Proletariat befestige, werde das Proletariat befähigen, von dieser Herrschaft sich zu befreien. In Wirklichkeit war ein Wissen, das ohne Zugang zur Praxis war und das das Proletariat als Klasse über seine Lage nichts lehren konnte, ungefährlich für dessen Unterdrücker. Das galt von dem geisteswissenschaftlichen ganz besonders. Es lag weit von der Ökonomik ab; es blieb von deren Umwälzung unberührt. Man begnügte sich, in seiner Behandlung ‚anzuregen', ‚Abwechslung zu bieten', ‚zu interessieren'. Man lockerte die Geschichte auf und erhielt die ‚Kulturgeschichte'. Hier hat das Werk von Fuchs seinen Ort: in der Reaktion auf diese Sachlage hat es seine Grösse, in der Teilhabe an ihr seine Problematik. Die Ausrichtung auf die Lesermassen hat sich Fuchs von Anfang an zum Prinzip gemacht.[1])

Nur wenige haben damals erkannt, wieviel von der materialistischen Bildungsarbeit in Wahrheit abhing. Es sind die Hoffnungen und noch mehr die Befürchtungen dieser wenigen, die in einer Debatte zum Ausdruck kommen, deren Spuren sich in der „Neuen Zeit" finden. Die wichtigste unter ihnen ist ein Aufsatz von Korn, betitelt „Proletariat und Klassik". Er befasst sich mit dem Begriff des Erbes, der auch heute wieder seine Bedeutung hat. Lassalle sah im deutschen Idealismus, sagt Korn, ein Erbe, das die Arbeiterklasse antrat. Anders als Lassalle aber fassten Marx und Engels die Sache auf. „Nicht... als ein Erbe leiteten sie den sozialen Vorrang der Arbeiterklasse her, sondern aus ihrer ausschlaggebenden Stellung im Produktionsprozess. Wie braucht auch von Besitz, und sei es von geistigem Besitz,... geredet zu werden bei einem Klassenparvenu, wie das moderne Proletariat, das jeden Tag und jede Stunde durch... seine den gesamten Kulturapparat immer aufs neue reproduzierende Arbeit sein ‚Recht' dartut... So ist für Marx und Engels das Prunkstück des Lassalleschen Bildungsideals, die spekulative Philosophie, kein Tabernakel ... und immer stärker haben sich beide ... zur Naturwissenschaft hingezogen gefühlt..., die in der Tat für eine Klasse, deren Idee in ihrem Funktionieren besteht, ebenso die Wissenschaft schlechtweg heissen darf, wie für die herrschende und besitzende Klasse alles Historische die gegebene Form ihrer Ideologie ausmacht... Tatsächlich vertritt die Historik für das Bewusstsein ebenso die Besitzkategorie, wie im Ökonomischen das Kapital die Herrschaft über vergangene Arbeit bedeutet."[2])

---

[1]) „Der Kulturgeschichtsschreiber, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, muss stets für die Massen schreiben" (Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, Vorwort).

[2]) C. Korn, Proletariat und Klassik. In: Die Neue Zeit. XXVI. Stuttgart 1908, II, S. 414-417.

Diese Kritik des Historismus hat ihr Gewicht. Ihr Hinweis auf die Naturwissenschaft jedoch — „die Wissenschaft schlechtweg" — gibt den Blick auf die gefährliche Problematik der Bildungsfrage erst gänzlich frei. Das Prestige der Naturwissenschaften hatte seit Bebel die Debatte beherrscht. Sein Hauptwerk, „Die Frau und der Sozialismus", hat in den dreissig Jahren, die zwischen seinem Erscheinen und dem der Arbeit von Korn vergingen, eine Auflage von 200.000 Exemplaren erreicht. Die Einschätzung der Naturwissenschaften bei Bebel beruht nicht allein auf der rechnerischen Genauigkeit ihrer Ergebnisse, sondern vor allem auf ihrer praktischen Anwendbarkeit.[1]) Ähnlich fungieren sie später bei Engels, wenn er den Phänomenalismus von Kant durch den Hinweis auf die Technik zu widerlegen meint, die ja doch durch ihre Erfolge zeige, dass wir die „Dinge an sich" erkennen. Die Naturwissenschaft, die bei Korn als die Wissenschaft schlechtweg auftritt, tut dies also vor allem als Fundament der Technik. Die Technik aber ist offenbar kein rein naturwissenschaftlicher Tatbestand. Sie ist zugleich ein geschichtlicher. Als solcher zwingt sie, die positivistische, undialektische Trennung zu überprüfen, die man zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu etablieren suchte. Die Fragen, die die Menschheit der Natur vorlegt, sind vom Stande ihrer Produktion mitbedingt. Das ist der Punkt, an dem der Positivismus scheitert. Er konnte in der Entwicklung der Technik nur die Fortschritte der Naturwissenschaft, nicht die Rückschritte der Gesellschaft erkennen. Dass diese Entwicklung durch den Kapitalismus entscheidend mitbedingt wurde, übersah er. Und ebenso entging den Positivisten unter den sozialdemokratischen Theoretikern, dass diese Entwicklung den immer dringlicher sich erweisenden Akt, mit dem das Proletariat sich in den Besitz dieser Technik bringen sollte, zu einem immer prekäreren werden liess. Die destruktive Seite dieser Entwicklung verkannten sie, weil sie der destruktiven Seite der Dialektik entfremdet waren.

Eine Prognose war fällig, und sie blieb aus. Das besiegelte einen Verlauf, der für das vergangene Jahrhundert kennzeichnend ist : nämlich die verunglückte Rezeption der Technik. Sie besteht in einer Folge schwungvoller, immer erneuter Anläufe, die samt und sonders den Umstand zu überspringen suchen, dass dieser Gesellschaft die Technik nur zur Erzeugung von Waren dient. Die Saint-Simonisten mit ihrer Industrie-Dichtung stehen am Anfang ; es folgt der Realismus eines Du Camp, der in der Lokomo-

---

[1]) Vgl. August Bebel, Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart 1891, S. 177/79 und S. 333/36 über die Umwälzung der Hauswirtschaft durch die Technik, S. 200/201 über die Frau als Erfinderin.

tive die Heilige der Zukunft sieht; den Beschluss macht ein Ludwig Pfau: „Es ist ganz unnötig“, schrieb er, „ein Engel zu werden, und die Lokomotive ist mehr wert als das schönste Paar Flügel.“[1]) Dieser Blick auf die Technik fiel aus der „Gartenlaube“. Und man mag sich aus solchem Anlass fragen, ob die „Gemütlichkeit“, deren sich das Bürgertum des Jahrhunderts freute, nicht aus dem dumpfen Behagen stammt, niemals erfahren zu müssen, wie sich die Produktivkräfte unter seinen Händen entwickeln mussten. Diese Erfahrung blieb denn auch wirklich dem Jahrhundert, das folgte, vorbehalten. Es erlebt, wie die Schnelligkeit der Verkehrswerkzeuge, wie die Kapazität der Apparaturen, mit denen man Wort und Schrift vervielfältigt, die Bedürfnisse überflügelt. Die Energien, die die Technik jenseits dieser Schwelle entwickelt, sind zerstörende. Sie fördern in erster Linie die Technik des Kriegs und die seiner publizistischen Vorbereitung. Von dieser Entwicklung, die durchaus eine klassenbedingte gewesen ist, darf man sagen, dass sie sich im Rücken des vorigen Jahrhunderts vollzogen hat. Ihm sind die zerstörenden Energien der Technik noch nicht bewusst gewesen. Das gilt zumal von der Sozialdemokratie der Jahrhundertwende. Wenn sie den Illusionen des Positivismus an dieser oder jener Stelle entgegentrat, so blieb sie im ganzen in ihnen befangen. Die Vergangenheit erschien ihr ein für allemal in die Scheuern der Gegenwart eingebracht; mochte die Zukunft Arbeit in Aussicht stellen, so doch die Gewissheit des Erntesegens.

III

In dieser Epoche hat sich Eduard Fuchs gebildet, und entscheidende Züge seines Werkes entstammen ihr. Es nimmt, um das formelhaft auszusprechen, an der Problematik teil, die von der Kulturgeschichte untrennbar ist. Diese Problematik verweist auf den zitierten Engelsschen Text zurück. Man könnte glauben, den locus classicus in ihm zu haben, der den historischen Materialismus als Geschichte der Kultur definiert. Muss nicht das der wahre Sinn dieser Stelle sein? Muss nicht das Studium der einzelnen Disziplinen, denen der Schein ihrer Geschlossenheit nun genommen ist, in dem der Kulturgeschichte als demjenigen des Inventars zusammenfliessen, das die Menschheit sich bis heute gesichert hat? In Wahrheit würde der dergestalt Fragende an die Stelle der vielen und problematischen Einheiten, die die Geistesgeschichte (als

---

[1]) Zitiert von D. Bach, John Ruskin. In: Die Neue Zeit. XVIII. Stuttgart 1900, I, S. 728.

Geschichte der Literatur und Kunst, des Rechts oder der Religion) umfasst, nur eine neue, problematischste setzen. Die Abgehobenheit, in der die Kulturgeschichte ihre Inhalte präsentiert, ist für den historischen Materialisten eine scheinhafte und von einem falschen Bewusstsein gestiftete.[1]) Er steht ihr zurückhaltend gegenüber. Berechtigen zu solcher Zurückhaltung würde ihn die blosse Inspektion des Gewesenen selbst: was er an Kunst und an Wissenschaft überblickt, ist samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen betrachten kann. Es dankt sein Dasein nicht nur der Mühe der grossen Genien, die es geschaffen haben, sondern in mehr oder minderem Grade auch der namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen. Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Dem Grundsätzlichen dieses Tatbestandes ist noch keine Kulturgeschichte gerecht geworden, und sie kann das auch schwerlich hoffen.

Dennoch liegt nicht hier das Entscheidende. Ist der Begriff der Kultur für den historischen Materialismus ein problematischer, so ist ihr Zerfall in Güter, die der Menschheit ein Objekt des Besitzes würden, ihm eine unvollziehbare Vorstellung. Das Werk der Vergangenheit ist ihm nicht abgeschlossen. Keiner Epoche sieht er es dinghaft, handlich in den Schoss fallen, und an keinem Teil. Als ein Inbegriff von Gebilden, die unabhängig, wenn nicht von dem Produktionsprozess, in dem sie entstanden, so doch von dem, in welchem sie überdauern, betrachtet werden, trägt der Begriff der Kultur ihm einen fetischistischen Zug. Sie erscheint verdinglicht. Ihre Geschichte wäre nichts als der Bodensatz, den die durch keinerlei echte, d. i. politische Erfahrung im Bewusstsein der Menschen aufgestöberten Denkwürdigkeiten gebildet haben.

Im übrigen kann man nicht ausser acht lassen, dass noch keine Geschichtsdarstellung, die auf kulturhistorischer Grundlage unternommen wurde, dieser Problematik entronnen ist. Sie ist hand-

[1]) Charakteristischen Ausdruck hat dieses scheinhafte Moment in Alfred Webers Begrüssungsansprache auf dem deutschen Soziologentage von 1912 gefunden. „Erst wenn das Leben von seinen Notwendigkeiten und Nützlichkeiten zu einem über diesen stehenden Gebilde geworden ist, erst dann gibt es Kultur." In diesem Kulturbegriff schlummerten Keime der Barbarei, die sich inzwischen entfaltet haben. Kultur erscheint als etwas „für die Fortexistenz des Lebens Überflüssiges, was wir doch gerade als... dasjenige, wofür es da ist, fühlen." Kurz, die Kultur existiert nach Art eines Kunstwerks, „das vielleicht ganze Lebensformen und Lebensgrundsätze in Verwirrung bringt, das zersetzend und zerbrechend wirken kann, und dessen Existenz wir doch als höher fühlen als alles Gesunde und Lebendige, was dadurch zerstört wird." Fünfundzwanzig Jahre nachdem das gesagt wurde, haben Kulturstaaten es als ihre Ehre in Anspruch genommen, solchen Kunstwerken zu gleichen, solche zu sein (Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages. Schriften der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Erste Serie, Zweiter Band. Tübingen 1913, S. 11/12. Alfred Weber, Der soziologische Kulturbegriff).

greiflich in der gross angelegten „Deutschen Geschichte“ von Lamprecht, welche die Kritik der „Neuen Zeit“ aus begreiflichen Gründen mehr als einmal beschäftigt hat. „Lamprecht“, schreibt Mehring, „ist bekanntlich unter den bürgerlichen Historikern derjenige, der sich am meisten dem historischen Materialismus genähert hat.“ Jedoch „Lamprecht ist auf halbem Weg stehen geblieben... Jeder Begriff einer historischen Methode hört... auf, wenn Lamprecht die ökonomische und kulturelle Entwicklung nach einer bestimmten Methode behandeln will, die politische Entwicklung derselben Zeit aber aus einigen anderen Historikern kompiliert.“[1]) Gewiss ist die Darstellung der Kulturgeschichte auf Basis der pragmatischen Historie ein Widersinn. Tiefer liegt aber der Widersinn einer dialektischen Kulturgeschichte an sich, da das Kontinuum der Geschichte, von der Dialektik gesprengt, an keinem Teil eine weitere Streuung erleidet, als an dem, welchen man Kultur nennt.

Kurz, nur scheinbar stellt die Kulturgeschichte einen Vorstoss der Einsicht dar, nicht einmal scheinbar einen der Dialektik. Denn es fehlt ihr das destruktive Moment, das das dialektische Denken wie die Erfahrung des Dialektikers als authentische sicherstellt. Sie vermehrt wohl die Last der Schätze, die sich auf dem Rücken der Menschheit häufen. Aber sie gibt ihr die Kraft nicht, diese abzuschütteln, um sie dergestalt in die Hand zu bekommen. Das gleiche gilt von der sozialistischen Bildungsarbeit um die Jahrhundertwende, welche die Kulturgeschichte zum Leitstern hatte.

IV

Der geschichtliche Umriss des Werkes von Fuchs profiliert sich vor diesem Hintergrund. Wo es Bestand und Dauer hat, da ist es einer geistigen Konstellation abgerungen, wie sie widriger selten erschienen ist. Und hier ist es der Sammler Fuchs, der den Theoretiker vieles erfassen lehrte, wozu seine Zeit ihm den Zugang sperrte. Es war der Sammler, der auf Grenzgebiete geriet — das Zerrbild, die pornographische Darstellung —, an denen eine Reihe Schablonen aus der überkommenen Kunstgeschichte früher oder später zuschanden werden. Es ist zunächst zu bemerken, dass Fuchs mit der klassizistischen Kunstauffassung, deren Spur auch bei Marx noch erkennbar ist, auf der ganzen Linie gebrochen hat. Die Begriffe, in denen das Bürgertum diese Kunstauf-

---

[1]) F. Mehring, Akademisches. In : Die Neue Zeit. XVI. Stuttgart 1898, I. S. 195-196.

fassung entwickelt hatte, sind bei Fuchs nicht mehr im Spiele : nicht der schöne Schein, nicht die Harmonie, nicht die Einheit des Mannigfaltigen. Und die gleiche robuste Selbstbehauptung des Sammlers, die den Autor den klassizistischen Theorien entfremdet hat, macht sich bisweilen, drastisch und brüsk, der Antike selbst gegenüber geltend. Im Jahre 1908 prophezeit er, gestützt auf das Werk der Rodin und Slevogt, eine neue Schönheit, „die in ihren schliesslichen Resultaten noch unendlich grösser zu werden verspricht als die Antike. Denn wo diese nur höchste animalische Form war, wird die neue Schönheit ausgefüllt sein mit einem grandiosen geistig-seelischen Inhalt.“[1])

Kurz, die Wertordnung, die bei Winckelmann oder Goethe einst die Kunstbetrachtung bestimmte, hat bei Fuchs jeden Einfluss verloren. Freilich wäre es irrig, darum zu meinen, dass so die idealistische Kunstbetrachtung selber aus den Angeln gehoben sei. Das kann früher der Fall nicht sein als die disiecta membra, welche der Idealismus als „geschichtliche Darstellung“ einerseits und als „Würdigung“ andererseits in der Hand hält, eines geworden und als solche überholt worden sind. Das zu leisten, bleibt einer Geschichtswissenschaft vorbehalten, deren Gegenstand nicht von einem Knäuel purer Tatsächlichkeiten, sondern von der gezählten Gruppe von Fäden gebildet wird, die den Einschuss einer Vergangenheit in die Textur der Gegenwart darstellen. (Man würde fehlgehen, diesen Einschuss mit dem blossen Kausalnexus gleichzusetzen. Er ist vielmehr ein durchaus dialektischer, und jahrhundertelang können Fäden verloren gewesen sein, die der aktuale Geschichtsverlauf sprunghaft und unscheinbar wieder aufgreift.) Der geschichtliche Gegenstand, der der puren Faktizität enthoben ist, bedarf keiner „Würdigung“. Denn er bietet nicht vage Analogien zur Aktualität, sondern konstituiert sich in der präzisen dialektischen Aufgabe, die ihr zu lösen obliegt. Darauf ist es in der Tat abgesehen. Wenn an nichts anderem, so wäre dies an dem pathetischen Zuge fühlbar, der den Text oft dem

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 125. — Die stete Bezugnahme auf die zeitgenössische Kunst gehört zu den wichtigsten Impulsen des Sammlers Fuchs. Auch sie kommt ihm teilweise von den grossen Schöpfungen der Vergangenheit. Seine unvergleichliche Kenntnis der älteren Karikatur erschliesst Fuchs früh die Arbeiten eines Toulouse-Lautrec, eines Heartfield und eines George Grosz. Seine Passion für Daumier führt ihn zu Slevogts Werk, dessen Don Quichote-Konzeption ihm als die einzige vor Augen schwebt, die sich neben Daumier halten kann. Seine Studien über Keramik geben ihm alle Autorität, einen Emil Pottner zu fördern. Sein Leben lang hat Fuchs mit bildenden Künstlern in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Es ist daher nicht verwunderlich, dass seine Art, Kunstwerke anzusprechen, oft mehr die des Künstlers als des Historikers ist.

Vortrag nähert. Doch ist andererseits daran kenntlich, dass nicht weniges in der Absicht und im Anlauf befangen blieb. Das grundsätzlich Neue der Intention kommt zu ungebrochenem Ausdruck vor allem da, wo ihr der stoffliche Vorwurf entgegenkommt. Das geschieht in der Deutung des Ikonographischen, in der Betrachtung der Massenkunst, in dem Studium der Reproduktionstechnik. Diese Teile des Fuchsschen Werkes sind bahnbrechend. Sie sind Bestandteile einer jeden künftigen materialistischen Betrachtung von Kunstwerken.

Den drei genannten Motiven ist eines gemeinsam : sie enthalten eine Anweisung auf Erkenntnisse, die sich an der hergebrachten Kunstauffassung nicht anders erweisen können als destruktiv. Die Befassung mit der Reproduktionstechnik erschliesst, wie kaum eine andere Forschungsrichtung, die entscheidende Bedeutung der Rezeption ; sie gestattet damit, den Prozess der Verdinglichung, der am Kunstwerk statthat, in gewissen Grenzen zu korrigieren. Die Betrachtung der Massenkunst führt zur Revision des Geniebegriffs ; sie legt nahe, über der Inspiration, die am Werden des Kunstwerks teilhat, die Faktur nicht zu übersehen, die allein ihr gestattet, fruchtbar zu werden. Endlich erweist sich die ikonographische Auslegung nicht allein unentbehrlich für das Studium der Rezeption und der Massenkunst ; sie verwehrt vor allem die Übergriffe, zu denen jeder Formalismus alsbald verführt.[1])

Fuchs hat sich mit dem Formalismus befassen müssen. Wölfflins Lehre war im Aufstieg zur gleichen Zeit als Fuchs die Fundamente seines Werks gründete. In seinem „Individuellen Problem" knüpft er an einen Grundsatz aus der „Klassischen Kunst" Wölfflins an. Dieser Grundsatz lautet : „So sind Quattrocento und Cinquecento als Stilbegriffe mit einer stofflichen Charakteristik nicht zu erledigen. Das Phänomen... weist auf eine Entwicklung des künstlerischen Sehens, die von einer besonderen Gesinnung und von einem besonderen Schönheitsideal im wesentlichen unabhängig ist."[2]) Gewiss kann diese Formulierung dem historischen Materialisten Anstoss bieten. Aber sie enthält doch auch Förderliches ; denn gerade er ist nicht so sehr daran interessiert, die Veränderung des künstlerischen Sehens auf ein gewandeltes Schönheitsideal als auf elementarere Prozesse zurückzuführen — Prozesse, wie sie durch ökonomische und technische Wandlungen in der Produktion

---

[1]) Der Meister ikonographischer Interpretation dürfte Emile Mâle sein. Seine Untersuchungen beschränken sich auf die Plastik der französischen Kathedralen des 12. bis 15. Jahrhunderts und überschneiden sich demnach nicht mit denen von Fuchs.

[2]) Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst. München 1899, S. 275.

angebahnt werden. Was den gegebenen Fall betrifft, so würde der schwerlich leer ausgehen, der sich mit der Frage befassen wollte, welche wirtschaftlich bedingten Veränderungen im Wohnbau die Renaissance mit sich brachte und welche Rolle die Renaissancemalerei als Prospekt der neuen Architektur und als Illustration des durch sie ermöglichten Auftretens denn gespielt habe.[1]) Freilich streift Wölfflin diese Frage nur flüchtig. Wenn aber Fuchs gegen ihn geltend macht : „Gerade diese formalen Momente... sind es, die sich nirgends anders her erklären lassen als aus der veränderten Stimmung der Zeit"[2]), so weist das doch in erster Linie auf die erwähnte Bedenklichkeit von kulturhistorischen Kategorien hin.

Es ergibt sich an mehr als einer Stelle, dass Polemik, auch Diskussion, auf dem Wege des Schriftstellers Fuchs nicht liegt. Die eristische Dialektik, die nach Hegels Definition „in die Kraft des Gegners eingeht, um ihn von innen her zu vernichten", ist, so streitbar Fuchs erscheint, in seinem Arsenal nicht zu finden. Bei den Forschern, die auf Marx und Engels folgten, liess die destruktive Kraft des Gedankens nach, der nun nicht mehr das Jahrhundert in die Schranken zu fordern wagte. Schon bei Mehring hat sich ihr Tonus in der Fülle der Scharmützel herabgestimmt. Immerhin leistete er mit der „Lessing-Legende" Erhebliches. Er zeigte, welcher Heerbann politischer, aber auch wissenschaftlicher und theoretischer Energien in den grossen Werken der Klassik aufgebracht worden war. Er bekräftigte so seine Abneigung gegen den belletristischen Schlendrian seiner Zeitgenossen. Er kam zu der männlichen Erkenntnis, die Kunst habe ihre Wiedergeburt erst von dem ökonomisch-politischen Siege des Proletariats zu erwarten. Und zu der unbestechlichen : „In seinen Befreiungskampf vermag sie nicht tief einzugreifen."[3]) Die Entwicklung der Kunst hat ihm Recht gegeben. Seine Erkenntnisse verwiesen

---

[1]) Die ältere Tafelmalerei gab dem Menschen als Quartier nicht mehr als ein Schilderhäuschen. Die Maler der Frührenaissance haben zum ersten Mal Innenräume ins Bild gesetzt, in denen die dargestellten Figuren Spielraum haben. Das machte die Erfindung der Perspektive durch Uccello den Zeitgenossen und ihm selber so überwältigend. Die Malerei, die von nun ab ihre Schöpfungen mehr als vordem den Wohnenden (statt wie einstmals den Betenden) widmete, gab ihnen Vorlagen ihres Wohnens, wurde nicht müde, Perspektiven der Villa vor ihnen aufzustellen. Die Hochrenaissance, sehr viel sparsamer in der Darstellung des eigentlichen Interieurs, baute doch auf diesen Grund auf. „Das Cinquecento hat ein besonders starkes Gefühl für die Relation zwischen Mensch und Bauwerk, für die Resonanz eines schönen Raumes. Es kann sich fast keine Existenz denken ohne architektonische Fassung und Fundamentierung." (Wölfflin, a. a. O., S. 227).

[2]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 20.

[3]) Franz Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Zweiter Teil : Von Lassalles Offenem Antwortschreiben bis zum Erfurter Programm. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, III, 2) Stuttgart 1898, S. 546.

Mehring mit verdoppeltem Nachdruck auf das Studium der Wissenschaft. Er erwarb in ihm die Solidität und Strenge, die ihn gegen den Revisionismus gefeit machten. So formten sich in seinem Charakterbild Züge, die im besten Sinn bürgerliche zu nennen, doch weit entfernt sind, den Dialektiker zu gewährleisten. Sie begegnen bei Fuchs nicht minder. Und vielleicht stechen sie bei ihm mehr hervor, weil sie einer expansiveren und sensualistischer gearteten Veranlagung einverleibt sind. Wie dem auch sei — man könnte sich sein Portrait wohl in eine Galerie bürgerlicher Gelehrtenköpfe versetzt denken. Als Nachbarn mag man ihm Georg Brandes geben, mit dem er den rationalistischen Furor, die Leidenschaft teilt, über weite geschichtliche Räume mit der Fackel des Ideals (des Fortschritts, der Wissenschaft, der Vernunft) Licht zu verbreiten. Auf der anderen Seite mag man sich Adolf Bastian, den Ethnologen denken. An ihn erinnert Fuchs vor allem in seinem unersättlichen Materialhunger. Und wie Bastian zu legendärem Ruf durch seine Bereitschaft gekommen war, jederzeit, wenn es eine Frage zu klären galt, mit dem Handköfferchen aufzubrechen und eine Expedition anzutreten, die ihn monatelang von der Heimat fernhielt, so war auch Fuchs jederzeit den Impulsen hörig, die ihn auf die Suche nach neuen Belegen trieben. Beider Werke werden unerschöpfliche Fundgruben für die Forschung bleiben.

V.

Es muss für den Psychologen eine bedeutsame Frage sein, wie ein Enthusiast, eine dem Positiven zugekehrte Natur, zur Passion für die Karikatur gelangen kann. Er beantworte sie nach Gefallen — der Tatbestand lässt, was Fuchs angeht, keinen Zweifel zu. Von vornherein unterscheidet sein Kunstinteresse sich von dem, was man wohl ‚Freude am Schönen' nennt. Von vornherein ist die Wahrheit ins Spiel gemischt. Fuchs wird nicht müde, den Quellenwert, die Autorität der Karikatur zu betonen. „Die Wahrheit liegt im Extrem," formuliert er gelegentlich. Er geht weiter : die Karikatur ist ihm „gewissermassen die Form..., von der alle objektive Kunst ausgeht. Ein einziger Blick in die ethnographischen Museen belegt diesen Satz."[1]) Wenn Fuchs die prähistorischen Völker, die Kinderzeichnung heranzieht, so tritt vielleicht der Begriff der Karikatur in einen problematischen Zusammenhang — desto ursprünglicher bekundet sich das vehemente Interesse, das er den drastischen Gehalten des Kunstwerks, mögen

[1]) **Karikatur, Bd. I, S. 4/5**

sie inhaltlicher[1]) oder formaler Art sein, entgegenbringt. Dieses Interesse durchzieht sein Werk in der ganzen Breite. Noch in der späten „Tang-Plastik“ lesen wir : „Die Groteske ist die höchste Steigerung des Sinnlich-Vorstellbaren. In diesem Sinn sind die grotesken Gebilde zugleich der Ausdruck der strotzenden Gesundheit einer Zeit... Gewiss darf nicht bestritten werden, dass es hinsichtlich der Triebkräfte der Groteske auch einen krassen Gegenpol gibt. Auch dekadente Zeiten und kranke Gehirne neigen zu grotesken Gestaltungen. In solchen Fällen ist das Groteske das erschütternde Widerspiel der Tatsache, dass den betreffenden Zeiten und Individuen die Daseinsprobleme unlösbar erscheinen... Welche von diesen beiden Tendenzen hinter einer grotesken Phantasie als schöpferische Antriebskraft steht, ist auf den ersten Blick erkenntlich.“[2])

Die Stelle ist instruktiv. Es kommt in ihr besonders deutlich zum Vorschein, worauf die Wirkung ins Breite, die besondere Popularität der Werke von Fuchs beruht. Das ist die Gabe, die Grundbegriffe, in denen seine Darstellung sich bewegt, alsbald mit Wertungen zu legieren. Das geschieht oft auf massive Art.[3]) Zudem sind diese Wertungen stets extrem. Sie treten polar auf und polarisieren derart den Begriff, mit dem sie verschmolzen sind. So in der Darstellung des Grotesken, so in der der erotischen Karikatur. In den Zeiten des Niederganges ist sie „Schmutz“ und „kitzelnde Pikanterie“, in den Zeiten des Aufstiegs „Ausdruck überschäumender Lust und strotzender Kraft.“[4]) Bald sind es die Wertbegriffe der Blütezeit und des Niederganges, bald die des Gesunden und Kranken, die Fuchs heranzieht. Grenzfällen, an denen sich ihre Problematik erweisen könnte, geht er aus dem Wege. Mit Vorliebe hält er sich an das „ganz Grosse“, das das Vorrecht hat, „dem Hinreissenden im Einfachsten“ Raum zu geben.[5]) Gebrochene Kunstepochen, wie das Barock, würdigt er wenig. Die grosse Zeit ist auch ihm noch die Renaissance. Hier

---

[1]) Vgl. die schöne Bemerkung zu den Daumierschen Figuren von Proletarierinnen : „Wer solche Stoffe als blosse Bewegungsmotive ansieht, beweist, dass ihm die letzten Triebkräfte, die wirksam werden müssen, um erschütternde Kunst zu gestalten, ein versiegeltes Buch sind... Gerade deshalb, weil es sich in diesen Bildern um etwas ganz anderes als... ‚Bewegungsmotive‘ handelt, werden diese Werke ewig leben als... erschütternde Denkmäler der Knechtung des mütterlichen Weibes im neunzehnten Jahrhundert.“ (Der Maler Daumier, S. 28.)

[2]) Tang-Plastik, S. 44.

[3]) Vgl. die These über die erotische Wirkung des Kunstwerks : „Je intensiver diese Wirkung ist, umso grösser ist die künstlerische Qualität.“ (Erotische Kunst, Bd. I, S. 68.)

[4]) Karikatur, S. 23.

[5]) Dachreiter, S. 39.

behält sein Kultus des Schöpfertums über seine Abneigung gegen die Klassik die Oberhand.

Der Begriff des Schöpferischen hat bei Fuchs einen starken Einschlag ins Biologische. Und während das Genie mit Attributen auftritt, die bisweilen das Priapische streifen, erscheinen Künstler, von denen der Autor sich distanziert, gern geschmälert in ihrer Männlichkeit. Es trägt den Stempel solcher biologistischen Anschauungsweise, wenn Fuchs sein Urteil über die Greco, Murillo, Ribera in der Konstatierung zusammenfasst : „Alle drei wurden speziell deshalb die klassischen Vertreter des Barockgeistes, weil jeder in seiner Art zugleich ein ‚verkorkster‘ Erotiker war.“[1]) Man darf nicht aus dem Auge verlieren, dass Fuchs seine Grundbegriffe in einer Epoche entwickelte, der die „Pathographie“ den letzten Standard der Kunstpsychologie, Lombroso und Möbius Autoritäten vorstellten. Und der Geniebegriff, der durch die einflussreiche „Kultur der Renaissance“ von Burckhardt zur gleichen Zeit mit reichem Anschauungsmaterial erfüllt wurde, nährte aus anderen Quellen die gleiche weitverbreitete Überzeugung, Schöpfertum sei vor allem anderen eine Manifestation überschäumender Kraft. Verwandte Tendenzen waren es, die Fuchs später zu Konzeptionen führten, die der Psychoanalyse verwandt sind ; er hat sie als erster für die Kunstwissenschaft fruchtbar gemacht.

Das Eruptive, Unmittelbare, das dem künstlerischen Schaffen nach dieser Anschauung das Gepräge gibt, beherrscht für Fuchs nicht minder das Auffassen von Werken der Kunst. So ist es oft nicht mehr als ein Sprung, der bei ihm zwischen Apperzeption und Urteil liegt. In der Tat ist der ‚Eindruck‘ ihm nicht nur der selbstverständliche Anstoss, den der Betrachter vom Werk erfährt, sondern Kategorie der Betrachtung selbst. Wenn Fuchs beispielsweise seine kritische Reserve gegen den artistischen Formalismus der Ming-Epoche zu erkennen gibt, so fasst er das dahin zusammen, dass deren Werke „schliesslich und endlich... nicht mehr, sondern sehr oft nicht einmal dasselbe an Eindruck erreichen, was z. B. die Tang-Epoche mit ihren grossen Linien erreicht hat.“[2]) Derart kommt der Schriftsteller Fuchs zu dem besonderen und apodiktischen, um nicht zu sagen dem rustikalen Stil, dessen Prägung er meisterhaft formuliert, wenn er in der „Geschichte der Erotischen Kunst“ erklärt : „Vom richtigen Erfühlen bis zum richtigen und restlosen Entziffern der in einem Kunstwerk wirkenden Kräfte ist immer nur ein einziger Schritt.“[3]) Nicht jedem ist dieser Stil

---

[1]) Die grossen Meister der Erotik, S. 115.
[2]) Dachreiter, S. 48.
[3]) Erotische Kunst, Bd. II, erster Teil, S. 186.

erreichbar; Fuchs hat seinen Preis für ihn zahlen müssen. Um den Preis mit einem Wort anzudeuten : die Gabe, Staunen zu erregen, ist dem Schriftsteller versagt geblieben. Kein Zweifel, dass dieser Ausfall ihm fühlbar gewesen ist. Er sucht ihn aufs mannigfachste zu kompensieren und spricht von nichts lieber als von Geheimnissen, denen er in der Psychologie des Schaffens nachgeht, als von Rätseln des Geschichtsverlaufes, die ihre Lösung im Materialismus finden. Aber der Drang nach unmittelbarster Bewältigung der Tatbestände, der schon seine Konzeption des Schaffens bestimmt und die der Rezeption ebenso, setzt sich schliesslich auch in der Analyse durch. „Notwendig" erscheint der Verlauf der Kunstgeschichte, „organisch" erscheinen die Stilcharaktere, „logisch" erscheinen noch die befremdlichsten Kunstgebilde. Sie werden es seltener im Laufe der Analyse als sie es, dem Eindruck nach, schon zuvor waren, wie jene Fabelwesen der Tang-Epoche, die mit ihren Flammenflügeln und Hörnern „absolut logisch", „organisch" wirken. „Logisch wirken selbst die riesigen Elefantenohren; logisch ist auch stets die Haltung... Es handelt sich nie bloss um konstruierte Begriffe, sondern stets um die zur lebensatmenden Form gewordene Idee."[1])

---

[1]) Tang-Plastik, S. 30/31. — Problematisch wird diese intuitive, unmittelbare Anschauungsweise dann, wenn sie den Tatbestand einer materialistischen Analyse erfüllen will. Es ist bekannt, dass Marx sich nirgends eingehender darüber ausgelassen hat, wie man sich das Verhältnis des Überbaus zum Unterbau im einzelnen zu denken habe. Feststeht nur, dass er eine Folge von Vermittlungen, gleichsam Transmissionen, im Auge hatte, die sich zwischen die materiellen Produktionsverhältnisse und die entfernteren Domänen des Überbaus, zu denen die Kunst zählt, einschalten. So auch Plechanow : „Wenn die Kunst, die von den höheren Klassen geschaffen wird, in keiner direkten Beziehung zu dem Produktionsprozess steht, so ist dies in letzter Linie... aus ökonomischen Ursachen zu erklären. Die materialistische Geschichtserklärung ist... auch für diesen Fall anwendbar; es ist jedoch selbstverständlich, dass der unzweifelhafte kausale Zusammenhang zwischen Sein und Bewusstsein, zwischen sozialen Verhältnissen, welche die ‚Arbeit' als Grundlage haben, einerseits und der Kunst in diesem Falle nicht so leicht zutage tritt. Hier entstehen... einige Zwischenstationen." (G. Plechanow, Das französische Drama und die französische Malerei im neunzehnten Jahrhundert vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung. In : Die Neue Zeit. XXIX. Stuttgart 1911, S. 544/545). Soviel ist deutlich, dass die klassische Geschichtsdialektik von Marx hier kausale Abhängigkeiten für gegeben erachtet. In der späteren Praxis ist man laxer vorgegangen und hat sich oft mit Analogien begnügt. Möglich, dass das mit dem Anspruch zusammenhing, die bürgerlichen Literatur- und Kunstgeschichten durch nicht minder grossangelegte materialistische zu ersetzen. Dieser Anspruch gehört zur Signatur der Epoche; er ist von wilhelminischem Geist getragen. Er hat auch von Fuchs seinen Tribut gefordert. Ein Lieblingsgedanke des Autors, der in vielen Varianten zum Ausdruck kommt, statuiert realistische Kunstepochen für Handelsstaaten. So für das Holland des siebzehnten wie für das China des achten und neunten Jahrhunderts. Ausgehend von der Analyse der chinesischen Gartenwirtschaft, an der viele Züge des Kaiserreiches erläutert werden, wendet sich Fuchs der neuen Plastik zu, die unter der Herrschaft der Tang entsteht. Die monumentale Erstarrung des Han-Stiles lockert sich; das Interesse der anonymen Meister, die die Töpferarbeiten bildeten,

Hier kommen Vorstellungsreihen zur Geltung, die mit den sozialdemokratischen Lehren der Epoche aufs engste zusammenhängen. Es ist bekannt, wie tief die Wirkung des Darwinismus auf die Entwicklung der sozialistischen Geschichtsauffassung gewesen ist. In der Zeit der Verfolgung durch Bismarck kam diese Wirkung der ungebrochenen Zuversicht der Partei und der Entschiedenheit ihres Kampfes zugute. Später, im Revisionismus, bürdete die evolutionistische Geschichtsbetrachtung umso mehr der ‚Entwicklung' auf, je weniger die Partei das Errungene im Einsatz gegen den Kapitalismus aufs Spiel setzen wollte. Die Geschichte nahm deterministische Züge an; der Sieg der Partei „konnte nicht ausbleiben." Fuchs hat dem Revisionismus stets ferngestanden; sein politischer Instinkt, sein martialisches Naturell führten ihn auf den linken Flügel. Als Theoretiker aber hat er sich jenen Einflüssen nicht entziehen können. Man spürt sie überall am Werk. Damals führte ein Mann wie Ferri nicht nur die Prinzipien, sondern auch die Taktik der Sozialdemokratie auf Naturgesetze zurück. Für die anarchistischen Abweichungen machte er mangelnde Kenntnisse in der Geologie und Biologie haftbar. Gewiss haben Führer wie Kautsky sich mit solchen Abweichungen ausein-

---

gilt von nun an der Bewegung bei Mensch und Tier. „Die Zeit", führt Fuchs aus, „ist in jenen Jahrhunderten in China aus ihrer grossen Ruhe erwacht...; denn Handel bedeutet stets gesteigertes Leben, Leben und Bewegung. Also musste in erster Linie Leben und Bewegung in die Kunst der Tang-Zeit kommen. Und dieses Merkmal ist auch das erste, das einem in die Augen springt. Während z. B. die Tiere der Han-Periode immer noch schwer und wuchtig in ihrem ganzen Habitus sind..., ist bei denen der Tang-Zeit... alles Lebendigkeit, jedes Glied in Bewegung." (Tang-Plastik, S. 41) Diese Betrachtungsweise beruht auf blosser Analogie — Bewegung im Handel wie in der Plastik — und man könnte sie geradezu nominalistisch nennen. In der Analogie bleibt ebenfalls der Versuch, die Aufnahme der Antike in der Renaissance durchsichtig zu machen, befangen. „Die wirtschaftliche Basis war in beiden Epochen dieselbe, nur dass sie sich in der Renaissance auf einer höheren Stufenleiter der Entwicklung befand. Beide basierten auf dem Warenhandel." (Erotische Kunst, Bd. I, S. 42) Am Ende erscheint der Handel selbst als Subjekt der Kunstübung, und es heisst: „Der Handel muss mit den gegebenen Grössen rechnen, und er kann nur konkrete, nachprüfbare Grössen in Rechnung stellen. So muss er der Welt und den Dingen gegenübertreten, wenn er sie wirtschaftlich bewältigen will. Also ist auch seine künstlerische Anschauung von den Dingen eine in jeder Hinsicht reale." (Tang-Plastik, S. 42) Man mag davon absehen, dass in der Kunst eine „in jeder Hinsicht reale" Darstellung nicht zu finden ist. Grundsätzlich wäre zu sagen, dass ein Zusammenhang, der in genau gleicher Weise für die Kunst von Altchina und von Altholland Geltung beansprucht, problematisch erscheint. Er besteht in der Tat so nicht; es genügt ein Blick auf die Republik Venedig. Sie blühte durch ihren Handel; die Kunst Palma Vecchios, Tizians oder Veroneses war dennoch schwerlich eine „in jeder Hinsicht" realistische. Der Aspekt des Lebens, der uns in ihr entgegentritt, ist allein der repräsentative und festliche. Auf der andern Seite erfordert das Erwerbsleben auf allen seinen Entwicklungsstufen einen beträchtlichen Sinn für die Realität. Der Materialist kann daraus auf die Stilgebarung keinerlei Schlüsse ziehen.

andergesetzt.[1]) Dennoch fanden viele ihr Genüge an Thesen, die die geschichtlichen Vorgänge nach „physiologischen" und „pathologischen" sonderten oder aber den naturwissenschaftlichen Materialismus in den Händen des Proletariats „selbsttätig" zum historischen erhoben zu sehen meinten.[2]) Ähnlich stellt sich für Fuchs der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft als ein Prozess dar, der sich „ebensowenig eindämmen lässt, wie man einen Gletscher in seinem steten Vorwärtsdrängen aufhalten kann."[3]) Die deterministische Auffassung paart sich demnach mit einem handfesten Optimismus. Nun wird auf die Dauer ohne Zuversicht keine Klasse mit Erfolg politisch eingreifen können. Aber es macht einen Unterschied, ob der Optimismus der Aktionskraft der Klasse gilt oder den Verhältnissen, unter denen sie operiert. Die Sozialdemokratie neigte dem zweiten, fragwürdigen Optimismus zu. Die Perspektive auf die beginnende Barbarei, die einem Engels in der „Lage der arbeitenden Klasse in England", einem Marx in der Prognose der kapitalistischen Entwicklung aufgeblitzt war und heute selbst dem mittelmässigen Staatsmann geläufig ist, war den Epigonen der Jahrhundertwende verbaut. Als Condorcet die Lehre vom Fortschritt verbreitet hatte, da hatte das Bürgertum vor dem Machtantritt gestanden; anders stand ein Jahrhundert später das Proletariat. Ihm konnte sie Illusionen erwecken. Diese bilden in der Tat noch den Hintergrund, in den die Geschichte der Kunst bei Fuchs hin und wieder den Ausblick freigibt: „Die Kunst von heute", so meint er, „hat uns hundert Erfüllungen gebracht, die in den verschiedensten Richtungen weit über das hinausführen, was die Renaissancekunst erreicht hat, und die Kunst der Zukunft muss wieder unbedingt das Höhere bedeuten."[4])

VI

Das Pathos, das die Geschichtsauffassung von Fuchs durchzieht, ist das demokratische Pathos von 1830. Dessen Echo ist der Redner Victor Hugo gewesen. Das Echo des Echos sind jene

---

[1]) Karl Kautsky, Darwinismus und Marxismus. In: Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 710.

[2]) H. Laufenberg, Dogma und Klassenkampf. In: Die Neue Zeit. XXVII. Stuttgart 1909, I, S. 574. — Der Begriff der Selbsttätigkeit ist hier traurig herabgekommen. Seine grosse Zeit liegt im achtzehnten Jahrhundert, als der Ausgleich der Märkte begann. Damals feierte er seinen Triumph ebensowohl bei Kant, in Gestalt der Spontaneität, wie in der Technik, in Gestalt der Automaten.

[3]) Karikatur, Bd. I, S. 312.

[4]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 3.

Bücher, in denen Hugo als Redner zur Nachwelt spricht. Die Geschichtsauffassung von Fuchs ist die von Hugo im „William Shakespeare“ gefeierte : „Der Fortschritt ist der Schritt Gottes selbst.“ Und das allgemeine Stimmrecht erscheint als die Weltenuhr, nach der das Tempo dieser Schritte bemessen wird. „Qui vote règne“ hat Victor Hugo geschrieben, und er hat damit die Tafeln des demokratischen Optimismus aufgerichtet. Dieser Optimismus hat noch spät sonderbare Träumereien gezeitigt. Eine von ihnen gaukelte vor, dass „alle geistigen Arbeiter, somit auch materiell wie sozial sehr hochgestellte Personen als Proletarier“ zu betrachten seien. Denn es sei „eine nicht zu leugnende Tatsache, dass von dem in goldstrotzender Uniform sich blähenden Hofrat bis herab zum abgehetzten Lohnarbeiter alle, die für Geld ihre Dienste anbieten... wehrlose Opfer des Kapitalismus sind.“[1]) Die Tafeln, die Victor Hugo aufgerichtet hatte, stehen noch über dem Werk von Fuchs. Übrigens bleibt Fuchs in der demokratischen Tradition, wenn er mit besonderer Liebe an Frankreich hängt : an dem Boden dreier grosser Revolutionen, an der Heimat der Exilierten, an dem Ursprung des utopischen Sozialismus, an dem Vaterland der Tyrannenhasser Quinet und Michelet, an der Erde, in der die Kommunarden liegen. So lebte das Bild von Frankreich in Marx und Engels, so ist es auf Mehring gekommen, und so, als „die Avantgarde der Kultur und der Freiheit“[2]) ist das Land auch noch Fuchs erschienen. Er vergleicht den geflügelten Spott der Franzosen mit dem schwerfälligen der Deutschen ; er vergleicht Heine mit den daheim Verbliebenen ; er vergleicht den deutschen Naturalismus mit den satirischen Romanen von France. Und er ist auf diese Weise, wie Mehring, zu stichhaltigen Prognosen geleitet worden, ganz besonders im Falle von Gerhart Hauptmann.[3])

Frankreich ist eine Heimat auch für den Sammler Fuchs. Der Figur des Sammlers, die dem Betrachtenden je länger desto anziehender erscheint, ist bisher das ihre nicht oft geworden. Man sollte meinen, den romantischen Geschichtenerzählern hätte nie-

[1]) A. Max, Zur Frage der Organisation des Proletariats der Intelligenz. In : Die Neue Zeit. XIII. Stuttgart 1895, I, S. 652.

[2]) Karikatur, Bd. II, S. 238.

[3]) Mehring hat den Prozess, den „Die Weber“ zur Folge hatten, in der „Neuen Zeit“ kommentiert. Teile des Plädoyers des Verteidigers haben die Aktualität zurückgewonnen, die sie 1893 besessen haben. „Er müsse“, so führte der Anwalt aus, „geltend machen, dass den angezogenen, scheinbar revolutionären Stellen andere von abwiegelndem, besänftigendem Charakter entgegenständen. Der Dichter stehe auch gar nicht auf Seiten des Aufruhrs, er lasse vielmehr die Ordnung durch das Eingreifen einer Handvoll Soldaten siegen.“ F. Mehring, Entweder-Oder. In : Die Neue Zeit. XI. Stuttgart 1893, I, S. 780.

mand verlockender sich bieten können als sie. Aber man sucht diesen von gefährlichen, wenn auch domestizierten Passionen bewegten Typ umsonst unter den Figurinen eines Hoffmann, Quincey oder Nerval. Romantisch sind die Figuren des Reisenden, des Flaneurs, des Spielers, des Virtuosen. Die des Sammlers findet sich nicht. Und man sucht sie vergeblich in den „Physiologien", die sonst vom Camelot zum Salonlöwen keine Figur des Pariser Panoptikums unter Louis Philippe sich haben entgehen lassen. Desto bedeutsamer ist die Stelle, die der Sammler bei Balzac einnimmt. Balzac hat ihm ein Denkmal gesetzt, das ganz und gar nicht im romantischen Sinne behandelt ist. Er ist der Romantik von jeher fremd gewesen. Auch gibt es wenige Stücke in seinem Werk, in denen die antiromantische Position sich so überraschend ihr Recht verschafft wie in der Skizze des Cousin Pons. Dies ist vor allem kennzeichnend : so genau wir mit den Beständen der Sammlung, für die Pons lebt, bekannt werden, so wenig erfahren wir von der Geschichte ihres Erwerbs. Es gibt keine Stelle im „Cousin Pons", die man mit den Seiten vergleichen könnte, auf denen die Goncourts in ihren Tagebüchern die Bergung eines seltenen Fundes mit atemraubender Spannung schildern. Balzac stellt nicht den Jäger in den Jagdgründen des Inventars dar, als den man jeden Sammler betrachten kann. Das Hochgefühl, von dem alle Fibern seines Pons, seines Elie Magus zittern, ist der Stolz — Stolz auf die unvergleichlichen Schätze, die sie mit nimmermüder Besorgnis hüten. Balzac legt allen Akzent auf die Darstellung des ‚Besitzenden', und das Wort ‚Millionär' läuft ihm als Synonym für das Wort ‚Sammler' unter. Er spricht von Paris. „Man kann da oft", heisst es, „einem Pons, einem Elie Magus begegnen, die sehr dürftig gekleidet sind... Sie sehen aus, als wenn sie auf nichts hielten und sich um nichts kümmerten ; sie achten weder auf die Frauen noch auf die Auslagen. Sie gehen wie im Traum vor sich hin, ihre Taschen sind leer, ihr Blick ist gedankenlos, und man fragt sich, zu welcher Sorte von Parisern sie eigentlich gehören. — Diese Leute sind Millionäre. Sammler sind es ; die leidenschaftlichsten Menschen, die es auf der Welt gibt."[1])

Der Gestalt von Fuchs, ihrer Aktivität und Fülle, kommt das Bild, das Balzac vom Sammler entworfen hat, näher als das, welches man von einem Romantiker zu gewärtigen gehabt hätte. Ja man darf, auf den Lebensnerv des Mannes verweisend, sagen : Fuchs als Sammler ist echt balzacisch ; er ist eine Balzacsche Figur, die über die Konzeption des Dichters hinausgewachsen ist.

---

[1]) Honoré de Balzac, Le Cousin Pons. Paris 1925, S. 162.

Was läge mehr in der Linie dieser Konzeption als ein Sammler, dessen Stolz, dessen Expansivität ihn dahin führt, dass er, um nur vor aller Augen mit seinen Sammlungen zu erscheinen, diese in Reproduktionswerken auf den Markt bringt und — eine nicht minder balzacische Wendung — auf diese Weise ein reicher Mann wird. Es ist nicht nur die Gewissenhaftigkeit eines Mannes, der sich einen Konservator von Schätzen weiss, es ist auch der Exhibitionismus des grossen Sammlers, der Fuchs veranlasst hat, in jedem seiner Werke ausschliesslich unveröffentlichtes Bildmaterial, fast ausschliesslich seinem eigenen Besitz entstammendes zu veröffentlichen. Allein für den ersten Band der „Karikatur der Europäischen Völker" hat er nicht weniger als 68.000 Blätter kollationiert, um rund fünfhundert davon auszuwählen. Kein Blatt hat er jemals öfter als an einer einzigen Stelle reproduzieren lassen. Die Fülle seiner Dokumentation und die Breite seiner Wirkung gehören zusammen. Beide beglaubigen seine Abkunft von dem bürgerlichen Riesengeschlecht um 1830, wie Drumont es kennzeichnet. „Beinahe alle Führer der Schule von 1830", schreibt Drumont, „hatten die gleiche aussergewöhnliche Konstitution, die gleiche Fruchtbarkeit und den gleichen Hang zum Grandiosen. Delacroix wirft Epen auf die Leinwand, Balzac schildert eine ganze Gesellschaft ab, Dumas umfasst in seinen Romanen eine viertausendjährige Geschichte des Menschengeschlechts. Sie verfügen allesamt über einen Rücken, dem keine Last zu schwer ist."[1] Als 1848 die Revolution kam, da veröffentlichte Dumas einen Appell an die Arbeiter von Paris, in dem er sich ihnen als ihresgleichen vorstellt. In zwanzig Jahren habe er vierhundert Romane und fünfunddreissig Dramen gemacht; 8.160 Leute habe er in Brot gesetzt: Korrektoren und Setzer, Maschinisten und Garderobieren; er vergisst auch die Claque nicht. Das Gefühl, mit dem der Universalhistoriker Fuchs den ökonomischen Unterbau seiner grossartigen Sammlungen sich geschaffen hat, ist dem Dumasschen Selbstgefühl vielleicht nicht ganz unähnlich. Später erlaubt ihm dieser Unterbau, auf dem Pariser Markt fast ebenso souverän wie in seinen eigenen Beständen zu schalten. Der Senior der Kunsthändler von Paris pflegte um die Jahrhundertwende von ihm zu sagen: „C'est le Monsieur qui mange tout Paris." Fuchs gehört dem Typus des ramasseur an; er hat eine rabelaisische Freude an Quantitäten, die sich bis in die üppigen Wiederholungen seiner Texte bemerkbar macht.

---

[1]) Edouard Drumont, Les héros et les pitres. Paris. S. 107/108.

VII

Die französische Ahnentafel von Fuchs ist die des Sammlers, die deutsche die des Historikers. Die Sittenstrenge, die für den Geschichtsschreiber Fuchs bezeichnend ist, gibt ihm die deutsche Prägung. Sie gab sie bereits Gervinus, dessen „Geschichte der poetischen Nationalliteratur" man einen der ersten Versuche zur deutschen Geistesgeschichte nennen könnte. Es ist für Gervinus wie später für Fuchs kennzeichnend, dass die grossen Schöpfer in sozusagen martialischer Gestalt auftreten und das Aktive, Männliche, Spontane ihrer Natur auf Kosten des Kontemplativen, Weiblichen, Rezeptiven sich geltend macht. Freilich geht das Gervinus leichter vonstatten. Als er sein Buch verfasste, befand die Bourgeoisie sich im Aufstieg; ihre Kunst war von politischen Energien erfüllt. Fuchs schreibt im Zeitalter des Imperialismus; er stellt die politischen Energien der Kunst polemisch einer Epoche dar, in deren Schaffen sie sich von Tag zu Tag minderten. Aber die Masstäbe von Gervinus sind noch die seinen. Ja, man kann sie weiter, bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Und zwar an Hand von Gervinus selbst, dessen Gedenkrede auf F. C. Schlosser dem bewehrten Moralismus aus der revolutionären Zeit des Bürgertums grossartigen Ausdruck gegeben hat. Man hat Schlosser „grämliche Sittenstrenge" vorgeworfen. „Was Schlosser", so wendet Gervinus ein, „gegen jene Vorwürfe sagen könnte und sagen würde, wäre dies: dass man in dem Leben im Grossen, in der Geschichte, anders als in Roman und Novelle, eine oberflächliche Freude am Leben bei aller Heiterkeit der Sinne und des Geistes nicht lerne; dass man aus ihrer Betrachtung zwar nicht menschenfeindliche Verachtung, wohl aber eine strenge Ansicht von der Welt und ernste Grundsätze über das Leben einsauge; dass wenigstens auf die grössten aller Beurteiler von Welt und Menschen, die an einem eigenen inneren Leben das äussere zu messen verstanden, auf einen Shakespeare, Dante, Machiavelli, das Weltwesen stets einen solchen zu Ernst und Strenge bildenden Eindruck gemacht habe."[1]) Das ist der Ursprung des Moralismus von Fuchs: ein deutsches Jakobinertum, dessen Denkstein die Weltgeschichte von Schlosser ist, mit der Fuchs in seiner Jugend bekannt wurde.[2])

---

[1]) G. G. Gervinus, Friedrich Christoph Schlosser. Ein Nekrolog. Leipzig 1861, S. 30/31.

[2]) Diese Ausrichtung seines Œuvres hat sich für Fuchs nützlich erwiesen, als die Anklagen wegen „Verbreitung unzüchtiger Schriften" durch die kaiserlichen

Dieser bürgerliche Moralismus enthält, wie das nicht überraschen kann, Bestandteile, die mit den materialistischen bei Fuchs kollidieren. Wäre sich Fuchs darüber klar, so könnte es ihm vielleicht gelingen, diesen Zusammenstoss abzudämpfen. Er ist jedoch davon überzeugt, dass seine moralistische Geschichtsbetrachtung und der historische Materialismus miteinander vollkommen harmonieren. Hier waltet eine Illusion. Ihr Substrat ist die weitverbreitete, sehr revisionsbedürftige Anschauung, die bürgerlichen Revolutionen stellten, so wie sie vom Bürgertum selbst gefeiert werden, den Stammbaum einer proletarischen dar.[1]) Demgegenüber ist es entscheidend, den Blick auf den Spiritualismus zu lenken, der in diese Revolutionen eingewirkt ist. Seine Goldfäden hat die Moral gesponnen. Die Moral des Bürgertums — davon trägt die ersten Anzeichen schon die Schreckensherrschaft — steht im Zeichen der Innerlichkeit. Ihr Angelpunkt ist das Gewissen — sei es das des robespierreschen citoyens, sei es das des kantischen Weltbürgers. Das Verhalten der Bourgeoisie, das ihren eigenen Interessen zuträglich, aber angewiesen auf ein ihm komplementäres des Proletariats war, das den eigenen Interessen des letzteren nicht entsprach, proklamierte als moralische Instanz das Gewissen. Das Gewissen steht im Zeichen des Altruismus. Es rät dem Eigentümer, so zu handeln, wie es Begriffen entspricht, deren Geltung mittelbar seinen Mit-Eigentümern zugute kommt, und es rät den Nicht-Eigentümern leicht das Gleiche an. Wenn die letzteren sich diesem Rat anbequemen, ist der Nutzen ihres Verhaltens für die Eigentümer umso unmittelbarer ersichtlich, je fragwürdiger er für die so sich Verhaltenden und ihre Klasse ist. Darum steht auf diesem Verhalten der Preis der Tugend. — So setzt die Klassenmoral sich durch. Aber sie tut es unbewusst. Nicht so sehr hatte das Bürgertum Bewusstsein nötig, um diese Klassenmoral aufzu-

---

Staatsanwälte einsetzten. Wir finden den Moralismus von Fuchs naturgemäss besonders nachdrücklich in einem Sachverständigenvotum dargestellt, das im Zuge eines der sämtlich mit Freispruch endenden Strafverfahren erstattet wurde. Es stammt von Fedor von Zobeltitz und lautet an seiner wichtigsten Stelle : „Fuchs fühlt sich ernsthaft als Moralprediger und Erzieher, und diese tiefernste Lebensauffassung, dies innige Begreifen, dass seine Arbeit im Dienste der Menschheitsgeschichte von höchster Sittlichkeit getragen sein muss, schützt allein ihn schon vor dem Verdacht geschäftseifriger Spekulation, über den jeder lächeln müsste, der den Menschen kennt und seinen leuchtenden Idealismus."

[1]) Diese Revision ist von Max Horkheimer in dem Essay „Egoismus und Freiheitsbewegung" (diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 161 ff.) inauguriert worden. Zu den von Horkheimer versammelten Zeugnissen stimmen eine Reihe von interessanten Belegen, mit denen der Ultra Abel Bonnard seine Anklage gegen jene bürgerlichen Historiker der Revolution belegt, die von Chateaubriand als „l'école admirative de la terreur" zusammengefasst werden. (Vgl. Abel Bonnard, Les Modérés. Paris, S. 179 ff.)

richten, als das Proletariat Bewusstsein braucht, um sie zu stürzen. Diesem Tatbestand wird Fuchs nicht gerecht, weil er glaubt, seine Angriffe gegen das Gewissen der Bourgeoisie richten zu müssen. Ihre Ideologie erscheint ihm als Ränkespiel. „Das salbadernde Geschwätz“, sagt er, „das auch angesichts der schamlosesten Klassenurteile von der subjektiven Ehrlichkeit der betreffenden Richter faselt, beweist nur die eigene Charakterlosigkeit derer, die so reden oder schreiben; im besten Fall deren Borniertheit.“[1]) Auf den Gedanken, dem Begriff der bona fides (des guten Gewissens) selbst den Prozess zu machen, kommt Fuchs nicht. Und doch wird das dem historischen Materialisten nahe liegen. Nicht nur, weil er in diesem Begriff einen Träger der bürgerlichen Klassenmoral erkennt, sondern auch weil ihm nicht entgehen wird, dass dieser Begriff die Solidarität der moralischen Unordnung mit der ökonomischen Planlosigkeit befördert. Jüngere Marxisten haben den Sachverhalt wenigstens andeutungsweise berührt. So bemerkte man zur Politik Lamartines, der einen exzessiven Gebrauch von der bona fides machte: „Die bürgerliche... Demokratie... braucht diesen Wert. Der Demokrat... ist gewerbemässig aufrichtig. Damit fühlt er sich der Notwendigkeit überhoben, dem wirklichen Tatbestand nachzugehen.“[2])

Die Betrachtung, die ihr Augenmerk mehr auf die bewussten Interessen der Individuen lenkt als auf die Verhaltungsweise, zu der ihre Klasse oft unbewusst und durch ihre Stellung im Produktionsprozess veranlasst wird, führt zu einer Überschätzung des bewussten Moments in der Ideologiebildung. Sie ist bei Fuchs handgreiflich, wenn er erklärt: „Kunst ist in allen ihren wesentlichen Teilen die idealisierte Verkleidung des jeweiligen gesellschaftlichen Zustandes. Denn es ist ein ewiges Gesetz..., dass jeder herrschende politische oder gesellschaftliche Zustand dazu drängt, sich zu idealisieren, um auf diese Weise seine Existenz sittlich zu rechtfertigen.“[3]) Wir nähern uns hier dem Kern des Missverständnisses. Es besteht in der Auffassung, die Ausbeutung bedinge ein falsches Bewusstsein, zumindest auf der Seite der Ausbeutenden, vor allem deswegen, weil ein richtiges ihnen moralisch lästig sei. Dieser Satz mag für die Gegenwart, in der der Klassenkampf das gesamte bürgerliche Leben in stärkste Mitleidenschaft gezogen hat, eine eingeschränkte Geltung besitzen. Keinesfalls ist das „schlechte Gewissen“ der Bevorrechteten für die früheren Formen der Ausbeutung selbstverständlich. Durch die Verdinglichung

---

[1]) Der Maler Daumier, S. 30.
[2]) N. Guterman et H. Lefebvre, La conscience mystifiée. Paris 1936, S. 151.
[3]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 11.

werden ja nicht nur die Beziehungen zwischen den Menschen unsichtig; es werden darüber hinaus die wirklichen Subjekte der Relationen selbst in Nebel gehüllt. Zwischen die Machthaber des Wirtschaftslebens und die Ausgebeuteten schiebt sich eine Apparatur von Rechts- und Verwaltungsbürokratien, deren Mitglieder nicht mehr als voll verantwortliche moralische Subjekte fungieren; ihr „Verantwortungsbewusstsein" ist gar nichts anderes als der unbewusste Ausdruck dieser Verkrüppelung.

VIII

Den Moralismus, von dem Fuchs' historischer Materialismus die Spuren trägt, hat auch die Psychoanalyse nicht erschüttert. „Berechtigt", so urteilt er von der Sexualität, „sind alle Formen des sinnlichen Gebarens, in denen das Schöpferische dieses Lebensgesetzes sich offenbart... Verwerflich sind dagegen jene Formen, die diesen obersten Trieb zum blossen Mittel raffinierter Genussucht herabwürdigen."[1]) Ersichtlich ist die Signatur dieses Moralismus die bürgerliche. Das rechte Misstrauen gegen die bürgerliche Ächtung der rein sexuellen Lust und der mehr oder minder phantastischen Wege ihrer Erzeugung ist Fuchs fremd geblieben. Grundsätzlich erklärt er freilich, dass man „stets nur relativ von Sittlichkeit und Unsittlichkeit" reden könne. Aber er statuiert sogleich an derselben Stelle eine Ausnahme für die „absolute Unsittlichkeit", bei der „es sich um Verstösse gegen die sozialen Triebe der Gesellschaft, also um Verstösse handelt, die sozusagen wider die Natur sind." Kennzeichnend für diese Anschauung ist der nach Fuchs historisch gesetzmässige Sieg der „immer entwicklungsfähigen Masse über die entartete Individualität."[2]) Kurz, von Fuchs gilt, dass er „nicht etwa die Berechtigung eines Verdammungsurteils gegen die angeblich korrupten Triebe, sondern die Ansicht über ihre Geschichte und ihr Ausmass angreift."[3])

Dadurch wird die Klärung des sexualpsychologischen Problems beeinträchtigt. Es ist seit der Herrschaft der Bourgeoisie besonders wichtig geworden. Die Tabuierung mehr oder minder weiter Bezirke der sexuellen Lust hat hier ihren Ort. Die durch sie in den Massen erzeugten Verdrängungen fördern masochistische und

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. I, S. 43. — Die sittengeschichtliche Darstellung des Direktoriums trägt geradezu die Züge der Moritat. „Das entsetzliche Buch des Marquis de Sade mit seinen ebenso schlechten wie infamen Kupfern lag aufgeschlagen in allen Schaufenstern." Und „die verwüstete Phantasie des schamentwöhnten Wüstlings" spricht aus Barras. (Karikatur, Bd. I, S. 202 u. 201.)

[2]) Karikatur, Bd. I, S. 188.

[3]) Max Horkheimer, Egoismus und Freiheitsbewegung, a. a. O., S. 166.

sadistische Komplexe zutage, denen von den Machthabern diejenigen Objekte geliefert werden, die sich ihrer Politik als die gelegensten darstellen. Ein Altersgenosse von Fuchs, Wedekind, hat in diese Zusammenhänge hineingeblickt. Ihre gesellschaftliche Kritik hat Fuchs versäumt. Desto bedeutender ist die Stelle, an welcher er sie auf einem Umwege über die Naturgeschichte nachholt. Es handelt sich um sein glänzendes Plädoyer der Orgie. Nach Fuchs „gehört die... Lust am Orgiastischen zu den wertvollsten Tendenzen der Kultur... Man muss sich darüber klar sein, dass die Orgie zu dem... gehört, was uns vom Tier unterscheidet. Das Tier kennt im Gegensatz zum Menschen die Orgie nicht... Das Tier wendet sich vom saftigsten Futter und von der klarsten Quelle ab, wenn sein Hunger und Durst gestillt sind, und sein Geschlechtsdrang ist meist auf ganz bestimmte kurze Perioden des Jahres beschränkt. Ganz anders der Mensch, vor allem der schöpferische Mensch. Dieser kennt den Begriff des Genug überhaupt nicht.“[1]) In den Gedankengängen, in denen Fuchs sich kritisch mit den überkommenen Normen befasst, liegt die Stärke seiner sexualpsychologischen Feststellungen. Sie sind es, die ihn befähigen, gewisse kleinbürgerliche Illusionen zu zerstreuen. So die der Nacktkultur, in der er „eine Revolution der Beschränktheit“ mit Recht erkennt. „Der Mensch ist erfreulicherweise kein Waldtier mehr, und wir... wollen, dass die Phantasie, auch die erotische, eine Rolle in der Kleidung spielt. Was wir dagegen nicht wollen, das ist einzig jene soziale Organisation der Menschheit, die alles dies... depraviert.“[2])

Die psychologische und historische Anschauungsweise von Fuchs ist vielfach für die Geschichte der Kleidung fruchtbar geworden. In der Tat gibt es kaum einen Gegenstand, der dem

---

[1]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 283. — Fuchs ist hier auf der Spur eines bedeutsamen Tatbestandes. Sollte es übereilt sein, die tiermenschliche Schwelle, die Fuchs in der Orgie sieht, in unmittelbaren Zusammenhang mit jener anderen Schwelle zu setzen, die der aufrechte Gang darstellt ? Mit ihm tritt in die Naturgeschichte die vordem unerhörte Erscheinung ein, dass die Partner im Orgasmus einander ins Auge sehen können. Damit erst wird die Orgie möglich. Und nicht sowohl durch den Zuwachs an Reizen, auf die der Blick trifft. Entscheidend ist vielmehr, dass der Ausdruck der Übersättigung, ja des Unvermögens nun selbst zu einem erotischen Stimulans werden kann.

[2]) Sittengeschichte, Bd. III, S. 234. — Wenige Seiten später findet sich dieses sichere Urteil nicht mehr — ein Beweis, mit welcher Kraft es der Konvention abgerungen sein wollte. Dort heisst es vielmehr : „Die Tatsache, dass Tausende von Menschen sich am Anblick einer weiblichen oder männlichen Aktphotographie geschlechtlich erregen..., beweist, dass das Auge nicht mehr das harmonische Ganze, sondern nur das pikante Detail zu sehen vermag.“ (a. a. O., S. 269) Wenn hier etwas geschlechtlich erregend wirkt, so ist es viel mehr die Vorstellung von der Ausstellung des nackten Körpers vor der Kamera als der Anblick der Nacktheit selbst. Auf diese Vorstellung dürfte es denn auch wohl mit den meisten dieser Photographien abgesehen sein.

dreifachen Interesse des Autors — dem geschichtlichen, dem gesellschaftlichen und dem erotischen — mehr entgegenkäme als die Mode. Das erweist sich bereits an ihrer Definition, die eine an Karl Kraus gemahnende sprachliche Prägung hat. Die Mode, so heisst es in der Sittengeschichte, gibt an, „wie man das Geschäft der öffentlichen Sittlichkeit... zu betreiben gedenkt."[1] Fuchs ist im übrigen dem landläufigen Fehler der Darsteller (man denke an einen Max von Boehn) nicht verfallen, die Mode lediglich nach ästhetischen und erotischen Gesichtspunkten zu durchforschen. Seinem Auge ist ihre Rolle als Herrschaftsinstrument nicht entgangen. Wie sie die feineren Unterschiede der Stände zum Ausdruck bringt, so wacht sie vor allem über die groben der Klassen. Im dritten Band seiner Sittengeschichte hat Fuchs ihr einen grossen Essay gewidmet, dessen Gedankengang der Ergänzungsband mit der Aufstellung der für die Mode entscheidenden Elemente zusammenfasst. Das erste wird von den „Interessen der Klassenscheidung" gebildet; das zweite stellt „die privatkapitalistische Produktionsweise", die ihre Absatzmöglichkeiten durch vielfachen Wechsel der Mode zu steigern sucht; an dritter Stelle sind „die erotisch stimulierenden Zwecke der Mode" nicht zu vergessen.[2])

Der Kultus des Schöpferischen, der das Gesamtwerk von Fuchs durchzieht, hat aus seinen psychoanalytischen Studien neue Nahrung gezogen. Sie haben seine ursprünglich biologisch bestimmte Konzeption bereichert, freilich nicht darum auch schon berichtigt. Die Lehre von dem erotischen Ursprung der schöpferischen Impulse nahm Fuchs begeistert auf. Seine Vorstellung der Erotik aber haftete weiter eng an der drastischen, biologisch determinierten der Sinnlichkeit. Der Theorie der Verdrängung und der Komplexe, welche seine moralistische Auffassung der gesellschaftlichen und sexuellen Verhältnisse vielleicht modifiziert hätte, ist er, so weit angängig, ausgewichen. Wie der historische Materialismus bei Fuchs eine Herleitung der Dinge mehr aus dem bewussten ökonomischen Interesse des einzelnen als aus dem in dem letzteren unbewusst wirkenden Interesse der Klasse gibt, so ist auch der schöpferische Impuls mehr der bewussten sinnlichen Intention als dem bildschaffenden Unbewussten von ihm genähert worden.[3]) Die erotische Bilderwelt als eine symbolische, wie Freuds „Traum-

---

1) Sittengeschichte, Bd. III, S. 189.

2) Sittengeschichte, Ergänzungsband III, S. 53/54.

3) Kunst ist für Fuchs unmittelbare Sinnlichkeit wie die Ideologie unmittelbares Erzeugnis von Interessen. „Das Wesen der Kunst ist : die Sinnlichkeit. Kunst ist Sinnlichkeit. Und zwar Sinnlichkeit in potenziertester Form. Kunst ist Form gewordene, sichtbar gewordene Sinnlichkeit, und sie ist zugleich die höchste und edelste Form der Sinnlichkeit." (Erotische Kunst, Bd. I, S. 61.)

deutung“ sie erschlossen hat, kommt bei Fuchs da, und nur da, zur Geltung, wo seine innere Beteiligung die höchste ist. In diesem Fall erfüllt sie seine Darstellung sogar dann, wenn jeder Hinweis auf sie vermieden ist. So in der meisterhaften Charakteristik von der Graphik des Revolutionszeitalters : „Alles ist starr, straff, militärisch. Die Menschen liegen nicht, denn der Exercierplatz duldet kein ‚Rührt Euch‘. Selbst wenn sie sitzen, ist es, als wenn sie aufspringen wollten. Ihr ganzer Körper ist in Spannung wie der Pfeil auf der Bogensehne. Wie die Linie, so die Farbe. Wohl wirken die Bilder kalt, blechern... gegenüber denen des Rokoko... Die Farbe musste hart sein..., metallisch, sollte sie zum Inhalt der Bilder passen.“[1]) Expliziter ist eine aufschlussreiche Bemerkung zum Fetischismus. Sie geht seinen historischen Äquivalenten nach. Es ergibt sich, dass „die Zunahme des Schuh- und Beinfetischismus auf die Ablösung des Priapkultus durch den Vulvakultus“ hinzuweisen scheint, die Zunahme des Busenfetischismus dagegen auf eine rückläufige Tendenz. „Der Kultus des bekleideten Fusses und Beines spiegelt die Herrschaft des Weibes über den Mann ; der Busenkultus spiegelt die Rolle des Weibes als Objekt der Lust des Mannes.“[2]) Die tiefsten Blicke in den Symbolbereich tat Fuchs an Daumiers Hand. Was er über die Bäume bei Daumier sagt, ist einer der glücklichsten Funde des ganzen Werks. Er erkennt in ihnen „eine ganz eigenartige symbolische Form,... in der das soziale Verantwortlichkeitsgefühl Daumiers zum Ausdruck kommt und seine Überzeugung, dass es Pflicht der Gesellschaft sei, den einzelnen zu schützen... Die für ihn typische Gestaltung von Bäumen... stellt sie stets mit weitausgreifenden Ästen dar, und zwar vor allem dann, wenn einer darunter steht oder sich lagert. Die Äste recken sich besonders bei solchen Bäumen wie die Arme eines Riesen, sie scheinen förmlich ins Unendliche greifen zu wollen. So formen sie sich zu einem undurchdringlichen Dach, das jede Gefahr von allen denen fernhält, die sich in ihren Schutz begeben haben.“[3]) Diese schöne Betrachtung geleitet Fuchs auf die mütterliche Dominante in Daumiers Schaffen.

IX

Keine Gestalt wurde für Fuchs lebendiger als Daumier. Sie hat ihn durch sein Arbeitsleben begleitet. Fast könnte man sagen, an ihr sei Fuchs zum Dialektiker geworden. Zumindest hat er

---

[1]) Karikatur, Bd. I, S. 223.
[2]) Erotische Kunst, Bd. II, Erster Teil, S. 390.
[3]) Der Maler Daumier, S. 30.

sie in ihrer Fülle und in ihrem lebendigen Widerspruch konzipiert. Wenn er das Mütterliche in seiner Kunst erfasst und in eindrucksvoller Weise umschrieben hat, so ist ihm nicht minder der andere Pol, das Männliche, Streitbare der Gestalt vertraut gewesen. Mit Recht hat er darauf hingewiesen, dass in Daumiers Werk der idyllische Einschlag fehlt; nicht allein die Landschaft, das Tierstück und das Stilleben sondern auch das erotische Motiv und das Selbstportrait. Was Fuchs bei Daumier eigentlich mitriss, das ist das agonale Moment gewesen. Oder wäre es zu gewagt, der grossen Karikatur von Daumier ihren Ursprung in einer Frage zu suchen? Wie nähmen, so scheint Daumier zu fragen, die bürgerlichen Menschen meiner Zeit sich aus, wollte man sich ihren Kampf ums Dasein gleichsam in einer Palästra denken? Daumier hat das private und öffentliche Leben der Pariser in die Sprache des Agon übersetzt. Seine höchste Begeisterung gilt der athletischen Spannung des ganzen Körpers, seinen muskulären Erregungen. Dem widerspricht es in keiner Weise, dass vielleicht niemand pakkender als Daumier die tiefste Erschlaffung des Körpers gezeichnet hat. Daumiers Konzeption hat, wie Fuchs bemerkt, tiefe Verwandtschaft mit einer plastischen. Und so entführt er die Typen, die seine Zeit ihm bietet, um sie, verzerrte Olympioniken, auf einem Sockel zur Schau zu stellen. Es sind vor allem die Richter- und Advokatenstudien, welche sich so betrachten lassen. Unmittelbarer deutet der elegische Humor, mit dem Daumier das griechische Pantheon zu umspielen liebt, auf diese Inspiration hin. Vielleicht stellt sie die Lösung des Rätsels dar, das schon Baudelaire in dem Meister entgegentrat: wie seine Karikatur bei all ihrer Wucht und Durchschlagskraft von Ranküne so frei sein könne.

Spricht er von Daumier, so beleben sich bei Fuchs alle Kräfte. Es gibt keinen anderen Gegenstand, der seiner Kennerschaft derart divinatorische Blitze entlockt hätte. Der kleinste Anstoss wird hier bedeutsam. Ein Blatt, so flüchtig, dass es unvollendet zu nennen ein Euphemismus wäre, reicht Fuchs hin, einen tiefen Einblick in Daumiers produktive Manie zu geben. Es stellt nur die obere Hälfte von einem Kopfe dar, an dem allein sprechend Nase und Auge sind. Dass die Skizze sich auf diese Partie beschränkt, einzig den Schauenden zum Objekt hat, das wird für Fuchs zum Fingerzeig, dass hier das zentrale Interesse des Malers im Spiele ist. Denn bei der Ausführung seiner Bilder setze jeder Maler an eben der Stelle an, an der er triebhaft am meisten beteiligt sei.[1] „Unzählige von Daumiers Gestalten", so heisst es im Werke

[1] Hierzu ist folgende Reflexion zu vergleichen: „Nach meinen... Beobachtungen dünkt es mich, dass die jeweiligen Dominanten der Palette eines Künstlers in seinen

über den Maler, „sind mit dem konzentriertesten Schauen beschäftigt, sei es ein Schauen in die Weite, sei es ein Betrachten bestimmter Dinge, sei es ein ebenso konzentrierter Blick in das eigene Innere. Die Daumierschen Menschen schauen förmlich mit der Nasenspitze.“[1])

X

Daumier ist der glücklichste Gegenstand für den Forscher gewesen. Nicht minder war er der glücklichste Griff des Sammlers. Mit berechtigtem Stolz bemerkt Fuchs, dass nicht staatliche Initiative, sondern seine eigene die ersten Mappen von Daumier (und Gavarni) in Deutschland angelegt habe. Er steht mit seiner Abneigung gegen Museen nicht allein unter den grossen Sammlern. Die Goncourts sind ihm darin vorangegangen ; sie überbieten ihn darin an Heftigkeit. Wenn öffentliche Sammlungen sozial minder problematisch, wissenschaftlich nützlicher sein könnten als private, so entgeht ihnen doch deren grösste Chance. Der Sammler hat in seiner Leidenschaft eine Wünschelrute, die ihn zum Finder von neuen Quellen macht. Das gilt von Fuchs, und darum musste er sich im Gegensatz zu dem Geiste fühlen, der unter Wilhelm II. in den Museen herrschte. Sie hatten es auf die sogenannten Glanzstücke abgesehen. „Gewiss“, sagt Fuchs, „ist diese Art des Sammelns für das heutige Museum schon aus räumlichen Gründen bedingt. Aber diese... Bedingtheit vermag an der Tatsache nichts zu ändern, dass wir dadurch ganz unvollständige... Vorstellungen von der Kultur der Vergangenheit bekommen. Wir sehen diese... im prunkvollen Festtagsgewand und nur sehr selten in ihrem meist dürftigen Werkeltagskleid.“[2])

---

pointiert erotischen Bildern immer besonders klar auftreten und dass sie in diesen... ihre... höchste Leuchtkraft erleben.“ (Die grossen Meister der Erotik, S. 14.)

[1]) Der Maler Daumier, S. 18. — Zu den in Rede stehenden Gestalten zählt auch der berühmte „Kunstkenner“ — ein Aquarell, das in mehreren Versionen vorkommt. Eine bisher nicht bekannte Fassung des Blattes wurde Fuchs eines Tages vorgelegt : ob eine echte, war zu ermitteln. Fuchs nahm die Hauptdarstellung dieses Motivs in einer guten Reproduktion zur Hand, und nun ging es an den überaus instruktiven Vergleich. Keine Abweichung, nicht die kleinste, blieb unbeachtet, und von jeder galt es, Rechenschaft abzulegen, ob sie unter einer Meisterhand entsprungen oder ein Erzeugnis der Ohnmacht sei. Immer wieder ging Fuchs auf das Original zurück. Aber die Art und Weise, wie er das tat, schien zu zeigen, dass er wohl davon hätte absehen können ; sein Blick erwies sich in ihm so heimisch, wie das nur bei einem Blatte der Fall sein kann, das man jahrelang im Geist vor sich hatte. Unzweifelhaft war das für Fuchs so gewesen. Und nur darum war er imstande, die verborgensten Unsicherheiten des Konturs, die unscheinbarsten Fehlfarben in den Schatten, die kleinsten Entgleisungen in der Strichführung aufzudecken, die das fragliche Blatt an seinen Platz stellten — übrigens nicht den einer Fälschung, sondern einer guten alten Kopie, die von einem Amateur stammen mochte.

[2]) Dachreiter, S. 5/6.

Die grossen Sammler sind meist durch die Originalität ihrer Objektwahl ausgezeichnet. Es gibt Ausnahmen : die Goncourts gingen weniger von den Objekten aus als von dem Ensemble, das diese zu bergen hatte ; sie unternahmen die Verklärung des Interieurs, als es gerade eben verschieden war. In der Regel sind aber die Sammler vom Objekt selber geleitet worden. Ein grosses Beispiel sind an der Schwelle der Neuzeit die Humanisten, deren griechische Erwerbungen und Reisen von der Zielstrebigkeit Zeugnis geben, mit der sie sammelten. Mit Marolles, dem Vorbild des Damocède, ist der Sammler, von La Bruyère geleitet, in die Literatur eingeführt worden (und zwar sogleich auf unvorteilhafte Art). Marolles hat als erster die Bedeutung der Graphik erkannt ; seine Sammlung von 125.000 Blättern bildet den Grundstock des Cabinet des Estampes. Der siebenbändige Katalog, den im folgenden Jahrhundert der Graf Caylus von seinen Sammlungen herausgebracht hat, ist die erste grosse Leistung der Archäologie. Die Gemmensammlung von Stosch ist im Auftrage des Sammlers von Winckelmann katalogisiert worden. Selbst dort, wo der wissenschaftlichen Konzeption, die in solchen Sammlungen sich verkörpern wollte, keine Dauer beschieden war, war sie es doch bisweilen der Sammlung selbst. So der von Wallraf und Boisserée, deren Begründer, von der romantisch-nazarenischen Theorie ausgehend, die kölnische Kunst sei die Erbin der alten römischen, mit ihren deutschen Gemälden des Mittelalters den Fond des Kölner Museums geschaffen haben. In die Reihe dieser grossen und planvollen, unablenkbar der einen Sache zugewandten Sammler ist Fuchs zu stellen. Sein Gedanke ist, dem Kunstwerk das Dasein in der Gesellschaft zurückzugeben, von der es so sehr abgeschnürt worden war, dass der Ort, an dem er es auffand, der Kunstmarkt war, auf dem es, gleich weit von seinen Verfertigern wie von denen, die es verstehen konnten, entfernt, zur Ware eingeschrumpft, überdauerte. Der Fetisch des Kunstmarktes ist der Meistername. Geschichtlich wird es vielleicht als das grösste Verdienst von Fuchs erscheinen, die Befreiung der Kunsthistorie von dem Fetisch des Meisternamens in die Wege geleitet zu haben. „Deshalb ist", heisst es bei Fuchs von der Plastik der Tang-Periode, „die vollständige Namenlosigkeit dieser Grabbeigaben, die Tatsache, dass man auch nicht in einem einzigen Falle die individuellen Schöpfer eines solchen Werkes kennt, ein wichtiger Beweis dafür, dass es sich in dem allen niemals um einzelne künstlerische Ergebnisse handelt, sondern um die Art und Weise, wie die Welt und die Dinge damals von der Gesamtheit angeschaut wurden."[1] Als

[1] Tang-Plastik, S. 44.

einer der ersten entwickelte Fuchs den besonderen Charakter der Massenkunst und damit Impulse, die er vom historischen Materialismus erhalten hatte.

Das Studium der Massenkunst führt notwendig auf die Frage der technischen Reproduktion des Kunstwerks. „Jeder Zeit entsprechen ganz bestimmte Reproduktionstechniken. Sie repräsentieren die jeweilige technische Entwicklungsmöglichkeit und sind... Resultat des betreffenden Zeitbedürfnisses. Aus diesem Grunde ist es eine gar nicht verwunderliche Erscheinung, dass jede grössere historische Umwälzung, die andere Klassen als die seither herrschenden... zur Herrschaft... bringt, regelmässig auch eine Veränderung der bildlichen Vervielfältigungstechnik bedingt. Auf diese Tatsache muss mit ganz besonderer Deutlichkeit hingewiesen werden."[1]) Mit solchen Einsichten ist Fuchs bahnbrechend gewesen. In ihnen hat er Gegenstände gewiesen, an deren Studium der historische Materialismus sich schulen kann. Der technische Standard der Künste ist einer von deren wichtigsten. Ihm nachzugehen macht manche Schädigung wieder gut, die der vage Kulturbegriff in der landläufigen Geistesgeschichte (und bisweilen auch bei Fuchs selbst) anrichtet. Dass „Tausende der simpelsten Töpfer imstande gewesen sind,... technisch und künstlerisch gleich kühne... Gebilde förmlich aus dem Handgelenk zu formen"[2]), das erscheint Fuchs mit Recht als eine konkrete Bewährung der altchinesischen Kunst. Technische Erwägungen führen ihn hin und wieder zu lichtvollen, seiner Epoche vorauseilenden Aperçus. Nicht anders ist die Erklärung des Umstandes einzuschätzen, dass das Altertum keine Karikaturen kennt. Welche idealistische Geschichtsdarstellung sähe darin nicht eine Stütze des klassizistischen Griechen-Bildes : seiner edlen Einfalt und stillen Grösse ? Und wie erklärt Fuchs sich die Sache ? Die Karikatur, meint er, ist eine Massenkunst. Keine Karikatur ohne massenweise Verbreitung ihrer Erzeugnisse. Massenweise Verbreitung heisst billige. Nun aber hatte „das Altertum... ausser der Münze keine billige Reproduktionsform."[3]) Die Münzfläche ist zu klein, um einer Karikatur Raum zu geben. Daher kannte das Altertum keine.

---

[1]) Honoré Daumier, Bd. I, S. 13. — Man vergleiche mit diesen Gedanken die allegorische Auslegung der Hochzeit von Kana durch Victor Hugo : „Das Wunder der Brote bedeutet die Vermehrung der Leser um ein Vielfaches. An dem Tage, da der Christ auf dieses Symbol geraten war, hatte er die Erfindung der Buchdruckerkunst geahnt." (Victor Hugo, William Shakespeare. Zitiert von Georges Batault, Le pontife de la démagogie : Victor Hugo. Paris 1934, S. 142.)

[2]) Dachreiter, S. 46.

[3]) Karikatur, Bd. I, S. 19. — Die Ausnahme bestätigt die Regel. Ein mechanisches Reproduktionsverfahren diente bei Herstellung der Terrakotta-Figuren. Unter ihnen finden sich viele Karikaturen.

Die Karikatur war Massenkunst, auch das Sittenbild. Dieser Charakter trat, diffamierend, für die übliche Kunstgeschichte zu ihrem sonst schon bedenklichen. Anders für Fuchs; der Blick auf die verachteten, apokryphen Dinge macht seine eigentliche Stärke aus. Und den Weg zu ihnen, von welchem ihm der Marxismus kaum mehr als den Anfang gezeigt hatte, bahnte er sich als Sammler auf eigene Faust. Dazu bedurfte es einer an das Maniakalische grenzenden Leidenschaft. Sie hat die Züge von Fuchs geprägt, und in welchem Sinne erfährt am besten, wer in Daumiers Lithographien die lange Reihe von Kunstfreunden und von Händlern, von Bewunderern der Malerei und von Kennern der Plastik durchgeht. Sie gleichen Fuchs bis in den Körperbau. Es sind hochaufgeschossene, hagere Figuren, und die Blicke schiessen aus ihnen wie Flammenzungen. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, in ihnen habe Daumier die Nachkömmlinge jener Goldsucher, Nekromanten und Geizhälse konzipiert, die auf den Bildern der alten Meister zu finden sind.[1]) Ihrem Geschlecht gehört Fuchs als Sammler an. Und wie der Alchimist mit seinem ,niederen' Wunsch, Gold zu machen, die Durchforschung der Chemikalien verbindet, in denen die Planeten und Elemente zu Bildern des spiritualen Menschen zusammentreten, so unternahm dieser Sammler, indem er den ,niederen' Wunsch des Besitzes befriedigte, die Durchforschung einer Kunst, in deren Schöpfungen die Produktivkräfte und die Massen zu Bildern des geschichtlichen Menschen zusammentreten. Bis in die späten Bücher ist der leidenschaftliche Anteil spürbar, mit dem Fuchs diesen Bildern sich zugewandt hat. „Nicht der letzte Ruhm", schreibt er, „der chinesischen Dachreiter ist es, dass es sich in ihnen um eine... namenlose Volkskunst handelt. Es gibt kein Heldenbuch, das von ihren Schöpfern zeugt."[2]) Ob aber solche den Namenlosen und dem, was die Spur ihrer Hände bewahrte, zugewandte Betrachtung nicht mehr zur Humanisierung der Menschheit beiträgt als der Führerkult, den man von neuem über sie verhängen zu wollen scheint, das muss wie so manches, worüber die Vergangenheit vergeblich belehrte, immer wieder die Zukunft lehren.

Eduard Fuchs, Historian and Collector.

This study treats the writings of Fuchs as an example of recent materialistic historiography. Critical appreciation of his work involves critical appreciation of the whole concept of cultural history which prevailed in

---

[1]) Vgl. Erich Klossowski, Honoré Daumier. München 1908, S. 113.
[2]) Dachreiter, S. 45.

Socialist popular science in the last decade of the nineteenth century. The influence of dialectical materialism was slight, that of positivism greater. An excursus attempts to show how, with technical progress, the work of philosophers and scholars was impaired by this positivism even in the middle of the century. The way in which Fuchs, writing from a Socialist position, attacked the bourgeois art history of a man like Wölfflin is described, but without neglecting his kinship to great bourgeois scholars like Brandes and Bastian. His biological conception of art is then analyzed in its historical conditions, and its close relationship to the intuitive methods of the collector demonstrated. As a collector Fuchs was rooted in the French tradition, but he brought to it the strict morality of German historiography. The Jacobin element in his historical writing is traced back to Schlosser. It appears that Fuchs could not entirely avoid collisions between his Jacobin morality and the materialist conception of history. His work displays a similar tension between that theory of history and his sexual ethics. On the other hand, he was able to throw much light on creative art from the study of sex. His most brilliant theoretical work is in his studies of Daumier. Daumier was also one of his chief subjects as a collector. The study closes with Fuchs's role in the history of art collecting.

Édouard Fuchs, collectionneur et historien.

Ce travail porte sur les écrits de Fuchs, considérés comme exemple de la méthode matérialiste contemporaine.

Le jugement critique porté sur l'œuvre de Fuchs se confond avec un jugement critique sur la notion d'histoire de la culture, qui dominait alors la science populaire d'inspiration socialiste. L'influence du matérialisme dialectique sur celle-ci était limitée ; l'influence du positivisme était d'autant plus grande. Une disgression essaie de montrer, comment déjà au milieu du XIX[e] siècle, ce positivisme avait nui aux réflexions des philosophes et des savants sur le progrès technique. On indique comment Fuchs, d'un point de vue socialiste, s'oppose à l'histoire de l'art bourgeois d'un Wölfflin, sans méconnaître la parenté entre Fuchs et de grands savants bourgeois comme Brandes et Bastian. On précise ensuite les conditions historiques dans lesquelles Fuchs a développé son interprétation biologique de l'art ; la méthode intuitive qui correspond à la tendance spontanée du collectionneur, se révèle étroitement liée à cette interprétation. Le collectionneur Fuchs se rattache à la tradition française, à laquelle se joint le moralisme rigide qui vient de l'historiographie allemande. On remonte jusqu'à Schlosser pour expliquer les origines du jacobinisme qui apparaît dans les récits historiques de Fuchs. On aperçoit que celui-ci n'a pu éviter complètement les conflits entre jacobinisme moraliste et matérialisme historique. De même, son mode de considération historique n'est pas toujours en accord avec son éthique sexuelle. Par ailleurs, il apporte à la science des connaissances importantes sur le rôle de la sexualité dans la création artistique. Les études sur Daumier sont sans doute l'œuvre la plus haute du théoricien Fuchs. Daumier a été également pour le collectionneur Fuchs un des thèmes les plus significatifs.

La fin de l'article éclaire le rôle de Fuchs dans l'histoire des collections artistiques.

Sociological Remarks on Greek Poetry.

By

C. M. Bowra.

The traditional conception that the masterpieces of the Greeks in literature and sculpture are models for others to imitate, are in fact „classics", has led to many divergent views of their character. Each generation has to some extent sought to justify its own artistic ideals by claiming that they belonged to the Greeks and to interpret Greek civilisation in the light of later experience. This kind of interpretation is always natural and often useful. The richness of the Greek achievement allows many different opinions to be held of it. When Winckelmann and Gœthe praised Greek art for its „blitheness and repose", they could call in Roman copies of Hellenistic sculpture to defend their case; when Stefan George and Hugo von Hoffmansthal chose to dwell on its elemental, even barbarous, qualities, they could claim the support of Dionysiac religion and point to the stark passions of Attic tragedy. But not all interpretations can be explained by artistic motives like these. With the advance of the social sciences the Greeks have tended to be regarded as the precursors of modern theories and systems, as experimenters who tried out on a small scale what the modern world has tried out on a vast field. In England a liberal conception of them has persisted from George Grote to Gilbert Murray, and in its desire to claim them as individualists has neglected their attachment to custom and the severity of their institutional life. In Germany the tendency has been in a different direction. Under the influence of Hegel and Fichte German scholars tended to regard Greek civilisation as the product of a national spirit — „Volksseele" — and its art as a national art — „Volkskunst". This notion is popular to-day and plays some part in Greek scholarship. But it rests on assumptions which have been inadequateley pondered and are in some cases demonstrably wrong.

The notions of „Volkskunst" and „Volksseele" have taken different forms in the last hundred years, but through all of them runs the same fundamental belief. Briefly stated, this is that the Greeks had, throughout their history, certain permanent qualities which determined the character of their fine arts, and these fine

arts are not the product of individuals following their own tastes and views but of men who were so deeply rooted in a homogeneous civilisation that they worked and spoke not for themselves but for a whole people, whose ideas they shared and whose traditional technique they used. It is claimed that in spite of superficial differences the qualities of Greek art remained essentially unchanged throughout their history and were the expression of a national spirit. Such notions have penetrated deeply into the study of Greek literature, and in it especially they may be examined. For it is still the best evidence for the nature of Greek civilisation, and, in the earlier centuries of Greek history poetry, is the only first-hand evidence which has survived. From time to time the visual arts may be called in to supplement the literature, but they begin later, are less copious and less informative. Of course the evidence of the fine arts does not cover the whole of Greek life, but it is more comprehensive than it would be for any modern culture, and at least it is all that we have got for long periods of time. The advocates of „Volkskunst" have tried to base their case on it, and through it they may with reason be examined.

The view that Greek art was popular or national is largely directed against the very different view that it was the product of different classes of society, successively coming to power and giving expression to their characteristic feelings and thoughts. Those who believe in a national spirit are not usually willing to believe that this spirit may be manifested in widely different forms according to what section of the populace happens to be in the political ascendant. Still less are they likely to believe that the special artistic character of a given epoch may have more in common with a similar epoch in another country than with preceding or succeding epochs in its own. The assumption of permanent national characteristics tends to neglect differences of circumstances and to ascribe to a whole people what really belongs only to a part of it. In the case of the Greeks this tendency is strengthened by the traditional method of treating the history of Greek literature and art in isolation and of considering it without reference either to its historical background or to similar developments in other countries. It is too often seen as the story of a logical growth in which each form passes by a natural process into a new form and owes nothing to social or political forces. And yet this isolation is almost certainly unfounded. So far from being a national art in every stage of its history, Greek art was hardly ever national. Its greatest achievements were due to small sections of the population, and it may well be doubted whether these sections were truly representative of the Greek people as a whole.

The problem may be clearly seen in the case of Homer. In the Iliad and the Odyssey we have the first monuments of Greek poetry and the first intelligible records of Greek history. Before them we have archaeological remains but no written word and therefore no history in the true sense. But these two poems, composed probably in the eighth century B. C., show not merely a picture of a society but a view of life, which is consistent and eminently clear. Even if the events which they describe are entirely imaginary, and it is hard to believe that in the Iliad at least there is not some basis of fact behind the fiction, they are still first-hand evidence for an epoch and a society. For our purpose they are of a twofold importance. In the first place the circumstances of their composition have been a matter of prolonged debate and have provided much material for those who believe that they are the creations of a popular spirit. In the second place, the ideas and ideals expressed in them have often been taken to be characteristic of the Greeks throughout their history. In fact, the first belief is that in „Volkskunst“ and the second that in „Volksseele“. Both require closer examination than is usually given to them.

Ever since F. A. Wolf published his Prolegomena in 1792 many scholars have maintained that the Homeric epics are not the work of one or of two but of many poets. There has been much disagreement on the method and details of composition, but there has been a common tendency to believe that the Iliad and the Odyssey were the work of many men working on traditional material in a traditional manner. In theory it is not inconceivable that the two great epics should have been built up from smaller poems by additions and alterations. The different forms in which English ballads are preserved show that when a poem is transmitted orally and has a wide circulation it may be expanded and altered and take many forms. Moreover there are undoubtedly real cases of popular epics. In the Balkans and especially in Bosnia and Herzegovina the singing of epic lays is still an art practised by many men and appreciated by large sections of the public. In Russia the peasants listened to epic lays at a time when there was no cultivated poetry among the educated classes. This epic poetry is the popular art of lands where peasants form the vast bulk of the population. It is traditional in its choice of ancient history for its subject, in its use of stock recurring formulae in its language, in its standard epithets, in its simple metres and stanzas. It is popular in its love of a good story, in its lack of detailed characterization, and above all in its lack of structure. It is essentially episodic, and it is easy to believe that a new bard can make addi-

tions to an old poem without spoiling its shape and balance or making his addition seem out of place and discordant with what was already there. With such poems the Iliad and the Odyssey have undoubtedly something in common. The subjects of both belong to a distant past when the gods walked on the earth and men were stronger than in the poet's own day. In both the language is largely built up from traditional phrases which are used not merely for recurring actions such as the coming of dawn or evening or the death of a warrior but even for more unusual themes such as the brightness of a great palace or the way in which the moon dims the stars. The familiar epithets — the „loudly-resounding" sea, the „long-shadowing spear", and all the other members of a famous company — have something in common with the simpler but no less traditional epithets of the Slavonic and French epics. In both, old stories are told again because of their tense, dramatic interest. In the Iliad, the wrath of Achilles leads to the death of his dear friend; in the Odyssey, the adventures of the hero are full of breathless excitement and high tension. Even the splendid hexameter, full of resonance and variety as it is, may be developed from a simpler line which allowed great freedom to bards unwilling or unable to be strict metrists. In these points the Greek epics have certainly something in common with popular epics as they are found in other parts of the world. But in other respects differences emerge and are vitally important.

Between the Greek epics and popular epics of the Slavonic type there are four main differences. First, despite an easiness of construction inevitable in poems intended for piece-meal recitation, both are built on an architectural plan. The Iliad is the story of the wrath of Achilles and of its dire results for himself, his friends and his enemies. The different stages of this wrath are marked clearly, and the poem closes with its healing when he gives back the dead body of Hector to Priam. The Odyssey is more closely knit than the Iliad. It falls into three main parts, but these are intimately connected, and the whole story is the complete story of a man who, after thrilling adventures, comes home to find his wife beset by suitors on whom he takes a fearful vengeance. In both poems incidents may be detached and enjoyed for their own sake, but in both these incidents have a place in a larger design which has in Aristotle's words „a beginning, a middle and an end." Secondly, the characterization of both poems is far more vivid, detailed and consistent than in any popular epic. The chief actors and actresses are seen clearly with considerable knowledge of human nature and from a single point of view. In each poem the whole company of characters is arranged on a

recognizable system by which different sets of them complement and balance each other, and those characters of the Iliad who reappear in the Odyssey have the same idiosyncrasies and characteristics even if they appear in a new setting. Thirdly, the language of both poems is not merely remarkably homogenous but extraordinarily flexible and rich throughout. All attempts to dismember them by linguistic texts have failed, and it must now be admitted that the Homeric language, which can never have been a spoken vernacular, is maintained with complete regularity and consistency. Fourthly, though each poem deals with a traditional theme, it transforms this theme by what can only be called an ethical outlook alien to the original story. The wrath of Achilles and his revenge on Hector are seen not as a simple story of revenge but as a moral tragedy of great import, and the punishment exacted by Odysseus on the suitors of Penelope is no mere feat of skill but the triumph of right over wrong.

These four essential characteristics of the two poems point to a single conclusion — that each poem, as we now have it, is the work of a single poet. He certainly used traditional material and traditional methods of composition, but he imposed his own individuality on the language and on the characters, and he left the marks of his own work on the shape of the whole which he gave to each poem. Here there can be no case of „Volkskunst". However much the poet owed to anonymous predecessors, he was enough of a conscious artist to know the value of giving to his poem its own shape, style, and character. Compared with the Iliad and the Odyssey even poems so individual as Beowulf and la Chanson de Roland are primitive and popular. In them it is possible to believe that the absence of real artistry is the result of an attempt to retell stories much as they had already been told. With Homer this is impossible. His epics are not an accidental accumulation of lays or expansions by different poets of older poems. What he borrowed or inherited, he remade, and on all lies the remarkable impress of his own personality. Indeed the superior quality of the Homeric epics to other early epics must be due to the poet's work on them. He has passed beyond the tradition into art and given a real harmony and style to what would otherwise have been much simpler and far less moving. If we would find a real parallel to his artistic achievement, we are more likely to find it in Chaucer, who gave a new life and character to the decadent medieval epic, than in the anonymous Slavonic and French bards who composed in a strictly traditional manner.

Homer's art is not „Volkskunst", but his voice might still be that of a „Volksseele", and his poetry might still be the expression

of the Greek character and of the Greek view of life. In so far as his works were an essential part of Greek education in later centuries, he entered into Greek culture and had a large influence on it, so that Plato practically excluded him from his ideal state and Alexander felt that he resembled Achilles. But this does not mean that when Homer composed, his ideas were accepted by a whole society or that he had a whole people in mind as his audience. The evidence is entirely to the contrary. Homer sang not even for nobles but for princes, and was concerned almost entirely with them. The bards whom he depicts in the Odyssey are the servants of kings, at whose court they live and for whose pleasure they sing. His own condition must have been like theirs, for his portrayal of them is too detailed and too sympathetic to be anything but a transcript from life. Moreover his whole story is of kings, whom he calls „Zeus-born". Their only critic, Thersites, is presented in an unfavourable, even hostile, light, and the harsh punishment meted out to him by Odysseus is regarded as perfectly justified. Being of humble position as the servant of princes, Homer says nothing about himself and passes no moral judgments. He is not the social equal of his patrons, and he attributes all that he says to the divine power of the Muse. Moreover, the conception of manhood which he accepts is that of an age when the only men who mattered were kings who had power enough to fight successful battles and to be leaders of armies. Such men need more than physical prowess; they must be wise in counsel and eloquent of tongue. The basis of their ethics is highly individualistic. What matters is the great man's sense of honor. Achilles can no more forgive the insult paid him by Agamemnon than Roland can admit the gibes of Ganelon. Great position has, of course, its obligations, and the Homeric king must be generous to suppliants, to beggars, to conquered enemies. Since he lives by combination with others like himself, he owes certain debts to his confederates. But on the whole his obligations are few, and for him the mass of mankind hardly exist. In Homer's narrative the princes are all who matter. The common soldiers have no names and play little part. Even his swineherd was once a king's son.

Homer, then, composed for the ruling class which in his day consisted of independent princes. This form of society was indeed nearing its end, and in the Odyssey, where the house of Odysseus is assailed by upstarts, Homer may have depicted the change from old established families to others of more recent origin. He certainly felt, that men were no longer so great as they once had been. So far from being the spokesman of an unchanging people he seems

to have been the last post of a great age. He summarised its ideals and its way of life, but he knew that they were coming to an end. Just as Dante summarized the whole achievement of the Middle Age at a time when the first breath of the Renaissance was coming with Petrarch and Giotto, just as Camões sang the glories of imperial Portugal in the years before they passed into oblivion at Alcazar Kebir, so Homer sang of the heroic age of Greece when the age of roving warriors and conquerors was yielding to the new phase of the established city-state. He points not forward but backward. He sees his princely society as something great and grand, but already on the way to destruction. He accepted its standards because his profession was otherwise impossible. He had a genuine admiration for the great heroic qualities — courage, loyalty, eloquence, physical fitness. But he saw that even these had the roots of decay in them, and his figure of Achilles, magnificent and disastrous and destined to an early death, is the fit emblem of the society of which he sang.

The picture which Homer gives of his Zeus-born kings is so complete, so richly human, that it is easy to be deluded into the belief that it is the picture of a complete society. But the picture may be supplemented both from Homer himself and from another contemporary source, Hesiod. If Homer could not mention humble contemporaries in his narrative, he could introduce them, as it were accidentally, into his similes. Here are the child who builds sand-castles, the boys who cannot keep an ass from straying into a corn-field, the man who turns a haggie over a fire, the old woman who works late into the night to win a „shameful wage", the young wife led into slavery when the husband is killed in battle. In these pictures Homer supplements his heroic presentation of life, and his view is not heroic nor tragic but pitiful. He is sorry for these people. To them he must have belonged ; perhaps his own life was not unlike theirs. His mere mention of them shows that in his society there was a great division between the powerful and the humble. He was conscious of it, but he could say little about it. What little he did say, shows that in his wide charity he saw the importance of many kinds of man. This division is shown with much more directness by Hesiod. He was a struggling farmer, living in a hard land and harassed by financial embarrassments. For him the petty kings of his country are not heroes but simply enemies. He has his philosophy of history which consists of the simple theory that the ruling class has gradually degenerated until in his day they have forgotten the elementary rules of justice. Of this he speaks with great bitterness, complaining that their treatment of common men is that of the hawk which destroys

the nightingale. Against this prevailing injustice he can only invoke divine aid and he warns the princes that Zeus has his three thousand guardians who keep watch against cruelty. The pessimism of Hesiod is due to his conviction that life is hard and full of injustice. He gives the opposite side of the picture to Homer. Homer idealised the past; Hesiod saw the present as something only to be endured by hard toil and suffering. He shows that Homer's world, for all its humanity and grandeur, was that of a privileged few.

The difference between Homer and Hesiod shows that even in the eighth century the Greeks had no single and homogeneous view of society. Nor was this difference confined to views about the nature of kings. Hesiod does not share Homer's view of what a man should be. He has little to say about the heroic virtues, and his own ideal is hard work. This is the burden of his Works and Days, whose central doctrine is that achievement comes only through sweat and labour. He is concerned not with life as it ought to be, but as it is, and he has a great scorn for those who neglect the hard facts of the struggle for existence. His difference from Homer may be seen with great clearness in his theology. Homer, on the whole, regards the gods as what men would be if they were free from responsibility, old age and death. He depicts them as living a life of pleasure and ease, the counterpart of that which earthly princes live in their hours of ease. Hesiod sees them with different eyes. His theology is that of a man who feels that the world is governed by incalculable powers, who are usually unreasonable and often cruel. Therefore he accepts all the ancient stories of war in heaven and does not scruple to tell stories of the gods from which Homer would have turned away. Even his belief in a righteous Zeus is very different from Homer's. Homer did not feel called upon to stress the fundamental rightness of the supreme god; in his world there was not sufficient injustice crying for punishment. Hesiod, cramped and hindered by his circumstances, felt that in heaven at least there must be some redress for social wrongs.

The world of Homer and Hesiod came to an end when the desire for conquest was satisfied and the Greeks settled down to organise themselves into city-states. The process had begun before them, but it began to show results in the seventh century and reached its height in the sixth. Its first political result was that power passed from kings to landowning aristocrats. Basing their claim largely on royal descent and connected by ties of blood, the nobles formed a singularly united and homogeneous class. Rebels, like Archilochus, who did not fit into their scheme of things, passed

lives of poverty and misery away from home. Unlike the Homeric kings, the nobles were great advocates of solidarity and evolved a form of society and a view of life in which the chief virtues were obedience and loyalty. Within these limits great freedom was allowed. Personality was still important ; an increased sense of security developed a greater sense of the joy and adventure of life ; style and honesty seem to have come almost naturally to these privileged masters of the city-state. The strength and the limitations of this system can be seen most clearly in Sparta. Here the conquering landowners lived on the labours of the conquered who were reduced to the position of serfs and compared by Tyrtaeus to asses labouring under burdens. In the seventh century the landowners felt secure and developed their own brilliant culture. Its life and gaiety may be seen in its ivory-carvings and gold-work, in its wide trade reaching to Carchemish and Egypt, and above all in the poetry of Alcman. In his sprightly gaiety, his taste for the good things of life, his unaffected sincerity, Alcman is the perfect poet of an age which was not only sure of itself but aware of the many delightful pleasures which were open to it. Convention had not dulled its enjoyments, nor had bitter experience undermined its ethical standards. In the sixth century the Spartans lost confidence in themselves and developed a political system in which everything was sacrificed to the state. Its civilisation declined, and it left little of value to the world. But in Alcman's time the noble families were not afraid or exhausted. In it, more than at any other time of Greek history, the aristocratic spirit may be seen in its full strength and freshness. But it was still an aristocratic spirit. To this select society the conquered peoples, who were of Greek origin no less than their masters, were not admitted. They lived a life of their own, hostile to the Spartan aristocrats and based on customs not shared with them. Alcman spoke only for a class. The serfs who lay outside it were beyond his view.

A later and more self-conscious form of aristocracy than the Spartan may be seen in Lesbos in the last years of the seventh and first years of the sixth centuries. Here, too, there was a high degree of individualism and a wonderful sense of style. But here the opposition was less controlled than in Sparta and the landowners were challenged by the new class of merchants. The result was a great development of class-consciousness and class-hatred. Alcaeus, who was charming to his friends, spared no abuse for his political enemies. His chief opponent, Pittacus, whom posterity honoured as one of the Seven Wise Men, was for Alcaeus a low fellow for whom no abuse was too bad. Alcaeus takes any

stick to beat him with, but in every attack we can see that the real basis of Alcaeus' hatred was that this man was not one of his own class but an alien who was trying to usurp powers to which his birth did not entitle him. The poetry written about this quarrel has certain fine, direct qualities, but in it, on the whole, hate obscures beauty. Alcaeus' best gifts can be seen in the poems which he wrote for his friends. In these he allows his love of natural beauty and his buoyant gaiety to assert themselves. When Pittacus crossed his mind, he wrote in spite, and his delicate touch was obscured. He has both the strength and the weakness of a man who lives in a small, established circle. Inside it he saw and enjoyed many delightful things. But outside it he was capable of seeing little except bad. The preference of his fellow citizens for Pittacus was incomprehensible to him; he thought them mad. Rooted in his own world he failed to foresee the future or even to sympathise with many of his contemporaries.

Alcaeus was a man and accepted what he thought to be the responsibilities of manhood. His contemporary, Sappho, had no such responsibilities and was far less the creature of her times. Indeed every word she wrote seems to have been written for eternity, so simple and enduring are the emotions which made her verse. Yet a success such as her was perhaps only possible in an aristocratic society. In it she was certainly allowed more liberty than she would have been allowed by a later century in democratic Athens. And the very circumstances which made her art possible, the training of young girls in art and song as the servants of Aphrodite, were themselves part of the aristocratic life which showed its solidarity in such shared ceremonies. Her extreme directness and honesty were possible because she wrote for a few friends who knew her well and would not misunderstand her. Because of this her poetry is far more intimate than any poetry written for an anonymous public or for posterity, and this intimacy is as far removed from irony as it is from rhetoric. Hardly noticing the political struggles of her time and feeling that political action belonged to men, she led a life of extraordinary fullness and depth. Her unfailing taste and sincerity saved her from sentimentality, her strong emotions were disciplined by consummate art. But neither in her circumstances nor her outlook was she a popular figure. She lived in a small circle and drew much of her strength from it.

The poetry of Alcaeus and Sappho is, then, the special product of an aristocratic society. And yet in a way it has, at least technically, a close relation to what was really a popular art. Behind it lies a tradition of folk-song which must have been vigorous on

Lesbos and well known to both of them. On this tradition both made great improvements. They elaborated its metres and must have written on many themes which lay outside its range. But from it they took a simple vernacular style and occasional traditional subjects such as the girl who cannot work at her loom for thinking of her lover, of the man and woman who quarrel and end by a renewal of love. But their poetry has not the unsophisticated artlessness of folksong. They remodelled its themes and language by trained judgment and a refined sense of style. Their attitude towards it was that of cultivated people who saw both its excellences and its defects. A close parallel may be seen in the brilliant Portuguese poetry of the thirteenth century. Behind this, too, lies an abundant and vigorous folk-song, which was followed in its themes and manner by kings like Dinis and nobles like Pai Gomez Charinho. But the noble Portuguese poets refined and improved on the rustic songs of countrymen and hillmen and gave to their work a delicacy which must have been lacking in their originals. They stood apart from the populace by virtue of their greater taste and sensibility. So too Sappho and Alcaeus, deeply rooted though they were in popular tradition, were as artists above and beyond it.

The political movement which destroyed the established aristocracies had considerable democratic support and represented the emergence of the mercantile classes. But since its political power was consolidated by „tyrants", that is by individuals with almost royal position, its art was of a special character. It was an age of patronage, and the tyrants, who encouraged the arts, also determined their direction and had considerable influence over them. Men like Polycrates in Samos and the sons of Peisistratus in Athens were princely connoisseurs like the men of the Renaissance. To them both sculpture and painting owed a great debt. Sculpture they needed both to adorn the temples which they built and endowed to perpetuate the memory of their parents or of themselves. In their architecture they had a taste for the grandiose, so that Polycrates built his great temple of Hera and Peisistratus the Hecatompedon on the Acropolis. But the real spirit of their arts may be seen in the Athenian vase-painting of the early red-figured period. This exquisite and delightful art reached at this time a delicacy and gaiety such as it never again reached. In its own way there is no vase-painting so fine or so accomplished as that of Oltus and Epictetus. But these painters worked for a definite end and their range was narrowed in consequence. They concentrated on giving pleasure and amusement to a small circle whose activities lay in public life and who needed

recreation. Their scenes from the playground or the feast, their figures of dancers and horsemen, are chosen simply to give pleasure. They have no dramatic interest, no deep emotional content. Their world is not so artificial as that of Watteau and Boucher, but it is at least as limited, and for the same reason. The tyrants did not wish art to be a criticism of life. They wanted it to be a relaxation and to throw its emphasis on moments of pleasure. Therefore their artists painted subjects suitable for men sitting over their wine and resting from affairs of state.

The conditions which obtained in painting obtained also in poetry. Polycrates invited to his court two men of genius, Ibycus and Anacreon, and in their work we have the first specimens of courtly poetry known to the world. It has not the faults of most courtly poetry. It is not insincere or over-elaborated. It is concerned with matters of vital and perennial interests. But it bears the marks of a society where a powerful patron knew what he wanted from his poets. It is primarily concerned with wine and with love because its place was at the tyrant's feasts when he wished to amuse himself after the day's labours. As befits such occasions, it is extremely gay. It is also witty and ironical. Anacreon keeps his more serious self in rigid control and is prepared to dismiss his emotions with a jest in case others should have the first laugh on him. Ibycus invented what was almost a mythology of love, which at times recalls Provence. Both avoid political and public themes; even ethical maxims are rare with them. They aim at giving pleasure with their songs, not at teaching or expressing their own emotions. For them poetry mirrors only a small part of life. This does not interfere with their skill but it limits their field. They cannot claim to be interpreters of their time, and they lack the sweep of Homer or even of Sappho. In different circumstances they might have written differently but at the tyrant's court they wrote what he wanted, and this was a poetry of relaxation. With them poetry ceased even to be the mirror of a class. It became the plaything of a single man and of his circle.

Until the end of the sixth century Greek poetry, in spite of certain popular affinities, cannot be called popular. It took no account of large sections of the populace and was usually composed for a small circle of privileged people. This did not in any way interfere with its success. The men who demanded it were the most lively and cultivated of their time, and the poets, who usually were members of a privileged aristocracy, felt at ease with their hearers. For this reason they spoke directly and freely and lacked those inhibiting forces which prevent a poet from being

at home in his world. They felt behind them not merely a similarity of tastes and interests but a certainty that they would be understood and appreciated. At few other times have poets been so fortunate. Even the Elizabethan songwriters were more dependent on the favours of the Court than Sappho and Alcaeus were on the circles in which they lived. Within their limited circle the Greek poets possessed freedom of speech and could write without worrying about punishment and disgrace. Even if, as in Samos, their sphere was limited, they could say what they liked inside it, and Anacreon seems to have expressed himself with some candour to Polycrates. The Greek aristocrats felt that the world belonged to them, and while this confidence lasted, their poets always assayed new subjects and lively sensibilities.

In the fifth century the political scene changed. Cleisthenes had created, and Pericles developed, the Athenian democracy. Every Athenian was politically as good a man as his neighbour, and if we exclude the slaves, who were often of foreign birth, there is no doubt that Periclean Athens was genuinely democratic. As such it needed new forms of expression and found them in Tragedy and Comedy. Athenian plays were not written for a few friends but were performed in a vast theatre before the whole population of Athens. Here then we might at last see an example of „Volkskunst" grown after long years of political and literary evolution. The occasion was solemn, and everyone's duty was to attend it. The views expressed by the tragedians, the figures assailed by the comedians, were of public interest and contemporary relevance. Aeschylus dealt with the supramundane aspects of questions so vital as the reform of the Areopagus, and Aristophanes pilloried politicians like Cleon and preached peace to a warring world. In their choral songs the tragedians often attempted to give a criticism of the events which they presented on the stage and to instruct their audiences in the right view of the problems involved. They were careful not to offend public opinion, and even Euripides, who made sly fun of the gods, never brought them into open ridicule. They observed the traditionalism of their form, and their drama never had the ease and sweep of the Elizabethan but kept its small numbers of actors, its choral songs, its formal speeches. It drew most of its plots from the heroic age and it kept, in spite of divergences, to the authorities on which it drew. It was then both traditional and popular, and in it we might expect to find an example of „Volkskunst" and the expression of „Volksseele".

If Greek drama is a popular art, it is certainly such in quite a different sense from popular epics and folk-song. For it was

not a spontaneous and natural growth in which many men shared. On the contrary, it owed its inception to the establishment of the Greater Dionysian Festival by Peisistratus and its yearly performance was strictly official. Prizes were given for the best plays and the expenses were borne by prominent citizens as a part of their public duty. In its early stages it existed because the tyrants wished to give the Athenian people a sense of solidarity by instituting great festivals at which all could attend, and when the tyrants disappeared from the scene, the festivals survived because they met a real need and still seemed useful to those who managed the state. It was, then, not a popular growth in the sense that the Elizabethan drama was. It did not pay for itself, and its plays were performed only on a few days in each year. But in spite of its official origins and character Greek drama was certainly deeply based on popular approval. This is clear from the jokes and parodies which Aristophanes makes on it. They would have been unintelligible and certainly not profitable if his audiences had not had a good knowledge of tragedy and of the chief mannerisms of its exponents. The almost technical criticism which Aristophanes makes of Euripides in his Frogs shows how well Euripides must have been known and what discussion he must have provoked.

In this sense, then, Greek drama was certainly popular, but it may still be doubted whether it was a „Volkskunst". The poet addressed a vast audience but he made few concessions to it. It is not merely that Greek tragedy lacks passages „to tickle the ears of the groundlings" such as seem to have been inevitable to the Elizabethans. Such omissions may well have been due to the solemnity and religious character of the festival at which the plays were performed. Far more striking is the language which the poets used and the demands it must have made on its hearers to understand it. The language of Aeschylus is complex, highly metaphorical, elliptic, and above all difficult. In his choral songs, which must in any case have been hard to follow, it is at its most elaborate and obscure. The choral songs of Sophocles are in their own way no less elaborate, and though Euripides is certainly more lucid than either of his predecessors, his language is by no means easy. All three tragedians use a highly poetical vocabulary which is no less artificial than the language of Homer or the earlier writers of choral odes. In this respect they resembled their aristocratic predecessors who wrote for small circles of cultivated people and they do not seem to have made any concessions for the far greater numbers of their hearers. They derived the traditions of their art from an earlier age, and in their language

especially they remained faithful to them. In this they are characteristic of their time. The Athenian system of the fifth century can only be understood if we regard it as an attempt to impart the standards and life of an aristocracy to a democracy, to give the grace and ease of life, hitherto enjoyed by a few, to a large number. Just as its citizens enjoyed leisure and took part in government, so in its art the dignity and difficulty of aristocratic art was maintained. Its painting was the natural development of the art of the sixth century, and its poetry rose out of the earlier choral songs and kept much of their style. It had neither the ease nor the simplicity of truly popular art. The poets expected their audiences to rise to their own level and took no trouble to explain themselves or to cater to more vulgar ideas.

If the poets made no concessions to the public in their technique they did not make any more in their opinions. Indeed, Aeschylus, Sophocles and Euripides equally used the stage for the expression of their highly individual views of life. Aeschylus attacked problems of theology in a revolutionary manner which must have surprised many of his hearers. His Prometheus Bound is an astonishing analysis of divine power, and his Oresteia attacked the deeply founded belief in blood-guiltiness. Euripides often showed up the gods as impostors or worse, and when he accepted their existence in his Hippolytus and Bacchae, he made them almost monsters and certainly beyond good and evil. Even Sophocles, who is known to have been a devout and reverent man in private life, raised questions about the problem of evil in the Trachiniae which were neither comfortable nor orthodox. In his own way each tragedian certainly departed from accepted views of religion and felt that his own opinions were more important than those current in his time. Each spoke for himself and not for others, not to express what was already accepted but to alter it and correct it. Although all Athenians were equal before the law, in their attitude towards tragedy they were prepared to accept the superior knowledge and wisdom of their poets and to acquiesce in the expression of opinions which differed from their own.

Tragedy then can hardly be regarded as a „Volkskunst" except in a very unusual sense, and it does not even seem to be the expression of a „Volksseele." For the views propounded in it were often not the traditional or usual views of Athenians but the creation of remarkable and original poets who belonged to an aristocratic tradition and endeavoured to impart their conclusions to men who must have found them strange if not hostile. Even Sophocles, conventional as he was, was certainly not a typical Athenian in the last twenty years of his life. In the age of Cleon he must

have seemed rather oldfashioned and out of date. Tragedy was a national institution and called to its service men who would in another place at another time have composed in quite different forms. But the fact of its existence was in a sense accidental. We can imagine an Athens without it, and we know that in its first stages it was the creation of the tyrants. Even comedy, which seems to have answered a deep need of the Athenians, was originally a foreign importation. It owed its strength and popularity to the belief in free speech at Athens, and it derived its fantastic dialogue from the language of the streets and the market-place. But Aristophanes wrote with an extremely independent outlook and seems really to have disliked most of the more popular movements of his day. He looked back to a past generation and was frankly romantic about it. The present struck him as more worthy of ridicule than of serious admiration.

Despite its popularity the best poetry of the Greeks was not popular; it was the creation of small classes of educated men who refined on traditional forms and made them the vehicle for their own ideas. It is indeed remarkable that some important aspects of Greek life were untouched by then. There were many stories and themes which found their way onto vases but not into poetry. There was a popular art of story-telling, such as still exists in the Islamic Orient, which has left some traces in Herodotus and the Fables attributed to Aesop, but was never transformed into a great form of art. There must have been a considerable body of religious literature connected with the salvationist cults of Orphism which had a wide vogue among humble people, but of this few traces survive and their aesthetic merit is negligible. There may even have been popular epics akin to the Slavonic which were well known as repositories of myths but not seriously regarded as poetry. The poets, who filled the gaps of narrative between the Iliad and the Odyssey, were regarded as much inferior to Homer, and those who told the exploits of Heracles or Theseus have fallen into the oblivion which they seem to have deserved. In Greece there existed a genuinely popular poetry, a „Volkskunst", which had its roots among common men and a wide circulation, but it seems never to have reached any artistic excellence and it was never treated seriously by the Greeks. What they liked and admired was the much more conscious art of poets who did not claim to be speaking for the whole people and whose technical skill was a matter of trained judgment and invididual sensibility. It would, of course, be absurd to deny that Greek poetry as a whole possesses certain qualities which are acking or less prominent in other languages. Both in its positive

and negative qualities it has a certain historical unity. But this unity may be explained by two simple facts. In the first place, as we have seen, it was normally the product of a small privileged class and it shows the marks of its origin. So long as this class was vigorous and vital, its poetry reflected its life. When it failed or decayed, as at Alexandria, the marks of decadence are on its poetry. In the second place Greek poetry was remarkably traditional. All later poets owed much to Homer, and Homer himself was the child of tradition. Therefore their vocabulary and certain points of their technique were also traditional. The forerunners of Greek poetry set an impress on it which later generations observed. All artists must to some extent live on the achievements of their predecessors, and the Greek poets owed a great deal to Homer. But in spite of the apparent logic of their growth, in spite of their traditionalism and attachment to the past, they can not really be regarded as typical products of their race. It is unwise to assume that they owed their technique and artistry to popular art or their thoughts and feelings to a nebulous entity called the Greek Spirit.

Soziologische Bemerkungen zur griechischen Dichtung.

Während sich in England eine rein individualistische Interpretation griechischer Dichtung herausgebildet hat, steht die deutsche Forschung heute noch stark unter dem Einfluss der Konzeption der „Volksseele" : Die Gestalten und Epochen der griechischen Dichtung werden als die Formungen eines einheitlichen Volkscharakters aufgefasst. Demgegenüber will der Aufsatz hervorheben, dass die griechische Kunst das Produkt jeweils sehr verschiedener gesellschaftlicher Schichten ist, nicht aber ein isoliertes Phänomen, das sich nach immanenten Entwicklungsgesetzen entfaltet. Die homerischen Gesänge, basiert auf überliefertem Material und überlieferten Gestaltungsmethoden, aber das Werk eines einzelnen Autors, waren für die herrschende Oberschicht abgefasst und empfingen ihre Inhalte und ihre Ideale von dieser kleinen Gruppe. Demgegenüber repräsentiert Hesiod den kleinen Bauern, für den die Könige nicht Helden, sondern Feinde waren und dessen Weltanschauung völlig der homerischen widerspricht. Mit dem Aufkommen des Stadtstaates und des ihn beherrschenden, grundbesitzenden Adels erscheinen neue Kunstformen und neue Inhalte. Und selbst innerhalb der städtischen Kultur finden sich weitgehende Verschiedenheiten, wie durch einen Vergleich des Tyrtaeus und Alcman in Sparta mit der lyrischen Dichtung auf Lesbos deutlich wird, wo den Grundbesitzern ein starker Kaufmannsstand gegenübertrat. Das folgende Zeitalter der Tyrannen produzierte vor allem eine höfische Kunst, die nur der Erholung und dem Vergnügen diente : Spiel für einen einzelnen Herrscher und seinen Kreis. Der Aufsatz schliesst mit einer Diskussion der Tragödiendichtung des 5. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zur Demokratie und deren Bedürfnissen und Forderungen.

Remarques sociologiques à propos de la poésie grecque.

Tandis que, en Angleterre, s'est développée une interprétation purement individualiste de la poésie grecque, la science allemande subit, aujourd'hui encore, fortement l'influence du concept de „l'âme d'un peuple" : les figures et les époques de la poésie grecque apparaissent comme les formes successives dans lesquelles s'est exprimé le caractère d'un peuple un en son essence. Contre cette interprétation, l'article montre que l'art grec, loin d'être un phénomène isolé qui se développe d'après des lois immanentes, est le produit de couches sociales diverses selon les époques. Les poèmes homériques, œuvre d'un seul auteur, étaient fondés sur une tradition qui transmettait à la fois la matière et les méthodes de mise en forme ; ils s'adressaient à la classe dominante. Hésiode, en revanche, représente le petit paysan aux yeux duquel les rois étaient non des héros mais des ennemis — sa conception du monde s'oppose entièrement à celle d'Homère. L'état urbain, la cité, et la noblesse qui la domine de propriétaires de terre, amènent des genres et des thèmes nouveaux. A l'intérieur même de la culture de la cité, on observe des différences très poussées, comme le montre une comparaison entre Tyrtée et Alcman de Sparte, et la poésie de Lesbos, où aux propriétaires de terre s'opposait la puissance des marchands. L'époque suivante des tyrans produit surtout un art de cour, qui ne servait qu'à la récréation et au plaisir — divertissement offert au seul prince et à son entourage. L'article se termine par une discussion de la poésie tragique du ve siècle, dans ses rapports avec les besoins et les exigences de la démocratie.

Les sciences sociales en France.

Par

C. Bouglé.

L'Exposition qui vient d'être inaugurée à Paris sera bientôt l'occasion d'une impressionnante procession de Congrès internationaux. Plus de 300, dit-on, se sont inscrits pour défiler dans le somptueux et éphémère décor, qui bientôt ne sera plus qu'un souvenir. Mais beaucoup d'entre eux pourront sans doute susciter, dans le monde des sociologues, des réflexions durables qui mèneront aux coordinations plus que jamais nécessaires.

Une sorte de „Guide" s'offre à nous, dû à la collaboration du Centre d'études de Politique étrangère et du Centre de Documentation sociale de l'École Normale Supérieure, ligués pour la préparation de la Conférence Internationale des Sciences sociales (enseignement et recherche). Les programmes établis, les mémoires reçus par les organisateurs et les publications préalables qu'ils ont lancées donnent un premier aperçu — déjà assez instructif — des discussions qui vont s'ouvrir.

Le programme général est ainsi composé :

1) L'État des sciences sociales dans les différents pays. Monographies et synthèses ;
2) Les rapports des sciences sociales entre elles. Sociologie et disciplines spéciales ;
3) L'influence des sciences sociales sur l'Éducation intellectuelle et morale et notamment sur la formation de l'esprit international.

Désireuse de préparer pour son pays une série de rapports répondant à la première question, la Commission française a préparé tout un volume intitulé Les sciences sociales en France (enseignement et recherche) inspiré, lit-on dans la préface, d'un double exemple, celui qui fut donné après l'Exposition de 1900 par M. H. Hauser lorsqu'il rédigea un livre sur l'enseignement des sciences sociales; et puis celui qui vient d'être donnée par des auteurs de Survey, comme MM. Shotwell, Bernard et Bailey[1]) à propos de l'enseignement de la paix aux États-Unis ou en Angleterre.

Dans les deux derniers bilans, l'américain et l'anglais, les préoccupations pratiques sont au premier plan. On veut offrir une satisfaction, encouragement ou consolation, aux éducateurs pacifistes de tous les pays en leur mettant sous les yeux ce qui a été tenté en certains pays déjà, et ce qu'ils peuvent tenter à leur tour pour préparer les esprits des jeunes générations à cet effort de compréhension mutuelle dont le monde de demain aurait si grand besoin. „La science sociale au service de la paix", c'est à la fois le leitmotiv et le mot d'ordre.

---

[1]) The study of International Relations in the United States. Survey pour 1934. Introd. de Shotwell. New-York 1934. Bernard (L. et J.), Sociology and the study of international relations. Washington 1934. Bailey (S. H.), International Studies in Great Britain. Londres 1933.

Les sociologues français sont bien loin de dédaigner ce vœu. Et les auteurs du volume n'ont pas manqué de confier à M. Lambert, titulaire de la chaire d'enseignement de la Paix créée par M. Herriot à l'Université de Lyon, le soin d'établir ce qui a été fait en France dans les divers ordres d'enseignement pour éliminer de l'esprit des enfants ou des étudiants les préventions de l'orgueil nationaliste, père des mépris et des méfiances mutuelles. L'auteur montre en même temps ce qui devrait être essayé pour coordonner plus rationnellement les enseignements qui visent chacun à leur façon à cet idéal.

Mais avant d'établir ce qui pourrait ou devrait être tenté pour la formation d'un esprit international, par des sciences sociales mieux enseignées, les auteurs français ont estimé qu'il ne serait pas inutile de déterminer — non pas en raisonnant dans l'abstrait, mais en réfléchissant sur des exemples concrets — ce que peuvent ou ce que ne peuvent pas les recherches scientifiques en matière humaine et comment il les faut orienter vers la précision sans pourtant les détourner des synthèses. Aussi le livre comprend-il une série de chapitres sur les diverses sciences sociales, sociologie (R. Aron), ethnologie (R. Polin), géographie (Demangeon), économie politique (R. Picard), histoire (A. Meuvret), pédagogie (Milhaud), linguistique (Vendryès), sciences politiques et juridiques (Blondeau), science des religions (Vignaux et Puech), histoire de l'art (Focillon). Chacun d'eux a pour objet de préciser l'état de l'enseignement et de marquer les tendances de la recherche (principales doctrines, hypothèses directrices, problèmes actuels). L'ouvrage ne veut pas être seulement un instrument bibliographique, il s'efforce de dégager les problèmes décisifs pour chaque discipline et de préparer la coordination nécessaire de disciplines trop souvent isolées.

Grave difficulté : il n'y a de scientifique que le précis ; mais en même temps il n'y a de scientifique que le synthétique. Nous voulons des pierres solides, directement extraites de la carrière. Mais aussi des pierres qui s'ajustent les unes aux autres, pour composer des ponts. Il nous faut des propositions localisables, mais qui préparent des propositions généralisables. Telle est la double ambition des sciences sociales à l'heure actuelle, leur honneur et leur tourment. Leur honneur : car c'est renoncer à comprendre la multiplicité des faits historiques que de ne pas réussir à les grouper autour de quelque loi, de quelque type, de quelque tendance générale. Leur tourment : car presque fatalement les esprits oscillent entre les deux pôles ; ils sont comme tiraillés entre le fait et l'idée. Et l'impression vient à beaucoup que si l'on veut rester objectif il faut renoncer à devenir synthétique. Ou inversement : si l'on veut devenir synthétique, il ne faut pas chercher à rester objectif.

Pour sortir de cette difficulté, les confrontations de Congrès ne seront sans doute pas inutiles. C'est du moins ce qu'ont pensé les organisateurs de la Conférence internationale des sciences sociales, qui proposent deux séries de confrontations : 1° entre les tendances des sciences sociales dans les différents pays ; 2° entre les points de vue des différentes sciences sociales.

Ce n'est un mystère pour personne que les sciences humaines conservent, plus que toutes les autres sciences, leur marque d'origine sociale. Jusqu'à nouvel ordre, on reconnaît à première vue un traité de sociologie allemand,

français, américain. Ici les préoccupations du service social se font jour très vite. Là des catégories de tradition hégélienne continuent à s'imposer. Chez nous, ce sont plutôt les cadres positivistes qui persistent. Toute rencontre qui amène en contact des sociologues de pays différents incite chacun d'eux à s'élever au-dessus du point de vue national, à faire effort pour incorporer à son bagage mental les résultats acquis par les autres et pour éprouver l'efficacité de leurs méthodes. Devant l'immensité variée des faits sociaux à décrire et à coordonner, il est évident que la recherche suppose plus et mieux que les efforts individuels dispersés. Il est temps de lever des fanions et de planter des jalons pour la nécessaire convergence des travaux. On a plus d'une fois insisté en France sur cette nécessité, en fondant des „Comités de recherches collectives". Il va de soi que si ce travail collectif peut être en même temps organisé internationalement, le bénéfice intellectuel en sera plus large encore. Une des salles de l'Exposition — un Musée dit des Échanges intellectuels — rappellera, par d'ingénieuses illustrations, que les grandes découvertes des sciences physiques, chimiques ou biologiques sont rarement le monopole d'une nation : elles supposent le plus souvent la collaboration d'esprits que l'espace éloigne les uns des autres, et dont les idées font la navette par dessus les frontières. Aux sciences humaines de se laisser guider. Plus d'une institution a commencé : l'Institut de Recherches Sociales qui a son siège central à Genève et des succursales à New-York et à Paris, la Fédération internationale des Sociétés et Instituts de sociologie, qui mène ses congrès de capitale en capitale, sans parler de l'Institut français de sociologie, qui ouvre les Annales sociologiques aux savants de toutes origines, ont méthodiquement poursuivi cet effort de rapprochement. Après les rencontres de Paris on en comprendra encore mieux sans doute la fécondité : Moins recherches et théories sociologiques demeureront choses nationales, plus il y a de chances pour qu'elles prennent le chemin de la science.

Mais qu'on travaille seul ou à plusieurs et que les collaborateurs soient ou non des compatriotes, on ne fera avancer la connaissance scientifique des sociétés humaines que si, non seulement pour décrire mais pour expliquer leur structure et leurs évolutions on s'entend sur un certain nombre de principes directeurs de la recherche elle-même. Il n'y a de recherches vraiment fécondes que les recherches orientées par un questionnaire préalable. Or l'établissement d'un questionnaire suppose certaines notions reçues, au moins provisoirement, touchant les institutions sociales et leurs rapports entre elles et avec les forces qui les sous-tendent. C'est dire combien il importe que soient confrontés les points de vue des disciplines qui s'appliquent à l'étude spécifique des divers aspects des groupements humains. Trop souvent chacun a mené cette étude à part, sans tenir assez grand compte des résultats obtenus par d'autres disciplines. Ou bien elle croit pouvoir, de ce qu'elle a observé dans son champ propre d'observation, tirer des conclusions valables pour l'ensemble de la réalité sociale. Aussi voit-on les esprits osciller du spécialisme abstrait à un impérialisme envahissant : ceux-ci trop ambitieux et ceux-là trop modestes.

Nous dirons qu'une discipline cède à l'instinct impérialiste lorsque, sortant de ses cadres primitifs, elle prétend appliquer aux objets d'autres

disciplines, les procédés de recherches et les principes d'explications qui lui ont réussi. Tel fut le cas naguère de l'anthropogéographie lorsqu'elle invoquait le climat, le sol, la faune, la flore, pour rendre compte, non seulement du tempérament des habitants, mais de leurs institutions tant politiques qu'économiques. L'économie politique fait preuve aujourd'hui des mêmes ambitions lorsque, revigorée par un marxisme interprété de manière simpliste, elle explique par le matériel, par la technique, par le mode de production et l'organisation qui s'ensuit, la superstructure des sociétés, et aussi bien les tendances de l'art que les mécanismes de l'État. A l'usage, ces hypothèses ont révélé une valeur heuristique indéniable : elles ont suscité toutes sortes de recherches et orienté toutes sortes de discussions sûrement utiles à l'avancement des sciences sociales. Est-ce à dire que celles-ci aient trouvé du coup, avec le système définitif qui l'unifie, le seul type d'explication dont elles puissent valablement user ? Beaucoup paraissent le penser qui nous présentent aujourd'hui le marxisme comme une sociologie intégrale, laquelle aurait d'ores et déjà supplanté le positivisme dans son rôle de centre organisateur.

Nous estimons pour notre part que la question reste ouverte, et qu'il est de l'intérêt des sciences sociales qu'elle reste ouverte. Car il est possible que le „pluralisme“ — pour reprendre une expression proudhonienne dont M. Gurvitch aime à user en matière juridique — n'ait pas dit son dernier mot. En dépit des ironies dont Deville accablait le „Syndicat des facteurs“ qu'on opposait aux philosophies monistes, il est possible qu'il faille toujours tenir compte d'une diversité de forces sociales qui ne découlent pas toutes de la même source, et dont les luttes ou les accords expliquent le maintien ou la transformation des institutions elles-mêmes. Qui nous assure d'ailleurs que ce sera toujours, à toutes les époques de l'histoire et pour toutes les formes de société, la même force qui prédominera ? Il y a temps pour tout. Il y a des temps peut-être qui admettent la prééminence des mystiques, religieuses ou nationales, d'autres plutôt celle des intérêts économiques ? En tout cas ce serait pour chaque circonstance concrète à l'observation d'en décider. Et c'est seulement sur la somme des résultats de tant d'enquêtes contrôlées que pourrait s'édifier un système scientifique.

Les combinaisons ou les dissociations qui se produisent entre les éléments constituants de la vie sociale, il appartiendrait à la sociologie de les mettre en lumière, en exerçant une sorte d'arbitrage vis-à-vis des sciences sociales spéciales, pour les amener à préciser leurs rapports et à coordonner leurs efforts. Ainsi jouerait-elle, se plaçant par définition au cœur des ensembles sociaux et faisant converger vers eux les institutions qui les servent, le rôle de synthèse ordonnatrice qui devrait lui revenir.

Mais ici même on sait les difficultés que l'on va rencontrer : puisque nombre de sociologues, bien loin d'admettre avec Durkheim et Fauconnet que leur discipline doive réaliser la synthèse des sciences sociales, maintiennent qu'il lui faut se placer elle-même à un point de vue spécial, et par exemple suivre à part, dans leurs causes et conséquences propres, les formes sociales qui se maintiennent les mêmes, abstraction faite de la diversité des contenus. C'était la position préférée de G. Simmel. Et elle est restée, comme M. R. Aron nous le rappelait récemment, celle de beaucoup de sociologues allemands.

Les deux tendances sont-elles incompatibles ? La sociologie de type synthétique est-elle exclusive de la sociologie de type formel, et inversement ? Ou bien peut-on découvrir entre les deux, un champ de travail commun ? On conçoit qu'une science prenne son centre d'intérêt dans les groupements humains et leurs formes variées, qu'elle s'attacherait d'abord à décrire et à classer. Mais pour comprendre comment ces formes se constituent, se maintiennent, évoluent, force lui serait d'en appeler à autre chose qu'à une puissance de développement interne des groupes. Elle aurait à tenir compte des milieux où ils se sont installés, des contacts qui s'établissent entre eux, des institutions de toutes sortes — institution étant entendu au sens large — par lequel s'entretient leur vie. Ce qui revient à dire que la sociologie rencontrerait sur sa route des problèmes déjà abordés par d'autres disciplines — géographie humaine, étude des relations internationales, histoire économique, histoire des religions, etc... Elle aurait à utiliser les recherches déjà menées par celles-ci, à les faire converger, à les orienter au besoin de façon à pouvoir répondre aux questionnaires généraux qu'elle aurait dressés.

Ainsi s'instituerait une collaboration qui permettrait sans doute de tenir compte des deux exigences en présence : celle de la précision et celle de la généralisation. Les conversations de Paris autour des Congrès que nous avons évoqués, dans les jardins de l'Exposition, avanceront-elles l'heure de ces rapprochements si désirables ? Si ce souhait se réalise les sciences sociales à leur tour tireront quelque profit du grand Concours des Nations.

Besprechungen.

Philosophie.

Jaspers, K., *Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Walter de Gruyter. Berlin und Leipzig* 1936. *(VIII u.* 437 *S.; RM.* 7.—, *geb. RM.* 8.—*)*

Nietzsche, F., *Mein Leben. Moritz Diesterweg. Frankfurt a. M.* 1936. *(*15 *S.; RM.* 1.—*)*

Oehler, R., *F. Nietzsche und die deutsche Zukunft. Armanen-Verlag. Leipzig* 1935. *(*132 *S.; RM.* 3.—*)*

In Jaspers' neuem Buch ist von Nietzsches Aktualität schlechthin nichts zu verspüren. Seine breit angelegte Einführung scheint, jenseits aller Fragen der Zeit, im reinen Äther eines allseitigen Wissens zu schweben. Das Schema, nach dem J. Nietzsches Schrifttum zergliedert und auslegt, ist durch die Unterscheidung von blossem „Dasein", eigentlicher „Existenz" und „Transzendenz", d. h. durch J.' eigene, dreibändige Philosophie bestimmt. J. setzt sich somit von vornherein über Nietzsches Anspruch hinweg, dass mit dem Zarathustra eine neue Stellung zum Ganzen des Seins entspringt, welche der Philosophie „im tragischen Zeitalter der Griechen" grundsätzlich näher steht als der gesamten nachplatonischen Philosophie. Die an der Physis orientierten Lebensbegriffe von Nietzsche werden von J. durchgehends umgedeutet zu seelischen Existenzbegriffen, die ihrerseits wieder auf eine göttliche Transzendenz verweisen, wie sie niemand radikaler als Nietzsche in all ihren Formen verneint hat. Die Rangordnungen des natürlichen Lebens verdunsten zu „Möglichkeiten" der Existenz, und soweit Nietzsches Metaphysik des Lebens und seine Ideen zur „grossen Politik" unbestimmt bleiben, wird diese Unbestimmtheit von J. nicht etwa als Ansatz zu einer positiven Kritik benutzt, sondern als Anzeichen einer philosophischen „Offenheit" ausgelegt, als „Möglichkeitsreichtum" und Freiheit von dogmatischen Fixierungen. Nietzsches Gedanken über die künftig Herrschenden werden zu einer „unsichtbaren" Herrschaft verinnerlicht und und vergeistigt. Der Feststellung, dass Gott tot ist, wird ihre aggressive Schärfe genommen, indem J. überhaupt jede „ausgesagte" Wahrheit in einen existenziellen „Anspruch" verwandelt. Der Sinn von Nietzsches „Überwindungen" sei, dass er sich an kein Positives und Negatives endgültig hingibt, sondern stets unterwegs, in Bewegung und in der Schwebe bleibt. Wo Nietzsche ein eindeutiges Ja und Nein festsetzt, kann J. nur dogmatische Verfestigungen einer transzendierenden Bewegung erkennen. Alles Positive und Bestimmte erscheint ihm als platt und banal und noch nicht im Bereich des Philosophierens. Es ist aber

die ungewollte Paradoxie dieser Existenzphilosophie, dass J. gerade dort, wo er zu „appellieren“ vermeint, in Wirklichkeit eine lange Rede hält, durch die er das „Ganze“ von Nietzsches Bewegung zu umgreifen und zu überschauen scheint, während er doch nur das Entweder-Oder von Nietzsche und Kierkegaard umgeht, in der Ausflucht zu einem „philosophischen Glauben“, der inhaltslos zwischen der Gottlosigkeit und dem Glauben an die christliche Offenbarung schwebt.

Das gesuchte Ganze von Nietzsches Philosophie ist nicht das „unbestimmte Grenzenlose“, was übrigbleibt, wenn man von allen einzelnen Gegenständen, Inhalten, Positionen und Alternativen, in denen sich Nietzsches Denken bewegt, abstrahiert, sondern das Entscheidende, welches in Nietzsches Willen zu einer radikalen Entscheidung zwischen Antike und Christentum liegt. Nicht Nietzsche verkehrt sein eigenes Transzendieren, wenn er es in der Weise des Gegenteils tut, sondern J. verwechselt sich selbst mit Nietzsche, wenn er von ihm sagt: „Es ist kaum zu leugnen dass den Leser Nietzsches an entscheidenden Stellen etwas wie eine Öde überfallen kann, dass ihn das Endigen in nicht sprechenden Symbolen enttäuscht, dass ein leeres Werden, eine leere Bewegung, ein leeres Schaffen, eine leere Zukunft das stumme letzte Wort zu sein scheint.“ Diese Leere erklärt J. jedoch positiv aus der Bewegung des Transzendierens, die alles Bestimmte und Positive zum Verschwinden bringt. Es wäre aber allzuleicht, im Besitz der Wahrheit und „unüberwindlich“ zu sein, wenn diese unüberwindliche Wahrheit darin bestünde, dass sie als erfüllte und ausgesagte unhaltbar ist. Der Aufwand, den J. auf 400 Seiten macht, um uns immer wieder zu versichern, dass alle bestimmten Positionen und Negationen unphilosophische Festlegungen, Vergegenständlichungen, Verabsolutierungen und Naturalisierungen sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Nietzsches Werk nicht von der Erweichung aller festen Konturen lebt und in der Tiefe nur eine „schwindelerregende Bewegung“ oder gar eine blosse „Beschwörung der Unendlichkeit“ ist. Was Nietzsche von Anfang an und bis zu Ende wollte, war vielmehr jene alte, „endliche“ Welt, von der die ewige Wiederkunft handelt, und zugleich ein „neues Wozu“ oder Ziel. Dass aber Nietzsches menschlicher Wille zu einem neuen Wozu in einem fundamentalen Widerspruch steht mit seiner dionysisch geschauten Welt, das ist kein „dialektischer“ Widerspruch, den man nach J.' Methode in einer Gesamtbewegung auflösen kann. Die Form von Nietzsches Philosophieren ist keine vage Dialektik, sondern bestimmt durch eine dreifache Verwandlung, welche die erste Rede des Zarathustra beschreibt. Und das eindeutige Grundproblem des scheinbar so vieldeutigen Nietzsche wird von J. selbst als der Weg vom Nichts zum Sein bezeichnet. Auf diesem Weg drängt Nietzsche aber nicht über alles Bestimmte hinaus auf unbestimmte „Grenzen und Ursprünge“ hin, sondern er setzt einen — wenn auch noch so fragwürdigen — Anfang und ein — wenn auch noch so fragwürdiges — Ziel.

J. sagt von Nietzsches Werk, es ist, als ob eine Bergwand gesprengt sei, aber das Bauwerk, um dessentwillen gesprengt wurde, liege nur in halbbehauenen Bruchstücken, deren Zusammenhang undeutlich ist, umher. J. versucht nun aber nicht etwa, den verborgenen Bauplan interpretierend

herauszustellen, sondern sein reflektierender Überblick macht den Eindruck, als habe Nietzsche weder gebaut noch zerstört, sondern nur endlos und ziellos im luftleeren Raum Gedanken bewegt. Der Sprengstoff in Nietzsches Philosophie scheint bei J. wie ausgelaugt und in einem kunstvollen Netz von farblosen Begriffen seiner geschichtlichen Wahrheit und Wirkung beraubt, wobei sich die Ohnmacht gegenüber dem Angriff, der Nietzsche ist, als überlegen „umgreifende" Führung durch eine gedankliche Formenwelt gibt : ein Monolog am Grabe von Nietzsches sämtlichen Werken, aber keine produktive Auseinandersetzung mit ihm, wie sie selbst die borniertesten Zurechtlegungen hervorrufen können, gerade weil sie keine „umgreifenden" sind. Und so bleiben als beste Einführung in Nietzsches Philosophie nach wie vor seine autobiographischen Dokumente bestehen, zu denen der 1. Teil von J.' Buch („Nietzsches Leben") eine Ergänzung ist.

In diesen autobiographischen Dokumenten ist ein neuer Beitrag aufgefunden worden. Diese Skizze des jungen Nietzsche bezeugt eine erstaunliche Einsicht des Neunzehnjährigen in sein eigenes Wesen und seine künftige Aufgabe, eine Einsicht, aus der mehr über die Struktur seines Werkes zu entnehmen ist als aus dem ganzen Buch von Jaspers. „Ich bin als Pflanze nahe dem Gottesacker, als Mensch in einem Pfarrhause geboren", dieser Satz leitet die Selbstcharakteristik ein, welche mit der die ganze spätere Entwicklung vorausnehmenden Alternative schliesst : entweder Gott oder der „Ring" der Welt.

Oehler, dem die neue historisch-kritische Ausgabe Nietzsches anvertraut ist, hat eine Auswahl von Nietzschezitaten zusammengestellt und mit Randbemerkungen versehen. Eine photographische Aufnahme, die Hitler im Nietzschearchiv, den Blick auf eine Nietzschebüste gerichtet zeigt, veranschaulicht O.s Fragestellung nach Nietzsches Verhältnis zur deutschen Zukunft. Der „erlösende Glücksfall", um dessentwillen man nach Nietzsche „den Glauben an den Menschen" festhalten darf, er ist im Nationalsozialismus gegeben, dessen „Bewegung" O. jener „ersten Bewegung" gleichstellt, von der Nietzsche in der ersten Rede des Zarathustra spricht. Auch Wagner und Nietzsche sind keine Gegensätze mehr, denn : „der Führer fährt nach Weimar ins Nietzschearchiv und von dort zur Eröffnung der Festspiele in Bayreuth." Der Nihilismus ist überwunden, denn was Nietzsche so „nennt", dafür sagen „wir" : Kommunismus und Bolschewismus. Diese Gleichschaltung von Nietzsches Werk mit Hitlers Kulturreden vollzieht O. mittels der stereotypen Formel : „bei Nietzsche wie bei Hitler".

K. Löwith (Sendai, Japan).

Bemerkungen zu Jaspers' „Nietzsche". — Für J. ist es „das Verwirrende, dass Nietzsche zwar niemals ästhetisch beschauend und geniessend wird, vielmehr leidet bis zur Verzweiflung, und doch für seinen Anker keinen Grund zu finden vermag, daher nie eins werden kann mit einem Menschen, mit der Idee eines Berufes, mit dem Vaterlande. Er ist eins allein mit seinem Werke." Die Verwunderung darüber, dass eine Verzweiflung existiert, die sich nicht bei der Pflege privater Beziehungen, der Familie, eines Berufs oder des Vaterlands beruhigt, weist deutlich auf den

Ursprung dieser „Einführung in das Verständnis“ Nietzsches hin. Der Spiessbürger führt das Wort.

Der formalistische Idealismus, in dessen Gestalt die Philosophie nach den aufregenden Erfahrungen der Öffentlichkeit mit der Hegelschen Schule wieder an deutschen Universitäten geduldet war, ist nachgerade jedem als der Weg bekannt, über die Welt nachzudenken, ohne mit ihr in Konflikt zu geraten. Er verlieh dieser Epoche die Sicherheit, dass der Mensch seiner Bestimmung genügen könne, wenn er alles mitmache, was die je herrschenden Gewalten von ihm verlangten. Die Reaktion auf diesen Idealismus, der von der Hegelschen Metaphysik nur das schlechteste Erbteil bewahrte, die Verklärung gegebener Formen des gesellschaftlichen Lebens, war die Wendung zum „Realismus“. Die Versicherungen, dass es darauf ankomme, eine materiale Philosophie aufzurichten, zum „Konkreten“ vorzudringen, die „echte“ Realität aufzudecken, eine „Sachphilosophie“ zu liefern, das Denken „existentiell“ zu machen, haben jedoch an dem formalistischen und konformistischen Charakter dieses Denkens nicht das geringste geändert. Im Gegenteil. Da die sozialen Schichten, mit denen die Universitäten in Deutschland lebensnotwendig verbunden sind, in immer grösseren Gegensatz zu den wahren Interessen der Massen gerieten, wurde die jeder bewussten Beziehung zur geschichtlichen Aktualität entbehrende Philosophie immer eindeutiger reaktionär. Zwar blieben auch die scheinbar sachhaltigen Kategorien nichtssagend wie ihre formalistischen Vorgänger, aber das fortwährende Reden von Geschichtlichkeit, Echtheit, Heroismus, Mythos, Schicksal und Tod, dieser einerseits vornehme, andererseits volkhafte Stil, bei dem nur eines klar ist, nämlich dass es nicht um die Veränderung der ungerechten Verhältnisse geht, trug auch in den Fällen, wo er noch Bildung und Kulturliebe bezeugt, den Stempel der heutigen Zustände an sich, in denen solche Eigenschaften freilich entbehrlich geworden sind. Die zynische Denkfeindschaft des neusachlichen Positivismus und der neusachliche Ton der gepflegten Metaphysik haben es gemeinsam, dass man sich im Besitz der Wahrheit wähnen und dabei ein Spiessbürger bleiben kann.

J. macht aus Nietzsche auch so einen Denker. Er bringt das Kunststück fertig, ihn darzustellen, ohne anzustossen. Dabei braucht er sich selbst keine Gewalt anzutun. Seine verbindliche Sprache bezeugt ihre Herkunft aus der liberalistischen Ideologie noch dadurch, dass in ihrem Medium alle Gegensätze untergehen.

Nietzsche hat den objektiven Geist seiner Zeit, die psychische Verfassung des Bürgertums analysiert. Angesichts der irdischen Möglichkeiten des Menschen, die er überschwänglich beurteilt wie nur je ein Utopist, erschien ihm der Typus, den er vor sich sah, mit seinen masochistischen Trieben unerträglich. Verwandt mit repräsentativen Denkern des frühen Bürgertums, wie Hobbes und Mandeville, hat er die Wahrheit der bürgerlichen Ordnung ausgesprochen : „Man hat kein Recht weder auf Dasein, noch auf Arbeit, noch gar auf ‚Glück‘ : es steht mit dem einzelnen Menschen nicht anders, als mit dem niedrigsten Wurm.“ Das Christentum, vor allem Luther, vaterländische Begeisterung, jede Art, die gegebene Wirklichkeit zu vernebeln, erschien ihm als Vorzeichen einer neuen Barbarei. Die

Ersatzbefriedigungen des Kleinbürgertums, metaphysische und andere Sekten, den Germanenkult, den Antisemitismus, hat er verabscheut. Sein Ziel war eine Zukunft, in der auf Grund äusserst gesteigerter Naturbeherrschung unbestimmbar viele menschliche Kräfte freiwerden. Der Begriff des Übermenschen bezeichnet diesen Zustand. Nietzsches Theorie, wie er verwirklicht werden kann, die naiven eugenischen und anderen sozialpolitischen Massnahmen, unter denen die Rassenmischung immerhin eine besondere Rolle spielt, gehören zum Preis, den er für seine Einsamkeit bezahlte. Er hat trotz allem gewusst, dass es viele „Übermenschen" geben wird oder gar keine : „alle Güte entwickelt sich nur unter ihresgleichen." Die Idee, die den Übermenschen aus einer undenkbaren, sich selbst widersprechenden Utopie zum substanziellen geschichtlichen Ziel gemacht hätte, der Begriff der klassenlosen Menschheit, war ihm durch ihre Träger verleidet. Er hat nicht Marx, sondern bloss die damalige Sozialdemokratie gekannt ; sie hat er gar nicht so verkehrt beurteilt. Infolge seines Widerwillens, sich auf politische Ökonomie einzulassen, eines Widerwillens, in dem auch der Hass gegen eine von der Ökonomie beherrschte Welt enthalten ist, missverstand er den geschichtlichen Charakter der Arbeit. Er meinte, dass sie ihre versklavende Wirkung nicht verlieren könnte. Die Massenbeherrschung erschien ihm daher als Bedingung des Übermenschen. Hinter seinen scheinbar menschenfeindlichen Formulierungen steckt aber nicht so sehr dieser Irrtum als der Hass gegen den geduldigen, sich duckenden, mit der Gegenwart ausgesöhnten, passiven und konformistischen Charakter.

Die schönrednerische Überdeckung des Widerspruchs von Nietzsches Lehre zur Gesellschaft der Epoche korrumpiert J.' gesamte Darstellung. Die Existenz jener politischen Illusionen Nietzsches verbietet es gewiss, einem Urteil, das ihn mit der Vorbereitung der totalitären Gesellschaft in Zusammenhang bringt, jeden Grund abzusprechen. Einige Apologeten dieser staatlichen Wirklichkeit drehen ihm daraus einen Strick und machen ihn zum Propheten von Unterdrückung und Lakaientum. J. weiss es besser. Er bemerkt die Kluft zwischen der Lehre vom Übermenschen und dem, was er in Deutschland vor sich sieht. Daher bietet er Nietzsche erst einmal als grossen deutschen Denker an, er gilt ihm als „Philosoph von Rang", der ein „angemessenes Studium" verdient. Er entschuldigt ihn, er macht ihn akzeptabel. Man darf Nietzsche nicht „fälschlich dogmatisieren", soll sich nicht an „falsche Vergegenständlichungen, Verfestigungen, Verabsolutierungen, Naturalisierungen" halten, kurz ihn um jeden bestimmten Inhalt bringen. Was bedeutet schon für J. Philosophie ! „Philosophieren als solches führt weder zu Gott noch von Gott fort, sondern geschieht aus dem Ursprung transzendenter Bezogenheit des Selbstseins. Es ist die menschliche Wirklichkeit, die suchend aus der Tiefe der Vernunft und der Existenz hervorholen will, woraus es faktisch lebt, und zwar in dem heimlich-offenbaren Gespräch durch die Jahrtausende", also wirklich eine Angelegenheit innerhalb der Fachschaft. J. braucht schreckhafte Worte. Er spricht vom „Grauen dieses faktischen Kommunikationsabbruchs", von Abgründen, Opfern und Unerbittlichkeit. Aber er versichert, gleichsam als Fürsprech vor einem imaginären Volksgericht, Nietzsches Kampf vollziehe

sich „auf einer Ebene, auf der keine realen Kampffronten des Daseins entstehen; es ist der tiefere, entscheidendere Kampf in der Seele jedes einzelnen und in der Seele der Völker, der innere, unsichtbare und unhörbare Kampf, für dessen existentiellen Sinn Nietzsche die Waffen gibt: suchende Fragen, als Missverstehbarkeiten, als Bewährungsmöglichkeiten." Gewiss sind diese Waffen harmlos, und schliesslich wird sich auch Nietzsche trotz Missverstehbarkeiten, die man heute freilich nicht so leicht verzeiht, bewähren.

„In seinen zahllosen verwerfenden Wendungen über die Masse" wolle man nicht „eine existenzlose Volksfremdheit" finden. „Dass er oft Volk sagt, wenn er Masse meint, darf als Sprachgebrauch nicht irreführen." Ob nicht angesichts dessen, was sich inzwischen ereignet hat, Nietzsche im Gegenteil versucht sein könnte, sich zu entschuldigen, weil er die Masse mit den Taten des Volks belastet, diese Frage kommt seinem Anwalt nicht in den Sinn. — Gewiss hat Nietzsche aus dem Atheismus unangenehme Konsequenzen gezogen. Aber alles ist „zweideutig", und jedenfalls kann man nicht sagen, es handle sich „um eine fraglos und platt gewordene Gottlosigkeit." Ominöse Formulierungen lassen sich in eine Sprache übersetzen, die man auch heute noch dulden kann. Die Reformation hat Nietzsche „eine der verlogensten Eruptionen von gemeinen Instinkten" genannt; Luther „einen wüsten und uneigentlichen Bauern, der mit der ‚evangelischen Freiheit' allen aufgehäuften gewalttätigen Bedürfnissen Luft macht: man will einmal wieder Herr sein, rauben, niederwerfen, verfluchen, eingerechnet dass die Sinne ihre Befriedigung finden wollen: vor allem man sieht lüstern nach dem ungeheuren Reichtum der Kirche." „Ein Volk, welches sich der Intelligenz eines Luther unterordnet!" Der Protestantismus hat sich bisher nur „im mediokren Norden zu konservieren gewusst." So dachte er über jenes frühe deutsche Erwachen. Auch bei J. findet sich der Hinweis auf Nietzsches Stellung zur Reformation. Er lautet wie folgt: „Immer von ihm abgelehnt werden Paulus, Rousseau, fast immer Luther." „Urzeiten, antike Welt, Indien, das Christentum, Renaissance und Reformation, Aufklärung, die modernen Völker, erreicht sein (Nietzsches) Blick und umkreist sie mit knappen, charakterisierenden Formulierungen", deren Wortlaut man besser für sich behält. Eine besonders charakterisierende Formulierung Nietzsches lautet, dass die deutsche Reformation „ein wüstes und pöbelhaftes Gegenstück zur Renaissance Italiens" gewesen sei.

Dass J. Nietzsche nicht durch seine Stellung zu den Juden kompromittiert, versteht sich von selbst. Hätte er dann aber nicht aus Gerechtigkeit auch die Griechen beiseite lassen sollen? Hat doch Nietzsche gesagt, diese hätten bei gewissen Juden des Alten Testaments in die Schule gehen können. Man mag darüber im Zweifel sein, ob in der Gegenwart Nietzsches Beziehung zu Griechen, Juden, Deutschen oder Franzosen für das Verständnis seiner Lehre am entscheidendsten ist. Jedenfalls wird es erschwert, wenn man die Juden und Franzosen ganz fortlässt. J. hat es nicht einmal beim Schweigen bewenden lassen. Nachdem er die verständigsten und ehrendsten Zeilen über diese europäischen Kulturfaktoren, die je aus einer deutschen Feder geflossen sind, hat unterschlagen müssen, wagt er es zwar nicht, die paar drastischen Äusserungen über ihre Mängel hinzusetzen.

Aber er richtet es so ein, dass Juden und Franzosen, wenn schon einmal von ihnen gesprochen wird, wenigstens in abfälligem oder nur neutralem Sinn Erwähnung finden. „Ich glaube nur an französische Bildung“, sagt Nietzsche. „Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris : ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herrn Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugetan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren grossen Lehrern vor, die allesamt durch deutsche Philosophie verdorben sind (Herr Taine zum Beispiel durch Hegel, dem er das Missverständnis grosser Menschen und Zeiten verdankt). Soweit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur.“ Bei J. heisst es, Nietzsche habe „eine Zeitlang die Franzosen La Rochefoucauld, Fontenelle, Chamfort, besonders aber Montaigne, Pascal und Stendhal ganz ausserordentlich geschätzt“ (Sperrung vom Referenten), und zitiert wird der Satz „Im heutigen Frankreich ist der Wille am schlimmsten erkrankt.“ Dass Nietzsche „Pascal und Stendhal“ geschätzt hat, mag ihm in Deutschland noch verziehen werden — der Umgang mit Maupassant und Anatole France ist eine „Missverstehbarkeit“.

Die Juden hat Nietzsche immer und offenkundig nicht bloss „eine Zeitlang“ mit höchster Achtung genannt. Er war ein aufgeklärter Bürger. Die Juden sind nach ihm „die älteste und reinste Rasse. Überall, wo sie zu Einfluss gekommen sind, war es ihre Aufgabe, ein Volk ‚zur raison‘ zu bringen.“ Juden, Franzosen und Chinesen haben esprit. „Die Antisemiten vergeben es den Juden nicht, dass die Juden Geist haben — und Geld. Die Antisemiten — ein Name der ‚Schlechtweggekommenen‘.“ Ihr Kampf ist immer „ein Zeichen der schlechteren, neidischeren und feigeren Naturen gewesen : und wer jetzt daran teilnimmt, muss ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen.“ Dies darf J. nicht sagen, aber wo er einen Satz zitieren kann, nach dem mit Manu, Plato und Konfuzius auch „die jüdischen und christlichen Lehrer“ nicht an ihrem Recht zur Lüge zweifelten, oder wo er einen Gegensatz Nietzsches gegen das Judentum zu erkennen meint, hat er daraus kein Hehl gemacht.

„Für das Prinzip ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ oder für das deutsche Reich uns zu begeistern, sind wir nicht dumm genug.“ „ ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist.“ Der Nationalismus, die „Vaterländerei“ galt Nietzsche als „kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt.“ Seine Äusserungen darüber sind so eindeutig und nehmen soviel Raum in seinem Werk ein, dass selbst J. schwerlich über es schreiben könnte, ohne ein Wort davon zu sagen. Aber es geschieht mit Vorsicht : „Wie immer versucht Nietzsche auch diesen Gedanken bis zu seiner äussersten Konsequenz. Daher kann für ihn in solchem Zusammenhang ‚jetzt, wo alles auf grössere und gemeinsame Interessen hinweist‘, das ihm in seiner Zeit sichtbare Nationale eher eine Gefahr bedeuten : ‚das Nationale, wie es jetzt verstanden ist, fordert als Dogma geradezu die Beschränktheit‘.“ (Sper-

rungen vom Referenten). Nietzsches Gedanken heute bis „zu seiner äussersten Konsequenz“ auszusprechen oder auch nur zu denken, könnte in unserer Zeit freilich „eher“ eine Gefahr bedeuten.

Dass Nietzsche nicht bloss an der Oberfläche ein „freier Geist“, ein „guter Europäer“ war und den Nationalismus, „die Krankheit dieses Jahrhunderts“, nie zu hassen aufhörte, erhellt aus der Schärfe seiner sozialpsychologischen Urteile über den sogenannten deutschen Charakter. „Deutschland in seiner Aktion und Reaktion zeigt sich barbarisch.“ Die Deutschen, „ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Überwiegen des vorarischen Elementes“, hat er um ihrer logischen und moralischen „Unsauberkeit“ willen seine Feinde genannt. „Wie entartet in seinem Geschmack, wie sklavisch vor Würden, Ständen, Trachten, Pomp und Prunk muss ein Volk gewesen sein, als es das Schlichte als das Schlechte, den schlichten Mann als den schlechten Mann abschätzte! Man soll dem moralischen Hochmute der Deutschen immer dies Wörtlein ‚schlecht‘ und nichts weiter entgegenhalten!“ Ihre Grausamkeit malt er in den grellsten Farben. Das Rädern sei „die eigenste Erfindung und Spezialität des deutschen Genies im Reich der Strafe.“ Es finden sich wahrhaft prophetische Urteile, die allein schon genügten, Nietzsche trotz aller Beschränktheiten als Theoretiker ernst zu nehmen. „Die Deutschen meinen, dass die Kraft sich in Härte und Grausamkeit offenbaren müsse, sie unterwerfen sich dann gerne und mit Bewunderung : sie sind ihre mitleidige Schwäche, ihre Empfindlichkeit für alle Nichtse auf einmal los und geniessen andächtig den Schrecken. Dass es Kraft gibt in der Milde und Stille, das glauben sie nicht leicht.‘, „Bei unseren grössten Männern muss man immer noch sagen : möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein.“ „Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit — sie schämen sich nicht einmal, bloss Deutsche zu sein... Sie reden über alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend, ich fürchte, sie haben selbst über mich entschieden... Mein ganzes Leben ist der Beweis de rigueur für diese Sätze. Umsonst, dass ich in ihm nach einem Zeichen von Takt, von délicatesse gegen mich suche. Von Juden ja, noch nie von Deutschen.“ Und wirklich „entscheidet“ J. über ihn : Er macht ihn zum wahren Deutschen. „Durch sein ganzes Leben geht die ursprüngliche Identifizierung eigener Möglichkeiten mit den griechischen ; sie ist eins mit seinem Willen zur Verwirklichung des hohen Deutschtums, das dem Griechentum verwandt sei. Während aber das Griechentum abgeschlossen ist und in zweifelsfreier Schätzung als der Knotenpunkt der Geschichte für Nietzsche dasteht (fast wie die Erscheinung Christi für die gläubigen Christen), ist das deutsche Wesen ihm durchaus Zukunft, in unerhörter Gefahr durch sich selbst, so dass Nietzsches Liebe zum eigentlich Deutschen, von dem er in der zerfallenden Welt Alles erhofft, in der Erscheinung einer leidenschaftlichen, im Laufe seines Lebens sich steigernden Kritik zutage tritt“, die also nur aus „grenzenloser oft enttäuschter Liebe“ stammt. Und dazu wird dann die „Wiedergeburt Griechenlands aus der Erneuerung des deutschen Geistes“ nach einem gelegentlich notierten Plan des jungen Nietzsche zitiert, und ferner was sonst an wenigen im

„deutschen" Sinn verwertbaren Stellen ausfindig zu machen war. Auch dies ist freilich noch mager und unbestimmt genug. Mit der Wagnerbegeisterung verschwinden nämlich selbst die spärlichen, an Heine gemahnenden Wünsche des „ersten Nietzsche" und des ersten Nachlassbandes nach einem besseren Deutschland, denn „die grosse Enttäuschung und der grosse Ekel kommt", wie der Herausgeber Nietzsches selbst es nennt.[1]) Die räumliche Nähe, in die J. Nietzsches „ganzes Leben" und seinen angeblichen Willen zur Verwirklichung des „hohen Deutschtums" bringt, ist ein Trick. Von den „wahren" Germanen hat er zuweilen gewiss gesprochen. Sie „gingen ins Ausland ; das jetzige Deutschland ist eine vorslavische Station und bereitet dem panslavistischen Europa den Weg."

Die europäische Demokratie als möglicher Boden einer neuen Tyrannis ist von Nietzsche gut durchschaut worden. Wenn auch seine Vorstellung von der letzteren schwankend war, so dass er nicht wusste, ob sie der Beginn zur Barbarei oder zu einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung sei, treffen seine Formulierungen jedenfalls die sozialpsychologische Wirklichkeit. „Zuletzt wird die Unsicherheit so gross, dass die Menschen vor jeder Willenskraft, die befiehlt, in den Staub fallen." J. zitiert diese Stelle. Bei der Erörterung dieses Problems und Nietzsches Sorge, ob auch die richtigen Führer kommen werden, heisst es jedoch : „Das Bild dieser wirklichen neuen Herren umkreist Nietzsche, ohne sie schon als plastische Gestalt hinstellen zu können." Das „schon" enthüllt einen Charakter. Die Zitate zum Lob des Führertums und die Betonung, dass nach der Nivellierung in der Demokratie endlich die „Sklaverei" kommen müsse, die zur Steigerung des Menschen notwendig sei, greifen so geschickt ineinander, dass die neuen Herren Nietzsche viel verzeihen können. Seine Erinnerung an „die moralische Heuchelei der Befehlenden" kann dabei in Vergessenheit geraten. Dabei trifft Nietzsches Führerpsychologie ins Herz der Gegenwart. „Sie wissen sich nicht anders vor ihrem schlechten Gewissen zu schützen als dadurch, dass sie sich als Ausführer älterer oder höherer Befehle gebärden (der Vorfahren, der Verfassung, des Rechts, der Gesetze oder gar Gottes) oder selbst von der Herden-Denkweise her sich Herden-Maximen borgen, zum Beispiel als ‚erste Diener ihres Volks' oder als ‚Werkzeuge des gemeinen Wohls'." Dass sich die Deutschen besonders gut auf „das Berauschen" verstehen, hat er früh erkannt und richtig gedeutet. Nicht verborgen blieb ihm in diesem Zusammenhang „die Bedientenseele (idealisiert als Gelehrten- und Soldatentugend, auch als schlichter Sinn)." Der Umstand, dass J. die Verwechslung zwischen der von Nietzsche gemeinten Zukunft und der heutigen Gegenwart infolge seines Stils und seiner existentiellen Pose nicht auszuschliessen vermag und sogar nahezulegen scheint, zeigt vielleicht besser als alles übrige die Unangemessenheit dieser „Einführung". Nach ihr muss Nietzsche dem Leser ebenso erscheinen, wie ihm selbst Richard Wagner erschienen ist, nämlich als ein wohlgeratener „Typus deutscher Unklarheit", von dem man im Gegensatz zu Stendhal,

---

[1]) Vgl. Vorwort zu Band 9 und 10 des Nachlasses in der Grossoktavausgabe bei Kröner.

Heinrich Heine und Schopenhauer nicht einmal etwas über seinen Widerwillen gegen „die nationale Beschränktheit der Vaterländer" ohne ein „vielleicht" aussagen könnte.

Im Ausland ist Nietzsche so unbekannt, dass er selbst von vielen fortgeschrittenen Geistern als ein Vorläufer der gegenwärtigen Zustände angesehen wird. Man denkt ihn etwa als eine Mischung von grössenwahnsinnigem Genie und bramarbasierendem Feldwebel. Das J.sche Buch wirkt daher zuweilen wie die mutige Zerstörung einer Legende. Es wird also hüben und drüben toleriert. Trotz dieser Bildungslücken der anderen Völker im Hinblick auf deutsche Philosophen ist das J.sche Buch aber im tiefsten unwahr. Man kann von Nietzsche nicht sprechen, ohne ihn eindeutig zur Aktualität in Beziehung zu bringen. Er war nicht „eins allein mit seinem Werke", sondern hatte bestimmte historische Ziele, auf deren Verwirklichung es ihm ernsthaft ankam. Grossartig sagt J., „Nietzsches Denken schreckt vor nichts zurück." Aber er selbst schreckt davor zurück, Nietzsches Kritik der gegenwärtigen Zustände und des gegenwärtig herrschenden Menschentypus, die beide inzwischen noch viel schlimmer geworden sind, auch nur richtig darzustellen, geschweige denn richtig zu interpretieren.

Ohne sie gibt es jedoch kein Verständnis Nietzsches. Die Unabhängigkeit, die in seiner Philosophie zum Ausdruck kommt, die Freiheit von den versklavenden ideologischen Mächten ist die Wurzel seines Denkens. Wollte sich J. einen historischen Stoff wählen, den er in seinem Wesen nicht entstellen musste, um ihn einigermassen akzeptabel zu machen, so durfte er jedenfalls nicht auf Nietzsche verfallen. Als Kant sich in religiösen Dingen einer ähnlichen Situation gegenübersah wie J. in philosophischen Problemen überhaupt, entschied er sich, ganz darüber zu schweigen. Seine Sentenz, dass alles, was man sage, wahr sein müsse, dass man aber nicht alles, was wahr sei, zu sagen brauche, kann man auf Nietzsche jedenfalls nicht so anwenden, dass man die bedenklichen Stellen draussen lässt. Der tolerierte Nietzsche wird sonst selbst zum Spiessbürger wie sein Apologet.

Max Horkheimer.

Husserl, Edmund, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transcendentale Phänomenologie. In : Philosophia. Sumptibus Societatis „Philosophiae" edidit A. Liebert. Belgrad* 1936. *S.* 77-176.

Husserl will in dieser Schrift „auf dem Wege einer teleologisch-historischen Besinnung auf die Ursprünge unserer kritischen und wissenschaftlichen Situation die unausweichliche Notwendigkeit einer transcendentalphänomenologischen Umwendung der Philosophie" begründen. In einem Brief an den Herausgeber schreibt H., dass er in seinem Aufsatz eine „im ernstlichen Sinne radikale, auf die letzten historischen und sachlichen Wurzeln zurückgehende Kritik der neuzeitlichen Philosophie" sieht. Sofern solcher Anspruch von dem letzten Vertreter der Tradition deutscher Universitätsphilosophie kommt, verlangt er auch dann ernst genommen zu werden,

wenn er weniger seinem neuen Gehalt an Erkenntnis nach denn als persönliches Dokument gewürdigt werden muss.

Die Sprache verrät Verlassenheit und Desorientierung. Heideggersche, ja Jaspers'sche Termini schleichen sich ein. Die deskriptive Sachlichkeit des phänomenologischen Stils wird durchbrochen durch dunkle Erinnerungen an die geschichtlichen Aufgaben, an die Philosophen als „Funktionäre" der Menschheit, an „zusammengebrochenes Menschentum", — aber auch von Worten wie Bodenständigkeit. Die Geschichte der Philosophie erscheint als ein Stück des Kampfes der Vernunft gegen die Finsternis, der Aufklärung gegen die Barbarei.

Das Eingeständnis hörte man schon früher von H. — ebenso wie viele der in dieser Arbeit vertretenen Thesen. Aber in der veränderten Situation gewinnt sein Standpunkt einen veränderten Sinn. Es ist schon an anderer Stelle dieser Zeitschrift darauf hingewiesen worden, dass H.s Philosophie heute mehr mit den gegenwärtigen geschichtlichen Aufgaben zu tun hat als die positivistische Opposition. Gegen sie, d. h. gegen ihre Ursprünge n der Verselbständigung der mathematischen Naturwissenschaften seit dem Beginn der Neuzeit ist H.s kritische Auseinandersetzung gerichtet. Dass die mathematisch-naturwissenschaftliche Methode selbst nicht in den Kreis der grundlegenden Untersuchungen hineingezogen, sondern ihre Gewissheit und Gültigkeit sowohl von der rationalistischen Metaphysik wie vom Empirismus akzeptiert wurde, darin sieht H. den Anfang einer verhängnisvollen Entwicklung. Die Konzeption der „Natur" als einer prinzipiell mathematisierbaren reinen Körperwelt, ihr Anspruch, das „wahre Sein" der Welt zu begreifen, das totale Verkennen und Vergessen der geschichtlichen Voraussetzungen dieser Abstraktion (wodurch Produkte einer wissenschaftlichen „Methode" zum „wahren Sein" hypostasiert werden) : das sind Elemente einer Anschauung, die in dem Rationalismus des Descartes ihre entsprechende philosophische Ergänzung fand. H. erkennt die tiefe Verwandtschaft zwischen dem philosophischen Rationalismus und dem fachwissenschaftlichen Empirismus : der Rationalismus bleibt naturalistisch und der Naturalismus rationalistisch. Rationalistische Philosophie und wissenschaftlicher Empirismus abstrahieren beide von der „vorwissenschaftlichen" Praxis, von den Subjekten als „Personen" eines personellen und kulturellen Lebens, ohne diese Abstraktion jemals zurückzunehmen. Daraus erwächst ihre sehr bestimmte Begrenzung : die Grundlosigkeit ihres Anspruchs, Vorbild einer genuinen Methode der Philosophie zu sein — wenn anders Philosophie es wirklich mit den von jener Abstraktion zurückgelassenen Subjekten zu tun hat. Die transzendentale Phänomenologie soll wieder auf die vergessenen Subjekte zurückgehen. Damit ist die Funktion der Phänomenologie innerhalb der Krise der europäischen Wissenschaften, wie H. sie sieht, angedeutet ; in der angekündigten Fortsetzung seiner Studie will er noch einmal Absicht und Grundbegriffe seiner Lehre darlegen.

Eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem H.schen Idealismus ist für eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift vorgesehen.

Herbert Marcuse (New York).

Fischer, Aloys, *Die Existenzphilosophie Martin Heideggers. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(134 S.; RM.* 7.50*)*

Während es moderneren Interpreten scheint, als stelle Heideggers Existentialphilosophie eine Art Gegenreformation innerhalb des von seinen theologischen Bindungen befreiten Idealismus dar (so durch Betonung der „Endlichkeit" des Menschen anstelle seiner „Autonomie"), ist für Fischer Heidegger gerade der Säkularisator. Biographisch mag F. damit sogar recht haben; vieles am Pathos in „Sein und Zeit" mag auf das Konto der bewussten Häresie gesetzt werden. Aber was die Ausschärfung der Säkularisierung angeht, so ist das Buch vollkommen verspätet, es erschien in einer Zeit, in der Atheismus schon nicht mehr den Makel der Häresie an sich trug und schon als Sache der Väter galt. Was so viele der modernen deutschen Jugend zu Heidegger hinzog, war nicht der Atheismus, sondern umgekehrt das Religiöse, das Häresie als solcher immer noch innewohnt. F. argumentiert, Heidegger definiere den Menschen durch eine Formel, die allein für das „summum esse", für Gott gelten könne : durch die Hineinnahme der „Existenz" in den Essenzbegriff. Damit ist die Existenzphilosophie für ihn im Grunde erledigt. Heidegger hat eben versehentlich oder hybriderweise zwei Dinge, Gott und Mensch, verwechselt.

Es ist deutlich, dass F. damit den Heideggerschen Existenzbegriff, also das Kernstück der Lehre vollkommen verfehlt. Denn „Existenz" bedeutet bei Heidegger eben durchaus nicht blosses Existieren, sondern „Erschlossenheit", das heisst das Faktum des Offenseins des Menschen für Seiendes, sein „In-der-Welt-sein", das wenig zu tun hat mit seinem Existieren unter anderen existierenden Objekten, dagegen sehr viel mit dem, was man in der herkömmlichen Philosophie als „Subjekt" zu bezeichnen pflegt. Im Grunde also polemisiert F. gegen diesen Subjektbegriff, und was er gegen Heidegger sagt, betrifft Kant nicht weniger : beide trifft es freilich gar nicht.

Aber sehen wir ab von diesem sachlichen Missverständnis. Wesentlicher als dieses ist die allgemeine Charakterisierung Heideggers als des grossen Hybriden. Wie steht es damit ?

Wenn Heidegger einerseits die „Geschichtlichkeit", andererseits das „Sichvorweg-sein" des Menschen (in der „Sorge") zu tragenden Begriffen macht und dennoch beide — die zusammen politisch würden — nicht verbindet; wenn er das Phänomen der „Verdinglichung des Menschen" zwar sieht (im „man"), es aber so apriorisiert und ihre jeweiligen empirisch-geschichtlichen Ursachen so wenig ins Auge fasst, dass ihre effektive Beseitigung nicht in Frage kommt ; wenn er das „Mit-anderen-sein" des Menschen als fundamentale Bestimmung seines Wesens zugesteht, diesen Charakter aber so allgemein (d. h. so unverbindlich) lässt, dass jede Gemeinschaftsform oder Gemeinschaftsideologie auf ihn sich berufen kann ; wenn er die Eingebautheit des Erkennens in die Praxis wohl sieht, niemals aber, wie praktisch und für wen praktisch Erkenntnisformen sein können ; wenn er das Problem des „Seins des Seienden" zwar aufwirft, aber nicht als Problem der „Praktischen Vernunft", die über das to be or not to be, also über das „Sein oder Nichtsein eines Seienden", eines Dinges, einer Person, einer Situation

zu entscheiden hat ; wenn er das Feld des „Ich“ zwar im Vergleich zur Transzendentalphilosophie bereichert, aber nur durch Hineinnahme des Emotionalen, dem der Mensch unterworfen ist, also genau durch Hineinnahme der Passivität des Menschen ; wenn er — und hier schliesst sich der Kreis — die Seinsfrage gerade aus den extremsten Formen dieser Passivität entspringen lässt : aus Angst und Langeweile, in denen menschlicher Wille und Entscheidung effektiv gelähmt sind und in denen das Sein nun tatsächlich zum „Nichts“ wird, dann scheint es sehr zweifelhaft, ob Heideggers Philosophie wirklich so mutig ist, wie es der Titel „Hybris“ glauben machen müsste ; aber über allen Zweifel erhaben, dass Heideggers Idealismus nur ein „Idealismus der Unfreiheit“ ist.

Gewiss, noch nie hat sich eine reaktionäre Lehre ein so umstürzlerisches Gewand angetan. Die Parallele zu gleichzeitigen nichtphilosophischen Bewegungen ist schlagend. Aber gerade deshalb hat auch F. mit seiner Warnung vor Heideggers Hybridität völlig unrecht. Denn auch noch nie hat ein Idealismus eine praktisch so ungefährliche Form gehabt. Noch nie ist aus einem Idealismus so wenig abzulesen gewesen, wie der Mensch „sein Schicksal selbst in die Hand nehmen“ solle. H.s ganz innerlich bleibender Radikalismus wird in der Aussenwelt nichts ändern, weit weniger ändern als Kants Idealismus es unmittelbar und mittelbar durch seinen Autonomiebegriff getan hat. Sein Idealismus ist gleichschaltbar. Und er war es. Günther Stern (New York).

Recherches Philosophiques, fondées par A. Koyré, H. Ch. Puech. A. Spaier ; t. V, 1935/36. *Boivin et Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(*548 *p. ; fr. fr.* 70.—*)*

Fondane, Benjamin, *La conscience malheureuse. Denoël et Steele. Paris* 1936. *(*306 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Hersch, Jeanne, *L'illusion philosophique. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(*199 *p. ; fr. fr.* 10.—*)*

Bachelard, G., *La dialectique de la durée. Boivin et Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(*170 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Les Recherches Philosophiques ont fait pénétrer en France, et en langue française, beaucoup des doctrines allemandes. Nous approuvons hautement cette influence qui promet d'être féconde sur une philosophie cristallisée dans des traditions, presqu'uniquement absorbée par la théorie de la connaissance, l'épistémologie, ou vouée à des discours littéraires ou esthétiques. Sur un point cependant des réserves s'imposent : la confusion idéologique dont témoigne la juxtaposition de tant d'études diverses par l'orientation et la qualité ne va pas sans inconvénients. Sans doute est-elle l'image de la période que nous traversons. Les pays qui consentent à la discussion, n'évitent pas aujourd'hui la mêlée des théories communautaires, totalitaires, existentielles, etc. L'incertitude sociale donne à l'angoisse métaphysique des aliments nouveaux, et au lieu de penser le réel, et de chercher à définir le futur auquel ils seraient prêts à travailler, les hommes préfèrent se révolter, et traduire leur révolte en divagations conceptuelles, confondant avec des valeurs d'avenir des désirs vains ou des exigences sentimentales.

Ce n'est pas le lieu d'examiner de ce point de vue les idéologies actuelles, il nous importe seulement de signaler un danger pour la philosophie française. Celle-ci souffre de ne pas connaître d'intermédiaire, sauf le bergsonisme qui n'a plus guère de disciples, entre les formes plus ou moins idéalisées du positivisme et un spiritualisme plus ou moins pénétré de christianisme. Dans notre pays où l'université se définit traditionnellement contre l'église, l'idéalisme critique s'oppose encore directement au réalisme chrétien, le rationalisme à la foi. Et ceux qui s'efforcent de tirer des sciences naturelles une philosophie totale, n'ont pas de plus puissant argument que l'irrationalisme ou christianisme auquel seraient, à les croire, condamnés ceux qui échappent aux disciplines rigoureuses de la mathématique ou de la physique. Il est à craindre que certains existentialistes ne viennent apporter à cette argumentation une justification nouvelle.

A la philosophie existentielle, assez mal représentée dans ce fascicule par M. Lévinas, nous pouvons rattacher les deux livres de Fondane et de Hersch. Le premier dénote une intéressante personnalité, le livre se lit sans fatigue, en dépit du ton pathétique et de la monotonie des idées. Au fond, F. n'a qu'une idée, celle de Chestov, à savoir la révolte contre la vérité, le refus de la condition finie, la volonté de l'absurde. Il oscille entre „l'impossibilité d'adhésion à une croyance religieuse et la stupidité de la croyance philosophique". Il ne veut pas d'une philosophie qui enseigne „la résignation", il veut être libre, et „nous ne sommes libres que jusqu'à l'acte de connaître". Les études consacrées à Nietzsche, Gide, Bergson, Freud, Husserl, Heidegger, Kierkegaard, Chestov, n'apportent à l'idée générale ni enrichissement ni prolongement. Stérilité au reste inévitable et que l'auteur sans doute revendique avec fierté, puisqu'autrement il retomberait dans l'esclavage philosophique. Révolte à laquelle on n'aurait rien à objecter, si, vécue plutôt qu'exprimée, elle restait silencieuse au lieu de se contredire en affectant de penser et de se penser.

Mlle Hersch est une disciple fervente de Jaspers, dont elle expose en un livre agréablement écrit les idées essentielles. L'illusion philosophique est celle de la philosophie sur elle-même : elle se figure avoir un objet et atteindre une vérité scientifique, alors qu'elle engage la décision, appelle à la liberté de la personne, et vise au delà des limites la totalité inaccessible, dont elle se borne à traduire en langage chiffré l'irréductible mystère. Ces idées sont bien connues, au fond elles ne constituent qu'une forme de „la conception du monde", opposée à la „Philosophie als strenge Wissenschaft", singularisée par des thèmes formalisés qui viennent de l'existentialisme.

Les articles les plus intéressants des Recherches traitent des problèmes du temps, on lira particulièrement les trois études de Poirier (Temps spirituel et temps matériel), de Groethuysen (De quelques aspects du temps), et de Pichon (Temps et idiomes). Les analyses de Poirier sont comme toujours très pénétrantes, mais les conclusions décevantes. Poirier, joint à une sorte de phénoménisme radical, une interprétation empiriste des symboles mathématiques, et il conclut avec des mythes dans lesquels s'exprime, peut-être, une foi religieuse. La critique des sciences contemporaines semble n'avoir d'autre but que de consacrer nos permanentes igno-

rances et de restaurer la transcendance. M. G. tente une phénoménologie du temps et du récit, il dégage la spécificité des diverses dimensions, avenir défini par le faire, passé par le savoir, présent par le voir et à partir du souvenir du vécu et du rappel du passé esquisse une théorie de la mémoire qui devrait conduire à l'histoire. Il ne me paraît pas certain qu'existe un souvenir au sens de G., c'est-à-dire la reprise, pour ainsi dire la résurrection du passé. En tout cas, ces analyses, incomplètes, sont très suggestives.

M. Pichon, en un remarquable article, montre, par l'étude du langage, les divers sytèmes de notation temporelle. On se reportera en particulier aux systèmes de la langue française. Les distinctions des différentes répartitoires à partir de l'attitude psychologique, la séparation du tiroir-canon et des répartitoires de temporanéité, d'actualité, et d'ennarration ont un intérêt qui dépasse de beaucoup la linguistique. On lira aussi avec profit les études de Minkowski, qui résume son ouvrage sur le temps vécu, et de M. Strauss sur le mouvement.

On peut rattacher à ces études du temps le petit livre de M. Bachelard sur la dialectique de la durée. M. Bachelard défend la thèse de la discontinuité temporelle, affirme la réalité des lacunes, le primat de la négation sur l'affirmation, et décrit certains des rythmes qui scanderaient le devenir. Le temps continu serait construit et encore cette continuité laisserait place aux alternances de la vie psychique et à ses oscillations. Les analyses sont brillantes et subtiles, mais elles laissent une impression de malaise, tant les arguments utilisés, de la métaphysique à la psychologie en passant par la physique moderne, sont hétérogènes, tant l'indistinction du contenant et du contenu, des phénomènes temporels et du temps lui-même, peut-être admissible, semble non justifiée. L'auteur, spécialisé dans la critique des sciences, ne veut sans doute pas connaître de méthode philosophique. La métaphysique lui est occasion de variations spirituelles.

R. Aron (Paris).

De La Harpe, Jean, *De l'ordre et du hasard. Le réalisme critique d'Antoine Augustin Cournot. Secrétariat de l'Université Neuchâtel; Librairie philosophique J. Vrin. Paris et Neuchâtel.* 1936 (377 *p.; fr. fr.* 60. —)

Les grandes lignes du probabilisme de Cournot sont claires. Le mérite de M. de La Harpe, dont le livre est peut-être le meilleur de ceux qui ont été consacrés à Cournot, n'en est que plus grand, d'avoir sur des points importants apporté du nouveau. M. de La H. a étudié la philosophie mathématique de Cournot et en particulier l'ouvrage sur les limites de la correspondance entre géométrie et algèbre, et il montre de manière convaincante les applications diverses de cette idée de correspondance. Même dans l'exposé de la théorie du hasard, il insiste utilement sur le fait que le hasard s'attache à la rencontre elle-même, ce qui lui permet de ramener le hasard-rencontre au schéma combinatoire, puisque la fortuité de la rencontre a pour signe la variabilité, au moins possible, de l'événement (d'ordinaire on déduisait au contraire le hasard répétitionnel de l'indépendance des tirages les uns par rapport aux autres). De même M. de La H. donne une explication satisfaisante de la fortuité attribuée à la suite des décimales du nombre π (limites

de la correspondance entre géométrie et système de numération). Tout ce qui concerne l'évolution de la pensée de Cournot est également excellent. La partie consacrée à la sociologie et à la philosophie de l'histoire, plus brève et moins originale, constitue une bonne introduction.

M. de La H. admire beaucoup Cournot qu'il met au niveau des plus grands. La lecture de son livre, comme la lecture de Cournot lui-même, montre une fois de plus la grande richesse, la subtile pénétration d'un esprit à la fois encyclopédique et sage. La philosophie de l'histoire de Cournot abonde en vues prophétiques (en particulier le thème des sociétés rationnelles de l'avenir); Cournot est créateur de la sociologie au même titre que Comte, il a fondé l'économie mathématique (Walras lui a rendu justice), sur les sciences de la nature, en particulier les mathématiques, il a multiplié les remarques ingénieuses. Mais ses concepts fondamentaux, en particulier celui de l'ordre, clef de voûte du système, sont mal élucidés. M. de La H. lui-même reconnaît que l'ordre va du mécanisme à l'esthétique en passant par la finalité — une telle idée peut-elle, comme le dit Cournot se critiquer elle-même ? D'autre part le probabilisme lui permet à bon compte le passage du subjectif à l'objectif, de la raison humaine à la raison des choses. Il s'est borné à exemplifier ces idées, à en retrouver partout l'application, au risque de se contenter de lointaines analogies et de méconnaître les difficultés spécifiques. R. Aron (Paris).

Foster, M. B., *The Political Philosophies of Plato and Hegel. Oxford University Press. New York and London* 1935. *(XII and* 207 *pp.;* $ 3.—, 7 *s.* 6 *d.)*

The tone of Foster's book is set in his preface with the statement of a central conviction for him that „To philosophize is to study the history of philosophy philosophically." The book is wholly consistent with this initial statement. It concerns itself entirely with two works — Plato's Republic and Hegel's Philosophie des Rechts. The author does not feel it necessary to relate these texts to the widely differing social contexts in which each was written or even to other works by the same authors. The chief reason for choosing Plato and Hegel is to exemplify the essential differences between ancient and modern political philosophy, between polis and state, but because of F.'s narrow interests the method is an arbitrary one.

Plato's polis breaks down, F. holds, because it is based on the notion of techne, i. e., the imposing of a form by a craftsman on a material other than himself. The form of the polis is the tripartite organization of classes (with corresponding division of labor) and the matter, the individuals composing these classes. Now for the rulers to be able to frame the laws and possess a complete understanding of them necessitates „a kind of activity no longer analogous to techne, since it presupposes in the ruling class a knowledge of the form of which it (the ruling class) is the matter", Plato is willing to grant understanding of the laws to the chief citizens of his polis, but not the ability to make and impose laws upon themselves. As a result the Republic remains a matter of conversation, because the

persons in the dialogue, though law-givers themselves, cannot make a place for law-givers within the ideal polis.

With the state, we learn, it is otherwise. In the modern scheme, of which Hegel is chosen as the greatest exponent, the governors, being endowed with the power of constitution-making, are no longer merely a ruling class but a sovereign body. The state is thus raised above any political struggle. Throughout the sections of the book on Hegel's criticism of Plato and Hegel's own theory of the state, F. identifies himself with such thoroughly abstract analyses. He shifts without any misgivings from „the state" to „the idea of the state", taking the formulations of philosophers always at their face value. Thus the state is like God, for its essence implies its existence, and, like God, its „essence is (not specific, but) individual." It is timeless, immutable, unaffected, for their chief interest is in making „freedom the ground, end, and limit of the state." In short „the state" is pure spirit, like nothing at all in this world.

B. Hellman (New York).

Allgemeine Soziologie.

Droysen, J. G., *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Hrsg. v. R. Hübner. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1937. *(XIX u.* 444 *S.; RM.* 16.50*)*

Ausser dem zuletzt von Rothacker herausgegebenen „Grundriss der Historik" enthält der Band die erste Veröffentlichung der grossen Vorlesung Droysens über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, für die jener Grundriss als Leitfaden dienen sollte. Als einer der bedeutendsten Versuche idealistischer Geschichtsschreibung, sich ihrer Arbeit bewusst zu werden, verdient er noch heute Beachtung.

Allerdings : das Erbgut Hegels ist bei D. schon zum grössten Teil vertan. Die Kategorien der hegelschen Philosophie verlieren sich in den würdig-zufriedenen Optimismus der liberalen Welt. D. hat seine Vorlesung von 1857 bis 1882/83 gelesen ; der Abdruck erfolgte nach der letzten Ausarbeitung von 1881. Der Historiker hält fest an der Ansicht, dass „die Geschichte der Arbeit... die der Freiheit und ihres Fortschreitens" ist und dass „jenes alte Fluchwort : ‚im Schweiss deines Angesichts sollst du dein Brot essen', zum Segensspruch für die Menschheit geworden" ist. Er spricht von dem „ruhigen Niveau der Produktion und Konsumtion, des Angebots und der Nachfrage, welches nur noch geringe Wertschwankungen eintreten lässt, wo sonst Hungersnot oder plötzliche Verarmung unausbleiblich war." Sein Blick ruht ernst und wohlgefällig auf der Geschichte als einer „sittlichen Welt", in der die mannigfachen „Gemeinschaften" : Familie, Volk, Gesellschaft, Staat fraglos unter einem geistig-sittlichen Prinzip stehen. Zwar liegen ihnen allen sehr materielle Bedürfnisse zugrunde, die aber „sofort sich umsetzen zu den sittlichen Formen der Familie, der Arbeit, des Rechtes und Staates." Die Art und Weise solchen „Umsetzens" wird von D. nicht näher untersucht ; in diese Richtung hat

er seine berühmte Frage : „wie wird aus Geschäften Geschichte ?" nicht vorgetrieben.

Nicht in der Systematik der geschichtlichen Formen liegt das Grosse der D.schen Historik, sondern in den Untersuchungen über Gegenstand und Methode der geschichtlichen Arbeit. Hier sind noch die vorwärtstreibenden Kräfte des Idealismus voll wirksam. Das Bewegende in der Geschichte ist der menschliche Wille, gerichtet auf eine „Hervorbringung und Veränderung", also dass „jeder solche Willensakt gleichsam auf die Zukunft geht und das Gegenwärtige und Vergangene zu seiner Voraussetzung hat, darauf gerichtet, dem Gedanken ein Sein entsprechend zu machen, in welchem er seine Wirklichkeit und Wahrheit hat, das Sein diesem Gedanken gemäss umzuprägen und neu zu gestalten." Der Inhalt der Geschichte ist die „rastlos werdende humanitas, die fortschreitende Bildung", bei der jedes einzelne Individuum ein unersetzliches Stück der Menschheit darstellt. — Auf die weiteren Bestimmungen der Geschichte können wir hier nicht eingehen. Vielfach führen sie unmittelbar an die Grundbegriffe Diltheys heran : so die Ausarbeitung der Kategorie des „Verstehens" als der höchsten geschichtlichen Erkenntnis, die Aufzeigung der wesentlichen „Geschichtlichkeit" der menschlichen Welt u. a. m.

Herbert Marcuse (New York).

Reine und angewandte Soziologie. Eine Festgabe für Ferdinand Tönnies zu seinem 80. *Geburtstage. Hans Buske. Leipzig* 1936. *(VII u.* 403 *S. ; RM.* 16.50*)*

Die vorliegende Festschrift, deren Redaktion Ernst Jurkat, Tönnies' langjähriger Assistent, besorgt hat, veranschaulicht T.s Rolle in der Sozialforschung. In der Einleitung der Festschrift wird durch v. Wiese der gegenwärtige internationale Entwicklungsstand der Soziologie charakterisiert ; die folgenden vier grossen Abschnitte des Buches sind besonderen soziologischen Problemkreisen gewidmet : der erste bietet Beiträge zur Geschichte der Soziologie, der zweite enthält Arbeiten zur theoretischen Soziologie, zur Systematik und Methode der Soziologie und zur Theorie der sozialen Erscheinungen. Der dritte Teil ist Problemen der empirischen Soziologie gewidmet, für die T. den Namen Soziographie geprägt hat. Der vierte Teil endlich befasst sich mit Problemen der Geschichtsphilosophie, während der fünfte Abschnitt ausschliesslich der Persönlichkeit von T. gilt und den Band mit dem Verzeichnis seiner Schriften abschliesst. Den zahlreichen Beiträgen fehlt trotz ihrer Einordnung in grosse Problemkreise der gemeinsame Boden.

Es ist unmöglich, auf jeden einzelnen Beitrag einzugehen ; eine Reihe namhafter Gelehrter — u. a. Boas, Meinecke, Sorokin, Thurnwald — haben Erläuterungen und Ergänzungen ihrer Lebensarbeit vorgelegt ; wir müssen uns auf die Beiträge beschränken, die für das Verhältnis der gegenwärtigen deutschen Gesellschaftslehre zu T. wesentlich sind. Durch das Studium von Hobbes wesentlich in der Analyse der Gesellschaft gefördert, hat T. sehr eindringlich den Rationalismus der Neuzeit geschildert und seine Wirkungen, verglichen mit dem organischen Leben der Gemeinschaft in der

Vergangenheit, pessimistisch beurteilt. Wenn er auch diesen Pessimismus durch sein Vertrauen auf Sozialreformen schliesslich überwindet, so ist doch T. mit ein Exponent jener Bewegung, die Nietzsche als europäischen Nihilismus bezeichnete.

Der Entwicklung dieser Bewegung hat in der Festschrift Karl Löwith die Studie „Zur Problematik in der Philosophie nach Hegel" gewidmet. Sie will den Weg darstellen, den die deutsche Geschichtsphilosophie und Gesellschaftslehre von Hegel bis Nietzsche zurückgelegt hat. Bestimmt durch die Interpretation, die Nietzsche vom atheistischen Demokraten als Erben des Christentums gegeben hat, führt L. von Hegel über Feuerbach zu Ruge und Rosenkranz und spricht in Kapiteln über Marx und Stirner von der fortschreitenden Profanisierung des gottlos gewordenen Menschen. Wie T., der in seiner Schrift über den „Nietzsche-Kultus" 1897 bei aller Schätzung Nietzsches im einzelnen vom Standpunkt des Sozialreformers ihn nicht als besonders fruchtbar für die Sozialpolitik empfand, so sieht auch L., trotz stärkerer Anerkennung der wichtigen Fragestellung Nietzsches, im Willen zur Erneuerung der Antike keine Lösung für die Gesellschaft der Gegenwart.

Die Arbeiten von Ernst Jurkat (Die Soziographie des moralischen Lebens) und Rudolf Heberle (Die Bedeutung der Wanderungen im sozialen Leben der Völker) bieten Beispiele für die von T. gepflegte Methode theoretischer Erörterung und ihre praktische Anwendung.

Arno Coutinho (Hamburg).

Vierkandt, Alfred, *Familie, Volk und Staat in ihren gesellschaftlichen Lebensvorgängen. Eine Einführung in die Gesellschaftslehre. Ferdinand Enke Verlag. Stuttgart* 1936. *(*150 *S.; RM.* 3.40, *geb. RM.* 4.80*)*

Der erste Teil handelt von den „grossen Lebensgemeinschaften", wie Sippe, Familie, Stamm, Nation, Staat, Herrschaft und Genossenschaft. Der zweite, mehr sozialphilosophische Teil umfasst eine Mannigfaltigkeit von Phänomenen, wie Führung, Erziehung, Solidarität, Sitte und Moral, Recht und Strafe, das soziale Gleichgewicht und seine Störungen.

Das Buch vermittelt wenig von den heute doch nicht mehr so armen Ergebnissen soziologischer Forschung. Einen verhältnismässig breiten Rahmen füllt die häufig wiederkehrende Kritik am Individualismus und an der individualistischen Auffassung sozialer Erscheinungen. Vom Standpunkt einer Einführung in die Soziologie wäre die „Abkehr vom Individualismus", das Leitmotiv des Buches, ein propädeutisch ergiebiges Thema, wenn die Erörterungen auf konkreter Basis und nicht nur in höchst allgemeiner Weise geführt würden. Über das Stadium einer formalen Diskussion von Individuum und Gemeinschaft, von Gemeinschaft und Gesellschaft an sich aber ist die Soziologie schon lange hinaus. — Gemessen an den bereits existierenden Einführungen in die Soziologie des In- und Auslandes, aber auch an früheren Arbeiten, z. B. seiner „Stetigkeit im Kulturwandel", bedeutet die vorliegende Schrift V.s keinen Fortschritt.

Ernst Manheim (London).

Cuvillier, Armand, *Introduction à la Sociologie. Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(208 p.; fr. fr.* 10.50*)*

Ce livre caractérise assez bien l'état de la théorie sociologique en France. Non seulement M. Cuvillier semble ne connaître directement — à quelques rares exceptions près — que les sociologues français (parmi les sociologues contemporains), mais encore son intention majeure, combiner l'enseignement de Durkheim et celui de Marx, s'explique par des circonstances actuelles, locales et même personnelles. A l'enseignement de Durkheim on rattachera le souci de démontrer la spécificité du social (chap. 2 et 3), d'affirmer l'existence d'un déterminisme sociologique analogue à celui qu'élaborent les sciences naturelles, la critique de la méthode monographique, le primat accordé à la méthode historico-comparative. A Marx et surtout au marxisme on rattachera le lien établi entre théorie et pratique (la science elle-même devient action, elle modifie son propre objet, p. 90) et le choix du travail humain comme hypothèse directrice qui „doit en dernière analyse guider les recherches du sociologue.“ „La technique contient en puissance toute la vie spirituelle de l'homme.“

Les chapitres sur les postulats, les méthodes et les hypothèses directrices de la sociologie rendront des services aux étudiants, mais il est à craindre que la synthèse de Durkheim et de Marx fasse tort à l'un et à l'autre. L'opposition entre une sociologie de la société et une sociologie des classes, que M. C. signale en passant, a une portée décisive. D'autre part, le marxisme ne saurait être dépouillé de l'idée de „totalités historiques“, de régimes sociaux spécifiques, liés à l'intérieur d'une dialectique totale, idée que Durkheim aurait sans doute rejetée. Les réflexions de M. C. sur le déterminisme historique empruntées aux Durkheimiens devraient être revisées de ce point de vue. M. C. montre très justement que le marxisme n'est pas un fatalisme, qu'il ne méconnaît ni l'interaction des causes ni l'influence des idéologies. Mais ces remarques sont insuffisantes, la dialectique n'est pas assez définie par l'action réciproque. Pensée dialectique et positivisme sont incompatibles. R. Aron (Paris).

Duprat, G. L., *Esquisse d'un raité de sociologie. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(200 pp.; fr. fr.* 25.—*)*

This is an outline for a systematic treatise on sociology, developed in the form of a series of geometric theorems. Duprat conceives the object of sociology to be the creation of an explanatory science of social life. Social life is a positive irreducible reality; the goal of sociology is knowledge of abstract types. Its method shall be the observation, documentation, comparison, classification and interpretation of facts in such a way as to lay the basis for prognosis. D. proposes a kind of geographic morphology of society: nations, regions and cities are his abstract types. He then proceeds to sketch the factors of social evolution, ethnic, national, regional and urban, under the heading, „Social Physics and Physiology“. The final section on applied sociology brings the whole program together by pointing to the ultimate significance of sociology, its

ability to guide the organization and reorganization of society and to cure it of its illnesses. The very nature of the book makes it difficult to analyze D.'s ideas in any great detail.

F. N. Howard (New York).

Mosca, G., *Histoire des doctrines politiques depuis l'antiquité jusqu'à nos jours ; Préface et Traduction de Gaston Bouthoul. Payot. Paris* 1936. *(*335 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

In der Vorrede bezeichnet es der Übersetzer als einen besonderen Vorzug des vorliegenden Buches, dass es bisher nur in ihrer Vereinzelung gesehene Elemente der politischen und sozialen sowie der Ideengeschichte zu einer einheitlichen Synthese zusammenfasst. In der Tat vereint das Buch Moscas eine bunte Fülle von Tatsachen der politischen und sozialen Geschichte mit Lebensbeschreibungen von Staatstheoretikern und mehr oder minder ausführlichen Darstellungen und Kritiken ihrer Werke. Zeitlich reicht es von den grossen vorderasiatischen Reichen bis zur Güntherschen Rassenlehre. Stil und Darstellungsweise ist den Universalhistorikern des beginnenden 19. Jahrhunderts entnommen, von Ergebnissen und Methoden der neueren ausseritalienischen Forschung nimmt der Verf. keinerlei Notiz. Die Auswahlprinzipien für die behandelten Autoren und Ideologien sind recht willkürlich.

Dass Jakob I. ein einflussreicher Schriftsteller war, erfährt der Leser nicht, die Existenz der Levellers bleibt ihm ebenso verborgen wie die staatstheoretische Bedeutung von Harringtons Oceana. Die Utopie als Literaturgattung wird ebensowenig im Zusammenhang gewürdigt wie das Naturrecht des 18. Jahrhunderts. Die Bedeutung der Souveränitätslehre ist dem Verf. völlig entgangen, bei Bodin wird sie nicht einmal erwähnt. Das Vorhandensein der Vereinigten Staaten nimmt der Leser zwar anlässlich einer Besprechung Tocquevilles „Démocratie en Amérique" zur Kenntnis, aber die Existenz Madisons und Jeffersons sowie des Federalist bleibt unerwähnt.

Von anderen Dingen spricht M. zwar, aber die Art und Weise der Erwähnung — man vergleiche etwa seine Bemerkungen über Althusius, Hegel oder Lassalles System der erworbenen Rechte — lässt es mehr als fraglich erscheinen, dass der Leser über das Werk des betreffenden Schriftstellers, die Tradition, in der er steht, und über seinen Platz in der Ideengeschichte auch nur eine nebelhafte Vorstellung erhält.

Die eigene Ideologie des Verf. stellt eine Variation der Paretoschen Elitentheorie durch einen recht selbstbewussten Vertreter der Oberklasse dar. Das Vorhandensein, die Notwendigkeit und die Ergänzungsprinzipien einer „classe dirigeante" ist ihr Thema. Der enge Zusammenhang dieser „classe dirigeante" mit den Eigentümern der Produktionsmittel wird keineswegs geleugnet, der Marxismus als simplistisch aber ebenso abgelehnt wie die Rassentheorie.

Otto Kirchheimer (Paris).

Strauss, Leo, *The Political Philosophy of Hobbes. Translated from the German manuscript by Elsa M. Sinclair. Oxford University Press. London und New York* 1936. *(XVIII u.* 172 *S.* ; 10 *s.*, $ 3.50*)*

Ein neues Buch über Hobbes' politische Philosophie muss sich durch neue Thesen rechtfertigen. Sie sind bei Strauss reichlich vorhanden. Als die wichtigsten greifen wir heraus : die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode betrifft so wenig die Grundlagen der politischen Philosophie, dass sie den wirklichen Charakter dieser Philosophie eher verhüllt als entdeckt ; sie ist erst verhältnismässig spät erfolgt und steht mit einer entscheidenden Wendung des Hobbesschen Denkens im Zusammenhang. Hobbes' ganze Lehre hat eine Entwicklung durchgemacht, die von einer ursprünglichen Verherrlichung der „aristocratic virtue" als Basis der rechten sozialen Ordnung zu einer auf der neuen bürgerlichen Moral basierten Gesellschaftstheorie führt. War früher die „Ehre" das Prinzip, aus dem die Gesellschaft aufgebaut wurde, so ist es jetzt die „Furcht vor dem gewaltsamen Tod" als dem grössten Übel. Stand Hobbes' erste Konzeption stark unter dem Einfluss des Aristoteles (besonders in der Psychologie der Leidenschaften), so nähert er sich später Plato. Erkannte Hobbes vordem „natürliche" Verpflichtungen als den Ursprung des Staates an, so leugnet er später jede solche Verpflichtung und kennt nur noch „natürliche Ansprüche". Und die wohl erstaunlichste These : Hobbes' Philosophie bezeichnet einen völligen Bruch mit dem traditionellen Rationalismus, sofern sie von der Ohnmacht der Vernunft ausgeht und von der Unmöglichkeit, die rechte Vernunft sowohl in der Natur wie in der Menschenwelt festzustellen.

Seine der traditionellen Hobbes-Deutung an entscheidenden Stellen diametral entgegengesetzte Ansicht zwingt S., die ursprüngliche Fassung der Hobbesschen Lehre, die er vor allem in der Thukydides-Vorrede, in den „Elements of Law", aber auch noch in „De cive" erkennen zu können glaubt, überzubetonen und scharf vom „Leviathan" abzugrenzen. Der „Leviathan" ist nach seiner Meinung keineswegs eine zureichende Quelle für das Verständnis von Hobbes. Es ist unseres Erachtens S. nicht gelungen, die Notwendigkeit solcher Konstruktion zu beweisen. Zum Beleg seiner Thesen werden die einzelnen Phasen und Teile des Hobbesschen Werkes isoliert gegenübergestellt. S. nimmt dieses Werk wie ein philosophisches System und vergleicht die auf den einzelnen Systemstufen verwendeten Begriffe. Aber solche Interpretationsmethode bringt sich um ihre eigene Wirkung gegenüber einer Lehre, die ihre ganze Begrifflichkeit von Anfang an unter eine dem System transzendente Absicht stellt und alle Widersprüche und Unstimmigkeiten in dieser Absicht aufhebt : in der ideologischen Begründung der absoluten Souveränität auf dem Interesse der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Die immanent-philosophische Interpretation, wie S. sie handhabt, führt dazu, den geschichtlichen Gehalt der Hobbesschen Lehre (der zugleich ihr philosophischer Gehalt ist) zu verdunkeln. Die Anpassung der Theorie an die gesellschaftliche Situation erscheint als ein rein philosophisches Geschehen. — Wird die falsche Akzent-Verteilung zurückgenommen, so erweist es sich, dass S.' Thesen das tradi-

tionelle Hobbes-Bild nicht erschüttern, sondern sich selbst in es einfügen. Dies sei kurz an einer seiner auffälligsten Neudeutungen gezeigt : an der Behauptung des Bruchs mit dem Rationalismus. S. stützt sie durch den Hinweis auf die Leugnung jeder „natural standards" bei Hobbes (in der endgültigen Fassung seiner Lehre), auf Hobbes' Überzeugung von der Nicht-Existenz der „richtigen Vernunft" und die daraus sich ergebende Fassung der Souveränität als Wille statt als Vernunft. Aber das Misstrauen in die allgemeine Macht der Vernunft ist ebensosehr ein Ausfluss des bürgerlichen Rationalismus wie die voluntaristische Souveränitätslehre ; die Erhöhung des souveränen Willens ist rational in dem Interesse der entscheidenden bürgerlichen Gruppen begründet. Die anti-rationalistischen Stellen sind nur Momente eines konsequenten Rationalismus, der die Entfaltung der freien Konkurrenz-Gesellschaft mit allen Mitteln sichern will. Ein Zusammenhang, den S. selbst erkennt, wenn er die „neue bürgerliche Moral" als das Zentrum der Hobbesschen Lehre darstellt und zeigt, wie für Hobbes „Vernunft" geradezu identisch mit „Furcht" wird.

Muss den Grundthesen des S.schen Buches ein entscheidender Erkenntniswert abgesprochen werden, so sei ausdrücklich betont, dass die gründliche, an der deutschen Tradition geschulte Methode der Interpretation manche überraschende Einsichten und Durchblicke zeitigt. Besonders wichtig erscheint uns S.' Versuch, den Ursprungsbegriff der Hobbesschen Sozialphilosophie noch am Ende der grossen bürgerlichen Philosophie, bei Hegel aufzuspüren. Wie Hobbes die Gesellschaft aus der wechselseitigen Furcht vor dem gewaltsamen Tode (als dem „natürlichen" Ende des Kampfes aller gegen alle) aufbaut, so vollzieht sich auch bei Hegel der Fortschritt des Selbstbewusstseins zur Freiheit nur im gegenseitigen „Kampf auf Leben und Tod" : die Selbständigkeit kann sich nur durch den Willen zur physischen Vernichtung des anderen bewähren ; — ein Hinweis, der die sich durchhaltende kategoriale Struktur des bürgerlichen Denkens in schöner Weise erhellt. Herbert Marcuse (New York).

Treves, Paolo, *Joseph de Maistre. Dante Alighieri, Albrighi, Segati & Co. Mailand und Rom* 1936. *(84 S. ; L.* 7.50*)*

Von der üblichen „Geistesgeschichte" hält sich diese Studie sorgfältig fern. Wenn überhaupt, so könnte die abstrakte Betrachtung von „Ideen" dort keine wirkliche Klärung bringen, wo, wie im Falle de Maistre, persönliches Schicksal und Denken so unlöslich miteinander verbunden ist. Treves stellt in einer Folge kurzer Bilder und knapper Kennzeichnungen dar, wie aus dem Justizbeamten von Chambéry, dem Abkömmling savoyardischen Beamtenadels, im Wirbel der französischen Revolution der Emigrant und legitimistische Diplomat sich entwickelt, der sein persönliches Erleben zum Anlass nimmt, um die Grundlagen der „alten" und der neuen Gesellschaft zu erfassen. Das alles wird ausgezeichnet geschildert, der geistige Ertrag an Theorie vorzüglich charakterisiert. De Maistres Weg wird sichtbar, wie er über Jugendarbeiten und höfische Huldigungsschriften zu den „Considérations sur la France", zum Werk über das Papsttum und den „Soirées de Saint-Pétersbourg" hinleitet. Auch die Konstanten im Werke

des „eigentlichen“ Maistre werden klar herausgearbeitet. Zwei Fragen bilden die Grundlage : Souveränität und Vorsehung. Maistres Deutung des Souveränitätsproblems leugnet die Möglichkeit einer Souveränität des Volkes als unvereinbar mit dem Wesen der von Gott stammenden Souveränität selbst. Souverän ist nur der legitime Herrscher, letzter irdischer Verleiher von Souveränität der Papst. Daneben aber steht jene quälende Frage, die de Maistre zuerst klar und rückhaltlos aussprach : ob auch die Revolution mit allen ihren Folgen, trotz oder wegen ihres Terrors, nur ein Zeichen göttlicher Vorsehung sei. Welches nun die Lehre sei, die aus solcher Schickung gezogen werden müsse, das ist eigentlich, wie T. sehr fein zeigt, der Kern des Denkens de Maistres. — Mit dieser Grundanalyse verbindet die Studie eine Fülle scharfer und kennzeichnender Bemerkungen : über Frankreichs Sendung in Europa, nach de Maistres Konzeption, über den rationalistischen Charakter der Methode des Grafen, über den Einfluss seines ehemaligen Illuminatentums auf sein Denken.

Hans Mayer (Genf).

Löwith, Karl, *Jacob Burckhardt. Der Mensch inmitten der Geschichte. Vita Nova Verlag. Luzern* 1936. *(*380 *S. ; Schw. Fr.* 9.50, *geb. Schw. Fr.* 11.—*)*

Nicht das geringste Verdienst des Buches besteht darin, mit einer landläufigen Legende aufzuräumen, die glauben machen will, Jacob Burckhardt habe zwar keine Geschichtsphilosophie besessen, von der zu sprechen sich lohne, er habe „dafür“ aber ästhetisch reizvolle Darstellungen gegeben. Löwith zeigt dagegen die unlösliche Einheit von Weltbild, Geschichtsauffassung und Darstellungsweise im Werke B.s ; mehr noch : die enge Verbundenheit von Lebensweise und Geschichtsbild des grossen Historikers. Burckhardt, der „Mensch inmitten der Geschichte“, wird geschildert, und dieser Ausdruck ist doppeldeutig : er rührt einmal an einen entscheidenden Punkt der Burckhardtschen Geschichtsphilosophie, der in allem geschichtlichen Ablauf das Schicksal und Erleben des konkreten Menschen vor allem wichtig und betrachtenswert erscheint. Dann aber wird durch jene Formel auch kundgetan, dass von dem Menschen Jacob Burckhardt inmitten der von ihm erlebten und erfahrenen Geschichte die Rede ist, vom Anblick der „Unordnung“ von 1848, der entscheidend sein Weltbild beeinflusste ; von seinem „Entschluss zur Apolitie“ angesichts des politischen Treibens der Epoche der „Gründerzeit“ ; von seiner Hinneigung zu den Übergangsepochen der Weltgeschichte, die den Untergang einer grossen Kultur bedeuten ; von seinem Bestreben, angesichts eines politischen Chaos aus der politischen Welt in die Anschauung von Kunstwerken, aus der politischen zur Kultur-, das heisst hier : Kunstgeschichte zu flüchten. So aber erscheint die Haltung dieses Betrachters von Kunstwerken und von kulturgeschichtlichen Prozessen durchaus als besondere und unverwechselbare Stellungnahme zur Geschichte überhaupt.

Aus Burckhardts Werk entwickelt L. die Antwort, die Jacob Burckhardt vor sich selbst — ohne sie öffentlich auszusprechen — auf jene Frage gab,

die Nietzsches zweite „Unzeitgemässe Betrachtung" an ihn gestellt hatte : worin der Nutzen der Betrachtung geschichtlicher Vorgänge „für das Leben" bestehe. Burckhardts Antwort auf die geschichtsphilosophische Frage wird zugleich Richtschnur seines privaten Seins. L. stellt sie in Beziehung zu Hegel und zum äussersten Antihistorismus, zu „Kierkegaards existenzieller Einziehung der Weltgeschichte auf den Einzelnen". — So ergibt sich mehr als eine Fülle schöner Formulierungen, mehr als ein Querschnitt durch Jacob Burckhardts Werk ; es wird die Frage nach der Struktur des Jahrhunderts berührt, das Geschichtsbetrachtungen wie jene Burckhardts bedingte, das Lebensentscheidungen wie jene Burckhardts möglich machte. Hans Mayer (Genf).

Psychologie.

Thurstone, L. L., *Vectors of Mind. Chicago University Press, Chicago. Cambridge University Press, London* 1935. *(XV u.* 266 *S. ; $* 4.—, 18 *s.)*

Flanagan, J. C., *Factoranalysis in the Study of Personality. Stanford University Press, Stanford University, California. Oxford University Press, London* 1935. *(X u.* 103 *S. ; $* 1.25, 6 *s.)*

Bogardus, E. S., *Introduction to Social Research. Suttonhouse. Los Angeles* 1936. *(*668 *S. ; $* 3.—*)*

Culver, Dorothy C., *Methodology of Social Science Research. University of California Press. Berkeley* 1936. *(*169 *S. ; $* 2.—*)*

Kelley, F. L. und **A. C. Krey**, *Tests and Measurements in the Social Sciences. Charles Scribner's Sons. New York* 1934. *(*635 *S. ;* $ 3.—*)*

Es ist nicht verwunderlich, dass die grosse Zahl von empirischen Untersuchungen, die jeden Monat erscheinen, auch von methodologischen Untersuchungen begleitet wird. Bald handelt es sich um neue technische Versuche, bald um Zusammenfassung des bisher Bewährten. Zur ersteren Gruppe gehört die Methode der Faktorenanalyse, die jetzt allmählich von der Psychologie auf die Soziologie übergreift. Ein Beispiel : die grosse Zahl von Zeitschriften, die Amerikas eigentliche Lesenahrung ausmachen, haben in verschiedenen Städten verschiedene Zirkulation ; manche haben in Industriestädten ihren grössten Absatz, manche in Kleinstädten usw. Man kann nun mit Hilfe der Korrelationsrechnung die Zirkulation vieler Zeitschriften vergleichen und sie in Gruppen einteilen, so dass alle, die in eine Gruppe gehören, untereinander ähnliche, aber von den anderen Gruppen verschiedene Zirkulation haben. Jeder Gruppe würde dann ein eigener Typus des Interesses entsprechen, der seinerseits wieder durch Faktoren der Rasse, Beschäftigung, geographischen Lage oder sonstwie bestimmt wäre. Diese Analyse der Faktoren, die statistischen Erscheinungen zu Grunde liegen, hat in den letzten Jahren immer mehr Beachtung gefunden. Die recht schwierigen mathematischen Methoden, die angewendet werden müssen, sind im Augenblick wohl am besten in Thurstones Buch dargestellt. Er zieht zwar vor allem psychologisches Material heran, aber die Darstel-

lung ist von grosser Allgemeinheit und daher praktisch auf jedes Gebiet anwendbar. T. ist selbst ein Pionier auf dem Gebiet der Faktorenanalyse und hatte bei der Verfassung dieses Buches die Hilfe seiner statistischen und mathematischen Kollegen in Chicago.

Die Arbeit von Flanagan ist eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Methoden der Faktorenanalyse. Der ausführliche Literaturnachweis ist von Wert. Auch kommen die Leistungen von Männern wie Kelley und Krey gut zur Geltung.

Die empirische Sozialforschung selbst (oder wenigstens die in ihr herrschenden Moden) verändert sich so rasch, dass relativ selten jemand ein Lehrbuch schreibt. Das Buch von Bogardus hat alle Vor- und Nachteile einer Publikation, die unter solchen Umständen entsteht. Es enthält Kapitel, die es in früheren Lehrbüchern nicht gegeben hat, insbesondere über die Anlegung von Lebensgeschichten und die Verwendung von Tagebüchern und Briefen. Auch finden sich in den anderen Kapiteln, insbesondere in denen über Statistik, Meinungs-Messungen und community surveys Hinweise auf die neuere Literatur, die sehr willkommen sind. Andererseits aber macht B. nicht den Versuch eines systematischen Aufbaus. Er gibt eine Sammlung von Anweisungen, „so dass jede intelligente Person sich wissenschaftliche Methoden der Erhebung zu eigen machen kann.“ Wir glauben umgekehrt, dass das Buch für den nützlich sein wird, der Beispiele und Bibliographie für eigene Überlegungen braucht. B. kennt sehr genau die vielen Erhebungen, die an der pazifischen Küste über die Rassenbeziehungen zwischen Weissen und Gelben gemacht wurden. Über dieses Material weiss man im Osten Amerikas viel zu wenig, und schon aus diesem Grunde ist die Publikation ein willkommener Beitrag.

Culver hat für den Praktiker und Lehrer eine Bibliographie zusammengestellt, die folgendermassen eingeteilt ist : Methodenlehre, Auswahl und Definition von Problemen, Materialquellen, Sammlung von Daten, Technik der Analyse und Interpretation, Herstellung des Manuskripts. 1509 Einheiten sind aufgewiesen und den meisten kurze Erläuterungen beigegeben. Ein Namen- und ein Sachregister erleichtern die Verwendung. Die Publikation ist ohne Zweifel von grossem Wert. Stichproben zeigen, dass die Auswahl der Einheiten glücklich ist.

Zum Abschluss sei hier ein Bericht der Kommission für das Studium der Sozialwissenschaften referiert, welche die historische Gesellschaft vor 10 Jahren eingesetzt hat. Der vorliegende Band von Kelley und Krey enthält Tests, mit denen der Fortschritt von Schülern gemessen werden soll. In jahrelangen Vorstudien hat die Kommission zu ermitteln versucht, worin das Wesen der Begabung für sozialwissenschaftliche Studien besteht und in welchen Schritten und Schwierigkeitsgraden Fortschritt im Studium vor sich geht. Die Kommission kam zu dem Schluss, dass allgemeine Aussagen darüber nicht gemacht werden können. Es einigte sich die Kommission schliesslich auf drei unabhängige Gruppen von Tests : solche, die Verständnis und Kenntnis prüfen, solche, die elementare Fähigkeiten untersuchen, und solche, die sich mit Interesse und Einstellungen befassen.

Die besondere technische Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Beschluss der Kommisson, sich auf „objektive“ Tests zu beschränken, d. h. solche,

die mit „ja“ und „nein“ oder mit einem graphischen Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung beantwortet werden können. Bei den Verständnistests ist das nicht schwer, weil sie vom folgenden Typus sind : „Welches Wort bedeutet, Waren in ein Land zu bringen, ohne Zoll zu zahlen ? a) Skandal, b) Bestechung, c) Fälschung, d) Schmuggel.“ Viel komplizierter ist das dort, wo z. B. Fähigkeit zur Interpretation geprüft werden soll. In einem Beispiel wird eine Reihe von vier Tatsachen mitgeteilt, die sich alle auf den Bau der ersten Eisenbahn quer durch den amerikanischen Kontinent beziehen : 1) Der Kongress gab jeder Gesellschaft $ 32.000 und ein grosses Stück Land für jede gebaute Meile. 2) An einem bestimmten Tag in 1869 legten 4000 chinesische Arbeiter mehr als 10 Meilen Schienen aus. 3) Gelegentlich vertrieben Indianer die Arbeiter. 4) Bald nach Fertigstellung der Bahn sah man keine Büffel mehr, sondern Rinder grasten auf den Wiesen. Nachdem diese Mitteilungen gemacht sind, werden nun eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, und der Schüler hat anzugeben, von welchen der vier Tatsachen die Behauptungen gestützt oder widerlegt werden. Die Behauptungen sind : 1) Der Kongress war neutral gegenüber den konkurrierenden Baugesellschaften. 2) Chinesische Einwanderung war 1869 noch nicht verboten. 3) Die Regierung legte grossen Wert auf die Verbindung der Ost- und Westküste. 4) Es war schwierig, Eisenbahnen zu bauen. 5) Die Auswanderer nach dem Westen betrieben Viehzucht.

Wir haben dieses ausführliche Beispiel wiedergegeben, um dem Leser ein Bild zu vermitteln, welches Mass von Scharfsinn auf solche Arbeit verwendet wird. Erst muss man den Lernvorgang in Elemente zerlegen ; dann muss man Dutzende von Fällen dieser Art finden und herrichten, und schliesslich sind statistische Untersuchungen an hunderten von Kindern notwendig, um den Skalenwert der einzelnen Antworten zu ermitteln. Angesichts dessen wäre es vermessen, solche Versuche als schlechthin nutzlos darzustellen. Im Augenblick allerdings scheinen die besten Ergebnisse die Nebenprodukte zu sein ; z. B. eine Untersuchung über die Häufigkeit, mit der gewisse Worte in den Sozialwissenschaften in verschiedener Bedeutung verwendet werden, oder einzelne feine statistische Methoden, die gelegentlich dieser Arbeiten entwickelt wurden.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Factors Determining Human Behavior. Harvard Tercentenary Publications. Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London 1937. *(VII u.* 168 *S. ;* $ 2.50, 10 *s.* 6 *d.)*

In diesem philosophisch-anthropologischen Sammelband (dem ersten der drei geplanten Buchausgaben der Harvard Symposia 1936) wird der Versuch gemacht, die auf das „Ganze des Wissens“ gerichtete Tradition der Harvard-Gründer wieder aufzunehmen : dem „knowing more and more about less and less“ soll eine Synopse gegenübergestellt werden. Die Herausgeber sind sich darüber klar, dass es nur eine Synopse, keine Synthese sein kann. In der Tat enthalten die acht Aufsätze acht Anthropologien.

Der erste der von der Physiologie bis zur Kulturtheorie reichenden und nach dem klassischen Prinzip Physis-Psyche-Nous geordneten Aufsätze

behandelt „The Nervous System" (Edgar Douglas Adrian). Adrians „report" gipfelt in der Idee eines „physiologischen Übermenschen": wenn es gelänge, das Hirn des Menschen auch nur unwesentlich zu vergrössern, so würde der Gesamthabitus, Macht und Erkennen des Menschen geradezu gottgleich werden. Das Ziel sei vielleicht „unattainable". Aus dem in der Theologie zwischen Tier und Gott stehenden Menschen wird ein zum Gotte aufzüchtbares Tier. Der zweite Beitrag „Hormones in Relation to Human Behavior" von James Bertram Collip betont gerade das allen Lebewesen Gemeinsame: die Hormone der niedersten wie der höchsten Lebewesen sind chemisch identisch; sie sind gewissermassen die materiale Bestätigung der Zusammenfassung des Tierreiches als eines Reiches. — In dem Vortrag Piagets: „Principle Factors Determining Intellectual Evolution from Childhood to Adult Life" ist gleichsam der Weg der Hegelschen Phänomenologie als Prinzip der Entwicklungspsychologie durchgeführt: der Weg von der „blossen Empfindung" des Kindes zur Objektivierung seiner Welt. Wenn P. freilich das erste Stadium des Kindes „egozentrisch" nennt, so scheint uns diese Deutung der Phänomene zu cartesianisch zu sein. Niemand ist so wenig „ego" wie das ganz und gar abhängige, „bei" der Mutter befindliche Kind. Dieses „Bei.. sein" ist wohl ein von Egozentrismus und Extravertismus gleich entferntes Phänomen. — Jung behandelt in seinem Vortrag „Psychological Factors Determining Human Behavior" vor allem die Instinkte. Es ist interessant zu beobachten, dass für ihn auch „der schöpferische Drang" zum Instinkt wird. — Janet findet in seinem Beitrag „Psychological Strength and Weakness in Mental Diseases" sehr glückliche Kategorien, die sowohl für das psychische wie für das physische Sein des Menschen anwendbar sind. Seine Andeutungen über Bewusstsein als „Behavior", die die Alternative dieser beiden Begriffe neutralisiert, hätten in dem folgenden Aufsatz über „Logik" (des Begreifens, Generalisierens und Schliessens) ausgeführt werden müssen. Statt dessen geriet leider die blosse Satzlogik Carnaps in den Band hinein. Carnap selbst gesteht (zu Unrecht), dass Logik und Behavior kaum etwas miteinander zu tun haben. Abbot Lawrence Lowell („An example for the Evidence of History") zeigt an einem Fall: der Geschichte des englischen Parlamentarismus, wie sich das rationale und vollkommene System (des englischen Parlamentarismus) aus der Resultante okkasionellster, auf unmittelbarste Zwecke ausgerichteter Handlungen ergab; denn keiner der partiellen Urheber hätte das Resultat (das sogar den „preconceived ideas of Englishmen" widersprach) beabsichtigt oder auch nur gutgeheissen. Was von rückwärts rational aussieht, war „von vorwärts gesehen" ein aus Teilhandlungen komponiertes blosses Geschehen. — Einen schönen Abschluss des Bandes und zugleich eine theoretische Ergänzung seiner ethnologischen Arbeiten bringt Malinowski mit seinem „Culture as Determinant of Behavior". M. versucht, die Fülle und Verschiedenartigkeit aller Kultursysteme auf eine beschränkte Reihe von necessities zurückzuführen. Diese formale Reihe stellt gewissermassen eine materialistische Anthropologie in nuce dar. Höchst konkret wird die Korrelation zwischen need, spezieller Umweltsituation und spezifischer Kulturleistung nachgewiesen. Die Funktion der Leistung — verglichen mit den beiden anderen

Faktoren — nimmt M. als konstant an. Die heutige Kultur wird von M. nicht erwähnt. Diese Nichterwähnung ist nicht uninteressant : was wir zwischen den behandelten Menschen : dem Kind, dem Geisteskranken, dem Primitiven, dem Instinktwesen· vergeblich suchen, ist der heutige Mensch in der heutigen Welt. Günther Stern (New York).

Osborn, R., *Freud and Marx. Victor Gollancz. London* 1937. *(*285 *S. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

Osborn gibt im ersten Teil des Buches eine Übersicht über die wichtigsten Theorien der Psychoanalyse, im zweiten Teil eine Darstellung der Geschichtsauffassung des historischen Materialismus und der dialektischen Methode. Er diskutiert einige der Versuche der Anwendung der psychoanalytischen Theorie auf gesellschaftliche Phänomene und kritisiert den in diesen Versuchen zutage tretenden Mangel an richtiger Einschätzung gesellschaftlicher und ökonomischer Faktoren. Er kommt zum Schluss, dass die psychoanalytische Methode eine dialektische ist, wenn dies auch den Psychoanalytikern selbst nicht bewusst war, und dass das Verständnis der im Menschen unbewusst wirkenden Kräfte, wie es die Psychoanalyse lehrt, einen wichtigen Platz im Gesamtsystem des historischen Materialismus ausfüllen kann. In einem Schlusskapitel versucht der Autor zu zeigen, dass die Anwendung psychologischer Einsichten für den politischen Kampf der Arbeiterparteien von Wichtigkeit sei. Es scheint uns nicht besonders glücklich zu sein, dass er als wichtigste Konsequenz solcher psychologischen Einsichten die Notwendigkeit einer Verstärkung der Rolle des „Führers" ansieht. Der Schluss, zu dem er kommt, ist : „The first necessity would seem to be to crystalise the leadership in the shape of a leader — someone who may be referred to in such terms as will awaken the required emotional attitudes. In other words, we must idealise for the masses some one individual to whom they will turn for support, whom they will love and obey." O. antizipiert den Einwand, dass man diese Anschauung für eine umgekehrte Form faschistischer Demagogie ansehen könne, und entgegnet, dass tatsächlich der Faschismus für viele subjektiv dieselben Bedürfnisse befriedige wie der Kommunismus und dass der Unterschied der sei, dass jener seine Basis in einer Welt der Illusion, dieser in der Wirklichkeit habe.

Wenn auch O. nur einige der zu seinem verzweigten Thema gehörigen Probleme behandelt und auch dabei durch die unkritische Übernahme der gesamten Theorie Freuds (einschliesslich der Todestriebtheorie), soweit sie sich nicht auf die Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Phänomene bezieht, eine Reihe von Problemen gar nicht oder schief sieht, so stellt doch im ganzen das Buch eine erfreuliche Bereicherung der Literatur auf diesem Gebiete dar. Es ist bedauerlich, dass dem Verf. die in deutscher Sprache geschriebenen Arbeiten verschiedener Autoren zu dem gleichen Thema nicht zugänglich waren. Erich Fromm (New York).

Horney, Karen, *The Neurotic Personality of Our Time. W. W. Norton & Company. New York* 1937. *(XII u.* 299 *S.;* $ 3.—*)*

Wie schon der Titel dieses für den Psychologen wie den Sozialwissenschaftler wichtigen Buches andeutet, wird in ihm eine Beziehung zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und den Konflikten der neurotischen Persönlichkeit dieser Zeit erörtert. An Hand einer reichen klinischen Erfahrung weist Horney nach, dass hinter den verschiedenartigen Symptomen neurotischer Erkrankungen tiefere Gemeinsamkeiten stehen; Gemeinsamkeiten, die den Inhalt der neurotischen Konflikte und der treibenden Kräfte betreffen, durch die diese Konflikte nicht nur am Leben erhalten, sondern in einem circulus vitiosus noch verstärkt werden. Die zentrale Quelle aller neurotischen Konflikte ist die Angst. Feindseligkeit und emotionale Isolierung, die in der Kindheit diese Angst erzeugten, verstärken sie immer mehr. Auch im normalen Menschen unserer Gesellschaft sind solche Faktoren wirksam, aber in schwächerem Masse. Der Neurotiker vermag sie nicht nur wegen ihrer quantitativ grösseren Stärke nicht zu überwinden; sondern durch einander widersprechende Versuche, sich gegen die Angst und Isolierung zu schützen, vergrössert er sie. Die Inhalte dieser Konflikte, die aus widersprechenden Schutzmassnahmen gegen die Angst hervorgehen, sind im wesentlichen : ein zwangshaftes Suchen nach Liebe bei gleichzeitiger Liebesunfähigkeit und Feindseligkeit; ein gesteigertes Wettbewerbsstreben, das auf alle menschlichen Beziehungen ausgedehnt wird; ein gesteigerter Hunger nach Macht über andere, nach Besitz und Prestige : Bestrebungen, die in Widerspruch zu dem gesteigerten Verlangen nach Schutz durch die Liebe und Zuneigung anderer Menschen treten. Mit besonderer Eindringlichkeit und Klarheit werden die verschiedenen einander widersprechenden Methoden dargestellt, durch welche die neurotische Persönlichkeit sich die Zuneigung anderer Menschen zu sichern sucht, deren sie zum Schutz vor der Angst so dringend bedarf.

Das methodische Prinzip, aus dem alle diese neurotischen Konflikte verstanden werden, ist nicht ihre Rückführung auf die Fixierung oder Regression sexueller Libido an bestimmte erogene Zonen (orale, anale, phallische und genitale Struktur), sondern ihre Erklärung als Schutzeinstellungen gegen spezifische Umweltsituationen, die in der Gegenwart und in der Vergangenheit des betreffenden Menschen eine psychisch bedeutungsvolle Rolle spielen. Von hier aus wird die Möglichkeit eröffnet, typische neurotische Konflikte als Reaktionen auf typische Widersprüche zu verstehen, die in unserer Gesellschaftsordnung bestehen und mit denen sich die Mehrzahl aller Menschen auseinanderzusetzen hat.

Ernst Schachtel (New York).

Bourjade, Jean, *L'intelligence et la pensée de l'enfant. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(*161 *p.; fr. fr.* 10.—*)*

Piaget, Jean, *La naissance de l'intelligence chez l'enfant. Éditions Delachaux & Niestlé. Neuchâtel-Paris* 1936. *(*429 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

Janet, Pierre, *Les débuts de l'intelligence. Ernest Flammarion Editeur. Paris* 1935. *(*260 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Janet, Pierre, *L'intelligence avant le langage. Ernest Flammarion Editeur. Paris* 1936. *(*292 *p. ; fr. fr.* 12.—*)*

Les préoccupations d'inspiration sociale ou pédagogique, en imprimant à l'étude de l'enfance leur caractère utilitaire, se sont longtemps opposées au succès de la pédologie. Celle-ci, description positive d'une étape par laquelle passe l'histoire pédagogique de l'homme, n'a pu se constituer comme science spéculative que lorsque l'enfant bénéficia de l'individualisation du droit qui marque le recul des mentalités „communautaire et didactique". La psychologie de l'enfant devient désormais autre chose qu'une technique de manipulation destinée à socialiser l'individu. Elle est un chapitre de la psychologie générale et comparée.

Procédant par allusions souvent plus que par d'amples analyses, M. Bourjade dresse le bilan des lois auxquelles obéit le développement intellectuel de l'enfant : Notion de croissance, thème central de la pédologie, classifications des âges, loi de décalage, démarche caractéristique de l'intelligence, rapports entre la pensée instrumentale et la pensée symbolique dans la perception, l'énumération, l'élaboration de l'espace et du temps. L'interprétation de ces étapes fonctionnelles fournit à M. B. l'occasion de préciser quelques problèmes plus généraux : structures mentales, passage à l'„univers rationnel de la science" par la dissolution progressive de l'„univers qualitatif et substantialisé du réalisme conceptuel". Dans ces conclusions l'auteur retrouve manifestement les thèmes doctrinaux de MM. Delacroix et Brunschvicg.

Le substantiel volume de M. Piaget peut, en un sens, s'intégrer également dans cette tradition de l'intellectualisme fonctionnel où les instruments de la pensée finissent par apparaître comme des moments de la pensée. C'est au problème biologique de l'intelligence que M. P. s'attache avec tout le scrupule de l'observation directe qui lui est propre, en décrivant tour à tour les stades des adaptations sensori-motrices-élémentaires et les étapes des adaptations intentionnelles. La richesse des matériaux en empêche l'exposé schématique et cette impossibilité même est une invitation à consulter l'ouvrage. Et ajouter que ce volume égale les plus beaux de ceux dont M. P. dota la science de l'âme enfantine, n'est-ce pas s'interdire tout commentaire ?

Décrire et systématiser les conduites intelligentes, les replacer dans la hiérarchie des tendances, retrouver la construction des objets intellectuels et définir notre comportement à leur égard, tel est l'objet des deux volumes où M. Janet demeure fidèle à la position fonctionnelle des problèmes psychologiques qui caractérise son apport à la science des réactions. L'originalité de la méthode s'y retrouve avec le souvenir de ses recherches antérieures et aussi l'habitude contractée par leur auteur de ramener les doctrines nouvelles à la science propre, non point en contestant leur intérêt, mais en retrouvant dans ses écrits personnels les remarques qui les annoncent ou les dépassent. L'exposé de la Gestalttheorie (Déb. de l'intell., 2e partie, ch. V) est à ce point de vue révélateur.

Dans le tableau hiérarchique des tendances les actes intellectuels élémentaires occupent la quatrième place. Le lecteur trouvera donc un examen

des conduites sociales (conduites perceptives adaptées à ce que Baldwin appelle le socius), une explication purement psychologique de l'imitation qui insiste sur la confusion entre le corps du socius et le corps propre, une analyse des combinaisons intellectuelles (fonction de secret, actes publics, commandement et collaboration réglementée par les cérémonies, par exemple) et dans le chapitre consacré aux sentiments et aux jeux un rappel des notions désormais classiques : sentiments régulateurs de l'action, exploitation du jeu comme triomphe, etc. Signalons particulièrement (p. 94/95) les remarques sur le rôle joué par les familiers dans les obsessions des possédés.

La seconde partie, consacrée aux premiers objets intellectuels (direction du mouvement, route, grande place du village, outil, ressemblance, forme, tels sont les thèmes principaux) fournit à M. J. l'occasion de traiter des notions les plus variées à l'aide de sa méthode et de son érudition habituelles (cf. l'étude du trompe-l'œil et du portrait).

Le second volume, plus riche de suggestions, est consacré à la quantité, aux relations sociales, aux débuts du temps : actes de rassemblement, d'encombrement, de partage, récit, symboles, signes. Du commandement à l'action verbale, les transitions sont révélées par la coïncidence entre la pathologie du langage et la pathologie du commandement. Par la narration la mémoire devient une fonction sociale en ce que le récit „transforme les absents en présents" ; tout en ressuscitant le passé par l'utilisation du portrait, du panier et du langage. Mais dans l'analyse des manifestations verbales l'auteur, plus attentif aux conduites individuelles qu'à leurs conditions objectives, considère continuellement le langage comme une combinaison de conduites inférieures, jamais comme un fait social.

V. Feldmann (Saint-Quentin).

Hetzer, Hildegard, *Psychologische Untersuchung der Konstitution des Kindes. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1937. *(*208 *S.; RM.* 9.60*)*

Die Verf. gibt eine Anleitung und zahlreiche Beispiele zu einer umfassenderen Auswertung der von ihr und Charlotte Bühler bereits früher beschriebenen Entwicklungstests für Kinder vom 2.—7. Lebensjahr (Bühler-Hetzer, Kleinkindertests, Leipzig 1932). Von methodischem Interesse dabei ist ihr Ergebnis, dass zu einer Erfassung der psychischen „Konstitution" die blosse Verrechnung der Testleistungen (analog der Berechnung des Binet-Termanschen I. Q.) unzulänglich ist, vielmehr die genaue Beobachtung aller Reaktionen des Kindes während des Versuchs einen entscheidenden Beitrag liefert. Die — recht problematischen — theoretischen Annahmen der von der Verf. vertretenen psychologischen Schule, insbesondere über veränderliche und unveränderliche Faktoren in der kindlichen Persönlichkeit, die für die Prognose von besonderer Wichtigkeit sind, werden in dieser Veröffentlichung nicht weiter erörtert, sondern vorausgesetzt.

Ernst Schachtel (New York).

Geschichte.

Menzel, Adolf, *Griechische Soziologie. Hölder-Pichler-Tempsky. Wien und Leipzig* 1936. *(*199 *pp.; RM.* 10.—*)*

Hertzler, Joyce O., *The Social Thought of the Ancient Civilizations. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(XV and* 409 *pp.; $* 4.—*)*

Brake, Jürgen, *Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. Gerhard Schulte-Bulmke. Frankfurt a. M.* 1935. *(*151 *pp.; RM.* 6.50*)*

These three books, two of which are by professed sociologists, suffer from a general failure to attack the social and economic theory of antiquity from the material base of ancient society. A tendency to project medieval and modern institutions and concepts back into the ancient world serves to obscure the precise character of ancient production and distribution. Slavery receives too little attention, as usual. The gradations of society and their dynamic interrelations are brushed aside for a false „Volksgeist" conception of the history of ideas.

Menzel is so wrapped up in the search for „true" sociological discussion in Greek literature and what may be called the „pseudo-genealogy of ideas" (e. g. Plato antedates Freud's libido theory of leadership), that the sole value of his book lies in the texts quoted. Many of the most important problems are deliberately omitted on the ground that the Greeks treated them „ethico-politically" rather than „sociologically". The most striking example is his refusal to discuss Aristotle's analysis of slavery. In each section, Menzel takes his material wherever he happens to find it, with complete disregard for the environment or social character of the individual author. The product is therefore a patchwork with the same value as, let us say, a treatise on American sociology similarly constructed from isolated portions of Giddings, Veblen and MacIver, as well as Elbert Hubbard and Will Durant.

Hertzler's textbook only merits consideration because he, unlike Menzel, has entered a relatively unworked field. The title of the book is misleading, since H. limits himself to early India, China and the pre-Hellenic Near East. He throws together a mass of extracts and paraphrases on law, ethics, sex relations, sanitation and anything else that could conceivably be termed „social thought". The introductions and commentaries are filled with historical blunders and show little understanding of fundamental sociological problems, but H. has made a measurable addition to the collection of historical source materials available to the non-specialist.

Brake, on the other hand, sees not only the methodological problems in the history of social thought but also their connection with the crisis in modern society. He finds himself in a distressing dilemma. Unable to accept traditional humanism as a „Weltanschauung", he is still more repelled by a materialistic solution and its supposed „extirpation of the soul". Retaining and endlessly reiterating his idealistic philosophy, he turns to Greek antiquity to seek a historical basis for remedying the intoler-

able conditions of modern life, with specific reference to the nature and role of education. Expressed more concretely, it is the opposition of „Wirtschaften" and „Geist" which B. finds at the root of his difficulties. The book is a history of the attitudes to work and wealth, their „characterological" effects and their meaning for spiritual life and for society as a whole from Homer and Hesiod to Plato and Aristotle.

B. has an unerring sense of relevance in selecting his material, and as a description of ideas the book is full, subtle and suggestive, though not well organized. The discussions of Plato, aristocratic morality, the reflection of early Greek social relations in religion and the Homeric attitude to work may be singled out as particularly valuable contributions. But B. forces himself consciously to stay within the realm of ideas. Slavery is acknowledged, its effects suggested but never properly developed. Obviously sympathetic to an aristocratic position, B. devotes proportionately too much space to the leisure class, makes the typical mistake of identifying its ideology with that of the Greeks as a „Volk", and deliberately refuses to recognize the defensive character of leisure class activities and ideals (which Veblen has so brilliantly portrayed). Therefore, B. cannot understand the self-contradictory attitude of Greek statesmen to economic production, to cite but one example. Here we enter the field of propaganda, of the conscious molding of attitudes and perspectives for the maintenance of an equilibrium satisfactory only to one group — for B. a virtually non-existent field. Above all, the book suffers from a neglect of Greek society itself and its history. There is nothing particularly Greek about his Homeric heroes or Athenian aristocrats. Nor is there any satisfactory consideration of changes in ideology as they grow out of new developments in society. Only when he feels out of sympathy, as in the case of the Sophists, does B. turn to a materialistic explanation. That is his automatic sign of condemnation. M. I. Finkelstein (New York).

Carcopino, Jérome, *La République romaine de* 133 *à* 44 *av. J.-C. (t. II de l'„Histoire romaine" dans l'Histoire générale, publiée sous la direction de G. Glotz). Les Presses Universitaires de France. Paris* 1935/36. *(*2 *vol.* 1059 *p.; fr. fr.* 45.— *et* 60.—*)*

Glotz, G. et R. Cohen, *La Grèce au IVe siècle : la lutte pour l'hégémonie* 404-336. *(T. III de l'„Histoire grecque" dans l'Histoire générale publiée sous la direction de G. Glotz). Les Presses Universitaires de France. Paris* 1936. *(*538 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Avant d'analyser les deux ouvrages de cette collection que nous indiquons plus loin (celui de Glotz et celui de Carcopino), nous croyons devoir signaler la valeur de cette collection, prise dans son ensemble. Elle se distingue de plusieurs tentatives d'histoire générale par son souci d'offrir au lecteur les renseignements les plus complets sur les matériaux qui ont servi à préparer le travail. Des notes nombreuses renvoient fréquemment aux textes, et en tête de chaque chapitre, une bibliographie claire et précise guide ceux qui désirent approfondir leurs études. Méthode particulièrement heureuse, où se trouvent conciliés l'effort de synthèse et la préoccupation

de ne pas dissimuler au lecteur curieux le détail des recherches analytiques.

Le livre de Carcopino est un très beau livre. En dehors même des historiens, quiconque s'intéresse aux problèmes politiques ou sociaux trouvera son profit à consulter ce travail.

Le récit du dernier siècle de la République romaine est précédé d'un tableau du monde romain au IIe siècle avant J.-C. Dès le milieu du IIe siècle, l'armature de la vieille société romaine était déjà transformée. Tout le monde sait le rôle joué par les publicains et leurs sociétés financières pour l'exploitation des provinces. On a moins souligné les répercussions de ces faits sur toute la société romaine : par l'attraction qu'elles exerçaient, les compagnies publicaines changeaient „de libres travailleurs en employés, des propriétaires en spéculateurs et en rentiers, des sédentaires en aventuriers" (p. 85). D'autre part, si l'Italie reste un pays agricole, la structure intime de cette économie agraire a beaucoup changé : le blé étranger a ruiné les producteurs italiens, et les cultures nouvelles (vigne, olivier) ou la transformation des champs en pâturages ne sont praticables que pour des propriétaires riches. Il faut lire tout ce tableau (p. 1-168), qui s'achève sur une mise au point précise du problème de l'„ager publicus", point de départ de la politique gracchienne.

M. C., après avoir noté l'ampleur et la cohérence des réformes de Caius Gracchus (problème agraire, sort de la plèbe, réforme politique et sociale), souligne les difficultés de la question italienne, cause initiale de l'échec, la plèbe romaine n'étant pas prête à accepter que l'Italie participât aux privilèges de Rome.

Le livre de M. C. nous fait suivre pas à pas les transformations politiques et sociales qui conduisirent lentement à la Monarchie. Malgré le caractère personnel d'un Marius ou les manœuvrés d'un Pompée, malgré des détours, malgré aussi la brièveté d'une expérience comme la „Monarchie manquée" de Sylla, Rome mûrit progressivement pour le pouvoir personnel qui trouve son expression achevée dans la dictature de César. On lira avec le plus grand intérêt la dernière partie du livre, où M. Carcopino explique, non seulement ce que César a voulu faire de sa puissance, mais comment il est parvenu à la faire accepter des partis politiques les plus divers et des classes sociales qui auraient semblé devoir être les plus rebelles à cette dictature personnelle (940-958). Problème de psychologie politique qui n'intéresse pas seulement l'histoire romaine.

On consultera d'autant plus volontiers le livre que publie M. Cohen et que feu M. Glotz avait élaboré en grande partie, qu'il reste de nombreux problèmes à étudier ; sur plusieurs questions délicates, on trouvera là un point de départ plutôt qu'une synthèse. Si l'on s'intéresse avant tout à l'histoire politique, l'ouvrage offre une mise au point excellente et répond parfaitement à son sous-titre : „la lutte pour l'hégémonie". — Les efforts de Sparte, d'Athènes, de Thèbes, la prépondérance finale de Philippe de Macédoine y sont clairement exposés. Mais le plan même du livre risque d'orienter trop exclusivement le lecteur vers ce seul problème politique. L'évolution économique et sociale du monde grec est esquissée à grands traits dans un premier chapitre très court, et il n'en est plus guère question dans le reste du livre. — Sans doute on nous renvoie à un autre ouvrage remarquable de G., Le

Travail dans la Grèce ancienne (Librairie Félix Alcan, Paris 1920). Mais précisément cet ouvrage nous donnait deux exposés, tous deux extrêmement intéressants mais isolés l'un de l'autre, sur la „période athénienne", puis sur la „période hellénistique". — On pourrait attendre d'un livre important sur le IVe siècle qu'il nous indiquât avec quelque détail comment se fit la transition : le commerce s'est transformé, des banquiers comme Pasion et Phormion ont eu dans la vie de leur temps un rôle fort actif, indiqué dans le livre sur le Travail, mais brièvement résumé ici au lieu d'être précisé davantage. Nous n'en ferons pas grief aux auteurs : la tâche était déjà lourde ; mais notre remarque s'adresse surtout aux lecteurs préoccupés d'histoire sociale : il reste, à ceux qui veulent chercher, tout un travail à accomplir.

Sur un autre point, la transition entre la Grèce classique et l'époque d'Alexandre reste également difficile à apercevoir. Les auteurs nous donnent l'histoire de la Grèce, au sens strict, plutôt que du monde grec (sauf une exception, d'ailleurs très heureuse, le chapitre sur la Grèce occidentale, c'est-à-dire surtout Syracuse). On peut se demander si les Grecs ont dû attendre les conquêtes d'Alexandre pour voir plus loin que les murailles de leurs petites cités. Il y avait des problèmes communs à l'ensemble du monde grec, et l'on trouvera à cet égard un peu brèves les indications des pages 374/375. On regrettera aussi de suivre de manière si fragmentaire les rapports des Grecs et de la Monarchie perse ; il semble pourtant que ce soit une des questions qui ont dominé le IVe siècle, en tout cas une de celles dont l'exposé suivi éclairerait peut-être des événements parfois compliqués.

Les auteurs de La Grèce au IVe siècle n'ont d'ailleurs pas négligé au passage des rapprochements suggestifs : ainsi (p. 169) la collaboration des Carthaginois et des Thébains contre les Athéniens alliés à Denys le Jeune, tyran de Syracuse : Carthage et Syracuse, la querelle des cités grecques se complique de plus vastes rivalités sur la Méditerranée. C'est en ce sens que l'on peut encore travailler pour chercher dans quelle mesure, avant les Macédoniens, l'histoire „grecque" dépasse l'histoire de la Grèce. Le livre de Glotz et de Cohen, sans être définitif, sera à cet égard un guide bien informé.

F. Henry (Lille).

Lovejoy, Arthur O. and **George Boas,** *A Documentary History of Primitivism and Related Ideas. Vol.* 1 *: Primitivism and Related Ideas in Antiquity. The Johns Hopkins Press, Baltimore. Oxford University Press, London* 1935. *(XV and* 482 *pp. ;* $ 5.—, 22 *s.* 6 *d.)*
Haussleiter, Johannes, *Der Vegetarismus in der Antike. Alfred Töpelmann. Berlin* 1935. *(VIII and* 427 *pp. ; RM.* 22.50*)*

Under the guidance of Lovejoy, Johns Hopkins University is producing a stream of books and articles centering about the general problem of „man's reflection upon the general course of his own history and upon the value of those achievements of his which have been most distinctive of that history." This book is the first of a four-volume work designed to present a critical documentary history of primitivism and related ideas (anti-primitivism, progress, cyclical theories, concepts of the state of nature and uses of

,nature' as a normative term, noble savage, animalitarianism) from the earliest Western literature through the eighteenth century. The collection of materials has been amazingly thorough, and the texts are presented both in the original and in translation, fully annotated, cross-referenced and indexed. In the prolegomena, the two types (by no means antithetical) of primitivism, chronological and cultural, are broken down by a subtle formalistic analysis into their various manifestations. Each concept is systematically analyzed into its root-meanings, its corollaries indicated and the constantly shifting fusions described and classified. Equally brilliant is the chapter in which the normative meanings of ,nature' are distinguished and their historical genesis, evolution and implications worked out (an appendix gives 66 definitions). The bulk of the book then traces this intricate, equivocal and often contradictory complex of ideas through the texts themselves.

To-day we see a great resurgence of primitivistic yearnings, unmistakably and significantly associated with the growing world crisis and the development of authoritarian ideologies. The Golden Age, in one form or another, has become a favorite subject in demagogic appeals. It is thus clear that no formalistic logical analysis of the history of primitivism can be complete, or wholly accurate. A study of the social roots, values and implications of such ideas is necessary in order to keep the concepts in their proper setting and to understand them correctly. This L. and Boas fail to do, except in scattered remarks and suggestions. For example, their formalistic classification almost completely excludes one aspect of the problem, namely, the class structure of the postulated primeval society. The formulations of this one idea vary greatly among the different systems which have appeared in the history of primitivism. To neglect these variations, so crucial for the understanding of the position of any thinker or school, is to distort the whole position. Similarly, we may point to the marked propagandistic intent of Tacitus' account of the Germans, to the significance of the primitivistic ideology of the Cynics in the turbulent fourth century B. C., or to the class character of Cicero's views.

The magnitude of the contribution made by L. and B. is amply illustrated by contrast with Haussleiter's book, which is an exhaustive scholarly history of vegetarian ideas throughout antiquity. Stemming chiefly from the Pythagoreans, these notions played an important part in ancient philosophy, religion and science. But H. lacks the philosophic insight and analytical ability of L. and B., and, as a result, the reader who wishes a real philosophical and sociological understanding of vegetarianism and related problems (e. g. animal psychology) will have to work out the ideas himself from the full material presented. This is perhaps best illustrated by his chapter on primitivism, where there is no trace of the sort of analysis to be found in the other book and where, therefore, the discussion is little more than a catalogue of quotations, more or less distorted by their isolation. M. I. Finkelstein (New York).

Bühler, Johannes, *Deutsche Geschichte. Zweiter Band. Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von* 1100 *bis um* 1500. *Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig* 1935. *(IX u.* 440 *S.; RM.* 7.20*)*

Rumpf, Max, *Das gemeine Volk. Ein soziologisches und volkskundliches Lebens- und Kulturgemälde. Erster Band : Deutsches Bauernleben. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1936. *(XX u.* 912 *S.; RM.* 24.—*)*

„Der deutsche Erlebniswert" ist der Standort, von dem, seinem Vorwort zufolge, Bühler die deutsche Geschichte sieht und darstellen will. Schicksal und Leistung des deutschen Volkes sollen erkannt und gewertet werden. Andererseits verlangt B. von sich selbst und seinen Gesinnungsgenossen, dass ihre Arbeit im Sachlichen ebenso „richtig" sein müsse wie jede andere Art von Historie. Im grossen und ganzen hat er sich an diese letztere Forderung seines Programms gehalten ; der Erlebnisstandpunkt tritt weit mehr in der Ausdrucksweise als in der Urteilsbildung zutage.

In der Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zeigt sich eine gewisse Divergenz zwischen dem ersten und zweiten Band. Im ersten[1]) widmet er ihr einen weit breiteren Raum und geht auch auf Streitfragen wie die des germanischen Agrarkommunismus ein (B. leugnet sein Vorhandensein). Eigenartig ist nur die Aufeinanderfolge : materielle Kultur, geistige und künstlerische Kultur, Gesellschaft und Staat, Sitte und Recht. Im zweiten Band dagegen stellt B. wieder die herkömmlichen Kulturkapitel zusammen und baut seine Darstellung viel entschiedener von der politischen Geschichte her auf. In der Beurteilung der wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten folgt er im allgemeinen derjenigen Richtung, welche in der Reichsgründung Karls des Grossen und der Italienpolitik seit Otto I. geschichtlich begründete, ja notwendige Vorgänge sieht. Die Argumente von Hofmeister, Brackmann und Haller gegen Below und Fedor Schneider bringt B. geschickt an, ohne ihnen wesentlich Neues hinzuzufügen. Er kämpft gegen die Idealisierung der Lage der Bauern im Mittelalter und schreibt : „Es gibt auch hier gewisse objektive Masstäbe : wenn Gewalt vor Recht geht, wenn Habe und Weib des Kleinen der Willkür des Grossen preisgegeben sind, wenn eine dünne Oberschicht in Reichtum schwelgt, die breiten Massen buchstäblich hungern und unter Umständen Tausende verhungern, dann wird man eine solche gesellschaftliche Ordnung kaum billigen, ob nun die Leidenden und Darbenden vor Schmerz und Wut aufschreien oder sich stillschweigend in ihr Schicksal ergeben." Nach B. hatte die einzelne bäuerliche Familie im Mittelalter durchschnittlich kaum den sechsten Teil dessen für sich zu verbrauchen, was heute auf sie trifft.

Rumpfs Buch ist weder ein Volksbuch, wie er selber es wünscht, noch ein wissenschaftliches Handbuch. R. will, den Spuren W. H. Riehls folgend, das bäuerliche Leben in allen seinen Bezogenheiten darstellen. Im Mittelpunkt stehen ihm die „Gestalten" des Bauern und seiner Bäuerin. Kennzeichnend für R.s Arbeitsweise ist hierbei, dass er zwar einmal erklärt, er verstehe unter dem Bauern wesentlich den Kleinbauern, dass er aber gleichzeitig eine Differenzierung des Begriffs ablehnt, weil die

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 290 f.

wesentlichen Merkmale des Bauern im deutschen Volksgebiet die gleichen seien! Als Beweis dienen ihm z. B. die verwandten Schilderungen des Alemannen Jeremias Gotthelf und des Friesen Friedrich Paulsen. Dieser Bauer gilt R. als Richt-Begriff (Typus) des deutschen Volksmenschen. Soziale Lebenslehre und Deutsche Volkssoziologie nennt R. seine Wissenschaft; über ihre Erkenntnisgrundlagen sagt er: „Lebenswissenschaftliches Verstehen ist nicht mehr und nicht weniger als ein in Gedankenzucht genommenes, in methodischer Selbstbesinnung geläutertes Verstehen, wie es ohne Verfeinerung und bewusste Pflege von jedem „Praktikus", auch vom gemeinen Manne... mit meist völlig hinreichender Verlässlichkeit und treffsicherer Schlüssigkeit gemeinhin geübt wird."

Hiernach wird es niemand in Erstaunen setzen, dass R. die Geschichte des deutschen Bauerntums kompilatorisch nach Amira, Fehr, Kötzschke, Below, Dopsch darstellt und für andere Teile seines Werkes entweder aus einer alten Quelle (Sachsenspiegel) oder aus schöngeistigem Schrifttum (Pestalozzi, Gotthelf, W. v. Polenz, W. Schäfer, Kolbenheyer) und Bauernpredigten des 18. Jahrhunderts schöpft. Walter Heimpel (Prag).

Langer, William L., *The Diplomacy of Imperialism.* 2 *vols. Alfred A. Knopf. New York* 1935. *(XVII and* 797 *and XXII pp.;* $ 7.50*)*

Clark, Grover, *The Balance Sheets of Imperialism, Facts and Figures on Colonies. Columbia University Press. New York* 1936. *(XII and* 136 *pp.;* $ 2.75*)*

Clark, Grover, *A Place in the Sun. The Macmillan Co. New York* 1936. *(XV and* 235 *pp.;* $ 2.50*)*

Langer's two volumes are an intensive study of the diplomatic history of the major European powers between 1890 and 1902, greater attention being devoted to problems arising from imperialist conflicts in colonial areas than to continental developments as such, though the latter are by no means neglected. The study is based upon a wide knowledge of the original and secondary sources, including those in Armenian, Russian and Japanese.

L. reveals a very extensive acquaintance with the facts of modern imperialism, but he makes no attempt to generalize from these facts in any systematic way, or to formulate a theory of imperialism. At one point he states that „The historian, in fact, is apt to feel that the abstractions of the political scientist are of little help in reconstructing or understanding the past", and believes that a historian can somehow work with the facts alone.

In regard to actual events, there is no adequate analysis of the factors, direct or indirect, which lead Foreign Offices to select one policy rather than another. Thus, although L. refers to the possibilities of trade and investment in disputed areas, he never shows specifically how economic interests make their power felt in the formulation of foreign policy. In short, the vast amount of valuable factual material is limited mainly to the sphere of political conflict.

Clark's two complementary books, the first a detailed statistical study, the second a popular exposition, attempt to expose the material errors of the

three major arguments used to justify imperialism and to gain popular support for it : surplus population, increased trade, and raw materials. His thesis is that imperialism does not pay, at least insofar as the common people of any major imperialist power are concerned. He supports this view with a considerable amount of statistical information on growth, cost, population, and trade of territorial holdings ; foreign trade, emigration, and immigration of imperialist powers ; trade figures by commodity classes ; and production of raw materials and foodstuffs, etc.

He argues, briefly, that colonial territories have absorbed an insignificant part of „surplus populations" ; that the costs of maintaining colonies have been much higher than profits, in several important cases being larger than the total trade itself ; and, in regard to raw materials, that in war time access to them depends upon control of the seas, while in peace time political control over raw material areas is becoming less important because of substitute products, development of new sources of supply, and the impossibility of complete self-sufficiency.

Although aware that imperialism is profitable to certain small economic groups, and that they apparently have had and still have a powerful influence in shaping governmental policies, C. suggests that, as the solution to imperialism, the imperialist powers establish „equality of economic opportunity" within their colonies and „give the League of Nations the right to insist that that policy be maintained."

Daniel Thorner (New York).

Kardorff, Siegfried von, *Wilhelm von Kardorff. Ein nationaler Parlamentarier im Zeitalter Bismarcks und Wilhelms II. E. S. Mittler & Sohn. Berlin* 1936. *(VIII u.* 384 *S. ; RM.* 8.—, *geb. RM.* 9.50*)*

Hellwig, Fritz, *Carl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg.* 1836-1901. *Westmark-Verlag. Heidelberg-Saarbrücken* 1936. *(VIII u.* 604 *S. ; RM.* 9.—*)*

Stumm und Kardorff waren die „freikonservativen" Führer jener Allianz der protektionistischen Interessen, die während der Wirtschaftskrise der 1870er Jahre den Umschwung der bismarckischen Handelspolitik herbeiführten und später für die sukzessive Erhöhung der Zölle Sorge trugen. Der Liberalismus hatte sich hierfür und für die Bekämpfung der Sozialdemokratie als undienlich erwiesen, nicht jedoch der Kanzler, der in handelspolitischer Hinsicht der geführte Führer war, wenn auch nicht in sozialpolitischer. Bei jenem log-rolling, wie der bildhafte politische Jargon der Amerikaner solche Harmonisierung der Interessen nennt, stand St. am westdeutsch-industriellen Ende, K., der Gründer des Centralverbandes deutscher Industrieller (1875), am ostdeutsch-agrarischen und schlesisch-industriellen. Das parlamentarische Mittel der Querverbindung im Reich war die Reichspartei, die sog. „Partei Bismarck sans phrase", ein parteipolitischer „Fürstenkonzern" aus Grossgrundbesitzern und Industriellen, die ihre persönlichen und gruppenmässigen, selten rein agrarischen Interessen am besten im engen Einvernehmen mit der preussisch-deutschen, z. T. aus ihren Kreisen hervorgehenden Bürokratie wahrge-

nommen wussten. Da dank der deutschen Parteikonstellation die eigenständige Macht dieser Bürokratie so überaus gross blieb, waren ihre eigenen Wünsche in Gestalt der Militär-, Marine- und Kolonialvorlagen zu berücksichtigen, welche „nationalen“ Forderungen, „zum Zwecke der Stärkung der Staatsgewalt“, St., K. und ihre Freunde im Wege der Gegenleistung, St. ausserdem als Panzerplattenfabrikant, stets gern bewilligten ; selbst wenn für sie kein direkter Vorteil aus der Kolonialpolitik des Reiches entsprang — deren direkte Vorteile blieben für immer gering —, so mochte sie immerhin als „der beste Ableiter für die sozialdemokratische Gefahr, die uns bedroht“, dienen. Die Bürokratie enttäuschte K. mit ihrem Widerstand gegen seinen inflationistischen Bimetallismus, den sie zusammen mit der Mehrheit der Industrie, dem Bankenkapital und dem Aussenhandel ablehnte — diese Konstellation ist in der K.-Biographie übersehen —, und St. mit der Ablehnung seiner extremsten sozialpolitischen Forderungen, zu deren Verwirklichung Bismarck hätte wiederkehren sollen oder müssen.

Die Tätigkeit des Unternehmers als Vereins- und Parlamentpolitiker ist nicht allzu oft in ihren Details bezeugt ; dass dies und wie dies in den vorliegenden Lebensbeschreibungen geschieht, macht sie dem Historiker wertvoll. Die Verf. haben sich durch keinen Cant in Form von „Geistesgeschichte“ verhindern lassen, die Identität der persönlichen und der gruppenmässigen und alliierten Interessen und die Darstellung gerade auch der ersteren zu belegen. So erscheint St. in aller Deutlichkeit als Eisenindustrieller mit Schutzzollwünschen für die Erzeugnisse seiner Werke und darum als Antiliberaler schon in den 1860er Jahren als Reserveoffizier und Neufeudaler, K. als Altfeudaler und Korpsstudent, als „Gründer“ der Zeit um 1870 an Spekulationen beteiligt, deren Zusammenbruch seinen Grossgrundbesitz schwer verschuldet und ihn zum Agrar- und Eisenprotektionisten, Bimetallisten und Nutzniesser der Zölle und Brennereisubventionen macht, die den Preis seines Gutes steigern : als K. am Ende seine private Unternehmung zu sehr vernachlässigte, wurde er, um ihn der Politik zu erhalten, von seinen Parteigenossen finanziell „saniert“ wie etwa gleichzeitig der erprobte Protektionist McKinley von seinen politischen Freunden.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Neutrality, Its History, Economics and Law. Prepared under the auspices of the Columbia University Council for Research in the Social Sciences. Vol. I : The Origins, by Philip C. Jessup and Francis Déak. Vol. II : The Napoleonic Period, by Alison W. Phillips and Arthur H. Reede. Vol. III : The World War Period, by Edgar Turlington. Vol. IV : Today and Tomorrow. by Philip C. Jessup. Columbia University Press, New York. Oxford University Press, London 1936. *(XIV u.* 294 *S., IX u.* 339 *S., XVII u.* 267 *S., VII u.* 237 *S. ; Bd. I-III je* $ 3.75, 18 *s.* 6 *d., Bd. IV,* $ 2.75, 14 *s.)*

Millis, Walter, *Road to War. America* 1914-1917. *Houghton Mifflin Company, Boston. Faber & Faber, London* 1935. *(*466 *S. ;* $ 3.—, 15 *s.)*

Stimson, Henry L., *The Far-Eastern Crisis. Recollections and Observations. Harper & Brothers, New York. Royal Institute of International Affairs, London* 1936. *(*293 *S. ;* $ 3.75, 15 *s.)*

Noel-Baker, Philip John, *The Private Manufacture of Armaments. Vol. I. Victor Gollancz. London* 1936. *(*574 *S.;* 18 *s.)*

Das wertvolle von Jessup und Déak herausgegebene Sammelwerk untersucht die Entwicklung des Neutralitätsrechts seit etwa dem 16. Jahrhundert. Der I. Band befasst sich mit der Geschichte des Neutralitätsrechts vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in Ausführungen über Kontrebande, feindliches Eigentum, Prisengerichtsbarkeit und die Pflichten der Neutralen. Aus dem Konflikt der beiden Ansprüche : dem der Kriegführenden, den Handel mit dem Feind zu verhindern, und dem der Neutralen, diesen Handel fortzusetzen, haben sich eine Reihe von Regeln entwickelt, die J. in der Einleitung zum Band III klar darstellt. Der II. Band behandelt die Geschichte des Neutralitätsrechts während der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege. Diese Periode ist deshalb gesondert behandelt, weil in ihr die beiden Kriegsbegriffe, der kontinentale und der anglo-amerikanische, herausgearbeitet worden sind. Im III. Band werden wesentlich die ökonomischen Wirkungen der kriegerischen Massnahmen auf die Interessen der Neutralen behandelt, und zwar Land für Land. Besonders sorgfältig werden die britischen „Orders in Council" dargestellt, die praktisch das Recht des Handels der Neutralen beseitigen. Der wichtigste Band ist der vierte, in dem J. die in den vorhergehenden drei Bänden entwickelten Gedankengänge zusammenfasst und seine eigenen Schlussfolgerungen darlegt. Leider ist J.s Buch schon im Januar 1936 abgeschlossen. Er hatte infolgedessen nicht mehr die Möglichkeit, den Zusammenbruch der Sanktionspolitik des Völkerbundes zu verarbeiten. Seine Hauptthese ist nämlich, dass die Neutralen den Handel mit den Kriegführenden unterbrechen, aber mit den Neutralen pflegen sollten. Diese These basiert entscheidend auf dem Artikel 16 der Völkerbundsakte, welcher der Anwendung in der Wirklichkeit entbehrt.

Das Buch von Millis ist eine journalistische, glänzend geschriebene Arbeit, die Kritik nur gegenüber der Aussenpolitik Wilsons übt und — wie der Verf. in seiner Einleitung selbst zugibt —, den Anschein einer verhältnismässigen Feindschaft gegenüber der Entente erweckt. M. kritisiert die völlige Unerfahrenheit der amerikanischen Diplomaten, im besonderen des amerikanischen Botschafters in London ; er zeigt den ausserordentlichen britischen Einfluss auf die amerikanische Aussenpolitik, die Bedeutung des Finanzkapitals für die Wilsonsche Kriegspolitik, die Verletzung der amerikanischen Neutralität durch die englischen Orders in Council, den Lusitania-Zwischenfall, dessen Darstellung nicht sehr weit von einer Verteidigung Deutschlands ist, das Ende der Monroe-Doktrin und den Einfluss der Kriegserklärung auf Senat, Kongress und öffentliche Meinung. Neue Tatsachen enthält das Buch nicht. Es ist, wie der Verf. selbst bemerkt, mehr „interpretation" denn „research".

Das Buch des verantwortlichen Führers der amerikanischen Aussenpolitik während der Präsidentschaft Hoovers, Stimson, ist von ausserordentlicher Bedeutung. Denn es besteht kein Zweifel darüber, dass das Prinzip der kollektiven Sicherheit bereits im September 1931 zusammengebrochen ist, als der Völkerbund gegenüber der japanischen Verletzung der chinesi-

schen Souveränität sich weigerte, den Artikel 16 gegenüber Japan in Anwendung zu bringen. Dass dieses „Versagen des Völkerbundes“ in Wirklichkeit eine Weigerung Englands gewesen ist, die traditionelle japanische Freundschaft durch Anwendung der Sanktion völlig aufzuopfern, dürfte heute bereits feststehen. Englische Historiker jedoch verteidigen die Inaktivität der englischen Aussenpolitik in diesen kritischen Monaten regelmässig mit dem Hinweis darauf, dass die Vereinigten Staaten, ohne die eine kollektive Aktion gegenüber Japan nicht möglich gewesen wäre, niemals bereit gewesen sind, eine solche Völkerbundsaktion zu unterstützen. Das Buch zeigt aber deutlich, dass die Verantwortung für das Versagen der kollektiven Sicherheitsmaschine allein auf die englischen Schultern fällt.

Das Buch von Noel-Baker, dem langjährigen persönlichen Sekretär des verstorbenen Präsidenten der Abrüstungskonferenz Arthur Henderson, ist die erste gründliche Verarbeitung des gesamten erhältlichen Materials über die politische Bedeutung der privaten Rüstungsindustrie. Dieses Material ist heute durch die Erhebungen der amerikanischen Nye-Kommission des Senats und der englischen Royal Commission on the Private Manufacture of and Trading in Arms der Öffentlichkeit zugänglich. Der I. Band beschäftigt sich im Teil 1 mit dem sogenannten moral background ; im Teil 2 mit den Wirkungen der privaten Rüstungsindustrie, im besonderen auf die Regierungspolitik ; der Teil 3 versucht darzustellen, wieweit die Rüstungsindustrien einen Einfluss auf die Ereignisse hatten, die zum Weltkrieg, zum Zusammenbruch der Abrüstungskonferenz und des Völkerbundes geführt haben. Ein zweiter Band soll folgen. Das Buch verdrängt durch seine Gründlichkeit und Zuverlässigkeit alle anderen Darstellungen dieses Problems. Franz Neumann (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

International Review for Social History. Vol. 1. Edited by the International Institute for Social History Amsterdam. E. J. Brill. Leiden 1936. *(*413 *S. ; Hfl.* 8.—*)*

Bulletin of the International Institute for Social History Amsterdam. Vol. 1, *No.* 1. *E. J. Brill. Leiden* 1937. *(*80 *S. ; Hfl.* 1.60*)*

Gleichzeitig mit der offiziellen Eröffnung des unter der Leitung von Prof. Posthumus stehenden Internationalen Instituts für soziale Geschichte beginnt dieses Institut die Herausgabe zweier Publikationen.

Die International Review for Social History ist eine gross angelegte, reichhaltige und besonders schön ausgestattete Zeitschrift. Neben einer Einführung von Posthumus, welche sich prinzipiell mit dem Platz der Sozialgeschichte im Rahmen der Sozialwissenschaften befasst, enthält der erste Band eine Reihe sehr gründlicher Aufsätze aus dem erwähnten Gebiet und erweist damit sofort die grosse Bedeutung dieses Instituts. Hans Stein liefert einen Beitrag über „Pauperismus und Assoziation“ auf dem westeuropäischen Kontinent vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem im Rheingebiet. Neben einer sehr umfang-

reichen Dokumentierung bringt St. auch eine Reihe theoretischer Gesichtspunkte bei. Besonders aus dieser Arbeit wird deutlich, was Posthumus in seinem Vorwort klar zum Ausdruck bringt, dass zwischen Sozialgeschichte und anderen sozialen Wissenschaften „in many instances it will be impossible to draw the dividing line". B. Nikolajewsky behandelt unter dem Titel „M. A. Bakunin in der ‚Dresdener Zeitung'" ein Fragment aus dem politischen Kampf in Deutschland während der Jahre 1848/49. A. J. C. Rüter zeigt in einem in englischer Sprache veröffentlichten Aufsatz die Figur des politischen Kämpfers William Bendow, indem er sein „Grand National Holiday and the Congress of the productive classes" reproduziert und mit einer ausführlichen Einleitung versieht. Aus dem übrigen sehr instruktiven Inhalt nennen wir noch A. Izioumov „Leon Tolstoi et A. I. Hertzen" und K. Baschwitz „Schreckensherrschaften und ihre Presse, eine zeitungsgeschichtliche Studie".

Das „Bulletin" soll neben offiziellen und wichtigen Mitteilungen über die Tätigkeit des Institutes kleinere Forschungsarbeiten enthalten. In der ersten Nummer erscheinen ausser einem Aufsatz über die „Schriften aus der Anfangsperiode der niederländischen Friedensbewegung (ca. 1870)" eine Abhandlung über die „Utopie du Ruvarebohni", sowie Dokumente zur Geschichte des Jahres 1848 in Deutschland. — Eine ausführliche, nach Ländern gegliederte Biographie raisonnée bildet eine für Sozialhistoriker wie Soziologen gleich wertvolle Orientierungsquelle.

Andries Sternheim (Genf).

Report of the Director. International Labour Office. Genf 1937. *(*82 *S. ; fr. s.* 1.75*)*

Pfister, Bernhard, *Sozialpolitik als Krisenpolitik. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1936. *(*283 *S. ; RM.* 9.—*)*

Soziale Arbeit und Gemeinschaft. Hrsg. v. Hermann Althaus. Ein Beitrag zur 3. *Internationalen Konferenz für soziale Arbeit, London* 1936. *G. Braun. Karlsruhe* 1936. *(*255 *S. ; RM.* 3.—*)*

Butschek, Wilhelm, *Die Arbeitslosenversicherung. Probleme und Lösungen. Ihre Regelung in den einzelnen Staaten der Welt. Rudolf M. Rohrer. Brünn-Wien-Leipzig* 1937. *(*116 *S. ; ö. Sch.* 9.—*)*

Kuczynski, Jürgen, *Labour Conditions in Western Europe,* 1820-1935. *Lawrence and Wishart, London. International Publishers. New York* 1937. *(VII u.* 118 *S. ;* 4 *s.* 6 *d.,* $ 1.50*)*

Auch in diesem Jahr erschien am Vorabend der Internationalen Arbeitskonferenz der Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts über die weltwirtschaftliche und internationale sozialpolitische Lage. Die instruktive Darstellung zeigt, dass sich die Konjunktur unter dem Einfluss zahlreicher Faktoren bedeutend gebessert hat, obwohl „no one feels sure that stability or equilibrium has really been attained." Das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit bleibt bestehen ; eine seiner wichtigsten Ursachen ist die unproduktive Aufrüstung. Übrigens ist es bedenklich, dass trotz zunehmender Beschäftigung der Prozentsatz der Arbeitslosigkeit in einer Reihe von Ländern immer noch bedeutend hoch bleibt. Der Bericht

behandelt ausführlich die Entwicklung der internationalen Sozialgesetzgebung und die sehr intensiven Bemühungen des Internationalen Arbeitsamtes auf diesem Gebiet.

Zweck der Arbeit Pfisters ist eine Untersuchung über die Verteilung des Sozialprodukts in einer sozialpolitisch durchorganisierten Wirtschaft. Als solche wird Grossbritannien gewählt, wo das System der Arbeitslosenversicherung sowie staatliche Lohn- und Rechtsprechung in Arbeitskonflikten seit Jahren besteht. P., der an Ort und Stelle diese Entwicklung verfolgt hat, stellt eingehende Untersuchungen über das Lohnniveau an und vergleicht es mit dem Lebenshaltungsindex. Dabei wird besonders die stabilisierende Wirkung des Mindestlohngesetzes sowie indirekt der Arbeitslosenversicherung gezeigt. Dazu kommt die äusserst vernünftige englische Währungspolitik, welche das Land in der ernsten Krisenzeit vor einem so starken Rückfall, wie er in anderen Ländern erfolgt ist, bewahrt hat. In weiteren Kapiteln wird die Bedeutung der englischen Finanzierungs- und Wohnungspolitik sowie das System der öffentlichen Arbeiten näher geprüft. Die Schlussfolgerung geht dahin, dass in England die Wirtschaftsentwicklung hauptsächlich von der Höhe der Massenkaufkraft der Konsumenten getragen wird. Die „totale Sozialpolitik" sei als das Gegenstück der durchorganisierten Wirtschaft zu betrachten.

Das Buch von Althaus umfasst eine Reihe von Berichten über die soziale Arbeit im heutigen Deutschland, welche einem im Jahr 1936 in London stattgefundenen internationalen Kongress vorgelegt wurden. Es informiert über die sozialen Fürsorgemassnahmen seit 1933 in Deutschland, wobei diese Bestimmungen immer wieder in Zusammenhang mit der offiziellen Weltanschauung gebracht werden. Dass die Errungenschaften so gross und vielseitig seien, soll besonders auf „der auf freiwilligem Entschluss beruhenden Einordnung und Unterordnung des einzelnen in die Gefolgschaft, der freien Anerkennung des Führers und dem unbedingten Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Einheit" beruhen.

Butschek bringt einen ausgezeichneten Leitfaden durch die Arbeitslosenversicherung und Gesetzgebung in den meisten europäischen Ländern, sowie in den Vereinigten Staaten, Kanada und Queensland, und zwar systematisch getrennt nach Ländern mit freier und Zwangsversicherung. Die Arbeit schliesst mit einer knappen Darstellung der vom Internationalen Arbeitsamt auf diesem Gebiet unternommenen Schritte und der erzielten Erfolge.

Interessant ist die Untersuchung Kuczynskis über die Art und Weise, wie die Arbeitsbedingungen des industriellen Proletariats am zweckmässigsten studiert werden können. Bekanntlich fehlt es nicht an historischer Literatur über Löhne und Arbeitsbedingungen in den industriell wichtigsten Ländern Europas. K. zeigt jedoch in seiner theoretisch gehaltenen ausführlichen Einleitung, dass meistens bei der Betrachtung des Lebensniveaus der Arbeiter nur einzelne Faktoren wie Löhne, Arbeitszeit, hygienische Massnahmen berücksichtigt und andere völlig vernachlässigt wurden. Er stellt ausführlich dar, wie eine wirkliche Sozialgeschichte aussehen müsste, welche Schwierigkeiten zu bewältigen und welche Ungenauigkeiten zu vermeiden wären. Im zweiten Teil seiner Arbeit folgt eine Übersicht der

Lebensbedingungen der Arbeiter in England, Deutschland und Frankreich. Leider vernachlässigt der Verf. hier bewusst (wie auch aus dem Vorwort hervorgeht) seine eigene Theorie, indem er sich bei seinen Untersuchungen ausschliesslich auf die Löhne stützt und alle anderen Faktoren, die von ihm gerade für so wichtig erklärt wurden, vernachlässigt.

Andries Sternheim (Genf).

Governmental Protection of Labor's Right to Organize. National Labor Relations Board, Division of Economic Research, Bulletin No. 1, *August* 1936. *U. S. Government Printing Office. Washington, D. C.* 1936. *(*174 *S.)*

First Annual Report of the National Labor Relations Board for the Fiscal Year Ended June 30, 1936. *U. S. Government Printing Office. Washington, D. C.* 1936. *(*150 *S.)*

Diese beiden Veröffentlichungen des NLRB haben eine ausserordentliche Bedeutung in der Literatur der neueren amerikanischen Geschichte der Arbeiterbewegung und Sozialpolitik. Nachdem jetzt der Oberste Gerichtshof den „National Labor Relations Act" als verfassungsgemäss erklärt hat, ist der Wert der beiden Veröffentlichungen weit mehr als nur akademisch.

Bulletin No. 1 ist eine vorurteilslose, gut dokumentierte Darlegung der Gründe für Kollektivverträge (collective bargaining). Der grosse Unterschied zwischen der Verhandlungsstärke der Unternehmer und der einzelnen Arbeiter in der modernen Industriegesellschaft ist augenfällig, ebenso auch, in welchem Ausmass Organisationsverhandlungen diese Unterschiede ausgleichen können und wie sehr die Verweigerung des Rechts zur Organisation und zu Kollektivverträgen wirtschaftliche Unruhe und Arbeitskämpfe verursacht. Eng verknüpft damit sind die Unternehmerpraktiken, die direkt zu Arbeitskonflikten führen : Diskriminierung wegen gewerkschaftlicher Betätigung, schwarze Listen, Arbeiterspionage. Wegen aller dieser Gründe befürwortet der NLRB den Schutz der gewerkschaftlichen Organisierung der Arbeiter und Anerkennung des Prinzips der Kollektivverträge. Diese Ziele können aber in vielen Industrien nicht ohne Hilfe der Bundesregierung verwirklicht werden. „Besonders in der Stahlindustrie", sagt Bulletin No. 1, „kann wegen der Unternehmungspolizeien und der von Unternehmungen abhängigen Haus- und Stadtverwaltungen mit der daraus sich ergebenden Unterdrückung aller Bürgerfreiheiten die freie Ausübung des Rechts der Arbeiter, sich zum Zwecke von Kollektivverhandlungen zu organisieren, nur durch bundesbehördliche Eingriffe sichergestellt werden." Eine bündige Zusammenfassung der Vereinbarungen zwischen organisierten Arbeitern und Unternehmern im Druckerei- und Bekleidungsgewerbe, in der Ölindustrie, im Kohlenbergbau und bei den Eisenbahnen dient dazu, die sich aus Kollektivverträgen ergebenden wirtschaftlichen und sozialen Vorteile zu beleuchten.

Der ausgezeichnete historische Überblick über Eingriffe der Bundesregierung in Arbeitskämpfe stellt eine weitere Rechtfertigung für die Gründung und die gegenwärtige Haltung des NLRB dar. Er zeigt auch, dass

diese Einrichtung keineswegs eine radikale Abwendung von der früheren Praxis bedeutet. Vielmehr ist sie aus mannigfachen Methoden entstanden, welche die Bundesregierung früher ausgebildet hatte. Die gegenwärtige Gesetzgebung, das Personal des NLRB und die von ihm aufgestellten Grundsätze sind jedoch besonders bemerkenswert wegen ihrer Arbeiter- und Gewerkschaftsfreundlichkeit. In der Vergangenheit waren Bundeseingriffe weit öfter nur eine Hilfe für die Unternehmer durch Bundesgerichte, die Bestallung von Federal Marshalls und Verwendung von Bundestruppen.

Der „1. Jahresbericht“ vervollständigt das in Bulletin No. 1 enthaltene Material. Er beginnt mit einem kurzen Überblick über vergleichbare Behörden, die dem gegenwärtigen NLRB voraufgingen, und behandelt dann die Geschichte des National Labor Relations Act und weiter die Gründung des Board, sein Verfahren, seine Rechtsprechung und Leistungen. Die vom NLRB erarbeiteten Richtlinien werden ausführlich dargelegt. Der Bericht ist bei weitem die reichhaltigste und gründlichste Darstellung der Wirksamkeit des Boards im ersten Jahre seines Bestehens. Beide Regierungsveröffentlichungen sind für den wissenschaftlichen Sozialpolitiker von unschätzbarem Wert und verdienen weiteste Verbreitung.

Henry David (New York).

Social Work Year Book, 1937. *Ed. Russell H. Kurtz. Russell Sage Foundation. New York* 1937. *(709 pp.; $ 4.—)*

A large part of this volume, the fourth of the Social Work Year Book, is taken up with topical articles which describe „activities and programs rather than agencies.“ They are arranged alphabetically and with cross references, and those articles which are related are grouped together in a classified list. New articles dealing with recent changes in public welfare (Civilian Conservation Corps, Social Security Act, etc.) bring this volume up to date. The second part of the book lists national and state agencies, both public and private, with brief descriptions of their work and purposes. The Year Book is a helpful reference work, not only for social workers, but also for economists and sociologists whose research requires information in this field.

Thea Field (New York).

Winkler, Arnold, *Die Entstehung des „Kommunistischen Manifestes“. Eine Untersuchung, Kritik und Klärung. Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. Wien* 1936. *(271 S.; ö. Sch.* 16.—*)*

Winkler behauptet nichts weniger als dies: „Das ‚Manifest der Kommunistischen Partei‘ ist inhaltlich in seinen wichtigsten Teilen ganz abhängig von Steins Buch ‚Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs‘. Abgesehen von der inhaltlichen Abhängigkeit wäre jenes ohne dieses deshalb nicht entstanden, weil Steins Buch auch den rein äusserlichen Grund der Manifestherstellung gerade durch Marx und Engels bildete... Marx und Engels haben die Massen zum Klassenkampf aufgerufen mit Hilfe von Gedanken, die ursprünglich einer fremden Darstellung dienen, gerade das Gegenteil erreichen wollten... so ist der marxistische Klassen-

kampf entstanden (!) aus dem Unrecht, das zunächst der Wissenschafter Marx an dem Wissenschafter Stein verübte, dann aus dem Unrecht, das allen an die Notwendigkeit des Klassenkampfes Glaubenden zugefügt wurde von den Manifestverfassern, die diesem Glauben eine feste Form gaben mittels Gedankengängen, die an ihrem rechten Orte bestimmt waren, gerade das Unheil des Klassenkampfes zu verhüten."

Dies „Resultat" der Untersuchungen des Verf. gipfelt in der naiven Behauptung : „Das Aufhetzen der Massen zum Klassenkampf verliert seinen Sinn durch die Erkenntnis der Entstehung des Kommunistischen Manifestes." Der Verf. stützt sich in seinen Überlegungen auf ganz oberflächliche Analogien, ohne zu bedenken, dass eine gewisse Ähnlichkeit der Gedankengänge des 1842 erschienenen Buches von Lorenz Stein mit den Gedanken des Manifestes sich schon aus der Übereinstimmung des Themas ergeben musste. Stein und Marx schrieben über das gleiche Objekt, den Sozialismus und den sogenannten Kommunismus, sie schrieben darüber ungefähr zur gleichen Zeit, so dass parallele Gedankengänge gar nichts Überraschendes an sich haben. Um seine Hauptthese aufrechterhalten zu können, schreckt der Verf. — oft gar im Namen einer misshandelten Logik — nicht vor Verdrehungen und Umdeutungen zurück, wobei er sogar zu dem immerhin „originellen" Mittel greift, offensichtlich gegensätzliche Auffassungen von Marx oder Engels zu den Ansichten von Stein dadurch zu „erklären", dass diese betreffenden Ansichten eben „Polemik" gegen die „besseren Einsichten Steins gewesen" seien.

Emil J. Walter (Zürich).

Dolléans, Edouard, *Histoire du mouvement ouvrier ; t.* 1 *:* 1830-1871. *Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(*397 *p. ; fr. fr.* 33.—*)*

Écrit avec générosité et passion par un homme qu'anime l'amour des humbles autant que le souci de la vérité historique, ce livre retrace en une large fresque l'époque héroïque du mouvement ouvrier en France et en Angleterre, depuis les premières tentatives de 1830 jusqu'au tragique épilogue de la Commune. M. Dolléans s'efforce de faire revivre et les masses innombrables et les chefs, militants ouvriers et idéologues. Il multiplie les faits, les dates, les anecdotes, peut-être même l'accumulation des détails nuit-elle à la netteté des grandes lignes, parfois on ne saisit plus exactement la dimension de chaque événement, encore que D. s'efforce toujours de décrire la structure sociale des pays et l'alternance des cycles économiques. Cette description ne constitue pourtant que l'arrière-plan, pour ainsi dire le fond du livre. En dernière analyse M. D. s'intéresse aux hommes plus qu'aux choses, et la cause authentique reste toujours à ses yeux le sentiment des foules, révolte, souffrances et espérances.

On lira particulièrement le chapitre sur le chartisme auquel M. D. a consacré un livre aujourd'hui classique, et on notera des portraits de militants (celui de Varlin par exemple) et, en pendant, celui de Thiers, général de guerre civile, vainqueur pour la cinquième fois d'une révolte qu'il avait lui-même provoquée.

Ce n'est pas le lieu d'examiner les problèmes que pose cette conception

d'une histoire des âmes. Il nous faut seulement relever quelques traits de l'éthique personnelle de l'auteur. D. n'aime pas les intellectuels, et dans la confrontation, à mon sens si injuste, de Proudhon et de Marx, il réserve toute sa sévérité pour celui-ci. Il n'est pas vrai, ni que Marx et Engels aient mis en formules l'expérience chartiste, ni que Engels ait révélé la réalité sociale à un Marx, philosophe pur. Erreurs imputables, je crois, aux passions de M. D., fidèle en dépit de tout aux idéologies de 1848.

R. Aron (Paris).

David, Henry, *History of the Haymarket Affair. Farrar & Rinehart. New York* 1936. *(XII and* 579 *pp.;* $ 4.—*)*

Yellen, Samuel, *American Labor Struggles. Harcourt, Brace & Co. New York* 1936. *(XVIII and* 398 *pp.;* $ 3.50*)*

David's book is extremely important to the labor and legal historian, the student of public opinion and propaganda, and to the sociologist because it furnishes the first comprehensive treatment of one of the central episodes in American labor history — the Haymarket Affair, that is, the sequence of events connected with the death of seven policemen as a result of the explosion of a bomb thrown at a meeting held in May, 1886 to protest the brutality of the Chicago police against labor. The attitudes which crystallized and spread throughout the press of the country during the trial and conviction of the accused „Anarchists" have persisted to the present as the basis of the traditional attitudes toward radical movements held by the propertied classes and shared by large sections of labor.

D. begins with an analysis of the effects upon labor of the sweeping post-Civil War economic transformation of the country. At the same time he shows the slight extent of state regulation of labor conditions, the antagonistic relations of labor and capital, and the questionable legal status of trade unions, strikes, and boycotts. This is followed by a careful account of the development of the „social-revolutionary" program and movement in the United States from 1877 to 1886, especially in New York and Chicago. D. makes clear the indirect relations between this movement and the national eight-hour day trade union movement of 1885-1886, and clarifies the connection of these with the meeting at which the bomb was thrown.

The major portion of the book, however, is devoted to an intensive analysis of the arrest, trial, conviction, limited pardon, execution, and, finally, complete pardon of those „anarchists" who had not been executed. The legal and judicial aspects of the case are treated fully, and D. shows that „A biased jury, a prejudiced judge, perjured evidence, an extraordinary and indefensible theory of conspiracy, and the temper of Chicago led to the conviction." A valuable feature of the book is the inclusion of extended quotations drawn from a large number of newspapers, learned periodicals, business journals, and government documents which reveal the attitudes of the articulate groups in American society toward the conditions and issues involved.

Yellen describes briefly ten of the most important episodes in the history of American labor: Railroad Strikes of 1877, Haymarket Affair

of 1886, Homestead Lockout of 1892, Pullman Strike of 1894, Coal Strike of 1902, Lawrence Textile Strike of 1912, Colorado Coal Strike of 1913-1914, Steel Strike of 1919, Southern Textile Strikes of 1929, and the Pacific Coast Maritime Strike of 1934. „The emphasis has been placed upon the weapons of industrial warfare devised and employed by labor and capital, the role of the government, and the attitude of social agencies." Popular in nature, Y.'s book is nevertheless useful because it presents a fairly accurate introduction to the development of the tactics, principles, and problems of American labor in the last sixty years.

Daniel Thorner (New York).

Spezielle Soziologie.

Lynd, Robert S. und **Helen Merrell Lynd,** *Middletown in Transition, A Study in Cultural Conflicts. Harcourt, Brace & Company. New York* 1937. *(XVIII u.* 604 *S.;* $ 5.—*)*

Lynds Ruf als Soziologe ist durch die Studie „Middletown" begründet worden, die er vor zwölf Jahren über Muncie, Indiana, geschrieben hat. Dieses Buch wandte das neuentwickelte Instrument der amerikanischen empirischen Sozialforschung auf ein Thema an, das für die amerikanische Kultur so bedeutsam war, dass alle Forscher über der Alltäglichkeit des Phänomens seine Wichtigkeit übersahen: den amerikanischen Kleinstädter. Seit damals gilt L. in Amerika als der Mann, der dem intellektuellen und grossstädtischen Osten zu verdolmetschen hat, was im Mittelwesten vorgeht, in jenem halb belächelten und halb gefürchteten Teil Amerikas, der bisher der Nährboden aller grösseren Massenbewegungen gewesen ist.

Das neue Buch wurde mit grosser Spannung erwartet, weil es aus einer einzigartigen Forschungssituation erstand. Hier war zur Zeit des letzten grossen wirtschaftlichen Aufschwungs eine Stadt von 50.000 Einwohnern genau studiert worden, und gerade, als die Krise sich zu lindern begann, kam dieselbe Forschungsgruppe wieder, um zu sehen, welche Veränderungen vor sich gegangen waren. Vielleicht die grösste Überraschung an dem Buch war die Veränderung, die in dem Autor selbst vor sich gegangen ist. Aus dem L., der 1925 in liebevoller Kleinmalerei das Leben von Middletown geschildert hatte, ist ein Forscher geworden, der mit klar formulierten soziologischen Fragestellungen in die Stadt zurückgekehrt ist: Haben sich die Klassengegensätze verschärft? — Ist der Einfluss der herrschenden kapitalistischen Schicht grösser oder geringer geworden? — Waren die Arbeiter imstande, ihre Interessen zu vertreten? — und vor allem immer wieder im ganzen Buch in verschiedenen Formen auftauchend die Frage: Enthält das „sich verändernde Middletown" Elemente, die es zum Opfer oder gar Träger eines kommenden Faschismus machen können?

L. versucht, die Antwort für verschiedene Gebiete getrennt zu geben, und aus seinen Abgrenzungen erwachsen ihm gleichzeitig die Titel für seine Kapitel. Kapitel II, Das tägliche Brot in Middletown (getting a living), fasst alle statistischen Daten der letzten zehn Jahre zusammen und erstattet

Bericht über die wichtigsten Wirtschaftskörperschaften während der Krise. — Kapitel III, Die Familie X, ein Beispiel für die Herrschaft einer kapitalistischen Gruppe, zeigt, wie durch die Krise die Machtstellung der reichsten Firmen, die sich wirtschaftlich halten konnten, noch wesentlich verstärkt wurde. — Kapitel VI bis X handeln von Schule, Jugend, Religion, politischer Verwaltung und Presse. — In Kapitel XII wird der neuartige Versuch unternommen, den „Middletown-spirit" darzustellen, also zusammenzufassen, was Middletown glaubt und will, anerkennt und bekämpft.

Es ist in einem kurzen Referat nicht möglich, den Reichtum des Inhalts auch nur anzudeuten. L. hat mit Unterstützung seiner Frau zwei Jahre ausschliesslich sich mit der Verarbeitung seines Materials beschäftigt. Wer immer auf einem bestimmten Spezialgebiet tätig ist, wird viele Seiten in diesem Buch finden, die ihm erzählen, was sich in Amerika während der Krise für ihn Interessantes ereignet hat. Als Beispiel sei die Analyse der Arbeiterbewegung herausgegriffen. L. schildert, wie hilflos die Arbeiterschaft den grossen Unternehmungen gegenübersteht ; die American Federation of Labor ist unwillig oder unfähig, die Masse der unqualifizierten Arbeiter zu organisieren ; es wird gezeigt, wie mehr und mehr die Arbeiter durch die wiederholten organisatorischen Misserfolge entmutigt werden ; die grossen Betriebe beherrschen die Stadtverwaltung entweder wie die Gasfabrik, die alle wichtigen Institutionen in der Stadt finanziell bevormundet, oder wie die Automobilfabrik, die bei jeder Schwierigkeit mit der Verlegung der Maschinen in eine andere Stadt und damit mit der Arbeitslosigkeit von Tausenden droht.

Ist L.s Analyse der Arbeiterbewegung in Middletown der grösste Fortschritt gegenüber der früheren Studie, so wiederholen seine kulturpolitischen Analysen seine alte Fähigkeit zu Einsicht und Darstellung. Er schildert, wie Ehescheidung und geschlechtliche Ungebundenheit der jungen Generation sich tatsächlich durchsetzen, während noch immer der ganze alte Formelapparat kleinbürgerlicher Moral zur Schau getragen wird. Er beschreibt, wie die Intellektuellen aller Gruppen gegenüber den lokalen Geldgebern machtlos sind, die auf kulturpolitischen Gebieten entscheiden, was gesagt werden darf und was nicht. Er zeigt — und das ist vielleicht die beste literarische Leistung des Buches —, wie die Stadt wirtschaftlich schon seit einem Jahr von der Krise geschüttelt wird und niemand es öffentlich wahr haben will, manche es gar nicht wissen, welche Veränderungen über das Land gekommen sind. Die Geschicklichkeit, mit der Statistik, Bericht und Zitat ineinander verwoben sind, ist ausserordentlich.

L.s eigene Schlussfolgerungen sind in einem Schlusskapitel gegeben, das den bezeichnenden Titel führt : „Middletown blickt vor- und rückwärts zugleich". Er findet, dass sich ausserordentlich wenig durch die Depression geändert hat und dass Middletown dort weiterzugehen versucht, wo es 1929 aufgehört hat. Sein Ausblick scheint pessimistisch zu sein : er ist offenbar überzeugt, dass die reaktionären Kräfte noch für lange Zeit stark genug sein werden, um alle liberalen oder gar revolutionären Auswege aus der Krise bereits im Ansatz unmöglich zu machen und Middletown wie bisher auf einem kleinbürgerlichen „goldenen" Mittelweg zu halten.

Gegen die erste Middletown-Studie sind drei Einwände vorgebracht

worden : dass sie die dunklen sozialen Seiten Middletowns zu wenig gesehen, dass sie keinen einheitlichen theoretischen Gesichtspunkt gehabt und dass sie ihre Behauptungen mit zu wenig exaktem Material belegt hätte. Den zwei ersten Einwänden wird durch das neue Buch völlig begegnet. Das ganze Schwergewicht liegt auf den sozialen Problemen, und der theoretische Gesichtspunkt ist die Frage nach der Verschärfung der Klassengegensätze und nach ihren Zusammenhängen mit faschistischen Tendenzen. Dem dritten Einwand kann der Natur der Sache nach nicht ganz begegnet werden. Ein Versuch, die ganze kulturelle und soziale Wirkung der Krise in einem typischen Beispiel einzufangen, muss notwendig dazu führen, dass viele Details nicht ausgearbeitet werden. — L.s Buch bedeutet nicht nur einen entscheidenden Beitrag zur Geschichte der amerikanischen Gegenwart, sondern gibt auch der empirischen Sozialforschung im allgemeinen bei ihren Fragestellungen und der Entwicklung ihrer speziellen Erhebungsmethoden wichtige Anregungen.

Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Mélanges offerts à Ernest Mahaim. Hrsg. v. Laurent Dechesne. 2 *Bde. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1935. *(XXXV u.* 431, 687 *S.; fr. fr.* 75.—*)*

Die Sammlung von Artikeln, die Freunde und Schüler zum Rücktritt des bekannten Direktors des Institut de Sociologie Solvay und Präsidenten der Verwaltung des Internationalen Arbeitsamts in zwei Bänden vorlegen, gibt auf den beiden Hauptinteressengebieten Mahaims, der Nationalökonomie und der Jurisprudenz, einen vorzüglichen Überblick über praktische Gegenwartsfragen. Im Gegensatz etwa zu den Sammlungen von Beiträgen, wie sie z. B. in Deutschland für Lujo Brentano und Max Weber veröffentlicht wurden, stehen Fragen wie die Nachkriegsfinanzen (Paul Harsin), Planwirtschaft und Diktatur (Laurent Dechesne), der Staatsintervention und des sozialen Gleichgewichts (Max Lazard), der Binnenwanderungen und vor allem der statistischen Bedeutung der Mittelklassen (Fernand Baudhuin) im Vordergrunde gegenüber theoretischen Abhandlungen wie Dynamische Wirtschaft (Jean Lescure). Dagegen sind im soziologischen Teil besonders die allgemeinen Fragen hervorgehoben. E. Dupréel hat einen bedeutenden Beitrag über soziale Klassen und geistige Werte geschrieben, A. Boissard über die Renaissance des Korporationswesens von katholischer Seite, während Paul Pic den ganzen Korporativismus als eine „mystique" darstellt. Wennauch ökonomische Beiträge über die Lohnpolitik von Edgar Milhaud oder die amerikanische Geldpolitik von Bertrand Nogaro völlig auf die Gegenwart bezogen sind, so zeigt sich doch, dass die Soziologie französischer Sprache sich hauptsächlich den Primitiven zuwendet. Hervorzuheben sind der Aufsatz von Georges Smets „La méthode des survivances dans l'étude des institutions des peuples primitifs" und der Beitrag von R. Maunier über die nordafrikanische Sozialordnung. Die Stellungnahme der belgischen Mitarbeiter von Rang wie G. de Leener, L. Dechesne und F. Casters ist ausgesprochen liberal.

Der zweite Band ist ebenso inhaltsreich. Das Arbeitsrecht wird vor

allem für Belgien und die Schweiz, prinzipiell auch von Posada nach der spanischen Verfassung 1931 dargestellt. Der Artikel von Bourquin über die Krise des Internationalismus leitet die Aufsätze über das Völkerrecht ein. Die Zukunft der Neutralität von Politis bestimmt näher den neuen Völkerbundsstandpunkt. Neutralität muss infolge der Unteilbarkeit des Friedens und der gegenseitigen Beistandspflicht aufgegeben werden. Mirkine-Guetzévitch vergleicht die Verfassungen und das parlamentarische Verfahren beim Abschluss internationaler Verträge. Kelsen erklärt, u. a. am Beispiel Danzigs, dass es trotz Unvereinbarkeit mit dem Souveränitätsprinzip Staatsverträge zu Lasten Dritter gibt. Über die Wirkung von Verträgen für die einzelnen Staatsbürger handelt Sibert. Prinzipieller ist der Aufsatz über das Völkerrecht von Plato bis Hegel von Verdross. Natürlich spielt die Stellung Belgiens im internationalen Recht, die Kongokonvention ebenso wie die belgische Arbeitsverfassung eine besondere Rolle. Aus dem Artikel von Emil Vandervelde über Ernest Mahaim und die Kommission des internationalen Arbeitsrechts der Friedenskonferenz geht deutlich die Rolle Mahaims seit dem Kriege hervor. Damit sind aber nur wenige Beiträge genannt, um den umfassenden Charakter dieser „Mélanges" zu zeigen. Gottfried Salomon (Paris).

Aron, R., V. V. Obolensky-Ossinsky, L. R. Franck, P. Vaucher, R. Polin, G. Prache, G. Lefranc, M. Déat, *Inventaires II. L'économique et la politique. Introduction de C. Bouglé. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(242 p.; fr. fr.* 15.—*)*

On reconnaîtra sans doute au deuxième fascicule de cette série les mêmes mérites qu'au premier : importance actuelle et générale du problème, études approfondies de spécialistes, bibliographie riche. Mais il semble que les différentes contributions forment un tout moins cohérent que dans le premier volume.

M. Bouglé, dans l'introduction, pose le problème, c'est-à-dire qu'il en montre les difficultés capitales et l'énorme complexité. M. Aron oppose au primat causal de l'économique que l'on attribue au Marx du Capital, les idées du jeune Marx „philosophe" ; il s'efforce de réfuter les interprétations simplistes, de montrer que le philosophe n'est pas mort dans l'économiste. Dans l'exposé de M. Obolensky-Ossinsky sur l'organisation économique en U. R. S. S., il n'est plus guère question de politique. L'auteur qui décrit l'organisation du régime, semble vouloir suggérer qu'en Russie, „le gouvernement des personnes" est remplacé progressivement par „l'administration des choses". Dans l'étude concernant les États-Unis, de M. Franck, on pourrait voir un exemple classique de l'action réciproque de l'économique et du politique. En effet, la conséquence la plus saillante d'une crise essentiellement économique fut en Amérique un intérêt jusqu'alors inconnu des masses à la chose publique, à l'État en tant que tel, une orientation vers ce qui est proprement politique. Les rapports multiples des syndicats et des partis ouvriers sont étudiés, en Angleterre par M. Vaucher, en Belgique par M. Polin. Pour la France, les luttes pour l'autonomie, les traditions d'indépendance à l'égard des partis politiques apparaissent

clairement dans un article, nourri de faits, de M. Prache, sur les coopératives, et dans le tableau que trace M. Lefranc du syndicalisme français après la reconstruction de l'unité — encore que dans les deux cas, indépendance n'ait jamais voulu dire désintéressement.

Enfin, dans un article, intitulé „Vers une politique cartésienne", M. Déat préconise une politique raisonnable, non plus guidée par les passions, mais par l'intérêt bien compris de tous, hommes et nations. Il demande que l'on fasse enfin, avant qu'il ne soit trop tard, à l'économie la place qui lui revient. R. Schröder (Paris).

Rommen, Heinrich, *Die ewige Wiederkehr des Naturrechts. Jakob Hegner. Leipzig* 1936. *(274 S.; RM.* 4.50*)*

Ein neues katholisches Werk über das Naturrecht. So schön das Buch auch geschrieben ist und so sehr es als — wenn auch sehr vorsichtig formulierter — Protest gegen politische Unterdrückung sympathisch ist, so wenig Neues und so viel Unzulängliches enthält es. Es zerfällt in zwei Teile: einen historischen, der eine Geschichte des Naturrechts von Heraklit bis zur Moderne enthält, und einen theoretischen, in dem der Verf. sein Naturrechtssystem entwickelt. — Bei jeder Behandlung des Naturrechtsproblems sind u. a. folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Unter Naturrecht kann verstanden werden entweder ein System von Normen, das ganz oder teilweise den Staatszwang (Hobbes, Pufendorf, Spinoza), oder ein solches, das ganz oder vorwiegend den Widerstand gegen den Staat durch Postulierung unveräusserlicher Rechte rechtfertigen soll. Von einer Herrschaft der zweiten Art von Naturrecht kann allerdings nur dann gesprochen werden, wenn die Naturrechtsnormen ausreichend konkretisiert und institutionalisiert sind, d. h. wenn Einrichtungen vorgesehen sind, welche die Durchsetzung der deduzierten Naturrechtsnormen gegenüber feindlichem positivem Recht erlauben. Andernfalls ist das Bekenntnis zur Herrschaft des Naturrechts ein blosses Lippenbekenntnis.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten den ersten Teil des Buches, so finden wir eine Reihe von Unrichtigkeiten und Unzulänglichkeiten, die besonders deutlich bei der Darstellung der Cicero, Grotius, Pufendorf und Hobbes werden, während die Präsentation des thomistischen Naturrechts eine blosse, wenn auch sehr schöne Wiederholung alter Dinge ist. Die Schwäche des Buches liegt in der stark unhistorischen Behandlung. Das kommt z. B. bei der Würdigung des Pufendorfschen Naturrechts zum Ausdruck, dem der Verf. „unhistorischen Rationalismus" vorwirft. Die Naturrechtler der Aufklärung, mögen uns heute auch die umständlichen Deduktionen umfangreicher Rechtssysteme aus wenigen Grundbegriffen langweilen oder amüsieren, erfüllten eine progressive Funktion. Sie waren wichtige, ja vielleicht die wichtigsten Vorkämpfer eines rationalen Rechts, das nicht nur bürgerliche Sekurität in einem geordneten Staat zu garantieren versprach, sondern zugleich auch ein Minimum an Gleichheit garantierte. Die Aufklärer versanken in Vergessenheit und traten zugunsten des Rechtspositivismus zurück, nachdem das Bürgertum seine Positionen befestigt hatte. Die rein ideologische Behandlung der Probleme

bringt es mit sich, dass der Verf. „die Wiederkehr des Naturrechts" bejaht, ohne zu unterscheiden, ob es heute reaktionäre oder progressive Züge hat.

Im zweiten Teil entwickelt der Verf. ein typisch neothomistisches System des Naturrechts. Das Kapitel über „Das Wesen des Gesetzes" ist nur eine Repetition der Prima Secundae Partis der Summa des Thomas von Aquino. Die Welt ist für ihn eine Ordnung der Kreaturen, gegliedert „nach der Unterscheidung ihrer Naturen und ihrer Stufenfolge" und geht „auf Gottes Weisheit zurück". Für die Beurteilung der heutigen Konflikte des aufrichtigen Katholiken im gegenwärtigen Deutschland ist des Verf.s Katalog unveräusserlicher Rechte interessant, die durch keine positive Rechtsordnung entzogen werden können. Der Katalog solcher Rechte, bei deren Verletzung Widerstand oder Gehorsamsverweigerung gegenüber der Staatsgewalt gestattet wird, ist allerdings so klein, dass er praktisch kaum eine Rolle spielt. Franz Neumann (New York).

Encyclopédie Française. Tome X. L'État, aménagement, crise et transformation. Comité de l'Encyclopédie Française Éditeur. Paris 1936. *(fr. fr.* 125.—*)*

Mirkine-Guetzévitch, B., *Les nouvelles tendances du droit constitutionnel. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*219 *p.; fr. fr.* 40. —*)*

Bardoux, Jacques, *La France de demain — son gouvernement, ses assemblées — sa justice. Texte du comité technique pour la réforme de l'État. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*291 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Tardieu, André, *La révolution à refaire. I. Le souverain captif. Ernest Flammarion Éditeur. Paris* 1936. *(*282 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Mélot, Ernest, *L'évolution du régime parlementaire. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*262 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Plan du 9 *juillet. Réforme de la France. Avant-propos de Jules Romains. N. R. F. Paris* 1934. *(*61 *p.; fr. fr.* 2.50.—*)*

Comité du Plan. Une nouvelle France, ses principes et ses institutions. Préface de Marcel Déat. Fasquelles, Éditeurs. Paris 1936. *(*211 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Mer, Georges, *La Réforme de l'État en action. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*148 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Blum, Léon, *La réforme gouvernementale. Éditions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*235 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Inventarien seiner politischen und sozialen Institutionen existieren in Frankreich nicht. Auch der 10. Band der von de Monzie herausgegebenen Encyclopédie Française kann nach Anlage und Arbeitsmethoden schwerlich etwa mit der „Encyclopaedia of Social Sciences" verglichen werden. Zwar widmen sich auch dort manche Autoren der Aufgabe, das Funktionieren der konstitutionellen Einrichtung im Namen der gegebenen Sozialordnung zu beobachten. Aber im ganzen überwiegt doch die Darstellung durch Persönlichkeiten, die durch Beruf oder Neigung meist nur ganz bestimmte Seiten der Probleme zu sehen gewohnt sind. Die Addition der gravamina eines anerkannten Unternehmerprofessors mit denen eines

Gewerkschaftssekretärs gibt noch keinen genügenden Einblick etwa in das Funktionieren der Beamtensyndikate innerhalb der französischen Sozialordnung. So bleibt dem Leser in erster Linie das Bewusstsein einer ungeheuren Komplexität, hervorgerufen durch die mehr aneinander vorbeigehenden als in sich widerspruchsvollen Urteile der Politiker und höheren Beamten, Unternehmerschriftsteller und Gewerkschaftsfunktionäre. De Monzies Zusammenfassung ist literarisch glanzvoll.

Das innerhalb der Einflusszone der französischen Sprache und Kultur vielbenutzte Buch von Mirkine-Guetzévitch enthält eine warme Verteidigung des liberalen Parlamentarismus. In zwei Eingangskapiteln handelt das Buch zunächst über das Prinzip der Rationalisierung der politischen Macht und über die Einheit des öffentlichen Rechts. Die ständig wiederholte, leider nie exakt dargelegte These von der „Rationalisation du pouvoir politique" stellt eine Glorifizierung der vergeblichen Bemühungen der Nachkriegsverfassungen um Erweiterung der rechtsstaatlichen Sphäre dar. Soweit es sich lediglich um die Kompetenz zur gesetzlichen Regelung bisher nicht gesetzesgebundener Materien handelt, ist dieser Prozess der Verrechtlichung rein formaler Natur. Mit Recht bemerkt Léon Blum in der Aufsatzsammlung „la réforme gouvernementale", auf die noch zurückzukommen sein wird : „dans l'immense majorité des cas la loi n'est plus aujourd'hui d'essence juridique, elle est d'essence politique (S. 152)." Dort, wo es sich aber um einen materialen Verrechtlichungsversuch handelte, wie etwa bei der Einrichtung des deutschen Staatsgerichtshofs oder des österreichischen Verfassungsgerichtshofs, sprechen die bekannten Ergebnisse eindeutig gegen die These des Verf.

Nach einem kaum mit Gewinn benutzbaren Kapitel über Verfassungsänderung folgen Abschnitte über die Stellung der Exekutivgewalt. Der Prozess der Machtverlagerung zur Exekutive wird mit Recht besonders betont. Freilich wird — abgesehen von einer gelegentlichen Bemerkung — die Exekutive als eine Einheit behandelt und der tiefgehenden Differenz zwischen ihrer parlamentarischen Führung und ihrem verselbständigten Beamten- und Technikerapparat nicht die genügende Bedeutung zugemessen.

Der im Auftrag des Comité technique pour la réforme d'État herausgegebene Verfassungsentwurf sowie die dazu verfasste ausführliche Begründung von Jacques Bardoux entstammt dem Gedankenkreis der gescheiterten Doumergue-Tardieuschen Verfassungsreform. Die Verf. haben sich eindeutig zur Aufgabe gestellt, einen Entwurf auszuarbeiten, der die Vorrechte der besitzenden Klassen gegen alle Zufälligkeiten, auch diejenigen andauernder feindlicher Parlamentsmehrheiten konstitutionell sichern soll.

Für die weltanschaulichen Grundlagen dieser Haltung liefert Tardieu in seinem ersten Band des als grösseres Werk gedachten Buches „La révolution à refaire" manche Fingerzeige. Der Verf. gibt zunächst eine Rechtfertigung für sein vorläufiges Ausscheiden aus dem politischen Leben ebenso wie für seine bisherige politische und ministerielle Tätigkeit. Er beschäftigt sich sodann mit der Revolutionsgeschichte und den revolutionären Prinzipien. Der Hauptnachdruck des Buches liegt jedoch in dem Versuch des Nachweises, dass die Revolution ebensowenig wie die dritte Republik die

Gleichheit und Freiheit und den Vorrang der nationalen Souveränität verwirklicht hätte.

Eine gute Übersicht über die in Frankreich, Belgien und England geläufigen Meinungen über Verfassungsreformfragen liefert das Buch des belgischen Autors Mélot „L'évolution du Régime Parlementaire". M. bringt zunächst die Antworten, die er auf eine bei den verschiedenen Persönlichkeiten dieser Länder veranstaltete Rundfrage erhalten hat. Das Buch enthält unter anderem die Antworten von Mestre, Amos, Millerand, Léon Blum, Carton de Wiart und Laski. Die Antworten werden klassifiziert und ihr Ergebnis selbständig verarbeitet. Besonders wertvoll erscheint die ständige Berücksichtigung der durch die Nationalitätenfrage zusätzlich komplizierten belgischen Verhältnisse, über die das Buch einen besonderen, ausgezeichnet informierenden historischen Beitrag enthält. In seiner Zusammenstellung der Ergebnisse gelangt M. zum Schluss, dass die Diktatur überall als vermeidenswert und die Aufrechterhaltung eines Regimes der politischen Freiheit als wünschenswert angesehen wird.

Während sich das Buch Mélots im wesentlichen auf die Erörterung konstitutioneller Verfahrensverbesserungen beschränkt, geht die Planliteratur von einer grundsätzlichen Erneuerung des ganzen Sozialsystems aus. Die Gemeinsamkeit dieser Pläne bei allen Abweichungen im einzelnen besteht darin, dass sie unter Wahrung des überkommenen Systems der politischen Freiheit eine soziale Neuordnung unter dem Gesichtspunkt einer freilich vielen Varianten ausgesetzten sozialen Gerechtigkeitsvorstellung anstrebt.

„Le Plan du 9 juillet", das früheste, als unmittelbare Reaktion gegen die Doumergue-Tardieusche Verfassungsreform gedachte Dokument, enthält eine vage Plattform für alle Reformfreunde. Mit Recht sagt Jules Romains in seinem Vorwort, dass dieser Plan, so wie er wäre, von einer neuen Konstituante als Grundlage ihres Programms betrachtet werden könnte. Denn jede Gruppe wird dort, wenn auch verklausuliert und abgeschwächt, Teile ihres eigenen Programms finden. Die späteren Pläne, wie etwa der der Confédération générale du Travail und der Confédération fédérale des Travailleurs chrétiens, sowie die Verf. des Plan français, gehen schon von konkreteren Standorten aus an ihre Aufgaben heran. Dort werden jeweils bestimmte, in wesentlichen Punkten übereinstimmende soziale und wirtschaftliche Minimalforderungen aufgestellt. Neben sozialpolitischen Begehren, die inzwischen teilweise geltendes Recht geworden sind, wird übereinstimmend die Schaffung eines Conseil Économique, die Verstaatlichung des Bank- und Versicherungswesens und die Verwandlung der Public utilities in öffentliche Anstalten gefordert. Alle diese Pläne, insbesondere der Plan du 9 juillet und die Verf. des Plan français, die den konstitutionellen Fragen ein besonderes Buch „Une nouvelle France, ses principes et ses institutions" gewidmet haben, halten an dem Prinzip des demokratischen Parlamentarismus fest. Die Verf. des Plan du 9 juillet wie auch die des Buches „La nouvelle France" sind sich freilich des hier erörterten Unterschieds zwischen technischen Verfahrensänderungen und dem grundsätzlichen Umbau der sozialen Institutionen völlig bewusst und betonen auch, dass eine solche Umwandlung der Gesamtinstitutionen kaum im

Rahmen einer normalen Verfassungsänderung durchgesetzt werden kann. Übereinstimmend sprechen sie deshalb für einen gewissen Zeitraum von der Notwendigkeit einer „période des pleins pouvoirs“ oder einem „état de fait“. Für das regelmässige Funktionieren der parlamentarischen Demokratie werden die anlässlich des Buches von Mélot schon erwähnten Reformen mit Varianten aufgenommen. Ausserdem wird durchweg eine territoriale Neugliederung der Administrativbezirke unter Lockerung des bürokratischen Zentralismus gefordert. Der Conseil national économique als Bindeglied zwischen den Organen einer sich selbst verwaltenden Wirtschaft und der Staatsführung wird überall, insbesondere auch in dem weitverbreiteten Reformbuch von Mer in den Vordergrund gerückt. Die Tatsache jedoch, dass ihm fast durchweg nur eine beratende Funktion zugesprochen wird, lässt bis zu einem gewissen Grade erkennen, dass jedenfalls die bisher gemachten Erfahrungen von übertriebenen Erwartungen zurückhalten. Gemeinsam mit dem Buch von Mer, das sich insbesondere der Einzelausgestaltung einer durchgehenden Verwaltungsreform widmet, ist den Planautoren eine sehr positive Vorstellung von der Leistungsfähigkeit einer parteipolitisch nicht gebundenen, verselbständigten und mit genügenden Garantien versehenen Bürokratie.

Das Buch von Blum „La réforme gouvernementale“, entstanden aus einer Folge loser Aufsätze, zumeist aus der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit, fällt aus dem Rahmen der üblichen Reformliteratur heraus. Zwar enthält auch es eine Reihe konkreter, teils selbst vom Verf. verwirklichter technischer Reformvorschläge, auch bringt es einen Artikel, der in völlig traditionellem Geleise die Herstellung der Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt durch eine rigorose Trennung der Justizverwaltung von parlamentarischen Einflüssen empfiehlt, ohne sich im geringsten mit den sozialen und politischen Konsequenzen, die die Machtstellung einer verselbständigten Justizbürokratie erfahrungsgemäss mit sich bringt, zu beschäftigen. Die Bedeutung der Aufsatzreihe liegt aber in einem anderen Punkt. B. sieht klarer als die anderen Autoren die Differenz zwischen technischen Mängeln und soziologischen Strukturbedingtheiten der französischen Verfassungsordnung. Er stellt eindringlich das Fehlen organisierter Parteien als Hauptkennzeichen des französischen Parlamentarismus heraus. Als handelnder Politiker beklagt B. diesen Zustand und wünscht, die Entwicklung zu einem parteipolitisch durchorganisierten Parlamentarismus zu beschleunigen, da er davon allein eine grössere Stabilität der politischen Verhältnisse in Frankreich erwartet. Otto Kirchheimer (Paris).

Ferré, Louise-Marie, *Les classes sociales dans la France contemporaine. Chez l'auteur. Saint-Léger-en-Yvelines (Seine-et-Oise)* 1936. *(267 p.; fr. fr. 35.—)*

On doit pouvoir réfuter Marx sans comprendre son œuvre : voilà la thèse paradoxale soutenue dans ce livre. L'auteur oppose aux „classes idéologiques“ et fausses de Karl Marx l'existence de „classes sociales réelles“ qui seraient au nombre de six en France de 1910 à 1930, savoir : I. la „fonction sacerdotale“ du clergé catholique, II. la „noblesse“, III. la „haute

et moyenne bourgeoisie", IV. les instituteurs et employés de commerce comme „interclasses", V. les mendiants et ambulants comme „hors-classes", et enfin VI. „le peuple". Le principe de classification théorique des six classes s'énonce ainsi : „Appartiennent à la même classe sociale ceux qui se fréquentent habituellement sur la base d'une complète égalité ; appartiennent plus sûrement encore à la même classe... ceux qui s'allient ensemble". Et en conclusion : „Affirmons-nous que chaque être a une âme ? Disons, du moins, que tout se passe comme s'il en avait une. Il en est de même de la société."

Faute de place pour critiquer tous les contre-sens de ce genre, je me bornerai à trois observations seulement :

La première est qu'il ne suffit pas, au savant, d'être convaincu pour devenir aussi convaincant. Inconsciemment, Mlle Ferré confond l'idée du type collectif résultant d'une description empirique ou poétique de la réalité, avec la notion logique que dégage seule une dialectique historique de cette réalité. Or la notion de „classe" date de Marx, qui lui a donné le sens très précis d'un antagonisme économique irréductible entre le capital et le travail. Pour la réfuter scientifiquement, il faudrait donc analyser l'œuvre de Marx et y découvrir des erreurs que n'auraient pas encore signalées ses adversaires et ses détracteurs. Mlle F. ne connaît Marx que par ces pétitionnaires de principe ; c'est comme si elle voulait réfuter l'Église catholique avec des arguments de Voltaire, ou encore prouver Dieu avec la réalité de la libre pensée. Voici deux exemples caractéristiques de cette erreur initiale : „En sociologie le problème de la méthode est essentiellement un problème de sources." Pourquoi alors passer sous silence la source fondamentale de la lutte des classes ? —, approuvant G. Sorel : „Jamais l'observation ne nous montre la classe parfaite." Qui donc a parlé de „classe parfaite", sinon ce même Sorel à l'encontre de Marx ? Le matérialisme historique de celui-ci s'oppose à l'idéalisme achevé de Hegel et s'en distingue essentiellement par ce caractère dynamique réfractaire à tout achèvement concevable en général ; il exclut donc radicalement la fausse idée de „classe parfaite", revendiquée plus tard par la „philosophie du travail" socialiste, syndicaliste, positiviste, monarchiste, ou catholique.

La seconde remarque est qu'il ne suffit pas, au sociologue, de relever des différences typologiques pour affirmer ainsi l'irréductibilité des types sous le nom de „classes réelles". Mlle F. ne réussit nulle part à distinguer celles-ci des véritables „classes idéologiques", son empirisme doctrinal la mène à des concepts qui n'ont rien d'irréductible et qui ne peuvent même pas se comparer sans métaphore toujours équivoque. Pourquoi la classe dite „vivante" n'aurait-elle „pas besoin de commentaire" à qui rejette expressément la théorie organiciste ? Quel est cet individu, „cellule sociale", n'appartenant „pas au règne social ?". Quel sens particulier prendra „la fonction", si le prêtre seul en est une ou en a une ? — Et où trouve-t-on pour l'alliance, maritale ou autre, cette „base de complète égalité" postulée comme le critère de la réalité des classes ? M. Tazerout (Paris).

Lewis, Edward R., *A History of American Political Thought from the Civil War to the World War. The Macmillan Company. New York* 1937. *(X and* 561 *pp.; $* 5.—*)*

Nothing so sharply emphasizes the relative barrenness of American political theory in the half-century after the Civil War as its history. The tradition of eighteenth and early nineteenth century theory, the slight influence of European currents of thought, an overwhelming concern with the mechanics of government, and fruitless theorizing over the nature of a federal state are in part responsible for this phenomenon. To these must be added the American suspicion of the expert in government and of the intellectual who deals with political matters. This is largely a result of the popular American conception of democracy and of a crudely pragmatic view of politics.

Lewis has perhaps been wise to take the term „political thought" in an extremely broad sense. It enables him to embrace in his volume not only formal political theory, but also various movements political in character, developments in constitutional law, popular political attitudes, and the like. Almost one third of the volume is given over to post-Civil War constitutional and legal history. The author's interest in this phase of his work is reflected in a legalistic approach felt throughout the volume.

In spite of a laudable effort to relate his material to the changing economic and social scene, L. does not quite succeed in producing an integrated work. The volume, lacking a central thread, gives the impression of being made up of separate studies. Since L. is so all-embracing, he may well be criticized for his failure to treat American philosophical Anarchism, represented by the later followers of Josiah Warren and especially by the work of Benjamin R. Tucker. Similarly he must be taken to task for omitting, for no apparent reason, figures like Lester F. Ward, Giddings, C. H. Colley, and Thorstein Veblen. With all its shortcomings the volume nevertheless constitutes a sincere effort to survey an inadequately studied field. It contains a convenient, fairly objective, and, on the whole, quite accurate presentation of the material. Its weaknesses spring from the inadequacy of its critical evaluations. Henry David (New York).

Witzenmann, Walter, *Politischer Aktivismus und sozialer Mythos. Giambattista Vico und die Lehre des Faschismus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*160 *S.; RM.* 6.—*)*

Menzel, Adolf, *Der Staatsgedanke des Faschismus. Eine geistesgeschichtliche Untersuchung. Franz Deuticke. Leipzig und Wien* 1935. *(*132 *S.; RM.* 4.40*)*

Witzenmann findet die, seiner Meinung nach, charakteristischsten Vorstellungskreise des Faschismus: heroisch-politischen Aktivismus und die Verwandlung sozialer Vorgänge und Prozesse in Mythen, erstmalig und schon in sehr klarer Formulierung in Vicos „Szienza Nuova" dargestellt. Vicos Ideen hätten teils unmittelbar — dank der Wiedererweckung des neapolitanischen Denkers durch Croce und andere —, vor allem aber auf

dem Wege über die Theorien Sorels die faschistische Doktrin und das Weltbild der Führer der faschistischen Bewegung beeinflusst. So zerfällt W.s Studie in drei Teile : die Darstellung der eigentlichen Lehre Vicos, unter besonderer Herausarbeitung der heute lebendigen Elemente der aktivistischen Elite und des Mythos, zweitens die Ausgestaltung der vicianischen Ideen durch Sorel, endlich ihre Rezeption in der modernen faschistischen Ideologie.

Die Darstellung der metaphysischen, geschichtsphilosophischen und politischen Grundgedanken Vicos und ihrer gesellschaftlichen Hintergründe sowie die eingehende Analyse der Szienza Nuova sind ausgezeichnet. Allerdings ist die Interpretation des Mythos bei Vico im Sinne des modernen Mythosbegriffs ziemlich verfehlt. Vico interpretiert die antiken Mythen, indem er reale soziale Vorgänge als ihren Ausgang nachzuweisen sucht, während in den modernen Mythen umgekehrt reale Vorgänge in „Mythen" verwandelt werden. Auch die Sorelinterpretation W.s erweckt Widerspruch. Wie so viele Vorgänger sucht auch W. aus dem Worte Mussolinis „c'est à Sorel que je dois le plus" eine Brücke von Sorel zum Faschismus zu schlagen, ohne überzeugen zu können, dass eine mehr als äusserliche Berührung mit dem Mythos der „Italianità" besteht.

Menzels „geistesgeschichtliche Untersuchung" der faschistischen Staatstheorie ist im Grunde der Versuch einer „Sinngebung des Sinnlosen". Wenn M. so ziemlich die ganze Philosophiegeschichte und die Geschichte der Staatslehre von Platon bis Bergson bemüht, um „Einflüsse" und „Quellflüsse" festzustellen, wenn er von faschistischer Geschichtsphilosophie und „Pflichtethik und Kampfethik" spricht, so mag man sich erinnern, wie der Faschismus mit stolz betonter Programmlosigkeit begann, dass ausserdem die Einflüsse irgendwelcher Ideen auf die Person Mussolinis schon deshalb zum Verständnis des heutigen Italiens gar wenig besagen, weil die wirklichen „Quellflüsse" dieses realen Systems ganz woanders fliessen. Von der faschistischen Staatslehre hat Laski sehr gut gesagt, dass „its miscellaneous borrowings from Hegel and Sorel, Bergson and Machiavelli, have given it no doctrinal standing". Eine „geistesgeschichtliche Untersuchung" ist also ein völlig verfehlter Ausgangspunkt zum wirklichen Verständnis. — Im Anhang seines Buches gibt M. ein Kapitel „Mussolini und Goethe" !

Hans Mayer (Genf).

Hudal, Alois, Bischof, *Die Grundlagen des Nationalsozialismus. Eine ideengeschichtliche Untersuchung. Johannes Günther. Leipzig u. Wien* 1937. *(*294 *S. ; Sch.* 7.80, *geb. Sch.* 10.50*)*

Das Buch ist ein wissenschaftlich aufgemachter Versuch, die Möglichkeiten eines Ausgleichs zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus zu prüfen ; dieser wird als die „stärkste Strömung des 20. Jahrhunderts" gewertet. Zwei Hauptfragen müssen dabei nach H. entschieden werden : 1. Hat der Nationalsozialismus wirklich eine „linksradikale" und eine konservativ-christliche Variante ? 2. Hat er nicht auch wertvolle Einrichtungen dem Deutschtum gebracht, so dass eine Unterstützung von religiöser Seite notwendig ist ? Besonders rühmend wird hier die „Unter-

höhlung der Menschenrechtsideologie" erwähnt. Ja, dem Nationalsozialismus ist sogar „von der Vorsehung die grosse Aufgabe übertragen worden, in Europa mit dem Faschismus das feste Bollwerk zu sein gegenüber den Flutwellen des asiatischen Kulturbolschewismus."

Mit einem grossen Aufwand von Literatur wird dann das Werden der Bewegung und ihre religiöse, sittliche und geschichtsphilosophische Theorie dargestellt; und zwar — von kleinen Hinweisen auf die Folgen der Friedensverträge abgesehen — immer nur geistesgeschichtlich, so gut wie gar nicht sozialgeschichtlich. Der kritische Punkt ist der Anspruch des Nationalsozialismus (und besonders Rosenbergs) auf eine eigene Weltanschauung. H. bemüht sich zu beweisen, dass damit der auch von Hitler gesteckte Rahmen überschritten wird. Er bringt sogar den Rassen- und Bluttheorien weitgehendes Verständnis entgegen, wenn er auch immer wieder vor Übertreibungen warnt und ein Primat des Volkstums oder des Staates ablehnt. Er hebt die Verdienste des Katholizismus um das Deutschtum, die Abwehr von Liberalismus, Freimaurerei usw. hervor. Er versucht alles, „um den grossen nationalen Gedanken von weltanschaulichen Bestrebungen zu trennen, mit denen er nichts zu tun hat." Gelingt dies, dann kann der Nationalsozialismus „die grosse christliche Einheitspartei der Deutschen" werden; gelingt es nicht, dann freilich müsste die Kirche ihm ihr „Non possumus" zurufen. Ludwig Angermann (Zürich).

Westermarck, Edward, *The Future of Marriage in Western Civilisation. Macmillan. London and New York* 1936. *(XIV and* 281 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 2.50*)*

Joad, C. E. M., *The Future of Morals. George Routledge & Sons. London* 1936. *(VII and* 136 *pp.;* 3 *s.* 6 *d.)*

Merchant, K. T., *Changing Views on Marriage and Family. With a Foreword by Prof. M. Ginsberg. B. G. Paul. Madras* 1935. *(XII and* 292 *pp.; Rs* 3-8*)*

Westermarck deals with the various historical and contemporary aspects of marriage and by examining their causes tries to answer the question whether they are likely to survive or undergo a change. We thus have chapters on the meaning and origin of marriage; its essential elements of sexual union and procreation; the causes of matrimonial unhappiness, such as sexual maladjustment, adultery, jealousy, social and cultural incompatibility; the remedies that have been sought in trial, companionate and temporary marriage, concubinage and free love; the different forms marriage may assume, as monogamy and polygamy; the problem of divorce; and the relationship between sexual behaviour and morality. The main conclusions and predictions are contained in a chapter entitled „The Predicted Disappearance of Marriage".

W. does not believe that increasing divorce rates spell ruin to marriage or that it is threatened by the frequency of extra-marital intercourse. Purely sexual relations, he writes, „are no substitute for those more comprehensive relations between men and women, which under the

name of marriage constitute a social institution of great importance."

The most important admission made is that the existence of the family in primitive times is not a sufficient reason for its preservation ad infinitum. The rejection of the biological theory that the family is necessary to the survival of the species leaves open the way for a sociological interpretation. Since the family affects and is affected by changes in industry, urbanism, property, government, morals and education, the important thing is not to know or predict certain developments considered in isolation, but to know how the family fits in and the special forms it will assume in a specific social context. The wealth of references and the skillful marshalling of facts alone, make this book of W.'s indispensable to the student.

Joad sees this problem though not clearly in his clever but not profound sketch „The Future of Morals" (mainly sexual morals) where he attempts to relate morals to specific social configurations and, on the basis of present day changes, predict their future development. He also realises, as W. does not, the possibility of retrogression or reaction in moral codes, and in an earlier edition of his book, predicted such a development, but badly erred „in naming the winner of the race". Owing to his superficial view that morality is the habit of acting in the way in which the majority approves he picked upon a standardized United States as the winner in the race to reaction rather than upon Germany with its growing Nazi movement, thereby neglecting the more fundamental forces which determine not only changes in morality but in the whole of ideology.

Merchant's book gives an objective account of the views of Hindu youth with regard to marriage and the family and puts forward recommendations as to possible social reforms. The data were gathered by questionnaires distributed to senior students in various colleges and to middle class people such as teachers and clerks. This book is an analysis of 598 replies. What comes out clearly if we assume that these 598 are representative of the younger generation in India, is that there has been a collapse of traditional views and a close approximation to the views held by European youth. There is a reaction against the joint family, marriage is losing its religious and sacramental character, and there is an insistence upon the necessity of personal choice. These trends are significant and undeniable. The author realises that the institution of marriage is closely knit with the whole social structure and that very fundamental changes will be necessary if these views are to prevail. The author, however, tends to envisage these changing views as the clash between the older and the younger generations whereas it is more of a clash between two social systems.

J. Rumney (London).

Pierreville, R., *L'inégalité humaine devant la mort et la maladie. Editions Fustier. Paris* 1936. *(446 p.; fr. fr.* 15.—*)*

L'auteur qui est médecin montre que l'homme, même dans son existence biologique, dépend des lois sociales et économiques. Les théories impérialistes de politique démographique sont discutées et réfutées à l'aide de

statistiques nombreuses, adroitement utilisées. La natalité plus forte des nègres, arabes et chinois apparaît, exactement comme celle du prolétariat, déterminée par la situation économique. Du point de vue démographique, on ne saurait justifier les colonies, puisque l'expérience prouve qu'il ne se produit pas d'émigration ; mais que tout au contraire les colonies envoient dans la métropole un contingent d'émigrants, socialement et économiquement menacés, qui viennent occuper les métiers mal payés et malsains. La légende de la vie saine à la campagne se trouve réfutée également par le fait que la mortalité par rapport à la natalité y est particulièrement élevée, les cas de tuberculose y sont particulièrement fréquents. Quel est le résultat pratique de l'interdiction de l'avortement, aussi longtemps que l'avortement pratiqué en secret, avec des moyens insuffisants, augmente le nombre des accidents mortels et frappe seulement les classes le moins fortunées ? Dans un chapitre, l'auteur étudie les questions de principe que pose l'influence sur la mortalité des trois fléaux : syphilis, tuberculose et alcoolisme. Les recherches relatives à l'origine, au caractère et au déroulement de ces maladies démontrent clairement que l'inégalité devant la mort et la maladie commence avec la naissance, plus exactement avec la situation sociale.

Personne ne sera surpris que l'auteur ne puisse imaginer une amélioration substantielle que dans une société transformée.

R. Schröder (Paris).

Brown, G. Gordon and **A. McD. Bruce Hutt,** *Anthropology in Action. An Experiment in the Iringa District of Iringa Province, Tanganyika Territory, with an introduction by P. M. Mitchell. Oxford University Press. London and New York* 1935. *(XVIII and* 272 *pp. ;* 7 *s.* 6 *d.,* $ 2.75*)*

This report of an experiment in applied anthropology adds another interesting volume to the impressive list of the publications of the International Institute of African Languages and Cultures. An anthropologist and a government officer, working together, attempted to see what contributions anthropology could make to concrete problems of native administration. The book includes only information bearing directly upon the questions asked by the administrator. Nevertheless, because Brown brought to his task a deep knowledge of the people among whom the work was done, and a sense of the integral relationship between various aspects of their culture, the picture of the Hehe-tribe which emerges is a rather clear one.

In the analysis of the problems a number of interesting points are made. For example : — that polygyny plays a socially useful role in providing status for the surplus women, and in allowing some men leisure for public life ; that the growth of the missions may undermine the authority of the chiefs by weakening the religious sanctions which now bolster their prestige, and by providing centers of conflicting loyalty ; that the lack of recognition given the headmen conflicts with the influence they wield ; that the limitation of the lower courts' power to arbitration rather than punishment does not prevent their handling important cases. We are told that suggestions

derived from some of these are already being put into effect. Any such action is wholly the responsibility of the administrator, the function of the anthropologist being solely to supply the data. May Edel (New York).

Penniman, T. K., *A Hundred Years of Anthropology. The Macmillan Company. New York. Gerald Ducksworth & Co., London* 1936. (400 *S.*; $ 4.50, 15 *s.*)

Während sich früher die Anthropologen gewöhnlich nur mit den physischen Eigenschaften der Menschen, deren Verschiedenheit bei den verschiedenen Rassen und Ähnlichkeit und Unterschied gegenüber den Tieren beschäftigten, alle kulturellen Fragen in der von der Anthropologie gesonderten Ethnologie behandelt wurden, wird die Anthropologie jetzt in zunehmendem Masse als Lehre vom Menschen überhaupt verstanden. Es herrscht die Tendenz, alle auf verschiedensten Sondergebieten erforschten Tatsachen zusammenzufassen, um auf diesem breiten Boden ein Verständnis der Natur des Menschen überhaupt zu gewinnen. Dieser Tendenz verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung. Es bringt eine Übersicht über die Entwicklung der verschiedenen zunächst getrennten Forschungsgebiete, insoweit sie sich mit anthropologischen Fragen beschäftigen, und sucht dann die Hauptrichtungen, die die Forschung im letzten Jahrhundert aufweist, herauszuarbeiten und von diesem ungeheuren Material aus einige Ausblicke über die zukünftigen Aufgaben der Anthropologie zu geben. Der Autor sieht einen Wendepunkt in dem Erscheinen von Darwins „Ursprung der Arten“, wo die evolutionistische Auffassung der Natur mit einem Schlage eine Integration der biologischen und soziologischen Studien in der Anthropologie herbeiführte. Von da an setzte eine konstruktive Periode ein, für deren gewaltige Leistung die ungeheure Fülle von in dem Buche kurz referierten Arbeiten Zeugnis ablegt. Neben Biologie und Soziologie trat Psychologie, Archäologie und Paläontologie in den Vordergrund. Das Studium der primitiven Völker nahm einen immer breiteren Raum ein. Von 1900 an beginnt nach der Ansicht des Autors eine kritische Periode, in der neben der Kritik besonders synthetische Gesichtspunkte in den Vordergrund treten.

Das Buch bringt eine Unzahl von kurzen Berichten der Hauptergebnisse der Forschung und der Ansichten der Forscher in historisch-systematischer Darstellung. Es ist ein grosses Verdienst des Autors, dass nicht nur die historische Linie der Entwicklung in Erscheinung tritt, sondern dass der an irgendeinem Teilgebiet interessierte Forscher für ihn speziell wichtiges Material unschwer finden kann. Das Literatur-Verzeichnis wird in der Übersichtlichkeit seiner Mitteilung jedem von grösstem Nutzen sein. Ein besonderer Appendix gibt eine kurze Übersicht über die für die Anthropologie bedeutungsvollen Erscheinungen und Ansichten von Herodot bis zur Gegenwart. Ein zweiter Appendix stellt gesondert nach Ländern die wichtigsten Museen, Gesellschaften und Zeitschriften zusammen, die sich mit anthropologischen Fragen beschäftigen. Das Buch ist ein sehr wertvolles Nachschlagewerk. Kurt Goldstein (New York).

Pant, S.D., *The Social Economy of the Himalayas. Macmillan. New York. George Allen & Unwin, London* 1936. *(249 pp.; $ 5.—, 15 s.)*

Pant is to be heartily congratulated on having written not only a most instructive, but also a most fascinating account of the human geography and social economy of the Kumaon Himalayas (the most northerly tract of the U.P's.) He has broken entirely new, and extremely interesting ground in his detailed first-hand discussion of the complicated, even if primitive, social and economic organisation of the inhabitants of this remote district. He starts by dividing the Kumaon Himalayas into two well-marked geographical and socio-economic areas, the Bhot and Almora regions. He then proceeds to describe in each case the physical environment, methods of cultivation, trade, and social institutions and customs. His descriptions are admirably illustrated by maps and photographs, while a full glossary and useful appendices also add greatly to the value of the work.

It is, perhaps, customary to assume that the social economy of primitive hill-tribes is simple, somewhat dull and monotonous, and hence hardly worthy of serious analysis. The facts, as revealed by P., are quite otherwise. The Bhot tract comprises five inter-Alpine valleys of the snowy range bordering Tibet, ranging in height from 10,000 to 13,000 feet above sea level. The Bhotiyas, who inhabit these valleys, undertake regular seasonal migrations, divided into no less than 3 series in each direction, in the course of their main occupation, i. e. trade with Tibet. Agriculture, to them, is quite a subsidiary means of support. These migrations, owing to the nature of the country and the climate, involve immense physical difficulties and danger, while the trade is marvellously varied and extensive. The Bhotiyas carry to Tibet goods — rice, madua, barley, tea, cloth, brass and copper wares — said to be „worth thousands", and bring back chiefly wool, rugs and skins.

The tribes inhabiting the Almora or Sub-Himalayan tract present in many ways an extraordinary contrast to the Bhotiyas. Here agriculture is the chief occupation, and elaborate terracing is practised. The crops grown include turmeric, chillies, potatoes, ginger, hemp, sugar-cane, tea, vegetables and fruits, as well as rice, which forms the staple food crop.

A special chapter is devoted to the position of women, and the contrast between the independent, sturdy Bhotiya women, and the downtrodden drudges found in the Almora tract, is most striking. Indeed, in very many ways, this comparative study throws an interesting light on the effects of environment on social and economic organisation and customs.

P. has written just in time. Modern inventions, especially the automobile, have begun to affect the life even of these remote mountain fortresses, and to break up modes of life that have apparently persisted, unchanged, through untold ages. But the change is only beginning in the Kumaon Himalayas, so that we have here a very vivid picture of a form of social economy that might otherwise soon have passed into limbo.

Vera Anstey (London).

Lommel, Herman, *Die alten Arier. Von Art und Adel ihrer Götter. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. (158 *pp.; RM.* 6.—, *geb. Rm.* 6.80 *)*

The author who is Professor of Indogermanic Languages and Civilization at the University of Frankfurt am Main and known through earlier works on Indo-Iranian antiquity, here briefly characterizes the essential forms of the religion of the Aryans. This term he legitimately uses to mean that branch of the Indo-European-speaking peoples that invaded India and Iran some time before 1000 B. C. and was the bearer of the culture exemplified by the Rgveda and the Avesta. The present work, while professedly dealing with the common Indo-Irian or „ur-Arisch" religion, is almost exclusively devoted to India except for one chapter in which the common traits of Varuna and Ahura Mazda are examined. In this brief review there is room only to indicate the most important points in L.'s exposition, which as a whole is clear, interesting and reasonable. He distinguishes between what is Aryan and what is Dravidian in Old Indic literature, ascribing the pessimistic, negative and ascetic elements (in the Upanishads, for example) to the latter ; he stresses the active, joyful and heroic aspects of Aryan religion. He denies the contrast between priestly and folk elements in the Veda made by Oldenberg and others who use Greek religion as a basis of comparison, and also protests against the tendency of Rudolph Otto and other scholars to judge Vedic morality from a Christian point of view. Also he argues throughout the book against Otto's assumption of a numen tremendum as an essential attribute of Aryan gods. L. points out some non-Aryan elements in the Zoroastrian Ahura Mazda and warns against an unqualified equation of this god with the Indic Varuna merely on the strength of etymology (Avestan Ahura = Indic Asura). He also gives reasons why the Avestan Amesha Spentas do not correspond to the Vedic Adityas, the companions of Varuna. The most detailed chapters are those dealing with Indra and his companions the Maruts or Storm-gods, and with Rudra with whom the Maruts are also closely connected. Here he ingeniously traces the Aryan character of Indra and the Maruts as the sources of life-sustaining moisture (of which the heavenly cow is a more primitive symbolic representation) while he shows that Rudra is essentially non-Aryan and thus develops into the later Hindu Siva. His philological arguments, he claims, are supported by the archaeological finds at Mohenjo-daro where a „Vorstufe" of Rudra-Siva is represented. Last, he argues, largely on subjective grounds, against the identification of (the un-Aryan) Rudra and the Germanic Wotan and states that it is unscientific to assume, as Otto does, that fully developed Indo-European gods, whether Indic, Germanic or Hellenic, can be traced to primitive demonic conceptions. L. is to be praised for maintaining a large measure of scholarly objectivity in the face of temptation to conform to the prevailing „Aryan" prejudices of present- day.

Ralph Marcus (New York).

Die Indogermanen- und Germanen-Frage. *Hrsg. v. Wilhelm Koppers. Jahrgang IV der „Wiener Beiträge für Kulturgeschichte und Linguistik"*, 1936[1]). *Institut für Völkerkunde an der Universität Wien. Anton Pustet. Salzburg-Leipzig* 1937. *(787 S.; ö. Sch.* 33.—*)*

Nicht nur wegen ihrer urgeschichtlichen Schlüsselstellung, vor allem aus zeitgemässen ausserwissenschaftlichen Gründen, sind Fragen nach der Herkunft, ursprünglichen Kultur und Urheimat der Indogermanen in das Zentrum der historischen Diskussion gerückt. Die Teilung der deutschen Wissenschaftler in Verfechter der „Nordthese" und die der „Ostthese" ist so scharf, das Für und Wider so kontinuierlich, dass man für einen Augenblick versucht ist zu glauben, ein rein wissenschaftliches Resultat könne auf den Rassenmythos Einfluss nehmen. Das vorliegende Sammelwerk unterrichtet nicht nur den Fachmann über den augenblicklicheu Stand der Indogermanen-Diskussion, es bringt auch Einzelheiten, die für den am historischen Problem selbst weniger interessierten Soziologen wissenswert sind.

Ostthese oder Nordthese ? Sind die Indogermanen als kriegerische Hirtennomaden von Innerasien hereingebrochen und haben der Urbevölkerung ihre Kultur aufgezwungen — oder sind sie als Bauern, seitdem der Norden Langschädel kennt, in Südskandinavien gesessen und haben sich von da aus über den Kontinent verbreitet ? Historiker, Archäologen und Linguisten sind, seit der Begriff des Indogermanentums geprägt wurde, mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt ; in den letzten Jahren hat sich eine neue Wissenschaft um sie bemüht : die historische Ethnologie. Eine Reihe einschlägiger Arbeiten ist von der sog. Wiener Schule der historischen Ethnologie veröffentlicht worden, und wenn man in letzter Zeit allgemeine Aussagen über die weltgeschichtliche und staatenbildende Rolle der Hirtennomaden wagt, so ist dies mit ein Ergebnis der wiener Untersuchungen.

Da in der letzten Zeit die Bedeutung der Haustierforschung für Untersuchungen der Hirtenkulturen allgemein anerkannt worden ist, sind die Abhandlungen über Rasse, wirtschaftliche und religiöse Funktion des Pferdes, des Herdentiers der innerasiatischen Reitervölker, das wahrscheinlich erst durch die indogermanischen Stämme in grösserem Masse in Europa verbreitet wurde, sehr ausführlich. Dem Pferde gelten die Beiträge Koppers, Amschlers und Bleichsteiners.

In vielen Hinsichten kann der Band als Fortsetzung des Schraderschen Indogermanenwerkes gelten ; in dieser Beizehung sind besonders wichtig die umsichtigen sprachgeschichtlichen Versuche (Nehring und Branden-

[1]) Das Heft enthält folgende Beiträge : A. Nehring, Studien zur indogermanischen Kultur und Urheimat ; W. v. Brandenstein, Die Lebensformen der Indogermanen ; W. Koppers, Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen ; R. Bleichsteiner, Rossweihe und Pferderennen im Totenkult der kaukasischen Völker ; W. Amschler, Die ältesten Pfunde des Hauptpferdes ; V. G. Childe, The Antiquity of Nordic Culture ; R. Pittioni, Die Uraltertumskunde zur Frage der indogermanischen Urheimat ; A. Closs, Die Religion des Semnonenstammes ; Alex Slawik, Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen.

stein), rekonstruktiv unser Wissen um Gesellschafts- und Wirtschaftsform der Urindogermanen zu fundieren. Aus ihnen erhellt, dass die Indogermanen ein vaterrechtliches Hirtenvolk mit unbedeutenden (sekundären) Ackerbaukenntnissen gewesen sind, ohne Elemente einer ursprünglichen aneignenden Wirtschaft.

Slaviks und Closs' kulturgeschichtliche Untersuchungen weisen alteuropäisch-vorindogermanisches Kulturgut bei den Germanen nach. Slawik bringt viel neues und überraschendes Material.

Die beiden prähistorischen Arbeiten (Childe und Pittioni) bieten eine gedrängte Übersicht über das zugehörige archäologische Material, das sonst überzeugend zur Stützung der Nordthese herbeigezogen wird.

Die Hauptergebnisse lassen sich dahin zusammenfassen, dass die Indogermanen als Viehzüchter, stark beeinflusst von den innerasiatischen Pferdenomaden, nach Europa gekommen sind. Ihre Urheimat wird von den Vertretern der Ostthese nicht mehr im südsibirisch-turanischen Raum gesucht, sondern weiter westlich, im weiten Bereich zwischen Kirgisensteppe und Rokitnosümpfen, von Nehring sogar in Südosteuropa. Soziologische Charakteristika (Vaterrechtliche Grossfamilie) nötigen uns dazu, die Urindogermanen den Wanderhirtenvölkern zuzuzählen.

Das Werk stellt eine gewichtige Entgegnung auf die Hirt-Festschrift (Heidelberg 1935), die letzte, sehr umfangreiche Veröffentlichung nordischer Richtung dar, von der es sich übrigens nicht nur sachlich, sondern auch durch das Fehlen der agressiv-polemischen Note wohltuend unterscheidet. F. B. Steiner (London).

Ökonomie.

Explorations in Economics; notes and essays contributed in honor of F. W. Taussig. McGraw-Hill Book Company. New York 1936. *(XII u.* 539 *S.;* $ 5.—*)*

Economic Essays in Honor of Wesley Clair Mitchell. Presented to him by his former students on the occasion of his sixtieth birthday. Columbia University Press, New York. Oxford University Press, London 1935. *(IX u.* 519 *S.;* $ 4.25, 18 *s.* 6 *d.)*

Der Band, der von Freunden, Schülern und Verehrern von F. W. Taussig anlässlich seines 77. Geburtstages herausgegeben worden ist, enthält 48 Beiträge. In seiner Anlage und in seinen längeren Beiträgen gibt er ein gerundetes und vollständiges Porträt der wissenschaftlichen Persönlichkeit T.s, und es ist vielleicht nur, wie die Herausgeber selbst in ihrem Vorwort zugeben, der Einfluss, den T. als Herausgeber des „Quarterly Journal of Economics" während der vierzig Jahre seiner Tätigkeit auf die Entwicklung der Ökonomie in den Vereinigten Staaten ausgeübt hat, der in diesem Band zu kurz kommt.

Die Festschrift zerfällt in drei Teile, deren Gliederung derjenigen des wissenschaftlichen Tätigkeitsgebiets von T. folgt. Jeder der drei Teile enthält einen grösseren einleitenden Aufsatz, der T.s Bedeutung und

historische Rolle für den betreffenden Bezirk ökonomischen Denkens umreisst. Der erste Teil behandelt Probleme der Weltwirtschaft und der Zollpolitik. Er wird von einer von Jakob Viner verfassten Abhandlung über T.s Einfluss auf die Theorie des internationalen Handels eingeleitet. Der zweite Teil beschäftigt sich mit Fragen der zweiten grossen theoretischen Arbeit T.s, dem Buch über Lohn und Kapital, dessen Bedeutung für den jetzigen Stand der Diskussion von Joseph A. Schumpeter gewürdigt wird. Der dritte Teil enthält Aufsätze, die sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen ökonomischer Tätigkeit beschäftigen. An seiner Spitze steht ein schöner Aufsatz von Talcott Parsons über gewisse soziologische Elemente in der Lehre.

Den drei einleitenden Abhandlungen ist die Erkenntnis gemein, dass Ursprung und Antrieb für die theoretische Ökonomie in den gesellschaftlichen Bedingungen der Zeit zu suchen sei. Während aber Viner und Parsons diese Erkenntnis positiv bewerten und in ihr das Motiv zu einer fruchtbaren Weiterentwicklung der ökonomischen Doktrinen sehen, will Schumpeter die gesellschaftliche Veränderung von dem Wechsel der ökonomischen Lehrmeinungen trennen und diese einer unabhängigen logisch immanenten Entwicklung zuweisen. In der Theorie der Weltwirtschaft, der Viners Aufmerksamkeit hier gilt, spielen die nicht-ökonomischen Motive im engeren Sinne eine so entscheidende Rolle, dass ihr Einfluss auf die geschichtlichen Veränderungen der Theorie in die Augen springt. Auf dem Gebiete der Theorie des Kapitals und des Lohns, mit dem Schumpeter sich beschäftigt, scheinen Kategorien aufzutreten, die für die gesellschaftliche Ordnung, der sie angehören, selbst konstitutiv sind. In diesem Gegensatz enthüllt sich, wie an vielen andern Punkten der wissenschaftlichen Diskussion, der Widerspruch zwischen der traditionellen Auffassung, welche die gesellschaftliche Welt in viele disparate Teile zerspaltet, die sie nicht wieder zu vereinigen weiss, und der kritischen Betrachtung, die von einer gesellschaftlichen Totalität und ihrer Bewegungsgesetzlichkeit ausgeht, oft aber die empirischen Teilerscheinungen nicht mit dem gesellschaftlichen Ganzen in Einklang zu bringen versteht. Die erwähnte Arbeit von Parsons enthält viele beachtliche Bemerkungen zu diesem Thema, das in der theoretischen Ökonomie der Gegenwart zu einem Austrag kommen muss, ehe diese wieder wirklich fruchtbar werden kann.

Der knappe Raum schliesst leider auch nur eine Erwähnung der anderen anregenden Aufsätze dieser Festschrift aus.

W. C. Mitchell, dessen frühere Schüler zu seinem 60. Geburtstag eine Festgabe in Form von 17 Beiträgen überreicht haben, gehört einer späteren Generation an als Taussig. Sein Einfluss, seine Bedeutung und Rolle sind noch viel zu eng mit dem unmittelbaren ökonomisch-wissenschaftlichen Leben der jetzt wirkenden Generation verknüpft, als dass man von einer Festschrift einen Inhalt erwarten könnte, dessen Gliederung der wissenschaftlichen Arbeit des Jubilars entspräche. Die Tiefe und Reife der wissenschaftlichen Interessen von Mitchell reproduziert sich in der Ausdehnung des Bezirkes, den die wissenschaftlichen Arbeiten seiner Schüler in diesem Bande decken. Beiträge, die in die unmittelbare wirtschaftspolitische Gegenwart reichen, wechseln ab mit Abhandlungen, die sich mit

Grundproblemen der theoretischen Ökonomie beschäftigen. Essays, die aus dem Strom der traditionellen Wissenschaft kommen, stehen neben Arbeiten, die ihren Ursprung im Marxismus haben. Probleme empirisch-statistischen Charakters werden von Fragen abstrakt theoretischer Natur abgelöst.

Unter den Abhandlungen, die einen tieferen Eindruck hinterlassen, fallen zunächst die beiden Arbeiten aus M.s engerem Mitarbeiterkreis auf, die von Simon Kuznets über die Beziehungen zwischen Kapitalgütern und Fertigproduktion im Konjunkturzyklus und die von F. Mills über die Strukturveränderungen im ökonomischen Leben. Daneben sind der schöne Aufsatz von Abram L. Harris über das Marxsche Recht auf den vollen Arbeitsertrag und die soziologisch aufschlussreiche Arbeit von David J. Saposs über die Rolle der Mittelschichten in der gesellschaftlichen Entwicklung der besonderen Aufmerksamkeit wert.

Julian Gumperz (New York).

Mitchell, Wesley C., *The Backward Art of Spending Money and other essays. McGraw-Hill Book Company. New York* 1937. *(VII u.* 421 *S.; $* 3.—*)*

Mitchells Name ist in dem Bewusstsein seiner ökonomisch interessierten Zeitgenossen mit der Vorstellung verknüpft, dass seine Arbeit wesentlich, wenn nicht ausschliesslich, der Erforschung statistisch verifizierbarer Konjunkturabläufe gilt. Der vorliegende Band gesammelter Essays und Abhandlungen, von seinem Schüler Dorfmann mit Takt und Feingefühl ausgewählt und zusammengestellt, gibt ein breiteres Bild der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Autors und stellt ihn und seine Arbeit in das Zentrum der institutionalistischen Schule, an deren Entwicklung er so hervorragenden Anteil hat.

Unter den siebzehn Aufsätzen und Abhandlungen, die dieser Band enthält und deren Entstehung sich über eine Zeitspanne von mehr als 25 Jahren erstreckt, beschäftigen sich zehn mit Problemen, welche die Funktion und Methodik ökonomischer Wissenschaft in der gegenwärtigen Epoche betreffen ; sechs setzen sich mit hervorragenden Vertretern ökonomischer Theorien älteren und neueren Ursprungs auseinander, während der einleitende Aufsatz, der dem Band den Titel gibt, die Ursachen untersucht, welche für die Diskrepanz zwischen der Erzielung von Einnahmen und ihrer Verausgabung in der gegenwärtigen Gesellschaft verantwortlich sind. Die beiden Aufsätze, die M.s theoretische Position am deutlichsten widerspiegeln, sind die Abhandlungen über die Rolle quantitativer Analyse in der ökonomischen Theorie aus dem Jahre 1924 und der Essay über die Funktion des Geldes in der theoretischen Ökonomik, der 1916 zuerst erschien.

In dem erstgenannten Aufsatz geht M. von Marshalls vielzitiertem Ausspruch aus, dass qualitative Analyse den grössten Teil ihrer Arbeit in der ökonomischen Wissenschaft verrichtet habe und dass der Fortschritt quantitativer Analyse von dem langsamen Wachstum gründlicher realistischer Statistik abhänge. M. erweitert und limitiert diese Feststellung

gleichzeitig. Er glaubt, dass rein quantitative Analyse nur geringe Aussicht habe, die Probleme zu lösen, die ihr von der qualitativen Seite her gestellt werden, dass aber die Akzente der alten Probleme so verlegt werden müssen, dass sie statistischer Bearbeitung zugänglich sind. Das Wachstum statistischer Daten, die Verbesserung statistischer Technik und die Verbreiterung sozialwissenschaftlicher Forschung bieten dem statistisch orientierten Theoretiker ein Arsenal neuen Materials, das früheren Generationen nicht zugänglich war und das zu einer Umformulierung der alten Probleme zwingt. Unter diesem Zwang verändere sich nicht nur das statistisch akkumulierte Wissen von ökonomischen Vorgängen, sondern auch die Struktur der ökonomischen Theorie, die von den psychologischen Konzeptionen der klassischen und nachklassischen Schulen zu dem Begriffsapparat der Institutionalisten übergehen müsse. Der Gründer dieser Richtung, Thorsten Veblen, dem eine dieser Abhandlungen gewidmet ist, wird in mehr als einer Beziehung von M. als Lehrer und Meister anerkannt.

Wenn, wie M. mit Veblen meint, das Verhältnis zwischen „business and industry", zwischen den in Geld ausdrückbaren Phasen des ökonomischen Lebens und den technologischen Arbeitsprozessen, die sie begleiten, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Ökonomen gehört, dann ist die Rolle des Geldes in der ökonomischen Theorie von zentraler Bedeutung. Der Essay, in dem M. diese Rolle analysiert, ist ein kleines Meisterwerk in seiner Art. Die psychologische Schule hat das ökonomische Leben unter dem Aspekt betrachtet, dass es von einer Art bilanzierender Buchführung psychologischer Befriedigungen bestimmt sei und hat daher aus der Ökonomie eine Wissenschaft gemacht, die die Phänomene unter dem Preisgesichtspunkt abhandelt. Die reine Ökonomie — als unterschieden von der politischen — hat das Problem des Wertes überhaupt eliminiert und sich auf ein Interdependenzsystem idealer Preisvorgänge beschränkt. Die neuklassische Schule, besonders unter dem Einfluss von Marshall, hat bewusst — im Gegensatz zu der Analyse der Klassiker — das Geld wieder in die Grundbegriffe der Ökonomie aufgenommen und damit den Weg zu einer Vereinfachung der ökonomischen Problemstellung, wie sie bei den Institutionalisten vorliegt, geebnet. Weil Geld die äusserste und am meisten zugespitzte Rationalisierung der ökonomischen Prozesse darstellt, bedeutet seine Handhabung in der Werkstatt der Ökonomen die Grundsteinlegung für eine rationale Theorie ökonomischer Dynamik. Im Interesse der gesellschaftlichen Wohlfahrt bedürfen wir, wie M. sagt, eines klaren Einblicks in den industriellen Prozess der Warenproduktion, in den „business"-Prozess der Erzielung von Einnahmen und in die Art und Weise, in welcher beide Reihen von Tätigkeiten miteinander und mit dem inneren Leben des Menschen verbunden sind. Einer solchen Formulierung der Aufgaben, wie sie der modernen Ökonomie gestellt sind, werden auch viele zustimmen können, die vielen der von M. ausgesprochenen Meinungen kritisch gegenüberstehen. Julian Gumperz (New York).

Pirou, Gaëtan, *La crise du capitalisme*, 2e *édition. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*250 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Nogaro, Bertrand, *La crise économique dans le monde et en France. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*352 *p.; fr. fr.* 35.—*)*

Dans une réédition de son livre sur la Crise du Capitalisme, réédition augmentée d'une importante préface et de deux appendices originaux (Capital et Capitalisme ; Causes et résultats de l'économie dirigée) M. Pirou s'est efforcé de départager ceux qui avec la crise, espéraient voir s'effondrer un système économique qu'ils condamnent et ceux qui considéraient la crise comme un phénomène naturel soulignant la vitalité du capitalisme. Ses analyses élégantes pourtant ne laissent pas que de décevoir. Car l'auteur explique plus qu'il ne juge, catalogue plus qu'il n'apprécie.

De son côté, M. Nogaro à l'aide des indices des prix de gros, de la production industrielle, du chômage et du commerce extérieur, s'est efforcé de suivre les manifestations de la crise de 1929 et d'en donner une interprétation synthétique. Sa méthode est surtout historique, ce qui conduit l'auteur à consentir une trop large place aux facteurs accidentels et aux concommittances. Cette crise n'aurait pas une cause unique, monétaire par exemple, mais des causes multiples : discordance de la production et des besoins solvables, excès du crédit, fermeture de débouchés nationaux et internationaux, ralentissement des échanges mondiaux, désaccord dans les mouvements des prix et des revenus.

Pour M. N., le problème de la crise doit être résolu à l'intérieur de chaque économie nationale, économie restée capitaliste mais plus sujette à l'interventionnisme que par le passé. On assisterait notamment à des fixations de prix et à une réglementation de la production. Cette économie serait donc concertée ou dirigée.

La solution définitive ne pourrait consister que dans la création ou la récréation de débouchés : débouchés intérieurs — par la revalorisation des produits agricoles, l'écoulement meilleur des produits industriels ; débouchés extérieurs — par des mesures monétaires, telles que la dévaluation ou l'alignement des changes. A. Dauphin-Meunier (Paris).

Orr, John Boyd, *Food, Health and Income. Macmillan. London und New York* 1936. *(*72 *S.;* 2 *s.* 6 *d.,* $ 1.—*)*

Clark, Colin, *National Income and Outlay. Macmillan and Co. London* 1936. *(*304 *S.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Martin, Robert F., *National Income and Its Elements. National Industrial Conference Board. New York* 1936. *(*134 *S.;* $ 2.50*)*

Slaughter, John A., *Income Received in the Various States* 1929-1935. *National Industrial Conference Board. New York* 1937. *(XV u.* 167 *S.;* $ 3.50*)*

Loeb, Harold and associates, *Report of the National Survey of Potential Product Capacity. Prepared under the sponsorship of the New York City Housing Authority and the Works Division of the Emergency Relief Bureau. New York* 1935. *(*381 *S.;* $ 4.—*)*

Moulton, Harold Glenn, *Income and Economic Progress. Brookings Institution. Washington, D. C.* 1935. *(202 S.; $ 2.—)*

Die beiden erstgenannten Bücher werden noch für lange Zeit die wichtigsten Quellen über die Einkommens- und Versorgungsverhältnisse Englands bilden. Sir John Boyd Orrs knapp und klar abgefasster Bericht, der in England rasch berühmt wurde, ist hauptsächlich unter ernährungsphysiologischen Gesichtspunkten geschrieben. Wirtschafts- und sozialpolitische Voraussetzungen und Konsequenzen werden kaum je gestreift; aber wenn irgend etwas, so sprechen die Ergebnisse dieses Reports für sich selbst. Die von den Gliedern einer Familie erzielten Einkommen werden zu Familieneinkommen addiert und dann durch die Zahl derer, die von diesem Familieneinkommen miternährt werden, dividiert. Entsprechend dem so gewonnenen Wocheneinkommen pro Kopf wird dann die Gesamtbevölkerung in sechs Gruppen zusammengefasst, von denen die unterste und oberste je 10 % und die mittleren vier je 20 % der Gesamtbevölkerung umfassen. In der untersten Klasse mit einem Einkommen unter 10 s. pro Woche und Kopf werden durchschnittlich 4 s. für Nahrungsmittel ausgegeben, in der obersten (über 45 s.) dagegen 14 s. Die Ausgaben jeder Gruppe für verschiedene Nahrungsmittel werden geschätzt, die hauptsächlichen Wandlungen der Ernährungsgewohnheiten im Laufe des letzten Jahrhunderts kurz skizziert und darauf die Ergebnisse an einem ernährungsphysiologischen Standard gemessen. Es zeigt sich, dass von der vierten Einkommensklasse aufwärts eine moderne Idealdiät ohne Schwierigkeiten beschafft werden kann und praktisch auch schon erreicht ist, dass aber die Ernährung der anderen Hälfte der Bevölkerung in zunehmendem Masse unzureichend ist. Das wirkt sich vor allem auf die Gesundheit und Entwicklungsfähigkeit der Kinder aus. Der Cambridger Statistiker Colin Clark, einer der Mitarbeiter an dem Report, hat aber gerade in dem hier ebenfalls angezeigten Band gezeigt, dass 25 % aller englischer Kinder zu O.s unterster Einkommensklasse gehören.

Das neue Buch Clarks ist eine Weiterführung und erhebliche Verbesserung seines 1932 veröffentlichten Buches „The National Income, 1924-1931". Hinsichtlich der Fülle des verarbeiteten neuen Materials, der Qualität der Ergebnisse und der Weite der Fragestellungen ist das Buch eine sehr grosse Leistung. Leider ist es in weiten Strecken sehr unübersichtlich geschrieben. Ferner versucht C. auch dieses Mal, allermodernste Cambridger Theorie statistisch zu „verifizieren", bevor auch nur die wichtigsten theoretischen Probleme hinreichend geklärt worden sind. Dies erhöht den Reiz, aber kaum den Wert des Buches.

Aus den vielen interessanten Ergebnissen der C.schen Untersuchung seien die folgenden erwähnt. Die Vergleichung der Einkommensverteilung in den Jahren 1911 und 1924-1935 zeigt, dass die Lohnquote relativ konstant geblieben, der Anteil der „Gehälter" ganz erheblich gestiegen und der der Profite und Zinsen entsprechend gesunken ist. In der Gruppe der Gehaltsempfänger sind es vor allem die Bezieher höherer Gehälter (Direktoren etc.), deren Zahl und Einkommensquote gestiegen sind. Bei der Untersuchung der Einkommensschichtung kommt C. zu Ergebnissen, die

das sogenannte „Paretosche Gesetz" — eine rein empirische Regelmässigkeit — wiederum ziemlich bestätigen. Die Ungleichheiten in der englischen Einkommensverteilung werden auf S. 110 und S. 114/15 sehr gut zusammengefasst : „eine kleine Schicht von 1 1/2 % der Bevölkerung, mit ‚vierstelligen' und höheren Einkommen, bezog 23 % der Gesamtsumme persönlicher Einkommen... Unter Berücksichtigung nicht individuellen Personen zufliessender Einkommen kann man sagen, dass sich sowohl im Jahre 1911 wie auch 1929 dieselben Proportionen ergaben : 10 % des Volkseinkommens floss den sehr Reichen zu, 35 % den Reichen und den Mittelklassen und 55 % der grossen Masse der Bevölkerung." Wichtig sind hier C.s Ergebnisse über die relative Bedeutung der Sparquellen. Nach ihm spielt das private Sparen der Wohlhabenden überhaupt keine Rolle mehr ; er nimmt eher an, dass diese Schichten auch noch nach der letzten Krise erheblichen Kapitalverzehr betrieben haben. Entscheidend ist die Akkumulation nicht ausgeschütteter Unternehmungsprofite und in zweiter Linie das Sparen der Mittel- und Arbeiterschichten vermittels Baugesellschaften, Lebensversicherungen und staatlicher Sparinstitutionen. Eine Tabelle, die für 1907 und 1924-1935 angibt, in welchen Wirtschaftszweigen (Wohnungsbau eingerechnet) das neu gebildete Kapital investiert worden ist, zeigt den erstaunlich geringen Anteil von Industrie und Handel (1935 etwa 25 Millionen Pfund von insgesamt etwa 270 Millionen Pfund Nettoinvestitionen in Grossbritannien, dagegen 145 für Wohnungsbau ; 1929 entfielen von insgesamt 255 Millionen Pfund 85 auf Hausbau, 72 auf Industrie und Handel). Es dürfte aber gerade hier verfrüht sein, allgemeinere Schlüsse zu ziehen. — Bei der Besprechung der Realeinkommens- bezw. Realproduktbewegungen ergibt sich zwischen 1925 und 1936 eine, durch die Krise nur kurz unterbrochene, sehr erhebliche Produktivitätssteigerung, die aber durch Zunahme der Arbeitslosigkeit im Gesamteffekt weitgehend kompensiert wird. Im Schlusskapitel, betitelt „The rate of the economic progress", fasst C. die verschiedenen Etappen der säkularen Produktivitäts- und Produktionssteigerungen im letzten Jahrhundert zusammen, deren unterschiedliche Wachstumsraten teilweise durch Veränderungen der englischen Aussenhandelsposition, vor allem aber durch technische Fortschritte und deren Tempo bedingt sind. Um 1870 herum scheint in der Tat die Steigerung des Realeinkommens pro Kopf der Bevölkerung von besonders starker Kapitalbildung abgehangen zu haben ; später liess zeitweilig das Tempo des Fortschritts in England und gleichzeitig die Intensität der Investitionstätigkeit nach, aber man kann nach C. kaum vom Kapitalmangel als Ursache jener Verlangsamung des Fortschrittes sprechen. In der Gegenwart endlich findet man, dass eine rapide Produktivitätssteigerung gerade in einer Zeit stark abnehmender Kapitalakkumulation erfolgt. Die Höhe der Kapitalinvestitionen scheint C. danach eher eine Folge denn eine Ursache zu sein. Diese Auffassung dürfte in der Tat weit richtiger sein als die modernen Versuche von Hicks, Douglas u. a., im Sinne einer materialen Grenzproduktivitätstheorie unter Vernachlässigung der technischen Entwicklung das Sozialprodukt einseitig als Funktion der Menge von Kapital und Arbeit zu betrachten. Der eigentliche Beitrag des Buches zur Konjunkturforschung findet sich im Kapitel über „Changes in Consumption,

Investment, Prices and Costs, in the Trade Cycle, 1929/36". Hier versucht C. eine Verifizierung des Kahn-Keynesschen „multiplier", der den Zusammenhang zwischen Investitions- und Einkommensvermehrung quantitativ ausdrücken soll. Er glaubt, dass seine statistische Analyse für 1929/36 die Richtigkeit von Kahns Annahme, der multiplier habe etwa den Wert 2, beweise. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Streitfrage einzugehen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass C. nichts Beweiskräftiges über die Kausalrelationen auszusagen vermag und dass zweitens seine Zahlen keineswegs eine Konstanz des statistischen „multipliers" beweisen. Angesichts des Standes der Diskussion kann dieser Versuch eines statistisch geführten Nachweises kaum ernst genommen werden. Man muss hier und an einer Reihe anderer Stellen methodische Bedenken erheben gegen C.s Art und Weise, durch Heraushebung einiger weniger isolierter Fakten eine mit sehr vielen Bedingungen arbeitende komplexe Theorie verifizieren zu wollen, ganz zu schweigen von der grundsätzlichen Problematik jeder „Verifikation" überhaupt. Mehrfach werden statistisch beobachtete Tendenzen theoretisch unzulänglich interpretiert, z. B. der Zusammenhang von Produktionsvolumen und Realkostengestaltung. C.s Pionierarbeit muss sicherlich noch erheblich ergänzt werden, bevor man die Ergebnisse wirklich mit Erfolg auf konkrete Probleme anwenden kann, wie C. selber es jüngst in einem Aufsatz über die gegenwärtige englische Wirtschaftslage (Economic Journal, Juni 1937) schon versucht hat.

Im Vergleich zu dem C.schen Buch brauchen die Veröffentlichungen des „National Industrial Conference Board" nur relativ kurz gestreift zu werden. Denn weder behandeln sie die Probleme des Volkseinkommens unter so weitreichenden Perspektiven wie C., noch bringen sie wesentlich neues Material. In Amerika ist die Statistik des Volkseinkommens, vor allem dank amtlicher Publikationen und der Arbeiten von King, S. Kuznets und anderen schon seit langem ziemlich ausgebaut. „National Income and Its Elements" ist keineswegs epochemachend und keineswegs die beste der verfügbaren Monographien; wertvoll ist aber der Hinweis, dass es mehrere Aspekte und Methoden der Volkseinkommensberechnung gibt, und der Nachdruck, mit dem immer wieder der blosse Schätzungscharakter vieler Zahlen betont wird. Die Ergebnisse des von R. F. Martin bearbeiteten Bandes dürften kaum immer stichhaltig sein. Doch ist ein eingehender Vergleich hier nicht möglich. Der zweite, von Slaughter geschriebene Band ist gegenwärtig wohl die umfassendste Monographie über die Einkommensdifferenzierungen in den einzelnen Staaten. Der relative Reichtum des mittleren Ostens und die Armut besonders des Südens treten klar hervor. Freilich ist zur Abrundung des Bildes noch eine Untersuchung der Lebenskosten in den verschiedenen Staaten erforderlich.

Der Report of the National Survey of Potential Product Capacity war kurz vor seinem offiziellen Erscheinen in gekürzter Fassung schon als „The Chart of Plenty" veröffentlicht worden. Die beiden Fassungen sind nicht völlig identisch. Der offizielle Bericht enthält weit mehr Zahlenmaterial, andererseits sind einige theoretische Partien der „Chart of Plenty" hier nur kurz gestreift worden. Man sollte also nicht nur den Hauptbericht lesen, sondern auch Loebs Schlusskapitel in der „Chart of Plenty",

das vielleicht die Grundanschauungen und Schlussfolgerungen der ganzen Untersuchung am klarsten und grundsätzlichsten darlegt. Im übrigen kann auf die Besprechung der „Chart of Plenty“ hingewiesen werden, die in dieser Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 312 ff. erschienen ist.

Die an letzter Stelle angezeigte Brookings-Veröffentlichung aus der Feder von Moulton befasst sich mit dem wirtschafts- und sozialpolitischen Problem, wie eine Erhöhung des Nationaleinkommens am sichersten zu erreichen sei. „Income and Economic Progress“ ist der letzte Band der vierbändigen Serie „Distribution of Worth and Income in Relation to Economic Progress“ (vgl. diese Zeitschrift a. a. O.). Ein erheblicher Teil des letzten Bandes ist eine Zusammenfassung der früheren Ergebnisse. In einem Anhang wird auf einige Kritiken eingegangen. Leider erschien die grundlegende Kritik von Arthur F. Burns (The Quarterly Journal of Economics, Mai 1936) erst nach der Veröffentlichung dieses Schlussbandes. Sowohl die Berechnung der Kapazitätsreserven im Jahre 1929 wie auch die Interpretation der Daten, vor allem M.s Theorie der Kapitalbildung, sind mit Recht angefochten worden. Sie haben die Wissenschaft — ähnlich wie Keynes' weitgehend parallel laufende theoretische Vorstösse — durch Aufwerfen oder wenigstens stärkeres Betonen neuer Fragestellungen sicherlich befruchtet, aber weder theoretisch noch empirisch zu endgültigen Ergebnissen geführt. Im zweiten Teil des vorliegenden Bandes wird nach einer Zurückweisung anderer Vorschläge zur Erhöhung des Einkommens der breiten Massen ein Programm der Produktionsausweitung als einzig sinnvolles Mittel des sozialpolitischen Fortschrittes aufgestellt. In einer allzu einfachen Auffassung formuliert M. die Alternative : Lohnerhöhung oder Preissenkung als Hebel zur Realeinkommenserhöhung. Aus Gründen der wirtschaftlichen Durchführbarkeit und der sozialen Gerechtigkeit wird die Methode der Preissenkungen und eine sie fördernde liberale Wirtschaftspolitik empfohlen. Damit werde allen Konsumenten und nicht nur den Arbeitern geholfen ; zugleich bedeute Preissenkung unmittelbar Mehrnachfrage, Ausdehnung der Produktion und damit der Beschäftigung. Zugleich wird zu beweisen versucht, dass die Methode der Preissenkung durch Konkurrenz (bei möglichster Konstanz des Lohnniveaus) auch die kapitalistisch profitabelste sei. Burns hat (a. a. O.) schon darauf hingewiesen, dass hier ein merkwürdiger Widerspruch zum Ausgangspunkt der ganzen Forschungsreihe des Brookings-Instituts vorliege. Man ging von der Überzeugung aus, dass die Krise durch „oversaving“ verursacht werde, welches wiederum aus der ungleichmässigen Struktur der Reichtums- und Einkommensverteilung abgeleitet wurde. Man müsse, hiess es, den Konsum anstacheln, die für den Aufbau des Produktionsapparats notwendige echte Kapitalbildung erfolge dann schon sozusagen automatisch. Die Vorschläge des letzten Bandes müssten — falls sie wirklich durchführbar wären — in der Tat eine Ausweitung des Gesamteinkommens ergeben ; wenn sie aber wirklich, wie M. meint, zugleich auch den Gewinninteressen dienen, müssten sie doch nur zu einer Reproduktion der alten oversaving-Situation auf erweiterter Stufenleiter führen. Eine wirklich die Grundtendenzen der kapitalistischen Entwicklung mit all der Fülle des amerikanischen Zahlenmaterials erfassende und zugleich ein fortschrittliches Pro-

gramm formulierende Untersuchung über „Income and Economic Progress" steht auch nach der grossen, in mancher Hinsicht bahnbrechenden Brookings-Arbeit noch aus. Gerhard Meyer (New York).

Rather, A. W., *Planning under Capitalism. P. S. King & Son. London* 1935. *(*208 *pp.;* 9 *s.)*
Wibaut, F. M., *A World Production Order. With a foreword by Lord Passfield. George Allen & Unwin. London* 1935. *(*240 *pp.;* 6 *s.)*
Planning for Employment by 14 *Members of Parliament. Macmillan. London and New York* 1935. *(XII and* 97 *pp.;* 2 *s.,* $ —.75*)*
Grenfell, David, *Labour's Way to Prosperity. Methuen & Co. London* 1935. *(*128 *pp.;* 2 *s.* 6 *d.)*

The first reflection provoked by a study of these four books is that somebody ought to write a study of the influence of terminology upon economic thought. With every few years that pass some new catchword becomes the fashion of the moment. Yesterday it was „rationalisation": to-day it is „planning" that is all the rage. Whatever the precise term, however, advocates of the most widely differing theories or policies are not slow to capture its favourable emotional associations for the benefit, each of his own particular ideas; with the result that some strange bedfellows find themselves covered by the same verbal blanket!

Now, as regards planning, it is true that there are some points of difference in principle between an economic system which is planned as a whole, and one in which the rule of the market normally prevails. But beyond this there is no more rhyme or reason in supposing that every planned — that is, deliberately and consciously initiated, — action in the economic sphere is necessarily meritorious, than there would be in making a similar supposition in other departments of life. In every sphere there can be stupid and vicious plans, just as much as sensible and helpful ones.

These commonplaces apply with particular force to Rather's book, Planning under Capitalism. This is divided into two parts, one mainly theoretical, and the other descriptive. In the first the author shows, easily enough, that the pure competitive system of the economic textbooks has now little recognisable counterpart in the contemporary world. The effective choice that faces us is, therefore, not that between a pure price economy and a wholly collectivist system, but between the latter and a price economy which is itself largely planned. As between these alternatives, the author votes in favour of the so-called „planned price economy" on the ground that this would retain that „selfadjusting quality" of the price mechanism, the destruction of which is, of course, the greatest bugbear of most critics of complete collectivism. R. does not, however, go very far with analysis of the complex results likely to follow when an outside agency seeks to adjust a selfadjusting machine, nor is he concerned about the point at which selfadjustment will merge into adjustment by somebody else. Instead, he leaves the theoretical issues raised pretty much where they were, and passes to his descriptive chapters. In these a handy account is given of contemporary State control and management of industry in

Great Britain. The provisions of the Coal Mines Act, the powers and duties of the Electricity Commissioners and of the Central Electricity Board, and the elaborate details of the principal agricultural marketing schemes are all competently summarised. In these chapters there is nothing that can be called new, the material being all summarised from published official sources. R. does indeed append some exposition of the primary effects of the schemes which he describes, as, for example, the influence of the Milk Marketing Board upon the price and production of milk; but no attempt is made to look at the results of these various plans as a whole, or in the light of any generally applicable criterion. In consequence, the final effect of the book is decidedly unsatisfactory, and tends to provoke such remarks as those with which this article opens. Certainly, it is possible under capitalism to impose plans upon particular industries, or for the advantage of particular interests; but so long as nobody attempts to look at the business as a whole, a strong suspicion must arise that the principles implied by these various plans will at times be mutually contradictory; and that to describe the whole bagful of Boards, subsidies, quotas and the rest of them as an example of planning in any general sense is just a plain misuse of language.

The late Dr. Wibaut, on the other hand, will have nothing to do with partial, or sectional, plans. His conception is the broadest of all, for he thinks in terms of nothing less than a world-wide planning authority, estimating the needs, and directing the production, of the whole human race. His book, however, hardly does justice to the vast issues raised by this project. More than one third of its space is taken up with general criticisms of the existing economic system. Then follow some effectively presented statistics of the measure in which capitalist production, in certain spheres, falls short of its admitted potentialities. This, which is the best part of the book, leads in its turn to a sketch of a World Production order, of which only the barest outline is given, while none of the really fundamental problems involved are faced.

Grenfell, too, is something of a disappointment. He is at pains to sketch the main lines of official Labour policy, for, shall we say, the first five years of Labour rule. G. makes the mistake, however, of wasting far too many pages in explaining that capitalism (more particularly in Great Britain) has got itself into a mess. He puts the present situation quite effectively into its immediate historical background, as determined by the war, the Peace Treaties, and the policies that have resulted from these. He then goes on to sketch schemes for the socialisation, or at least the social control, of certain major industries, notably mining, electricity, transport, iron and steel, building and cotton. Each, we learn, will have its appropriate Board and Sub-Boards, charged with the duty of fixing prices and wages, and controlling production in the public interest. It has, however, to be admitted that at least one politically sympathetic reader found G.'s little book sadly unconvincing! To a large extent, no doubt, his difficulties are not of his own making. They are inherent in the task which awaits anybody who sets out to explain in a half-crown booklet how an elaborate socialisation policy will create prosperity. Serious scientific

discussion of such a topic, within such limits, is clearly out of the question.

The 14 Members of Parliament, like Rather, are well aware that planning is the mode of the moment. Like him, also, they favour a „middle view“ as between the contrasted alternatives of complete laissez-faire and of an economy so thoroughly planned that wages are replaced by „social dividend“. Looking not too far ahead, they think primarily in terms of employment, and believe that the best results would be obtained by allowing each industry statutory powers to plan for itself. To this end they propose an Enabling Bill, under which Industrial Corporations could be set up, with power to impose compulsory schemes upon their respective industries. The criticism that such planning is but a way of handing the community over, lock, stock and barrel to be dismembered by the pulls of rival vested interests, is met by inclusion in the Bill of a requirement that all schemes must be approved by an Industrial Advisory Committee, „consisting of persons with practical industrial experience“, and „qualified to bring a business judgment to bear upon“ the schemes. The authors next devote a few pages to consideration of the position and prospects of some of our major industries including agriculture, retail distribution, and transport. About each in turn they are inclined to be noncommittal when it comes to putting forward any concrete plans ; but firsthand experience with the defects of the existing mechanism leads them to append some much more definite suggestions for expediting and reforming the machinery of Government. Barbara Wootton (London).

Roos, Charles Frederick, *NRA Economic Planning. The Principia Press. Bloomington, Ind.* 1937. *(596 S.; $ 5.—)*

Diese detaillierte Untersuchung der „National Recovery Administration“ wird vermutlich nicht die Beachtung finden, die sie verdient. Ihr Umfang wird sie nicht davor bewahren, in der grossen Masse der populären New-Deal-Literatur unterzugehen. Roos' Behandlung der für die Herausbildung der NRA wesentlichen Elemente gewinnt noch an Bedeutung dadurch, dass er von Juli 1933 bis September 1934 Hauptökonom und Leiter des NRA-Forschungsstabs war ; er war infolgedessen in der Lage, eine Masse unveröffentlichten Materials über die NRA zu verwerten.

R. ist kein Verfechter der NRA. Ja, er drängte auf ihre Abschaffung, während er noch Mitglied des NRA-Stabes war. Als ein Experiment in „Wirtschaftsplanung“ steht sie in seinen Augen verurteilt da. R. lehnt den ganzen Typ von Planung ab, der Löhne, Arbeitszeit, Preise, Produktion und dergl. „fixieren“ will. Dies ist nach R. praktisch nicht möglich, da wir nicht über die erforderliche statistische Information verfügen. Planungsversuche in der Art der NRA „können notwendigerweise kaum etwas mehr bedeuten als ein Aushandeln von wirtschaftlichen Machtpositionen — Monopolvorteile gegen sozialpolitische Konzessionen — mit den grössten Gewinnen für die jeweils politisch mächtigste Gruppe.“ R. zieht dem allem freien Wettbewerb oder aber „Planung“ mittels einer allgemeinen Kontrolle einiger weniger zentraler Faktoren wie z. B. der Federal Reservebankenpolitik und der Steuerpolitik bei weitem vor. Diese Stellungnahme ist nur

ein Beispiel einer grundsätzlichen Schwäche von R.s Werk. Seine ökonomischen Theorien, entblösst von nahezu allen sozialen Gesichtspunkten und häufig völlig unrealistisch, existieren in einem luftleeren Raum. R. lobt die Bemühungen der NRA, Kinderarbeit abzuschaffen, gleichzeitig erklärt er aber, „dass es in unserer Wirtschaftsordnung keinen Platz für die Industriegewerkschaft gibt, die, ohne Rücksicht auf die Konsumenteninteressen, ohne Rücksicht auf die Rechte sozialgesinnter Arbeitgeber, mit völlig selbstsüchtigen Zielen monopolistischen Charakters, einen über das ganze Land ausgebreiteten Streik entfacht... ; eine solche Organisation ist antisozial, ein Hindernis der Wiederbeschäftigung und eine Gefahr für wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt."

Urteile dieser Art beeinträchtigen indessen nicht den Wert der objektiveren Teile des Buches. Der Abschnitt über die Ursprünge der NRA ist ausgezeichnet. R. schildert die vielfältigen Einflüsse und Interessen, welche die NRA schufen, und zeigt, dass jedes einzelne Element des National Industrial Recovery Act schon lange vor 1933 in der Luft lag. Vieles kaum bekannte Material ist in den Kapiteln über das Persônal, die Verwaltung und über die Entwicklung der allgemeinen NRA-Politik verarbeitet. Besonders über die Formulierung der Codes, die in ihnen enthaltenen Verordnungen, ihre Anwendung und ihre Auswirkungen erfährt man viel Neues in den Abschnitten über Arbeitsstunden, verkürzte Arbeitswochen, „collective bargaining", Preise und „fair trade"-Praktiken. Diese Abschnitte sind angefüllt mit wertvollen Informationen, ebenso das Kapitel über die unheilvollen Konsequenzen der NRA für die kleinen Geschäftsleute.

Die zwei letzten Kapitel enthalten eine zusammenfassende Würdigung der NRA. Obwohl R. hier besonderen Einwänden ausgesetzt ist wegen der häufig sehr unrealistischen Masstäbe, die seinen Urteilen zugrundeliegen, so ist doch seine Schlussfolgerung kaum anzufechten, „dass die NRA in praktisch allen ihren Phasen durch den Mangel an einer bestimmten, folgerichtigen Politik und an einem richtigen Verständnis der Zielsetzungen charakterisiert war." Trotz ihrer lobenswerten Reformbemühungen in der Richtung auf eine Beseitigung von Kinderarbeit und unlauterem Wettbewerb „muss die NRA im ganzen als eine gut gemeinte, aber unwirksame Massnahme zur Bekämpfung der Depression betrachtet werden." — Die Quellenmaterialien in den Anhängen erhöhen noch die Brauchbarkeit des Bandes. Henry David (New York).

The Recovery Problem in the United States. Brookings Institution. Washington, D. C. 1937. *(XIV and* 709 *pp. ; $* 4.—*)*

This volume performs the useful service of assembling a large quantity of basic factual material relevant to most of the major recovery issues confronting this country today — tariff policy, banking policy, legislation concerning wages and hours, trend of price levels, regulation of production in industry and agriculture, governmental fiscal policy and the possibilities of wide-scale re-employment. In addition to summarizing conveniently many of the statistical series which are essential to an understanding of these issues, the volume emphasizes the close, functional relationship between

some of the major problems of economic policy. It also gives some indication of the precarious balance and delicate adjustments upon which the smooth operation of our whole economy would have to depend. A considerable amount of comparative data is included which throws some light upon the international aspects of the depression and the current recovery tendencies.

As to the use made of this abundant factual material, the study falls somewhat short of its potentialities. It does make a timely contribution in calling attention, at perhaps the critical stage in the recovery movement in the United States, to a number of voracious sink-holes through which the forces making for this recovery are likely to be sucked away and dissipated. But its tentative and generalized conclusions and recommendations as to the measures required for a full recovery are open to question.

Thomas J. Reynolds (New York).

Mackenroth, G. und F. Krebs, *Die Wirtschaftsverflechtung des Britischen Weltreichs. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(229 S.; RM.* 7.70*)*

Nach wie vor beherrscht das Autarkie-Ideal, wenn auch neuerdings in etwas gemässigter Form, das Denken und Handeln der internationalen Wirtschafts- und speziell der Aussenhandelspolitik. Da man einsehen gelernt hat, dass für die einzelnen Nationalwirtschaften eine Realisierung dieses Ideals schlechterdings unmöglich ist, sucht man in Erweiterung der ihm zugrundeliegenden Vorstellungen die „Selbstgenügsamkeit" wenigstens im Rahmen sog. „Grosswirtschaftsräume" zu verwirklichen. Bei solchen, schon in der Vorkriegsliteratur anzutreffenden Erörterungen hat begreiflicherweise neben den U. S. A. seit je das Britische Empire im Vordergrunde der Betrachtungen gestanden (vgl. etwa das 1900 erschienene Buch Dietzels, „Die Lehre von den drei Weltreichen").

Das grosse Verdienst der vorliegenden Schrift besteht darin, anhand eingehender Materialstudien die Frage der Möglichkeit einer Autarkie im Rahmen des „Grosswirtschaftsraums" des Britischen Weltreichs einer eingehenden Prüfung unterzogen zu haben. Das Ergebnis dieser Prüfung ist im wesentlichen negativ, d. h. die Verf. gelangen zu dem — sicherlich zutreffenden — Schluss, dass ungeachtet gewisser wirtschaftlicher Möglichkeiten die politischen Voraussetzungen für eine „Gesamtempireautarkie" fehlen. Diese Voraussetzungen aber, d. h. vor allem : die Möglichkeit einer einheitlichen zentral geleiteten Aussenwirtschaftspolitik, an die im britischen Falle angesichts der zunehmenden „politischen Desintegrierung" gar nicht zu denken ist, bilden für den „Wirtschaftsraum" ein konstitutives Merkmal, dessen Nichtberücksichtigung jenen Begriff in der von den Verf. mit Recht gerügten, heute üblichen „höchst nebelhaften Unklarheit" verbleiben lässt.

Die Arbeit enthält eine Fülle ausserordentlich interessanten und wertvollen Materials, aus dem speziell die dem englischen Exportinteresse zuwiderlaufenden starken Industrialisierungsbestrebungen der Dominions ersichtlich sind. Nicht zuletzt aus dem Erfolg dieser Bestrebungen erklärt sich die Tatsache, dass zwar, vom Mutterland aus gesehen, die Bedeutung

des interimperialen Warenaustauschs zugenommen hat, dass aber diese Zunahme mehr auf einer Steigerung der Bedeutung Grossbritanniens als Abnehmer dominialer und kolonialer Produkte denn einer Erhöhung des britischen Anteils an der Einfuhr seiner überseeischen Besitzungen beruht.

Fritz Neumark (Istanbul).

Law, John, *Œuvres complètes, publ. pour la première fois, avec une introduction critique, par M. Paul Harsin.* 3 *vol. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1934. *(LXXXVIII et* 222 *p.,* 328 *p.,* 432 *p.; fr. fr.* 150.—*)*

Même un esprit prévenu contre le banquier écossais ne peut manquer d'être frappé du caractère actuel de ses œuvres. Presque toujours, c'est avec les problèmes mêmes qui nous préoccupent qu'il est aux prises et le plus souvent la solution qu'il propose est encore une de celles entre lesquelles nous avons à choisir.

L'édition de M. Harsin, établie selon les méthodes les plus rigoureuses de critique, vient combler une lacune grave dans notre documentation économique. Depuis les médiocres éditions de Senovert, en 1790, et d'Eugène Daire, en 1843, plusieurs manuscrits inédits de John Law avaient été trouvés. C'est la première fois qu'ils sont réunis avec les œuvres anciennement connues. M. H. y ajoute de nombreuses découvertes personnelles.

Le premier volume contient les travaux dans lesquels J. L. définit sa position doctrinale à l'égard des problèmes monétaires, notamment la plus importante de toutes les œuvres de l'Ecossais : Money and Trade considered, le Mémoire sur l'usage des monnaies, dans lequel L. condamne les manipulations monétaires, le Mémoire pour prouver qu'une espèce de monnaie nouvelle peut être meilleure que l'or et l'argent.

Dans le second volume, qui renferme les idées de J. L. en matière bancaire, et se compose uniquement de textes rédigés en France au cours de l'année 1715, on trouve un inédit intitulé Rétablissement du commerce, où le système est élaboré dans ses parties essentielles : création d'une vaste Compagnie de commerce englobant toutes les petites Compagnies existantes et qui serait une véritable Société anonyme ; projet grandiose de rénovation économique ; fondation d'une banque et amortissement de la dette publique.

Le troisième volume comprend surtout les écrits de propagande, notamment ceux destinés à obtenir la transformation de la banque générale en banque royale, et les écrits de justification, postérieurs à la chute du Système. On y trouve aussi trois textes sur la réforme fiscale qui contiennent toutes les idées que les Physiocrates et Adam Smith emprunteront ou redécouvriront. Enfin, ce troisième volume se termine par une Histoire des Finances pendant la Régence, dans laquelle M. H. a reconnu une histoire de l'expérience écrite par J. L. lui-même.

Robert Marjolin (Paris).

Viallate, Achille, *L'activité économique en France de la fin du XVIII*e *siècle à nos jours. Librairie Marcel Rivière. Paris* 1937. *(*489 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Le lecteur trouvera dans ce livre sur l'économie française du XIXe siècle un grand nombre de renseignements (le chapitre sur le XVIIIe est rapide et

un peu vague). Malheureusement, ces renseignements très divers qui portent sur le développement des industries et des banques, sur l'organisation des entrepreneurs et des salariés, sur le mouvement des prix, sur la politique commerciale, sur les transformations de l'agriculture (procédés de culture aussi bien que conditions de propriété et d'exploitation) sont souvent trop généraux pour faire connaître l'état actuel de notre savoir et de nos ignorances, et surtout ils sont purement et simplement juxtaposés, mais non organisés. La division des périodes semble assez arbitraire. Un livre de cet ordre exigerait une élaboration conceptuelle de manière à dégager et à discerner l'expansion économique, les changements structurels, le mécanisme du fonctionnement, la singularité de l'économie française. Rien de tout cela n'apparaît nettement. R. Aron (Paris).

Hamilton, Earl J., *Money, Prices and Wages in Valencia, Aragon, and Navarre.* 1351-1500. *Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London* 1936. *(XXVIII and* 310 *pp.;* $ 4.50, 20 *s.)*

In this volume, companion to an earlier one, Hamilton has carried his studies in Spanish price-history beyond the threshold of modern times. That is, whereas his previous book treated a modern period of violent, revolutionary price rises, this one deals with a period of generally falling prices. These studies of the relatively unexplored material on Spain confirm the generally accepted notions about European price formations in the period from 1350-1500. Data bearing on prices is, of course, far more scarce for this than for later periods ; data on wages is even more scarce, while records of unemployment are practically non-existent. As a result, the tabulation and charting of the material becomes more hazardous for this period. Although indices of real wages cannot be established, most of the available data tend to show that the situation of the laborer compares favorably on the whole (in places even very favorably) with his status in later periods. At times, in fact, his bargaining position is such that he can conduct a successful strike. On the economic structure of late medieval Spain, moreover, a high general culture could develop, for example, in a trading region like Valencia where, as in some of the Italian city-states, wilful feudal interference in monetary matters could be checked. From H.'s data the question that is so pertinent to the rise of modern capitalism : How far are its origins to be sought in late medieval conditions ? may be answered. For it appears that the price rise of the 1500's was due to „natural" causes such as the influx of precious metals and not to tendencies inherent in the earlier society.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Le gérant : R. Lisbonne.

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelheftes francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrift für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The review is published three times a year : in April, August, and December.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft I des Jahrgangs 1937 enthielt folgende Beiträge :

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia...
Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)

Zeitschrift
für
Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VI 1937 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

La sociologie de Pareto.

Par
Raymond Aron.

Vorbemerkung. — Im Zusammenhang mit der allgemeinen Kritik des Positivismus, die im ersten Heft dieses Jahrgangs erschienen ist, wird in dem folgenden Aufsatz eine positivistische Richtung der Soziologie kritisiert. Wir glauben, dass jene Weltanschauung in der Gegenwart besonders der Erkenntnis gesellschaftlicher Vorgänge Eintrag tut.

M. H.

Le Traité de Sociologie de Pareto occupe dans la littérature sociologique une place à part. Par ses dimensions autant que par ses prétentions, il présente des caractères pour ainsi dire monstrueux. Des pensées, au fond simples, s'y dissimulent sous un langage abstrus et prétendûment rigoureux. P. a abusé du droit d'être long, comme si la multiplication des anecdotes suppléait à l'incertitude des preuves, comme si des illustrations se confondaient avec des vérifications. Nul auteur ne se réclame de la science avec autant de monotone solennité, nul ne révèle ses préférences avec autant de candeur.

La destinée posthume de l'œuvre n'est pas moins surprenante. Ignorée par beaucoup, méprisée par d'autres, elle jouissait dans certains milieux scientifiques d'une réputation considérable. Et d'autre part, P. a été reconnu par les fascistes italiens comme un de leurs maîtres, lui le mathématicien qui répétait sans cesse qu'il voulait ignorer les conséquences pratiques des uniformités expérimentales.[1]) Enfin, depuis la traduction anglaise du Traité, il trouve aux États-Unis un public enthousiaste, il devient à la mode : ce positiviste passionné répond vraiment à un besoin du temps.

Il va sans dire que ces paradoxes sont tout apparents : notre

---

[1]) Utilité et vérité n'ont rien de commun : pensée et action s'opposent : « J'estime que, vu le nombre restreint de lecteurs que peut avoir ce livre et la culture scientifique qu'elle leur suppose, un tel exposé ne peut faire de mal ; mais je m'en abstiendrais si je pouvais raisonnablement croire que cet ouvrage deviendrait un livre de culture populaire » (86). Nous verrons la signification du fait : le peuple doit ignorer la nature de la hiérarchie sociale.

étude aura pour fonction de les rendre intelligibles. En dépit de ses intentions, P. est plus intéressant par les sentiments qu'il exprime que par les vérités qu'il affirme. Il n'échappera pas au sort qu'il réservait aux doctrines non logiques : on interprétera sa pensée pour en saisir l'origine psychologique et la signification historique.

P. a voulu édifier une science objective des conduites et des idéologies humaines, il ne sera pas stérile d'analyser la tentative et les raisons de l'échec. En même temps, nous apercevrons dans un ouvrage d'érudit des idées politiques dont la fortune suffit à justifier l'examen. Enfin, nous tâcherons de rattacher l'une à l'autre ces deux recherches, de montrer comment une certaine forme du scientisme aboutit au fascisme, ou plutôt comment le scientisme permet à quelques intellectuels fascistes d'invoquer la réalité et la vérité. En un mot, nous verrons le rationalisme spéculatif se transformer en anti-rationalisme pratique.

I

La doctrine de P. est, dans ses grandes lignes, bien connue. Le résumé qui suit a donc essentiellement pour objet, non de rappeler, mais de préciser les idées générales du Traité par un recours aux textes.[1]) On a tendance, aujourd'hui, à négliger les formules qu'emploie P. Or, en fait, la critique interne représente, en ce cas, la meilleure voie d'accès à la compréhension philosophique ou sociologique.

Le Traité commence par une théorie de la méthode logico-expérimentale. Théorie peu originale qui en gros s'apparente à l'empirisme de la fin du siècle dernier. Les lois sont des uniformités valables[2]) dans certaines limites d'espace et de temps, dans certaines conditions que nous ne parvenons jamais à énumérer intégralement. Nous ne connaissons ni nécessité absolue, ni contingence, mais une vérification progressive et, par définition, toujours provisoire. Les définitions sont nominales, elles servent à désigner des choses. Ni les principes, ni les conclusions des sciences ne sont absolus, puisque celles-ci n'embrassent jamais toute la réalité et commencent souvent, peut-être toujours, par des simplifications,

---

[1]) Nous n'indiquons de références que pour les idées ou les formules décisives. Dans les cas où il s'agit de thèmes bien connus et indéfiniment répétés dans chacun des livres de Pareto, ou bien nous ne donnons aucune référence, ou bien nous renvoyons à un texte typique.

[2]) Les uniformités seules, rendraient possible la sélection scientifique des faits. Manuel d'Économie politique, Paris 1909, p. 6.

par des fictions rationnelles, assez éloignées du concret (mécanique ou économie pure). Pourtant, ces fictions, comme toutes les hypothèses scientifiques, ne dépassent pas l'expérience, encore qu'elles la précèdent : au fond, la pensée n'a d'autre tâche que de rattacher les faits les uns aux autres ou de déduire les conséquences des prémisses posées. Toute vérité dérive de l'observation qui confirme régularités et déduction.

Ces indications générales ne nous retiendraient pas si elles n'avaient déjà un accent polémique : contre les juristes ou les philosophes qui s'efforcent de définir le bien ou le juste en soi, — comme si la définition ne relevait pas toujours d'un choix libre, — plus généralement contre tout usage d'entités non expérimentales ou supra-expérimentales. Le nominalisme autorise à écarter toutes les analyses d'essences (valeur, morale, justice, solidarité, etc.). De plus, P. postule a priori qu'il existe une seule méthode valable, celle des sciences naturelles. Toute sociologie non logico-expérimentale n'appartient pas à la connaissance scientifique. L'épistémologie dont nous avons résumé les traits caractéristiques a donc en principe une double fonction : elle indique les caractères de la sociologie que P. prétend édifier, mais elle joue aussi le rôle de critère. La logique des autres doctrines aura pour mesure, formellement, leur plus ou moins grande conformité à l'idéal logico-expérimental. Et comme seule est logique la conduite qui, grâce à la connaissance des lois, atteint son but, en dernière analyse seule sera logique la conduite qui utilisera le savoir accumulé dans le Traité qui se sert à lui-même de norme. La logique expérimentale devient la forme unique de la raison pratique aussi bien que théorique.

Comment appliquer cette méthode aux faits sociaux ? Sur ce point, P. est plus bref et plus vague. On aperçoit aisément ce qu'il rejette. L'explication d'origine, et plus généralement l'explication historique, lui paraît extérieure[1]) à la science qui vise uniquement les régularités et commence par une théorie générale, si grossière que celle-ci puisse être (540). L'état primitif, la cause originelle d'une institution nous échappent la plupart du temps et nous importent bien moins que les conditions psychologiques qui expliquent la survie ou la diffusion du phénomène social. Il réprouve, d'autre part, l'effort de compréhension interne poussé trop loin : un texte n'a pas de sens vrai, au lieu de chercher l'idée que l'auteur aurait soi-disant voulu exprimer, il importe de déceler le sentiment, peut-être inconscient, qui s'y manifeste.

---

[1]) Ou du moins doit-elle être subordonnée à la recherche des uniformités. Elle nous livre tout au plus des données, le plus souvent incertaines.

P. part des manifestations, gestes, paroles, écrits, de manière à éviter toute observation intérieure, et il s'efforce de remonter jusqu'aux sentiments qui sont, en dépit et à l'insu des acteurs, les véritables mobiles des actes. Il commence donc à la manière des behavioristes, mais il se fait fort de pénétrer dans la conscience des autres hommes et de mettre à nu les origines affectives des conduites sans avoir recours à d'autres méthodes (introspective, psychologique ou compréhensive). La conception des actions non logiques et des résidus est à la fois le principe et le résultat de cette sociologie positive, qui prétend ne connaître que des choses.

Rentrent dans une première catégorie, „les opérations qui sont logiquement unies à leur but, non seulement par rapport au sujet qui accomplit les opérations mais encore pour ceux qui ont des connaissances plus étendues" (150). Rentrent dans une autre catégorie les opérations qui ne présentent pas ces qualités. Ces dernières, que nous appellerons non logiques, constituent l'objet unique du Traité, elles représentent une partie considérable des actions humaines. P. ne se lasse pas d'en proclamer l'importance décisive et d'expliquer pourquoi et comment on les a, soit ignorées, soit méconnues, soit dissimulées (cf. 306 la classification des procédés employés).

L'imprécision de la définition que nous venons de citer saute aux yeux. Quels sont ces observateurs „qui ont des connaissances plus étendues" ? Quels sont les buts par rapport auxquels on estimera la logique des conduites ? Est-ce que le caractère logique ou non logique s'attache aux seuls rapports des moyens à fin ou à la conduite tout entière ? Ces questions se présentent d'elles-mêmes et il serait invraisemblable que P. ne se les fût pas posées.

L'observateur qui juge les actions des autres est, à n'en pas douter, celui qui possède des connaissances logico-expérimentales. Comme celles-ci progressent, la même action pourra être tenue successivement pour logique, puis pour non logique. P. reconnaît nettement cette conséquence, ce qui nous autorise à formuler l'idée essentielle : la logique des conduites est mesurée au savoir de l'historien et non à celui du contemporain ou de l'acteur lui-même (149). La science expérimentale devient le critère unique de la logique, valable pour l'ensemble du passé humain.

Il ne suffit pas, en effet, d'après P., que le but soit atteint pour que l'action soit logique. Il faut encore que but objectif et but subjectif ou plus clairement résultats obtenus et fin visée coïncident. Trop rarement on a aperçu les conséquences du mode selon lequel P. classe les actions, à savoir les rapports entre l'action telle qu'elle apparaît aux autres et l'action telle que l'a pensée

et voulue l'acteur. La conduite objectivement adaptée mais instinctive, inconsciente, passe pour non logique (troisième classe), par ex. celle des animaux, de l'ouvrier qui obéit à une technique qu'il ne comprend pas (151, 152). Inversement, le primitif qui obéit à des interdits religieux (tabou), est non logique, faute de but objectif. Il le serait encore, faute d'accord entre les deux buts, si ses superstitions étaient justifiées par l'hygiène. De même, celui qui porte au pouvoir une nouvelle élite en se figurant mettre fin à l'exploitation de l'homme par l'homme est non logique du seul fait que les conséquences historiques ne répondent pas aux intentions. Dès lors on comprend la remarque faite en passant (1354) : l'hypocrite est logique, puisqu'il réalise, comme le sujet économique et comme le savant, l'accord de la pensée et de l'action.

Aux deux autres questions (quels sont les buts ? le caractère non logique s'attache-t-il à un aspect de la conduite ou à la conduite entière ?), P. ne répond pas explicitement. Lacune surprenante au premier abord, mais qu'il est facile de comprendre. Si l'on se réfère à l'esquisse du Traité que contient le deuxième chapitre du Manuel, on aperçoit la double origine de l'idée. P. part de l'action du sujet économique, qui lui paraît enchaîner logiquement les moyens en vue de la fin (l'utilité maximum). L'action non logique s'oppose à ce type d'action (que Weber appelait zweckrational). Mais comment s'y oppose-t-elle ? Les moyens sont-ils mal adaptés ? Les fins sont-elles différentes ? Nullement. P. retient avant tout le mobile de l'action, le mode psychologique de détermination, parce que, à ses yeux, le caractère du mobile entraîne la nature de l'action. Les actions du spéculateur à la bourse dépendent aussi du caractère de l'individu, et par là elles sont aussi non logiques (p. 41). Le texte est décisif, l'exigence de conformité entre conscience et action dérive de la conception primitive (qui reste présente dans le Traité) : le raisonnement dicte la conduite logique, le sentiment la conduite non logique. Le rationalisme est à ses yeux la théorie qui affirme cette puissance souveraine de la Raison pure sur la pratique des hommes. C'est ce rationalisme qu'il combat, mais dont il partage les préjugés.

L'autre origine est toute différente. P. songe au deuxième adversaire qu'il poursuit : le socialisme.[1]) Celui-ci invoque la justice et l'égalité, les naïfs se figurent qu'ils vont mettre fin à

---

[1]) Les Systèmes socialistes (2e éd., Paris 1926), ont pour centre l'idée que nous indiquons ici, du décalage entre fait objectif et représentation. (Les Systèmes ont paru en 1903.)

l'inégalité ; au nom des principes (les mythes de Sorel)[1]), ils chasseront une élite, mais la remplaceront par une autre, qui ne vaudra pas mieux que la précédente. Le rapport subjectif des représentations ne correspond pas au rapport objectif des faits. La réalité historique que cherche le sociologue, est dissimulée par les idées fausses que s'en font les hommes (qui sont rarement tout à fait sincères ou tout à fait hypocrites). L'illusion historique rejoint ainsi le sentiment dans la théorie des actions logiques. Celle-ci permet d'unifier cette double opposition au rationalisme psychologique (du libéralisme économique) et à l'idéalisme politique.

En effet, faute de connaître la réalité sociale authentique (celle que va nous révéler la deuxième partie du Traité) ou leurs propres sentiments (première partie du Traité), la plupart des individus agissent de façon non logique. L'accord nécessaire n'est possible que si le but est à la fois accessible (et non utopique) et visible (et non confondu avec des valeurs ou des impressions qui échappent aux observateurs). Mais, à rassembler dans une même catégorie l'illusion, l'aveuglement, la passion, les convictions religieuses ou éthiques, ne risque-t-on pas de dissoudre tout ce qu'il conviendrait de comprendre : l'existence et les collectivités humaines ?

En bref, les deux concepts de résidus et de dérivations se définissent de la manière suivante : nous constatons que les gestes, les paroles, les actes des hommes ne sont pas conformes à la logique expérimentale, qu'ils expriment donc des sentiments. Nous donnons le nom de résidus non aux sentiments, mais aux manifestations des sentiments. Ces derniers en eux-mêmes échappent à l'observation objective, ceux-là au contraire apparaissent dans les manifestations. Les dérivations sont les théories pseudo-logiques au moyen desquelles les hommes essaient de dissimuler, d'ordonner en apparence, de rationaliser leur manière d'agir. Les dérivations répondent à un besoin de l'homme, besoin de justification et de logique, mais qui se satisfait de sophismes aussi bien que de science. Les résidus sont la partie relativement constante des conduites humaines, dont les dérivations représentent l'aspect le plus superficiel et le plus changeant. Pour utiliser l'analogie avec l'analyse philologique, les résidus sont les racines sentimentales, des actes, les dérivations sont comparables aux multiples mots tirés d'une même racine.

---

[1]) La place nous manque, dans cette courte étude, pour préciser les rapports de Pareto et de Sorel. Pareto, a emprunté des idées à ce dernier, mais il les a transposées, il les a dépouillées de tout romantisme, de tout héroïsme, pour les intégrer à une théorie soi-disant positive.

En langage ordinaire, l'idée centrale de P. se ramène à des propositions simples : c'est le sentiment qui détermine les religions et non les théologies, le entiment reste à peu près le même en intensité et en nature, cependant que les théologies se renouvellent indéfiniment au cours de l'histoire. Les dieux passent, la foi demeure.

Ni cette relative constance, ni cette efficacité supérieure des résidus ne heurteront le sociologue. Bien plutôt mettrait-on en doute l'originalité de cette thèse agressivement proclamée. Les vraies questions se posent au delà : est-il légitime, est-il fécond d'opposer résidus et dérivations ? Ceux-là sont-ils intelligibles, pris en leur fond commun, séparés de celles-ci ? Sont-ils accessibles sans analyse psychologique ?

P. se défend de rechercher les instincts[1]) ou les sentiments et il s'arrête aux résidus qui en sont des manifestations (876, 1689 et sqq.). Il en donne pour raison la nécessaire prudence du savant qui se refuse à s'engager au delà des faits observables. D'autre part, P. ne manque pas de souligner qu'entre résidus et dérivations, la différence n'est pas absolue. Celles-ci ont aussi une certaine influence sur la conduite, elles agissent en retour sur ceux-là. Il arrive que des dérivations s'approfondissent, s'incrustent, au point de devenir résidus (877, 1463). Ceux-ci ne sont pas davantage isolés les uns des autres.

Bien loin de reprocher à P. de composer la nature humaine avec une pluralité d'atomes sentimentaux, il faut considérer les résidus comme des *abstractions* comparables à des racines reconstituées par le philologue, et non comme des pulsions ultimes, qui seraient les mots-souches de la langue primitive. La meilleure preuve en est que pour expliquer un seul et même acte, P. fait intervenir un grand nombre de résidus dont la combinaison est réelle et la dissociation fictive et méthodique (1690).

L'énumération des résidus est empirique, mais la distinction des classes, sinon des genres, aurait une plus grande portée puisque les classes ne varieraient guère au cours de l'histoire. Or, même à définir les classes, nous éprouvons des difficultés. La classe VI (résidus relatifs à l'instinct sexuel) nous renvoie à une pulsion fondamentale, mais en va-t-il de même pour la classe III ? Abandonnons celle-ci, dont on voit mal la nécessité : dans sa définition générale, elle semble une condition de toute psychologie objective (les sentiments tendent à se manifester) ; quant aux deux genres,

---

[1]) Il écarte également les instincts bruts, animaux en quelque sorte, qui ne donnent pas lieu à des dérivations, qui s'assouvissent sans comporter de rationalisation (851).

on les rattacherait aisément à d'autres classes. L'instinct de combinaison et la persistance des agrégats sont-ils, comme l'instinct sexuel, des pulsions fondamentales ? On pourrait le penser, mais à d'autres moments, ils apparaissent plutôt comme des mécanismes psychiques (formation et conservation des associations).

Si nous considérons l'usage qui en est fait dans la deuxième partie du Traité, la signification de ces deux classes est autre. On n'oppose plus tendance à combiner et tendance à maintenir les combinaisons, on confronte deux types de sentiments socialement contraires. D'une part, l'esprit de doute, de critique, d'ingéniosité, de science, de l'autre l'esprit de religion, de patriotisme, d'obéissance, etc. Ces deux antithèses sont analogues, mais non équivalentes.

Pas davantage les classes IV et V ne sont clairement définies. Les résidus en rapport avec la sociabilité sont aussi divers que possible, puisqu'ils vont de la pitié ou de la cruauté jusqu'aux sentiments relatifs à la hiérarchie, au besoin d'uniformité, à l'ascétisme. Là, manifestement, il serait vain de chercher une tendance fondamentale. Bien plutôt ces classes comprendraient-elles tous les résidus qui ont pour résultat d'arracher l'homme à la solitude et à l'égoïsme, et de l'unir ou de le soumettre aux autres. La classe IV, dans la deuxième partie du Traité, rejoint la classe II. La classe V s'oppose-t-elle à la IVe, comme la Ire à la IIe, comme l'individualisme au collectivisme ou l'altruisme à l'égoïsme ? Termes souvent employés, mais passablement inexacts, puisque les résidus de l'intégrité personnelle et de ses dépendances, d'après les exemples sinon d'après la formule première (forme sentimentale des intérêts), semblent plus proches de la IIe que de la Ire classe. En fait, par l'intermédiaire des dépendances, certains résidus de la classe V rejoignent les classes IV et II, puisqu'ils tendent à confondre la personne avec le groupe (2415).

L'étude des genres, dans laquelle nous ne pouvons entrer ne dissipe pas, bien au contraire, ces incertitudes. Parfois on se demande, en dépit des explications de P., pourquoi un certain genre se rattache à une certaine classe (ascétisme et sociabilité). Les différents genres n'admettent pas toujours l'interprétation générale de la classe. Considérée comme mécanisme de conservation, expression de l'inertie mentale, la « persistance des agrégats » vaudrait automatiquement pour tous les modes de la première classe. En revanche, la différence des genres s'explique aisément par l'opposition de l'esprit conservateur à l'esprit de nouveauté. (Encore que cette dernière définition s'accorde difficilement avec certaines des combinaisons magiques ou superstitieuses citées dans la Ire classe et qui devraient, en ce cas, ressortir à la IIe.)

En dernière analyse, que sont les classes de résidus ? Des tendances primitives, des mécanismes psychiques fondamentaux, des catégories sociales, des rubriques d'actions non logiques sous lesquelles rentrent commodément les divers résidus ? Entre toutes ces interprétations, on hésite. Si l'on s'en tient à la première partie du Traité, on choisit sans doute la dernière ; dans la deuxième partie, l'impression change, car P. ne retient que les deux premières classes et leur prête manifestement une signification sociologique et caractérologique.

Là encore le Manuel nous indique l'idée première, et la plus importante. P. a réfléchi sur les problèmes classiques comme ceux des relations entre morale et religion. Au delà de l'analyse logique qui rattache à des principes transcendants tels préceptes concrets, il observe l'existence de sentiments qui évoluent simultanément à travers l'histoire. Les sentiments patriotiques, moraux, religieux lui paraissent solidaires, ils sont ébranlés ou confirmés simultanément. Les classes de résidus représentent la simple transposition de ces groupes de sentiments que nous retrouvons dans la deuxième partie du Traité, et qui, dans la première partie, se mêlent à d'autres considérations (en particulier une critique sociologico-psychologique des pratiques et convictions religieuses).

Nous nous bornerons à quelques remarques sur la théorie des dérivations qui présente moins d'équivoque. On se demandera seulement selon quel principe s'opère la classification des dérivations. S'agit-il de mobiles psychologiques qui déterminent les hommes à admettre des raisonnements non valables ? S'agit-il des types de sophisme ? P. ne distingue pas nettement entre ces deux hypothèses : il songe à une espèce de logique des sentiments, de telle manière que les mêmes concepts vaudraient logiquement et psychologiquement, les quatre classes affirmation, autorité, accord avec les sentiments, preuve verbale se prêtent en effet à cette double interprétation ; elles se rattachent toutes quatre au fait social fondamental : le pouvoir et le maintien de la hiérarchie. Cette partie du Traité est probablement la meilleure. Servi par ses passions, P. met à jour non pas seulement les erreurs, les illusions ou les croyances absurdes, il analyse les moyens des orateurs, des hommes politiques, des journaux, les procédés employés pour répandre les dérivations, confirmer les résidus, maintenir et renforcer l'autorité, en la rendant évidente, naturelle ou sacrée. Sur ce point, P. est un initiateur, il est un des premiers à avoir fondé sur une psychologie de l'inconscient une conception positive de la propagande.

Malheureusement, P. étend sans limites les observations qu'il a faites sur son temps. Il élargit démesurément le domaine des

dérivations puisque, à ses yeux, seule la pensée logico-expérimentale est rationnelle. Dès lors, toute construction, religieuse, morale, philosophique, etc..., tombe sous le coup de sa critique. Les entités non expérimentales (et comment le bien ou la justice pourraient-ils être des entités expérimentales ?) impliqueraient un appel au sentiment ou à l'autorité et seraient du même coup disqualifiées au regard de la logique.

En même temps, P. trouve le moyen d'assouvir ses rancunes. Toutes les religions de ses contemporains, humanitarisme, socialisme, solidarisme, démocratie, deviennent expressions nouvelles des sentiments éternels, ni plus, ni moins raisonnables que les religions anciennes. La Démocratie, le Socialisme ou le Progrès seraient personnifiés et divinisés par les masses (1077) ; bien plus, ces religions modernes seront plus sévèrement condamnées encore, puisqu'à la différence des anciennes elles sont sans utilité (elles sont même nuisibles) (1859). P. en effet répète inlassablement que vérité et utilité n'ont rien de commun ; la vérité est fondée sur l'accord avec les faits : mais comment déterminer l'utilité ? Nous passons ainsi de la première à la deuxième partie du Traité, de l'analyse dispersée à la théorie de l'ensemble.

Quels éléments devons-nous ajouter aux résidus et aux dérivations pour développer une sociologie générale ? P. commence par écarter le milieu physique et le milieu social (les autres sociétés). Non qu'il en nie l'influence, au contraire, il retient une assez forte part de darwinisme[1]) pour admettre que chaque société est modelée par son milieu ou adaptée à lui, qu'elle a jusqu'à un certain point les sentiments nécessaires à son existence. En considérant les résidus, nous atteignons à la fois les instincts, les dispositions, les goûts d'une part, et de l'autre les circonstances inscrites pour ainsi dire dans le psychisme des hommes (2064).

En dehors des sentiments, P. reconnaît un autre mobile, l'intérêt. La conduite type que dicte l'intérêt et qui est strictement logique, est celle du sujet économique qui, en fonction des obstacles, tâche d'atteindre au maximum de jouissance. A vrai dire, cette logique est subordonnée à un ordre de préférences, à une hiérarchie des biens qui sont d'ordre subjectif. Mais le savant n'en dispose pas moins d'une norme objective d'appréciations. Les plaisirs des individus mesurent l'intérêt et l'économie politique développe la logique formelle des conduites, sans tenir compte du contenu des biens, qui dépendent des goûts.

Nous ne nous demandons pas si effectivement l'économie

---

[1]) L'influence du darwinisme social semble avoir été assez forte sur la pensée de P. Cf. Manuel, p. 96 sqq, Systèmes I, p. 29 sqq, Traité, 1770.

abstraite et mathématique, fondée sur la notion d'ophélimité, vaut pour toutes les sociétés, ou bien si elle suppose une certaine structure sociale et une certaine psychologie de caractère historique (p. ex. au moins l'habitude d'une évaluation monétaire des jouissances) (2121 et sqq.). Considérons le problème de l'intérêt pour la sociologie. Si nous continuons à envisager seulement des individus, nous aurons le droit de parler du maximum d'utilité[1]) pour une collectivité, c'est-à-dire du point à partir duquel on ne pourrait augmenter l'utilité des uns sans diminuer celle des autres (l'utilité étant mesurée toujours par le plaisir qu'éprouvent les hommes). Au contraire, si nous envisageons l'utilité de la société, prise comme une entité, une personne, tout critère nous fait défaut : d'une société juste ou d'une société puissante, laquelle est la plus utile ? Qui en décidera ? Conclusion explicitement tirée par P. lui-même : du problème social ou moral, il n'y a pas de solution logico-expérimentale, parce que le problème n'est pas posé en termes tels qu'il puisse comporter une pareille solution (2143). En langage ordinaire, nous dirons que chacun a ses préférences, un idéal : dès que celui-ci ou celles-là sont en jeu, la science n'est plus compétente.

Au premier abord, cette théorie de l'intérêt est surprenante. Comment dire qu'un individu agit par intérêt ou par sentiment ? L'action qui répond à un désir, n'apporte-t-elle pas de plaisir et ne rentre-t-elle pas du même coup dans la catégorie des actions par intérêt ? Les sentiments ne sont-ils pas l'équivalent des goûts ou des dispositions qui sont les prémisses de tout raisonnement économique ?

L'embarras de P. se manifeste dans l'ambiguïté des termes. Il énumère, en dehors des résidus, les goûts, les dispositions, les tendances, mais ne précise jamais les différences qu'il établit entre ces termes. Nous savons ce que sont les goûts d'après sa théorie économique, mais en quoi se distinguent-ils des résidus ? Les uns et les autres ne posent-ils pas de manière équivalente les buts ? P., il est vrai, explique que la sociologie ne saurait procéder à la manière de l'économie politique, parce que, même à partir des résidus, les actions ne sont pas logiques (2079). Mais le problème n'en subsiste pas moins, sous sa double forme. Pour mesurer la logique subjective des conduites non logiques, il importerait de rapporter celles-ci aux plaisirs qu'elles procurent (plaisirs sensibles ou moraux, peu importe)[2]) ; pour mesurer la logique objective, de les rapporter aux fins dernières et à la hiérarchie des fins,

---

[1]) Cette notion est déjà introduite dans le Manuel, p. 354 et 617.

[2]) Si nous adoptons le critère de P. lui-même.

auxquelles, consciemment ou non, tendent les individus. P. esquive cette double analyse grâce à la définition qu'il a donnée des actions non logiques, et qui lui permet de confronter la conduite avec la réalité sociale (telle qu'il l'interprète) et les mobiles qu'il induit des manifestations. En fait, il oscille entre deux conceptions, l'une qui mettrait dans les sentiments l'origine de tous les actes, même rationnels, l'autre qui opposerait les impulsions inconscientes, aveugles ou absurdes des résidus, à la logique de l'intérêt.[1])

Quant à l'indétermination de l'utilité sociale, P. n'en tire aucune conséquence. Il revient plusieurs fois sur l'antithèse intérêt pour[2]) et intérêt de la société. Le chiffre de population le plus favorable pour un pays n'est pas nécessairement celui qui assure l'utilité la plus grande de ce pays. Ailleurs il se demande si les avantages qu'ont tirés des excès de la liberté plusieurs générations, compensent la perte de l'indépendance nationale qui finira par sanctionner la dissolution de la discipline collective (2507). En d'autres termes, la contradiction qui tourmente P., libéral impénitent, pénétré de rationalisme individualiste, est celle de l'intérêt individuel et de l'intérêt social, c'est-à-dire de l'égoïsme lucide et du dévouement aveugle (résidus de la IIe classe) (1877).

Pratiquement, mais non explicitement, il résout cette contradiction en faveur de l'intérêt social en confondant celui-ci avec la prospérité et la puissance des nations, telles que les estime la sagesse commune. L'utilité, indépendante de la vérité, coïncidera toujours soit avec un intérêt matériel, soit plus largement encore avec la conservation du corps social, idée politique dont la notion d'équilibre donne une traduction scientifique (ce qui n'exclut pas l'utilité, conservatrice pour ainsi dire, des révolutions qui substituent à une élite efféminée, humanitaire, une élite capable d'énergie, de violence).

Pour arriver à une sociologie générale, il nous reste à ajouter aux résidus et dérivations, à l'intérêt (c'est-à-dire à l'économie) l'hétérogénéité sociale. Sans exposer dans le détail la théorie des élites, rappelons-en les idées essentielles.

L'hétérogénéité est un fait indubitable. La différence des individus en force, en intelligence, en fortune, en autorité s'impose à tout observateur. La notion d'élite n'implique donc aucun jugement de valeur : il y a des élites de brigands aussi bien que de savants. La grande coquette en fait partie au même titre que l'homme d'État, puisque l'élite se définit comme l'ensemble de ceux

---

[1]) Au fond, P. conserve le préjugé de l'économie libérale : seul l'égoïsme est naturel et logique.

[2]) Cette notion dérive de l'économie pure, la seconde est politique.

qui ont les indices les plus élevés dans la branche où ils déploient leur activité (2031). P. distingue d'autre part l'élite non gouvernementale et l'élite gouvernementale composée par, „ceux qui, directement ou indirectement, jouent un rôle notable dans le gouvernement" (2032). Enfin, P. regarde comme fondamentale la distinction des spéculateurs et des rentiers. Les premiers sont ceux, „dont le revenu est essentiellement variable et dépend de leur habileté à trouver des sources de gains" (2237), les rentiers sont les personnes, „dont le revenu est fixe ou presque fixe et dépend peu, par conséquent, des combinaisons ingénieuses que l'on peut imaginer". Les deux concepts viennent probablement de l'économie : ils correspondent peut-être à l'opposition du capital mobilier et du capital foncier. En tout cas, ils sont destinés à traduire une donnée que P. tenait pour fondamentale dans l'histoire : le dépouillement des épargnants par les innombrables procédés de la législation, de la finance ou de la violence.

La théorie de l'hétérogénéité sociale se rattache à la première partie du Traité, par le fait qu'élite et classe inférieure sont caractérisées avant tout par la proportion différente des résidus de la première (origine de la civilisation) et de la deuxième classe (conditions de l'équilibre social) qu'ils possèdent. Le peuple est croyant, misonéiste, etc., les élites plus sceptiques, plus éclairées, etc... De même les deux types d'élites, les violentes et les rusées, se définissent par une disposition psychique autant que par une attitude sociale.

Ces concepts étant posés, la dynamique sociale se ramène à un petit nombre de propositions. Les genres de résidus varient beaucoup, mais les classes de résidus changent peu et gardent approximativement, dans une société totale, la même intensité (1699 et sqq.). L'humanitarisme remplace le christianisme, Marx prend la place de Jésus, mais les résidus de sociabilité ou d'intégrité personnelle (1713 et sqq.) demeurent à peu près constants. En revanche, les différences que présentent ces résidus de société à société ou de classe sociale à classe sociale, sont décisives. Bien plus, la circulation des élites s'explique ou se manifeste par les transformations de ces résidus.

Il y a toujours une élite peu nombreuse qui détient le pouvoir et en abuse (2267) et une classe inférieure. Entre l'une et l'autre, s'opère une certaine circulation. Les arrêts et les insuffisances ou bien au contraire une rapidité trop grande de celles-ci sont à l'origine des révolutions qui renouvellent le personnel dirigeant, mais non pas le fait éternel de la division et de la lutte des classes. L'autorité est toujours fondée en une proportion variable sur la force et sur le consentement (2244). Le spéculateur obtient

celui-ci par ruse, les élites violentes usent de celle-là.[1]) Les premiers finissent par succomber, parce qu'ils sont devenus incapables d'employer les moyens de contrainte, et que les violents, écartés des meilleures places dans une société ploutocratique, se joignent aux classes inférieures. Les aristocraties sont ou décimées par la guerre ou corrompues par leurs conditions de vie : toutes s'épuisent et au bout d'un temps plus ou moins long, tombent en décadence.

Pour saisir l'ensemble de la réalité et du mouvement historique, Pareto, faute de méthode synthétique, se borne à appliquer le principe de mutuelle dépendance aux quatre facteurs résidus, dérivation, intérêt et hétérogénéité sociale. Ainsi le cycle devient la forme du devenir total et non pas seulement du développement économique ou des changements politiques. Tous les cycles dépendent les uns des autres, les spéculateurs développent les richesses mais affaiblissent le lien social et les résidus du deuxième genre, d'où une réaction religieuse, traditionaliste ou révolutionnaire (Réforme, 1789, 1848, etc.), une élite violente prend le pouvoir et chasse les rusés.

Deux remarques s'imposent à la fin de ce résumé. Le formalisme des concepts ne dissimule ni les passions personnelles de P., ni les cas concrets qu'il vise. Il hait les ploutocrates dont il a cru observer en France et en Italie le règne, il les méprise, eux et leurs idéologies humanitaires. Il voit dans les syndicalistes violents les futurs successeurs des démocrates (1857), mais d'autre part il craint la cristallisation bureaucratique de la fin de l'Empire romain. De même qu'il conçoit comme le plus favorable à la société un mélange des résidus de la première et de la deuxième classes, à la fois dans le tout social et dans l'élite, ainsi il désire, sans peut-être en concevoir la possibilité durable, un pouvoir fort, laissant libre jeu économique aux spéculateurs, mais les soumettant à un contrôle (2549).

Certes, P. se défend d'apprécier et de souhaiter. Mais les uniformités expérimentales conduisent à une théorie des actions virtuelles. La connaissance des influences réciproques des facteurs permet de prévoir les conditions et les conséquences des modifications que l'on se propose d'opérer. Les fins idéales sont écartées du seul fait que l'exploitation du peuple est une donnée permanente et que le fond de tous les gouvernements est analogue. Les fins accessibles sont déterminées par rapport à l'intérêt de la société,

---

[1]) Les deux oppositions spéculateurs-rentiers et rusés-violents ne se correspondent pas. La première s'applique à deux groupes différents à l'intérieur de l'élite actuelle ; il n'y en a pas moins affinité entre spéculateurs et rusés, mais non entre rentiers et violents.

les moyens efficaces se déduisent de la psychologie humaine. Une politique se dégage de cette sociologie objective, et cette politique est la partie la plus intéressante et la plus agissante de tout le Traité. Par un renversement dialectique, la prétention à l'entière objectivité aboutit à une prise de position cynique. La critique doit moins porter sur le détail des conceptions que sur la méthode de la substitution, on serait tenté de dire sur le tour de passe-passe.

II

Supposons que toutes les uniformités établies par P. soient conformes à l'expérience : le Traité ne serait pas, du même coup, „un chef-d'œuvre de l'esprit humain".[1]) Le formalisme de cette sociologie, si l'on s'en tient à la lettre des propositions, est tel qu'il diminue singulièrement la portée des conclusions. Si P. et ses fidèles en jugent autrement, c'est qu'ils tiennent pour accordé le passage du général au fondamental. Du fait qu'il y a dans toute société une élite et un gouvernement, il ne s'ensuit pas que toutes les élites et toutes les formes d'autorité se valent.

Cette remarque préliminaire nous autorise à négliger un travail qui serait fastidieux, à savoir l'examen des preuves. P. se réclame de la méthode scientifique, mais il oublie que, en matière historique et sociale, cette méthode a pour première qualité la rigueur dans la critique des textes et des sources. Or, P. accepte avec une égale confiance les témoignages les plus divers, les plus douteux, pourvu que ces témoignages lui apportent une confirmation nouvelle de ses conceptions ou satisfassent une de ses haines. Les récits des journaux, les anecdotes des couloirs, tout lui est bon, dès qu'il s'agit d'accabler démocrates et humanitaires.

Laissons même de côté la valeur des preuves. P. commet une erreur plus grave, il multiplie les exemples et en vient à confondre l'énumération de cas singuliers avec une vérification expérimentale. Admettons que tous les scandales financiers qu'il cite dans sa description du parlementarisme italien ou français soient exacts : il importerait encore de préciser l'importance réelle de ces incidents. Croire que la Troisième République, en France, se définit essentiellement par la ploutocratie parisienne, c'est ignorer toute la vie authentique du régime dans les provinces et les campagnes. Même une statistique des affaires spéculatives politico-économiques ne serait pas décisive, faute de comparaison avec les autres régimes : les pouvoirs forts ignorent moins de tels faits qu'ils ne les dissi-

---

[1]) L'expression a été employée par M. Bousquet et M. Rougier.

mulent. De toute façon, il faudrait distinguer la corruption, phénomène général que l'on rencontre sous tous les climats, des combinaisons politico-économiques qui en effet peuvent être propres à un certain type de société ou à certain moment de l'évolution. Mais, pour dégager une telle distinction, ni l'anecdote, ni les concepts généraux ne suffisent. Et déjà cette remarque nous mène au point capital.

La critique principale que nous adressons au Traité porte sur le glissement équivoque de la logique à la psychologie, de la psychologie à la sociologie. En bref, la première partie est faussée parce qu'elle s'appuie sur une logique, une métaphysique de la science, la deuxième partie est faussée par un défaut inverse : elle devrait être sociologique et elle est dominée par une psychologie équivoque des classes et de la lutte des classes.

Le rapprochement de ces deux reproches contraires semblera, au premier abord, paradoxal. Cette impression de paradoxe se dissipe si l'on se rappelle la remarque faite antérieurement dans l'exposé. D'une partie à l'autre, les classes des résidus ne gardent pas exactement la même signification. Dans la deuxième partie, il est question uniquement des résidus de la première et de la deuxième classe, de l'instinct de critique et de novation par opposition aux sentiments conservateurs et religieux. Toute l'étude des résidus disparaît, ou du moins on n'en retient que ces deux classes et les propositions les plus générales, relatives aux actions non logiques. On en vient à se demander si quelques centaines de pages étaient nécessaires pour retrouver les maximes de la sagesse bourgeoise : il faut de la religion pour le peuple, de l'intelligence et du scepticisme aux élites.

La nature propre et la faiblesse de la théorie des résidus et des dérivations se dégagent en toute clarté dès qu'on la confronte, d'une part avec la psychologie freudienne des complexes, de l'autre avec la critique marxiste des idéologies. L'analyse qui va de la justification ou de la rationalisation au complexe pénètre plus profondément dans la conscience des hommes que la connaissance vulgaire. On explique le contenu pseudo-logique de la justification en même temps que l'on en détermine l'origine. On acquiert la possibilité et le droit d'opposer l'apparence à la réalité, l'idée que l'individu se fait de lui-même à ce qu'il est authentiquement (toutes ces expressions prises au sens psychologique). Appliquée à un cas historique, la méthode conserve les mêmes avantages, elle permet de comprendre à la fois l'idéologie dans sa singularité et les raisons du succès qu'elle a obtenu. Une réserve s'impose, il est vrai : si l'on subsume mécaniquement des exemples particuliers sous un concept, si l'on rend compte de toutes les révoltes

par le ressentiment, on indique tout au plus une des conditions psychologiques des phénomènes historiques et l'on ne progresse guère dans l'interprétation sociologique de la révolte ouvrière au XIXe siècle.

En d'autres termes, pour que l'analyse des idéologies conserve les privilèges de la psychanalyse individuelle, il faut combiner la compréhension historique et l'explication psychologique, ne pas négliger le cas particulier, mais tout au contraire en fixer d'abord l'originalité, mettre celle-ci en relation avec la constellation sociale, avant de faire intervenir une loi ou un type de réaction. Tel est le véritable caractère de l'analyse marxiste qui ne dissout pas les dérivations en fonction d'une logique éternelle ou d'une classification des sentiments immuables, qui n'établit pas une correspondance systématique entre telles idées et tels groupes sociaux, mais qui s'efforce de ressaisir le mouvement historique : de telle manière que la fonction des idéologies devienne intelligible, en même temps que leurs causes psychologiques ou sociales et leur contenu logique.

La méthode de P. n'est ni celle de Freud, ni celle de Marx. Qu'il s'agisse d'un culte ou d'un rite, d'une coutume ou d'une croyance, de la religion ou de la médecine, P. ne cherche à rendre le phénomène intelligible ni par les origines, ni par les circonstances concomitantes, ni par l'ordre de préférences morales, ni par une manière originale de penser ou de sentir, ni même par des pulsions. Les sentiments qu'il invoque correspondent exactement aux faits qu'il constate : ils en sont la traduction verbale. Le culte des morts s'explique par les sentiments qu'inspire le cadavre, l'ascétisme par une tendance à se faire souffrir soi-même, les persécutions par le désir d'uniformité, les pratiques magiques par la croyance que les mots commandent aux forces cosmiques, la famille par la persistance d'agrégats. Nous voilà bien avancés. P. a beau jeu à ridiculiser les interprétations des autres, puisque lui-même, au fond, n'en donne aucune. Il se réclame de la science positive : il retombe dans les vertus scolastiques.[1])

Cette stérilité de la théorie des résidus s'explique aisément si l'on se rappelle les définitions premières. P. s'en tient à une méthode abstraite. A ses yeux, une personnalité individuelle ou collective est faite d'une juxtaposition de résidus plus ou moins contradictoires : il est donc vain de reconstituer l'ensemble d'une manière de vivre ou de penser. Du même coup, il néglige la hiérarchie des valeurs ou la représentation du monde, caractéristiques d'une époque ou d'une société. Il se borne à imaginer autant de

[1]) Cf. Borkenau, Pareto. Londres 1936, p. 75

résidus qu'il observe un peu au hasard, de catégories de conduites non logiques. Il écarte même la recherche des pulsions fondamentales, sous prétexte que celle-ci ressortit à la psychologie. La détermination des sentiments est inévitablement arbitraire, puisqu'elle ne passe pas par une compréhension des conduites et ne recourt pas à une analyse des tendances.

Comme dans les *systèmes socialistes*, il emploie deux méthodes, l'une consiste à examiner les idées en elles-mêmes au point de vue de la logique ou de la vérité, l'autre à confronter les idées avec la réalité sociale. Mais la première ne conduit à aucun résultat dans le cas des croyances ou des pratiques religieuses, la deuxième nous apprend tout au plus certaines fonctions historiques des religions. Et encore, comme la réalité est trop souvent réduite à la lutte éternelle des classes, l'explication participe de ce schématisme intemporel.

En réalité, la méthode vaut surtout, sinon uniquement, pour l'objet auquel elle était primitivement destinée, à savoir les idéologies politiques (le système socialiste par exemple, ou les théories protectionniste ou libre-échangiste). Et encore convient-il de répéter les mêmes réserves : la seule réalité sociale qui intéresse P. est la politique, l'autorité et la hiérarchie. Les interprétations du *Traité* sont, par suite de ce préjugé, dangereusement simplifiées. D'autre part, dans la critique des idéologies, P. se sert d'un double procédé qui facilite sa tâche : il suggère que la similitude des sentiments religieux entraîne l'équivalence des religions (socialisme et christianisme, Marx et Jésus) ; il admet toujours que seules les parties logico-expérimentales des dérivations ont une valeur quelconque, et il ne tient pas compte du mode selon lequel les auteurs ont voulu penser. En d'autres termes, nous notons déjà les défauts que nous reprochons à la deuxième partie : le psychologisme, qui sert à dissoudre les singularités historiques, un *pseudo-positivisme*, qui permet de disqualifier ceux qui visent, au delà des faits éternels, un but historique ou moral.

La sociologie de la deuxième partie est en plusieurs sens une sociologie générale. Elle vise à saisir l'ensemble et non plus des éléments, à marquer les caractères de *toutes* les sociétés, à indiquer l'allure des mouvements partiels en même temps que du mouvement total (forme ondulatoire). P. se figure atteindre simultanément cette triple généralité, puisque l'hétérogénéité sociale caractérise la structure de toutes les collectivités, la circulation des élites toutes les évolutions historiques.

Nous ne mettons pas en doute le fait de l'hétérogénéité sociale au sens où l'entend P. Dans chaque activité, on peut en effet distinguer ceux qui obtiennent les notes les plus élevées, c'est-à-dire

qui ont réussi. Pratiquement — preuve que cette notion formelle de l'élite est inutilisable —, P. s'intéresse presque uniquement à l'élite gouvernementale. Mais nous poserons la même question à propos de tous les concepts. Ne sont-ils pas trop vagues, trop vides pour déterminer la nature d'une société particulière, à supposer qu'ils vaillent pour toutes les sociétés ? La lutte des gouvernants et des gouvernés a-t-elle partout une signification, un caractère semblables ? Le recrutement de l'élite, la fonction et les fondements de l'autorité, sont-ils partout les mêmes ?

Considérons d'abord les concepts à l'aide desquels P. distingue les diverses classes à l'intérieur d'une même société ou les sociétés les unes des autres. Les élites auraient une plus grande quantité de résidus de la première classe, les masses au contraire de résidus de la deuxième. Bien que cette affirmation se borne à reproduire un lieu commun, elle prêterait à discussion. (Toutes les religions ne sont pas par nature de tendance conservatrice, elles ont eu historiquement des fonctions très diverses.) Admettons même l'observation : dira-t-on que la psychologie des deux groupes est par là définie ? L'opposition de Sparte et d'Athènes, de la France et de l'Allemagne est-elle précisée une fois traduite en termes de proportion entre les deux catégories de résidus ? Avons-nous là autre chose que la transposition verbale d'une donnée grossièrement saisie ? On dira qu'il ne s'agit pas d'expliquer mais de décrire la forme générale des phénomènes. Encore importerait-il que cette description fût fidèle et certaine. Or, la reconstitution de l'état d'esprit public à Athènes paraît singulièrement aléatoire, tant l'intervalle est grand entre les anecdotes, les témoignages invoqués et les conclusions relatives aux sentiments des peuples qui en sont tirées. Au vrai, P. se borne à constater les vicissitudes de la grandeur athénienne et à les exprimer en son langage.

Quant aux types d'élite, spéculateurs et rentiers, rusés et violents, ils ont le double défaut d'être psychologiques et formels. Les spéculateurs seraient ceux dont les revenus variables dépendent de combinaisons ingénieuses. Mais si l'on s'en tient à cette formule, tous les capitalistes, industriels aussi bien que banquiers, directeurs de trusts, financiers aussi bien qu'entrepreneurs, rentrent dans cette catégorie. Bien plus, le concept en ce cas s'applique indifféremment au marchand chinois, à l'usurier juif, au banquier lombard, au capitaliste protestant, etc. Psychologiquement et historiquement, il acquiert une telle extension, suite d'une compréhension imprécise, qu'on voit mal les services qu'il pourrait rendre. Aussi bien, à l'origine, P. songe à un type d'homme bien plus déterminé, à savoir les spéculateurs qui utilisent les opérations financières ou politiques par opposition à ceux qui travaillent sans

recourir à ces procédés exceptionnels. Mais, en ce cas, le concept n'est plus valable de manière universelle, on ne saurait sans absurdité attribuer à ces spéculateurs le développement économique moderne. Le capitaliste anglo-saxon, depuis les calvinistes étudiés par Max Weber jusqu'à un Rockefeller ou un Ford, n'est pas essentiellement, ni au sens psychologique ni au sens historique, un spéculateur. Enfin, ce concept, pas plus que celui de rentier, ne rend compte du mécanisme du profit dans une économie déterminée.

On saisit sur cet exemple le fonctionnement de la pensée de P. Au point de départ on retrouve toujours le spectacle que lui a offert la démocratie, l'interprétation qu'il en a donnée. Les spéculateurs, il les a connus dans les coulisses du régime parlementaire, mais au lieu d'expliquer leur rôle dans et par l'organisation sociale, il en fait un type humain, il formalise le concept, le détache de toute société en lui donnant une valeur psychologique et le projette dans le passé. On montrerait le même processus pour les autres concepts : les militaires et les chefs syndicalistes qui combattent les réformistes sont les exemples d'une élite violente.

Il serait naïf évidemment de voir là une erreur accidentelle de méthode. Les généralités psychologiques servent à réduire les phénomènes historiques à l'uniformité de quelques données fondamentales, à transposer la lutte de classe sur le plan d'une psychologie individuelle.[1]) Le psychologisme de la deuxième partie remplit donc la même fonction que le logicisme de la première, il écarte les particularités et dégage une « nature sociale » définie par la proportion de deux catégories de résidus, le conflit des classes, l'alternance au pouvoir de types opposés.

La dynamique sociale qu'esquisse P. présente inévitablement les mêmes caractères. Formellement elle est dominée par l'idée de mutuelle dépendance[2]), matériellement par le renouvellement des élites.

Plus que le principe formel de mutuelle dépendance importe l'isolement des termes dont on suivra les réactions réciproques dans la vie collective en devenir. Remarquons d'abord l'élimination des circonstances extérieures (milieu physique et autres sociétés) qui, justifiée à bon compte par l'affirmation que ces circonstances

---

[1]) Ou à dissoudre le concept précis de classe dans le concept plus général et plus vague de groupe. Cf. Systèmes I, p. 121.

[2]) Cette idée serait, d'après P., la réfutation du marxisme. En réalité, le primat de l'économie ne supprime pas l'interaction des facteurs historiques. J'ai même essayé ailleurs, de démontrer que ce primat ne doit en tout cas pas être interprété dans un sens causal.

se reflètent dans les sentiments, expriment au fond l'indifférence de P. à l'égard du contenu des sociétés. Il est vrai que les intérêts réintroduisent l'ordre économique, mais, et là l'anti-marxisme devient visible, les deux types d'activité économique (liberté et bureaucratie) sont rattachés à deux types psychologiques et deux types de pouvoir. P. suit les destinées des nations en fonction des résidus et des systèmes économiques qui renvoient également aux caractères des élites. La fonction du concept de structure sociale dans la sociologie marxiste, à savoir la délimitation et le discernement des ensembles, les types psychologiques d'élites la remplissent dans la sociologie de P.

La théorie des élites de P. dérive du darwinisme social d'une part (Ammon, Vacher de Lapouge), des idées de Sorel de l'autre. Dans le Manuel (p. 399 et 423), les hommes qui ont réussi dans la vie sociale, correspondent aux individus et aux espèces qui ont survécu à la concurrence vitale. P. justifie la sélection et en affirme la nécessité, en se fondant sur l'inégalité des qualités héréditaires. Il examine les diverses couches sociales au point de vue de la sélection : la misère détruit indifféremment les bons et les mauvais, la pauvreté au contraire supprime les faibles et, par le courage et l'énergie qu'elle impose, donne aux meilleurs l'occasion de se développer et de se révéler. C'est là que se forme la « relève », les individus appelés à pénétrer dans l'élite pour remplacer ceux qui ne sont plus dignes d'y figurer. Car les élites se corrompent, dégénèrent : P. donne le fait pour certain, quelle que soit l'explication qu'il comporte, vraisemblablement biologique d'ailleurs (2053). Enfin, en ce qui concerne l'utilité, la discussion porte sur la part qu'il faut faire à la stabilité d'une part, à la sélection de l'autre.[1])

P. conserve partiellement dans le Traité cette conception biologique[2]), mais il met l'accent sur l'aspect historique du problème. La circulation des élites ne se définit pas seulement par la montée incessante des individus bien doués, mais aussi et surtout par la substitution d'une élite à une autre. Peut-être P. continue-t-il à penser que la libre concurrence économique serait le meilleur procédé de sélection, encore qu'il paraisse davantage soucieux de stabilité. Mais l'essentiel est maintenant de recruter l'élite gouvernementale. Or, P. l'avait déjà marqué dans les Systèmes socialistes, les modes de recrutement ont historiquement varié, aussi

---

[1]) On trouvera au t. II du Système chap. IX bis, un long exposé du problème de la sélection.

[2]) Il n'avait jamais admis la conception raciale. Systèmes, I, p. 30-31. Traité, 2065 et 2206.

bien les qualités exigées que les procédés de discrimination. Ces diversités, P. les constate, mais il ne les analyse pas de manière méthodique, il ne les rattache pas à l'organisation des sociétés. Il lui suffit qu'à chaque époque, fassent partie de l'élite approximativement ceux que leurs qualités désignent pour occuper les hautes fonctions, étant données les conditions de la lutte. Cette formule qui paraît prudente, positive, autorise à justifier toutes les élites qui ont réussi, à exiger seulement de l'élite qu'elle soit capable d'employer pour se maintenir les moyens efficaces.[1]) La conservation du pouvoir, plus encore que la sélection en vue du renouvellement de l'élite, devient l'impératif premier. Le libéralisme économique se subordonne aux exigences d'un État autoritaire.

Au reste, comment pourrait-il en être autrement aussi longtemps que l'on considère seulement la lutte sans fin ni résultat des groupes rivaux ? Abstraitement, P. reconnaît que „la partie principale du phénomène, c'est l'organisation et non la volonté consciente des individus" (2254). Il en tire la conclusion que les événements ne suivent pas directement des volontés conscientes. L'histoire n'a pas été voulue telle par les acteurs, si grands fussent-ils. Mais, en dernière analyse, „les hommes qui gouvernent ont une tendance à abuser de leur pouvoir" (2267) ; là est le caractère commun et, aux yeux de P., essentiel de tous les régimes. Dans les exemples, P. analyse, au moins partiellement, la structure sociale, économique, politique, mais il en revient toujours à la bataille des classes ou des cupidités individuelles, phénomène qui est comparable sur le plan politique à la concurrence économique. Le machiavélisme correspond, dans un certain sens, à l'économie pure, il enseigne à triompher des obstacles pour atteindre des buts égoïstes. La différence est que l'accord de l'intérêt individuel et de l'intérêt collectif n'est pas garanti : les résidus sont destinés à répandre l'indispensable illusion.

Logicisme de la première partie et psychologisme de la seconde ne rendent pas seulement le même service, ils ont la même origine, à savoir la méconnaissance de l'histoire que suppriment le dogmatisme de la science positive et la croyance à l'immutabilité des sentiments humains (confondus avec le fond permanent de l'histoire).

Dans la première partie du Traité, P. va de la logique à la psychologie, dans la deuxième, il va des sentiments (qui définissent les classes sociales et les types d'élites) à une sorte de logique sociale

---

[1]) Manuel, p. 129. Si l'on considère cet ensemble de qualités qui favorisent la prospérité et la domination d'une classe, on a ce que nous appellerons l'élite.

ordonnée par le problème unique du pouvoir. Dans les deux cas l'erreur est la même, encore qu'elle paraisse inverse. Il est légitime d'interpréter ce que les hommes font plutôt que ce qu'ils croient ou veulent faire : sociologues et historiens usent de ce droit, mais encore ne faut-il pas, en ce cas, prétendre à une psychologie. L'absurdité consiste à conclure du non logique aux mobiles ou aux sentiments. De même, il est légitime de tenter une psychologie des individus et des groupes, mais non pas de confondre cette psychologie avec la structure profonde de toute société.

Mais ces deux erreurs deviennent logiques dans la pensée de P. puisqu'elles tendent l'une et l'autre au même résultat. Seul celui qui applique les leçons du Traité sera logique à la fois subjectivement et objectivement, dans ses mobiles et par ses actes, puisqu'il renonce aux mythologies et aux buts idéaux et pénètre le mécanisme de la réalité collective. La Raison n'a plus d'autre fin par sa ruse que d'entretenir la lutte des passions individuelles qu'elle utilise.

III

P. est de ceux qui pensent contre.[1]) Ce n'est pas assez de dire que sans cesse il adopte le ton et les procédés de la polémique. Ses affirmations ne prennent leur sens que rapportées aux doctrines qu'elles nient. Nous l'avons vu, déjà, même dans la critique formelle. A fortiori, la critique et l'interprétation historique de la théorie exigent une perpétuelle référence aux adversaires.

Tout le Traité semble écrit sous l'impression de quelques expériences fondamentales. Son père, idéaliste de 1848, avait cru au progrès d'une humanité de plus en plus raisonnable. Et lui observait que de la Science et de la Raison, les foules faisaient une divinité nouvelle. On avait cru, autour de lui, au triomphe de la démocratie, et il observait l'inégalité comme un fait, l'exploitation des gouvernés par les élites comme une donnée permanente dans la vie des peuples, il apercevait les démagogues et les hommes d'affaires derrière la façade parlementaire. Il avait cru lui-même au libéralisme, annoncé que le protectionnisme ruinerait l'Italie et il constatait que le pays gagnait en richesse grâce à l'action des spéculateurs qui, par leurs excès, préparaient la réaction des violents.

Il me paraît certain que P. a raison contre la métaphysique rationaliste, contre le progressisme simpliste, contre l'humanita-

---

[1]) Cf. Studien über Autorität und Familie, p. 219. Hrsg. vom Institut für Sozialforschung. Paris 1936.

risme démocratique, contre son libéralisme ancien. Reste à savoir jusqu'à quel point, en quel sens il a raison, s'il dépasse vraiment les thèses qu'il réfute ou bien s'il n'est pas jusqu'au bout prisonnier et victime des mêmes préjugés.

Bornons-nous, sur le sujet de l'anti-rationalisme et de l'anti-libéralisme, à quelques remarques. Il combat la religion de la science, les illusions selon lesquelles celle-ci atteindrait à l'absolu. Mais il a beau explicitement en limiter la portée, il retombe dans la même erreur du fait qu'il ridiculise tous les efforts de réflexion philosophique et morale, qu'il tient la connaissance positive pour la seule façon de penser valable. Dès lors, il oscille entre deux solutions : proclamer les droits du sentiment et livrer l'existence aux impulsions irrationnelles ou bien suggérer que la science sociale livre les règles d'une conduite logique. Solutions au fond complémentaires, la dernière à l'usage de quelques savants, la première bonne pour les masses.

Il n'en va pas autrement pour le libéralisme. Il proclame que les vérités de l'économie pure ne sont pas *ipso facto* valables pour un cas concret. Une mesure de protection, bien qu'en elle-même elle implique une destruction de richesse, peut indirectement, par les facilités qu'elle offre aux spéculateurs, par ses répercussions sur les classes sociales, enrichir un pays.[1]) P. complète l'économie pure sociologiquement, mais il ne se demande pas la signification et l'utilité que gardent les équations de l'ophélimité ; il ne réintroduit pas systématiquement la vie économique dans l'ensemble social, il n'en analyse pas les caractères historiques : sur tous ces points, il reste disciple des classiques.

Prenons maintenant la démocratie et l'humanitarisme.[2]) Cette idéologie paraît, à l'heure présente, confrontée avec les événements, si dérisoire et si utopique qu'on hésite à en prendre la défense. Il ne convient pas d'en méconnaître les faiblesses, mais encore faut-il en saisir les erreurs authentiques. Il est aussi absurde, et il est plus dangereux, d'exalter que de nier, de manière générale, le rôle historique de la violence ou de la guerre. Dans les deux cas, l'absurdité est la même : opposer aux faits les principes abstraits

---

[1]) Le cas est examiné dans tous les ouvrages de P. Cf. *Manuel*, p. 505 et sqq. et dans le *Traité*, la comparaison de l'Allemagne, de l'Angleterre, de l'Italie à ce point de vue, 2014, 2218, etc.

[2]) Nous ne pouvons pas dans cette étude discuter en détail chacune des thèses de P. Il est clair que nous ne cherchons pas à lui rendre justice, mais à souligner les erreurs qui nous paraissent décisives. Il y a du vrai dans toutes les théories de P., sur la démocratie, sur les élites, mais les vérités partielles sont défigurées par les erreurs que nous relevons et aussi par la passion et la polémique. L'idée démocratique ne sert pas seulement de masque à une nouvelle aristocratie.

au lieu de comprendre les situations uniques et d'en dégager les fins accessibles et souhaitables.[1])

Que le refus inconditionnel de la violence empêche l'accomplissement des tâches nécessaires, que le pacifisme juridique ou absolu ne suffise pas à arrêter les conflits, et, par une contradiction inévitable, fasse souvent le jeu des agresseurs, que ce pacifisme exprime une pensée lâche devant le réel, couvre des craintes ou des égoïsmes collectifs, nous le savons. Toutes ces théories, répandues à titre de vérité, mettent en danger certains peuples ou certains groupes en leur dissimulant le monde dans lequel il faut agir. Confondues avec des impératifs, elles méconnaissent certaines valeurs authentiques et laissent trop beau jeu aux idéologies de l'héroïsme. Mais cette fausseté sociologique et morale ne donne pas raison à la propagande contraire : les hommes n'ont guère besoin qu'on leur rappelle qu'ils sont d'abord des brutes. Au reste, le dogmatisme de P. n'est pas plus juste. Une certaine forme de guerre hyperbolique est peut-être devenue historiquement anachronique. En politique intérieure, la violence n'est pas toujours le meilleur moyen de conserver le pouvoir. De toute manière, la violence devrait être justifiée par le but en vue duquel on l'emploie. Il est vrai que les gouvernants n'ont pas de but au delà de leur propre intérêt...

Il en va de même pour l'idéologie démocratique. La société actuelle n'est pas conforme aux idéaux rationnels d'égalité, de justice et de liberté. Accordons-le[2]), accordons même que la société future ne leur sera pas entièrement conforme. Ces idées sont des transfigurations du réel ou des anticipations à demi mythologiques de l'avenir. Pour que la critique fût pertinente, il importerait de comparer ces idées avec les réalités qu'elles transfigurent ou qu'elles anticipent. Les réfuter logiquement ou abstraitement en elles-mêmes ou par rapport aux phénomènes éternels, c'est verser dans le défaut majeur de la pensée détachée. Seule l'analyse de la structure sociale permettrait de mesurer le droit et la puissance que possèdent effectivement les individus et d'imaginer les transformations souhaitables à l'intérieur de cette structure ou la structure autre qui assurerait aux hommes un sort meilleur.

On objectera peut-être que la critique de P. est au fond histo-

---

1) Il va sans dire qu'il serait absurde de nier le rôle qu'à exercé et continue à exercer la violence dans l'histoire. Mais au lieu de formules générales, les analyses particulières seraient plus instructives.

2) Il y a incontestablement du vrai dans la description que fait P. du parlementarisme italien et français, mais, au moins pour ce dernier il tombe dans la polémique journalistique, amplifie démesurément certains faits et en néglige d'autres.

rique. Toutes les dérivations s'expliquent par leur fonction sociale, les idées égalitaires dissimulent et favorisent le succès de la nouvelle aristocratie. Bien plus, il met en rapport idéologie humanitaire et rôle des spéculateurs.[1]) Il y a là en effet l'esquisse d'une interprétation sociologique, mais cette interprétation est simpliste et caricaturale. Les idées progressistes remontent à une si lointaine tradition et appartiennent à tant de groupes qu'il est absurde d'en faire simplement des instruments d'affairistes sans scrupule, de bourgeois rusés, d'intellectuels naïfs. De plus, comme certains extrémistes, P. méconnaît la signification de la démocratie formelle. Les régimes parlementaires ne marquent pas l'accomplissement de la destinée humaine. On conçoit qu'on sacrifie la liberté acquise aux nécessités d'une autre révolution, mais les régimes totalitaires ont montré la différence entre dictature et démocratie. Les droits que confère celle-ci font partie des droits que l'on réclame d'une société humaine ; interprétés concrètement et totalement, ils expriment la revendication dernière.

Mais ne retrouvons-nous pas ici une autre argumentation de P. ? Les abus sont éternels comme la lutte des classes et l'exploitation. Si P. exalte la violence, c'est que toutes les élites se valent et qu'une élite témoigne par son énergie qu'elle mérite ses privilèges. Il ne s'agit plus de l'anti-humanitarisme mais de l'anti-progressisme. La substitution du problème politique au problème économique, de l'interprétation psychologique à l'interprétation sociale de la lutte des classes, de l'alternance des rusés et des violents au mouvement orienté vers le mieux, toutes ces conceptions se rattachent à un scepticisme radical, origine des deux parties du Traité, puisque l'antirationalisme de la première partie prépare l'antiprogressisme de la deuxième.

Remarquons d'abord une fois de plus les éléments communs à la thèse et à l'antithèse : idée d'une nature humaine constante (P. ajoute même quelque part que l'importance relative des résidus de la première classe s'accroît, mais sur un rythme plus lent que l'on ne le pensait (2392)) et conception individualiste de la société. En revanche, on abandonne les illusions du libéralisme économique aussi bien que politique. Les fondements de cet antiprogressisme sont une anthropologie pessimiste et une certaine conception de l'économie. Le revenu de chacun dépendrait essentiellement de la richesse générale. Or l'entreprise étatisée a un rendement inférieur

---

[1]) Il voit également, par un reste de darwinisme social, dans les idéologies humanitaires le signe de la décadence. Les élites qui ne sont plus armées pour la lutte vitale sont condamnées à mort. L'idée se trouve déjà et dans le Manuel, p. 132, 134 sqq., et dans les Systèmes, I, p. 37 et sqq.

à celui de l'entreprise individuelle. D'autre part, la loi de distribution des revenus vaudrait pour toutes les sociétés, de sorte que l'amélioration du sort de la classe la plus nombreuse dépendrait du développement économique, mais non de l'organisation sociale.[1])

Nous ne pouvons discuter en détail cette argumentation, — ce qui exigerait de trop longs développements. Nous ne pouvons que suivre ici les effets des erreurs que nous nous sommes efforcés de dénoncer. Sur le plan psychologique, on ne trouvera jamais ni principe ni garantie d'un progrès, encore que, d'une société à une autre, les manières de sentir et d'agir changent profondément. D'autre part, que la distinction des classes ne puisse disparaître, si on entend par là les différences de force, d'intelligence, de fortune ou de puissance entre individus, on l'admettra aisément. Que dans toute société il faille une discipline collective (Systèmes, II, p. 309)[2]), donc un gouvernement et un certain usage ou menace d'usage de la force, on l'admettra encore. Ces propositions générales sont probablement vraies et sans grande portée. Ce que l'on nie, c'est que la structure des classes, le caractère des élites et la fonction de l'autorité soient en profondeur semblables. Cette identification, jamais démontrée, tient à la manière dont P. pose et résout le problème, aux concepts formels qu'il emploie, aux faits dispersés et communs à tous les régimes sur lesquels il s'appuie. Or, seule une telle identification comporterait la conclusion que P. suggère, le droit de se désintéresser des données historiques et de désirer l'avènement d'une élite violente, capable de maintenir les masses dans l'obéissance et l'ignorance pour le plus grand intérêt des pays.

Cette conclusion suppose visiblement des préférences toutes subjectives en faveur des régimes autoritaires — ce qui autorise celui-là même qui admettrait toutes les thèses du Traité à se décider autrement et ce qui prouve l'impossibilité de passer d'une sociologie générale à un choix concret. De plus, celui-ci découle moins des généralités formelles que de haines et de volontés précises. P. a vu le déclin du libéralisme, la décomposition des démocraties, il a souhaité un pouvoir fort qui rendrait force au pays et laisserait aux bourgeois privilèges et jouissances. Mais comme il ne saurait, dans cette direction, concevoir même la possibilité d'une amélioration humaine, il s'évade du présent, il invoque l'expérience éternelle et une sociologie de l'équilibre.

Certes, on trouverait dans son œuvre les éléments d'une argu-

---

[1]) De même, aux chap. XIII et XIV des Systèmes socialistes, on trouvera une discussion du marxisme. Ce serait le sujet d'une autre étude, qui devrait être surtout économique.

[2]) Cette référence se rapporte au texte de la 1re édition.

mentation historique contre la révolution prolétarienne. Une économie dirigée impliquerait une bureaucratie et celle-ci, dirigée par une élite violente, finirait par exploiter à son profit le travail commun et par inhiber le développement de la production. Qu'une économie dirigée comporte de tels dangers, soit. Mais ces dangers inséparables de la situation actuelle ne prouvent pas la vanité de toute entreprise, ils rappellent seulement les conditions de l'aventure historique. Le but que l'on conçoit accessible, il dépend encore des hommes qu'il soit ou non atteint.

IV

P., sans jamais adhérer au parti fasciste, a été, comme on sait, un sympathisant. Il a salué l'avènement du fascisme, il y a vu l'accomplissement de sa prévision, le remplacement d'une élite rusée par une élite violente. De son côté, le fascisme l'a honoré, fait sénateur du Royaume. Il est vrai que personnellement, P. avait le goût de la mesure et de l'indépendance (dont il réservait le bénéfice à quelques-uns). L'État totalitaire italien aurait doublement déçu l'auteur du Traité, en supprimant la liberté intellectuelle dans la classe dirigeante, en réduisant la liberté économique qui, contrôlée, lui paraissait le régime le plus favorable à l'accroissement de la richesse publique. Déception, au reste inévitable, conforme au Traité lui-même, qui conçoit plutôt qu'il n'observe la combinaison la plus heureuse d'un pouvoir fort et d'une vie économique sans entraves.[1])

Nous ne poursuivrons pas cette étude des rapports directs. La psychologie de P. nous intéresse moins que la signification de son œuvre. D'autre part, une connaissance exacte de la littérature italienne nous manque pour apprécier exactement le rôle qu'il a joué dans la propagation du fascisme, l'influence qu'il a exercée sur le dictateur lui-même, influence qui sans doute se distingue mal de celle de Sorel. Nous tâcherons de marquer la parenté essentielle entre la pensée de P. et un certain fascisme.

Le Traité trace le portrait d'un politicien logique qui utiliserait les uniformités expérimentales pour atteindre le but qu'il se propose. Un tel politicien serait l'héritier des empiristes et des réalistes, mais il serait lucide, hypocrite consciemment. Il tâcherait d'utiliser les résidus, de répandre les dérivations susceptibles de se transformer en résidus, il s'adresserait toujours aux sentiments et

---

[1]) Du moins cette combinaison réalisée au début de l'Empire romain, n'est-elle pas durable.

jamais à la raison, soucieux d'imposer les convictions utiles, indifférent à la qualité des arguments (pour persuader les foules, il ne faut pas raisonner, mais avoir l'air de raisonner)[1]. En revanche, il ferait appel à l'intérêt des élites. Mais de ces résidus, qu'il maintiendrait dans le peuple, il serait lui-même libéré. Les mythes lui serviraient à exalter la volonté des autres, mais il en discernerait le caractère illusoire. La propagande et l'idéologie seraient au même titre que la police procédé de gouvernement, l'équilibre social serait obtenu par le fanatisme des masses et l'habileté des chefs, la grandeur nationale représenterait le but dernier. Nous avons là, à n'en pas douter, un des types de chef fasciste, celui de l'intellectuel ou du demi-intellectuel, dépouillé de préjugés et qui méprise avant tout les intellectuels. Toutes les théories du Traité s'éclairent si on les regarde comme le système par lequel un tel chef justifie et organise sa conduite.

Un certain nombre des équivoques que nous avons rencontrées sont assez caractéristiques de ce genre d'homme. Par exemple, la juxtaposition d'un relativisme intégral et d'un dogmatisme naïf : il n'y a aucun moyen de juger des fins suprêmes, les intérêts des nations relèvent d'une appréciation toute subjective, mais ensuite ce relativisme est oublié et il demeure l'évidence banale de l'intérêt national (au sens matériel) qui apparaît comme la fin suprême. A la faveur du scepticisme, on réintroduit les vieilles croyances et les fanatismes élémentaires.

Mais il ne suffit pas de rendre le politicien habile. Il faut aussi lui donner bonne conscience. Le fascisme est anti-libéral, anti-humanitaire, anti-démocrate et anti-rationaliste. Puisque l'antithèse reste sur le même plan que la thèse, on démontre que la négation dialectique est impossible. Pour éviter la solution marxiste, on change de terrain. On met au second plan la structure économique et sociale, on conserve la lutte des classes, on n'en nie pas la réalité, bien plus on confirme par elle la nécessité du régime absolutiste[2]), mais on la traduit en termes de psychologie plus individuelle encore que collective, de manière à en consacrer l'éternité, l'identité sous tous les climats, dans toutes les sociétés.[3]) Cette substitution opérée, on n'a pas encore le moyen de démontrer la vérité supérieure d'une cause. P. a longtemps vu dans les syndicalistes violents

---

[1]) Systèmes socialistes, I, p. 126.

[2]) De même les exagérations de P., au sujet de l'humanitarisme bourgeois, des faveurs faites aux ouvriers, de la tolérance à l'égard des grévistes, tout cela prend aujourd'hui le caractère d'un appel à l'énergie bourgeoise.

[3]) La lutte de classes devient une forme de la lutte pour la vie, dans Les Systèmes socialistes, t. II, chap. XIV.

les héritiers désignés (encore qu'il envisageât une réaction bourgeoise). Mais on n'a pas besoin d'une telle démonstration. La violence devient titre au succès, le succès une garantie du droit. L'exaltation des élites et de leur volonté créatrice remplace l'analyse des tâches historiques et tient lieu de programme.

A ce point de vue, on comprend pourquoi P. néglige ou met au second plan l'étude des situations historiques, pourquoi il se refuse à distinguer modalités et formes de l'exploitation, pourquoi il a besoin de généralités et non pas d'une compréhension singulière. L'origine de toutes ces démarches se trouve dans le refus de dégager la singularité de la conjoncture présente, dans la volonté de choisir en fonction des lois permanentes de la nature sociale. Le marxisme mettait l'accent sur le caractère original de l'opposition entre prolétaires et bourgeois. P. nie cette originalité, note les traits ou les incidents communs à tous les régimes et fait appel à des concepts neutres. Le mécanisme de la pensée, la signification politique de la méthodologie scientiste apparaissent en toute clarté.

Le Traité tout entier nous apparaît comme une immense dérivation, dont les résidus sont les haines politiques et le souci exclusif des relations entre gouvernants et gouvernés. Mais, et par là même nous nous opposons à la méthode de notre auteur, nous nous sommes attachés au contenu de cette dérivation, qui, loin d'être indifférent, révèle les résidus et garde une fonction propre. Le positivisme, comme l'économie des classiques, permet d'aboutir à une pratique en évitant tout jugement de valeur. Mais ce n'est plus l'accord de l'intérêt individuel et de l'intérêt collectif, c'est leur éternelle opposition qui fonde une politique. Le pessimisme a exactement la même fonction et le même résultat que l'optimisme : il enseigne à maintenir la situation présente. Seuls les moyens ont changé. Il n'est plus question d'instruire ou d'élever le niveau de vie du peuple, mais d'employer consciemment les procédés éternels, convaincre les masses de leur impuissance et du bon droit des puissants, répandre la religion la plus utile, consacrer la famille et l'autorité.

On aperçoit du même coup le moment historique de cette idéologie. Le déclin de la bourgeoisie et de la démocratie n'autorise plus à parler au nom de toutes classes et à invoquer le libéralisme.[1]) Puisque décidément celui-ci est devenu impossible, puisque les conduites sont non-logiques, on substitue à la justification par l'espoir de progrès la justification par la vanité de toute espé-

[1]) La déception de l'économiste libéral et du bourgeois est à l'origine de cette violence.

rance. Le grand bourgeois se fait fasciste. Cet homme doux devient intellectuellement féroce. Mais il ne va pas jusqu'à se nier tout à fait lui-même, il souhaite une élite violente, mais assez intelligente pour laisser aux grands de ce monde loisirs et plaisirs de l'esprit.

Du même coup nous avons montré que, si la doctrine de P. illustre assez bien une des façons de venir au fascisme, elle sera toujours réservée à l'usage du petit nombre. Une fois le fascisme installé, elle sera dissimulée sous une idéologie présentable à tous. Précisément parce qu'elle est cynique, elle devient dangereuse dans un régime qui a besoin de religion et dont il donne l'interprétation réaliste. P. affirme à toutes les pages la lutte des classes que l'on doit nier et imputer aux inventions des intellectuels. Plus la pratique qu'il recommande sera effective, moins on se réclamera de lui. Les autres formes de la pensée fasciste, la métaphysique totalitaire ou raciale, l'apologie de la nation viendront au premier plan. Même pour les chefs on préparera une autre nourriture, car les propagandistes sincères sont d'ordinaire plus efficaces que les hypocrites. On appliquera ces préceptes, mais on les reniera.

* * *

Toute sociologie „wertfrei" traite les jugements de valeur qu'elle rencontre dans l'objet, comme des faits. Les écoles de sociologie se distinguent par la manière dont elles procèdent à cette objectivation des valeurs, les sociologues par la manière dont ils combinent connaissance et décision.

Les sociologues français avaient conçu que la science s'achèverait en art, que la découverte des lois livrerait les règles d'action, que les buts eux-mêmes découleraient soit des tendances de l'évolution, soit de la société authentique. En fait, ils ont confirmé par la science des volontés antérieures à celle-ci. Max Weber, au contraire, rappelait sans cesse que la science partielle laisse place à toutes les préférences, que la compréhension des univers vécus n'entraîne pas le choix d'un univers. Séparation partiellement valable théoriquement, parce qu'il s'en tenait à un savoir analytique, aux relations causales, mais toutes ses études reflètent les questions qu'il posait et à l'histoire et au présent.

La solution de P. ne se confond ni avec celle du positivisme ni avec celle du néo-kantisme. Elle consiste à éliminer les préjugés moraux comme non conformes aux faits, à retrouver partout le problème de l'autorité et à suggérer, sans affirmer explicitement aucune valeur, les meilleurs moyens de maintenir l'équilibre. Tout idéalisme, toute éthique étant écartés, le fond commun à toutes

les sociétés étant révélé, chacun reste abstraitement libre de préférer l'impossible au possible et l'illusoire au réel, mais il est à l'avance disqualifié comme naïf ou hypocrite. La seule alternative est celle du scepticisme ou de l'aveuglement. On rejoint le peuple abusé ou l'élite des exploiteurs, le réalisme aboutit au cynisme.

De ce cynisme, le scientisme ne porte pas la responsabilité, mais il est l'instrument. C'est lui qui permet de confondre les faits humains avec les choses, d'ignorer les démarches décisives de la science, sélection, interprétation, organisation, de donner des caractères généraux pour essentiels, en un mot de substituer le système éternel d'un pouvoir sans but ni raison, à l'évolution des collectivités humaines. En vérité, la connaissance sociale n'est pas séparable de l'homme concret. Les généralités, si elles sont formelles, dissimulent les données essentielles, si elles se rapprochent du concret, elles portent la marque d'une intention. Échec de l'objectivité ? Peut-être cet idéal est-il moins inaccessible qu'étranger à la sociologie.

L'impartialité nécessaire dans l'établissement des faits, dans la critique des sources et des statistiques, ne supprime pas le choix entre les méthodes et les concepts. Or ce choix, à son tour, se rattache à une volonté. De même que chacun trahit par l'idée qu'il se fait de lui-même le but qu'il s'assigne, ainsi la connaissance sociale est liée à la dialectique par laquelle l'homme historique prend conscience de lui-même et découvre à la fois son être et son vouloir. Le savoir objectif est un moment de cette dialectique, sans terme renouvelée, qui va de l'existence naïve à la décision lucide.

Zur Soziologie Paretos.

Die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten der Soziologie Paretos sind oft erörtert worden. Ebensooft hat man die politische Bedeutung dieser Soziologie hervorgehoben. In seinem Aufsatz versucht A., wissenschaftliche Unzulänglichkeit und politische Bedeutung wechselseitig zu erklären.

Im ersten Teil werden die Hauptthesen der Paretoschen Soziologie zusammengefasst. Der zweite Teil bringt eine Kritik der Paretoschen Soziologie. Die Methode Paretos wird mit der Psychoanalyse und mit der marxistischen Interpretation der Ideologien kurz verglichen und dabei klargelegt, dass Pareto weder die historische Bedeutung noch den psychologischen Ursprung der „dérivations" zu zeigen vermag. Die Paretosche Theorie des sozialen Ganzen ist durch den Psychologismus und die Verkennung der Geschichte verfälscht. Mit formellen und abstrakten Begriffen wie „hétérogénéité sociale, élite, force, consentement" vermag man weder die Struktur einer besonderen Gesellschaft noch die verschiedenen Funktionen der Autorität zu kennzeichnen.

Im dritten Teil wird Pareto als typischer „polemischer Denker" gedeutet. Ohne den Rationalismus zu überwinden, kommt er zur Negation

aller rationalistischen Behauptungen. Er kennt keinen Fortschritt, die menschliche und die gesellschaftliche Natur bleiben ewig dieselben, der Klassenkampf beruht auf unabänderlichen Gegebenheiten der individuellen und gruppenmässigen Psychologie.

Im vierten Teil wird kurz die Soziologie Paretos in ihren Beziehungen zum faschistischen Denken interpretiert. Zynismus, Notwendigkeit einer Religion für das Volk und einer Propaganda, die die irrationalen Kräfte der Massen ausnützt, Machiavellismus der Führer, Rechtfertigung der Elite durch den Erfolg, hoffnungsloser Pessimismus, der die Unmöglichkeit jeder menschlichen Gesellschaft beweist und den Privilegierten ein gutes Gewissen sichert, bilden die Hauptpunkte dieser antiliberalistischen und antimarxistischen Ideologie, die typisch ist für die Periode des Übergangs von der Demokratie zum autoritären Staat. Nach dem Sieg des letzteren wird der metaphysische Schleier nützlicher als der offene Zynismus.

The Sociology of Pareto.

The scientific shortcomings of Pareto's sociology have often been discussed, and its political significance noted. In this article, A. attempts to analyze the interrelations between the two.

The article begins with a statement of the main theses of Pareto's sociology. In part two, Pareto's method is compared briefly with psychoanalysis and with the Marxist interpretation of ideology, and this comparison reveals that Pareto could show neither the historical significance nor the psychological roots of „derivations". His theory of the social whole is erroneous because of his psychologism and his misunderstanding of the historical process. Formal, abstract concepts like social heterogeneity, élite, force, and consent, do not permit adequate analysis of the structure of a specific society or of the various functions of authority.

Part three studies Pareto as a typical „polemical thinker". He arrives at a negation of all rationalistic contentions without, however, overcoming rationalism. He does not recognize progress ; the nature of man and society are eternally the same ; the class struggle, for him, rests on unalterable facts of individual and social psychology.

The last section is devoted to a brief discussion of the relationship of Pareto's sociology to Fascist thought. Cynicism, the necessity for religion and for propaganda which will utilize the irrational forces of the masses, Machiavellianism of the leader, justification of the elite through success, a pessimism which insists on the hopelessness of every form of society and salves the conscience of privileged groups — these are the main elements of this anti-liberal, anti-Marxist ideology, typical of the period of transition from democracy to the authoritarian state. After the victory of the latter, the metaphysical veil becomes more useful than open cynicism.

Zu Marshalls neuklassischer Ökonomie.[1])

Von
Paul Sering.

In England, dem Heimatland der klassischen Ökonomie, hat sich die Grenznutzenlehre zunächst nicht in ihrer reinen Form durchsetzen können : Jevons hat keine Schule begründet. Der entwickelte englische Kapitalismus mit seinem durch die Jahrhunderte gehäuften Reichtum und seinen dadurch abgeschwächten Klassengegensätzen stellte an die Theorie andere Anforderungen. Das Bedürfnis nach systematischer Apologetik war gewiss auch hier vorhanden, doch es stand weniger aufdringlich im Vordergrund als auf dem Kontinent. Dagegen war man seit den Zeiten der Klassiker gewöhnt, von der Theorie Aufschlüsse über konkrete wirtschafts- und sozialpolitische Fragen und überhaupt Resultate zu erwarten, die auf die Entwicklung des existierenden Wirtschaftssystems anwendbar waren. Ein Abschleifen der harten klassenmässigen Kanten der klassischen Theorie, eine ausführlichere Preis- und Marktanalyse im Rahmen einer Theorie des Kapitalismus — ein harmonisiertes Bild der Wirklichkeit, aber immerhin ein praktisch brauchbares Bild der Wirklichkeit — das wurde hier gefordert.

Das System Alfred Marshalls ist in allen seinen Zügen der Ausdruck dieses Überwiegens der praktischen Bedürfnisse über die apologetischen. Für Marshall ist, wie für die Klassiker, die kapitalistische Ordnung selbst kein Problem. Er will sie nicht bewusst rechtfertigen, er setzt sie voraus. So verliert er sich nicht in dem Labyrinth logischer Fiktionen, die den Grenznutzlern erklären müssen, wie harmonische Marktwirtschaft überhaupt möglich sei. Ihn interessiert, wie die vorhandene Marktwirtschaft unter wechselnden konkreten Bedingungen funktioniert. Seine persönliche Interessenrichtung ist dabei wirtschafts- und vor allem sozialpo-

---

1) Da infolge der Zeitumstände keine der ökonomischen Arbeiten des Instituts für Sozialforschung abgeschlossen ist, geben wir durch Veröffentlichung des oben abgedruckten Abschnitts aus einer noch unvollendeten kritischen Schrift über die gegenwärtige Nationalökonomie wenigstens einen kurzen Einblick in diese Studien.

M. H.

litisch. Er will eine analytische Maschine entwickeln, um die Möglichkeiten zu prüfen, das Funktionieren der bestehenden Ordnung im allgemeinen und die Lage der ärmeren Klassen im besonderen zu verbessern. Nicht die Tendenz der idealen Konkurrenz zum Maximum soll bewiesen, sondern es sollen gerade die Bedingungen aufgezeigt werden, unter denen das System nicht sozial-optimal funktioniert, und der Ort, wo Staatseingriffe sozial vorteilhaft wirken können.

Die Probleme, auf die er mit dieser Fragestellung stösst, sind im Grunde die Probleme der Klassiker : die Wirkung von Verschiebungen der Produktion und Änderungen der Verteilung in einer sich entwickelnden Wirtschaft. Auch der Massstab, an dem er Vorteil und Nachteil misst, ist klassisch : die Wirkung auf die gesellschaftliche Produktivität, die Wirkung der gegenwärtigen Verteilung auf die Möglichkeiten künftiger Versorgung, kurz die Probleme des Reichtums der Nationen. Es sind wirkliche ökonomische Probleme des Kapitalismus, nicht fiktive Probleme einer fiktiven Wirtschaft überhaupt. Die vielen Anknüpfungen an die Klassiker, die sich in Marshalls System ausdrücklich finden, drücken daher mehr als ein pietätvolles Streben nach Kontinuität aus : er hat mit ihnen den Gegenstand der Wissenschaft gemeinsam. Dies gilt allerdings auch für die Schranken dieses Gegenstandes : die wirkliche Dynamik des Kapitals, die Sprünge des technischen Fortschritts, die Zyklen von Prosperität und Krise treten in dieser Theorie nicht auf : die Überzeugung, dass, wie die Natur, auch die Gesellschaft keine Sprünge macht, bildet geradezu die weltanschauliche Grundlage seines Werkes. So ist es gestutzter Kapitalismus, aber immerhin Kapitalismus, der ihn nach dem Vorbild der Klassiker beschäftigt.

Die Kritik, die Marshall bewusst an den Klassikern übt, ist, da er ihren Gegenstand beibehält, eine relativ untergeordnete, sozusagen technische : sie haben den Einfluss der Nachfrage auf den Markt nicht scharf genug formuliert, und sie haben noch nicht über die mathematischen Hilfsmittel verfügt, um die gegenseitige Abhängigkeit aller Faktoren der Marktsituation voneinander ins rechte Licht zu setzen. Ihre Resultate bedürfen trotzdem nur relativ geringer Modifikation, weil die praktische Bedeutung von Änderungen auf der Kostenseite die grössere ist, wie sie richtig erkannten. Doch in der Formulierung des Mechanismus sind Fortschritte möglich geworden. Es entspricht dieser analytisch-technischen Kritik, dass Marshall als den Ökonomen, von dem er am meisten Neues gelernt habe, keinen der systematischen Begründer der Grenznutzenlehre nennt, sondern Cournot.

Cournots Technik, auf einem gegebenen Markt Nachfrage und

Angebot als Funktionen des Preises zu behandeln, ist in der Tat systematisch neutral. Sie ist anwendbar, ob die Angebotskurve subjektive Reservepreise oder echte Produktionskosten ausdrückt. Sie ist von Cournot auch nur zur Behandlung von Teilproblemen, nicht zum Aufbau eines Gesamtsystems verwendet worden; an der einzigen Stelle, wo er ein Gesamtproblem — das Problem des Nationalreichtums — mit dieser Technik angriff, ist er in primitive Widersprüche geraten. In einem System, das sich ausschliesslich auf die Markterscheinungen bezieht, wird diese Technik gewiss eine zentralere Rolle spielen können als in einem System, das darüber hinaus die Anatomie der Gesellschaft geben will. Aber als Hilfsmittel brauchbar ist sie auch in diesem.

Eine Verfeinerung der klassischen Analyse mit Hilfe der Cournotschen Technik könnte daher widerspruchsfrei gelingen; und oft sieht es so aus, als habe Marshall geglaubt, gerade dieses zu leisten. Während er die Brauchbarkeit der Cournotschen Analyse durch Einführung des Begriffs der Nachfrage-Elastizität wesentlich verbessert hat, findet er für die fiktive Zurückführung der Nachfrage auf die individuellen Konsumpläne, die die Grenznutzenlehre vornimmt, in seinem System wenig Verwendung. Er betont, dass Dupuits' Leistung in dieser Richtung weit weniger wichtig sei als die vorhergehende Leistung Cournots. Er erwähnt in seiner frühen Arbeit über Werttheorie die individuellen Nachfragefunktionen überhaupt nicht, und er macht auch in der Skizze seines Gleichungssystems im mathematischen Anhang der „Principles" von ihnen keinen Gebrauch.

Aber obwohl Marshall an den logischen Grundlagen des grenznutzlerischen Systems so geringes Interesse zeigt, steht er doch in der entscheidenden Frage auf dem Boden dieses Systems. Gleich nach Cournot nennt er als wichtigen Einfluss auf sein Denken Thünen, den Begründer der Grenzproduktivitätslehre in ihrer ersten rohen Form. Der Name Thünen steht hier als Anzeige für die grundsätzliche Art, an die Verteilungsprobleme heranzugehen, die der ganzen modernen Theorie gemeinsam ist: die Auffassung von der Parallelität der Produktionsfaktoren in der Werttheorie und der Aufbau der Verteilungstheorie von der Markttheorie her. Diese Auffassung ist aber der apologetische Kern, der — von Say herkommend — das Strukturbild der modernen Theorie von der Wirtschaft bestimmt.

Bei den konsequenten Systematikern der modernen Theorie hat die logische Durcharbeitung dieses Strukturbildes zur Abwendung von allen Problemen der ökonomischen Wirklichkeit, zu einem Wechsel des Gegenstandes der Ökonomie geführt. Marshall aber versucht, mit dem Strukturbild der Modernen den

Gegenstand der Klassiker zu erfassen. Sein Werk wird dadurch zur Probe aufs Exempel auf den Erkenntniswert der modernen Theorie, zur Probe, wie weit Wirklichkeitserkenntnis mit ihrem Begriffsgebäude möglich ist. Tatsächlich hat der Widerspruch zwischen der Struktur des Gegenstandes und der Struktur der Theorie zur schliesslichen Auflösung der Marshallschule geführt.

Für Marshall wurde dieser Widerspruch verdeckt durch die systemneutrale Cournotsche Technik, die die disparaten Elemente zusammenklammern musste. Die Marktgesetze erscheinen ihm als das neutrale Terrain, auf dem sich die Geltungsbereiche entgegengesetzter Theorien objektiv abgrenzen lassen, ohne dass eine grundsätzliche Entscheidung notwendig wäre. Doch die Abgrenzung ist nur scheinbar — die Tragweite der verwendeten Begriffe geht über den Rahmen der Marktanalyse hinaus, in das Gebiet, wo ihr Widerspruch deutlich wird, der dem Widerspruch zwischen den apologetischen Voraussetzungen und den Erkenntniszielen des Systems entspringt : ins Gebiet der tragenden Strukturvorstellungen der Wert- und Verteilungstheorie.

Vor aller werttheoretischen Analyse beschreibt Marshall die Organisation der Wirtschaft, die er untersucht, und die Kräfte, die in ihr wirksam sind. Es ist das Bild einer kapitalistischen Wirtschaft in nicht mathematisch gleichförmigem, doch kontinuierlich gleichmässigem Wachstum. Es gipfelt in der Gegenüberstellung der historischen Tendenzen zum abnehmenden und zunehmenden Ertrag, des Gegeneinanderwirkens des Widerstandes, den die Natur der menschlichen Bemühung entgegensetzt, und des Fortschritts der Produktion, den Technik und Organisation der menschlichen Arbeitsteilung hervorbringen. In diesen Rahmen sollen die Marktgesetze eingezeichnet werden. Die Stufen der Abstraktion, in denen er sie entwickelt, sind nicht Fiktionen erdachter Wirtschaftssysteme, wie bei den konsequenten Grenznutzlern, sondern Ausschnitte aus diesem Gesamtbild der Wirklichkeit.

Und dennoch ist ein fiktives Element von vornherein in die Konstruktion eingebaut. Zunehmender und abnehmender Ertrag werden definiert als ein Verhältnis von Produktmenge und Realkosten, und Realkosten sind hier keine technische, sondern eine psychologische Grösse : die Anstrengungen und Opfer, die die Produktion erfordert. Es handelt sich um die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivität, im Grunde eine technische Relation. Marshall erkennt das klar genug, um die Messung in Geld als unzulässig zu erklären, auf eine reale Grösse zurückgehen zu wollen. Doch die technische Reduktion auf *einen* gesellschaftlichen Kostenfaktor, die Arbeit, ist durch die apologetische Voraussetzung ausgeschlossen — es muss ein Kostenmass gefunden wer-

den, das Lohn- und Zinskosten als gleichberechtigt erscheinen lässt. Der Zins ist für Marshall der Preis des Opfers, des Wartens, des Konsumaufschubs; die Definition der Realkosten als Opfer und Anstrengungen leistet also zunächst das Gewünschte. Sie legt jedoch den Grund für die meisten Widersprüche des Marshallschen Systems.

Marshall geht also an die Darstellung der Markttheorie mit der Voraussetzung heran, dass die Balance von Bedürfnissen gegen Opfer und Anstrengungen die eigentliche Aufgabe des Marktes sei. In der Markttheorie selbst versucht er jedoch keine systematische Reduktion der Preise auf diese angeblichen letzten Ursachen; er nimmt die Nachfrage als effektive Nachfrage, die Kosten als Geldkosten, wie sie der Unternehmer in seiner Kalkulation vorfindet, und untersucht naiv (z.B. mit der selbstverständlichen Annahme, dass alle Auslagen und Eingänge zu dem Zeitpunkt, für den sie verglichen werden, als verzinst oder diskontiert gerechnet werden müssen), aber unbefangen, das heisst ohne den Versuch, die ideologischen Voraussetzungen zu beweisen, die unmittelbaren Bestimmungsgründe von Angebot und Nachfrage. Als erster unter den modernen Theoretikern hat er vor allem die Angebotsseite systematisch untersucht, die Analyse der Kosten und der Einzelunternehmung von diesem Standpunkt durchgeführt.

Man muss bei Marshall, dessen Darstellung sich stets um Übereinstimmung mit der täglichen Erfahrung des Unternehmers bemüht, zwischen der Stufenfolge der Abstraktion und der Stufenfolge der Darstellung unterscheiden. Für ihn selbst ist die grundlegende Stufe der Abstraktion der stationäre Zustand, in dem nicht nur Preise und Mengen der Produkte, sondern auch Preise und Mengen der Produktionsfaktoren sich wechselseitig im Gleichgewicht halten. Für die Darstellung beginnt er jedoch mit dem Grenzfall des reinen Nachfragepreises, dem Momentangleichgewicht auf dem Markt eines einzelnen Konsumgutes, wo die Kosten keine Rolle spielen, weil das Angebot fixiert oder nur durch subjektive Reservepreise der Verkäufer begrenzt ist.

Von dem Grenzfall des reinen „Marktwertes“ schreitet die Darstellung durch Ausdehnung der Zeit, die für die Auswirkung der Gleichgewichtstendenzen gegeben wird, stufenweise zum „normalen Wert“ fort, in dessen Bestimmung auch die Produktionskosten eingehen. Die Kosten beeinflussen den Wert, soweit sie das Angebot beeinflussen; welche Kosten das Angebot beeinflussen können, hängt von der Dauer der betrachteten Anpassungsperiode ab. Ist die Periode so kurz, dass die Produktionsmenge nur mit gegebenen fixen Anlagen, ständigem Personal etc. variieren kann, so muss der Preis nur die laufenden, mit der Menge variierenden

Kosten der letzten nachgefragten Produkteinheit decken; die fixen Kosten sind in der kurzen Periode nicht preisbestimmend, sondern der Ertrag der fixen Ausgabenposten ist preisbestimmt als Überschuss des Preises über die laufenden Durchschnittskosten, er hat die Natur einer Quasirente. Im selben Mass, wie dies Gleichgewicht provisorisch ist, ist es aber auch unbestimmt, da Erwartungen der Unternehmer auf Änderung der Marktlage den kurzfristigen Angebotspreis beeinflussen können. Erst wenn die Periode lang genug ist, um Entscheidungen über den Umfang der festen Anlagen und des ständigen Personals einzuschliessen, muss der Preis alle Produktionskosten decken (die für M. auch Verzinsung des Kapitals und Unternehmerlohn einschliessen können), und erst hier, beim normalen Wert langer Perioden, wird die Vorstellung eines allgemeinen Gleichgewichts sinnvoll, sofern der gesellschaftliche Bestand an Produktionsfaktoren als gegeben angenommen wird. Lässt man endlich den Ausnutzungsgrad dieser Faktoren, z.B. Dauer und Intensität des Arbeitstages, mit der Entlohnung variieren, so kann man auch sagen, dass hier die Geldkosten den „Realkosten" entsprechen.

Aber Marshall hat von den Klassikern gelernt, dass auch ökonomisch bedingte Variationen in der Menge der Produktionsfaktoren selbst auftreten, die für die säkulare Entwicklungstendenz der Wirtschaft entscheidende Bedeutung haben. Es gibt einen Reproduktionspreis des qualifizierten Arbeiters und auch des einfachen Arbeiters von gegebenem Kulturstandard. Es gibt, so glaubt er, bei gegebener Reichtumsverteilung und allgemeinen Lebensgewohnheiten auch einen und nur einen Zinssatz, der das Angebot von Sparkapital konstant hält, das Nettosparen der Gesellschaft gleich Null macht. Nur der Naturfaktor bleibt von selbst konstant; die Mengen der anderen Faktoren sind, hinreichende Zeit gegeben, abhängige Variable des ökonomischen Systems. Erst wenn Lohn und Zins die Werte erreicht haben, die bei gegebenen allgemeinen Bedingungen diese Mengen konstant halten, ist ein endgültiges Gleichgewicht, ein stationärer Zustand erreicht.

Marshall bezeichnet diesen Zustand ausdrücklich als eine Hilfskonstruktion, um die volle Auswirkung der Gleichgewichtstendenzen zu zeigen. In jedem gegebenen Moment strebt die Wirtschaft einem solchen Zustand zu; aber lange, bevor er erreicht werden könnte, haben sich mit den technischen Bedingungen auch Kostenstruktur, Verteilung, Konsumrichtung, allgemeines Wohlstandsniveau und Kulturstandard verändert und damit auch der mögliche stationäre Zustand. Das Bild einer kontinuierlich wachsenden Wirtschaft gibt daher eine bessere Annäherung an die Wirklichkeit; und für die praktischen Probleme, die sich der

ökonomischen Theorie stellen, genügt es meist, einen Teilausschnitt aus diesem Bild und seine Tendenz zum partiellen Gleichgewicht zu untersuchen.

Diese Abgrenzung der Rolle der Kosten unter verschiedenen Annahmen über die Dauer der Anpassungsperiode bildet eine immanente Kritik der grenznutzlerischen Einwände gegen die Klassiker, die sich auf Beispiele von Momentanmärkten berufen, um die Nachfrage als einzigen „allgemein" wirkenden Bestimmungsgrund zu erweisen : Marshalls Darstellung zeigt die Sinnlosigkeit einer allgemeinen Formel für Erscheinungen, die auf verschiedenen Ebenen liegen. Sie bildet weiter durch die Behandlung der Mengen von Kapital und Arbeit als Variable des ökonomischen Systems eine immanente Kritik der „statischen" Gesichtsfeldeinschränkung, der Reduktion der Ökonomik auf eine Wahlhandlungslehre. Sie stellt in der Tat eine ausgebaute und zum Teil mathematisch präzisierte Wiederaufnahme der spätklassischen Produktionskostentheorie dar, doch sie leidet gleich dieser an der Schwäche, dass sie es nicht mehr wagt, die Produktionskosten des Marktes auf zu Grunde liegende Arbeitswerte zurückzuführen. Endlich widerlegt sie immanent Marshalls eigene Versicherung, dass die Opfer und Anstrengungen, die „Realkosten", die gesellschaftliche Grundlage der Geldkosten seien, denen diese im stationären Zustand entsprechen müssten.

Denn wenn man schon den Zins im stationären Zustand, also den Preis des Null-Sparens, als Preis eines Opfers bezeichnen will, insofern er auch der Preis des Nichtaufzehrens von Ersparnissen ist, so ist doch der Lohn im stationären Zustand eindeutig als Reproduktionspreis des Arbeiters bei gegebenem Kulturstandard bestimmt — also nicht psychologisch, sondern gesellschaftlich, ökonomisch und selbst physiologisch. Nur bei fest gegebener Arbeiterzahl könnte der Preis der Anstrengung als letzter Bestimmungsgrund des Lohnes erscheinen ; erkennt man an, dass die Arbeiterzahl ökonomisch abhängige Variable ist, wird das unhaltbar. Entweder muss diese Erkenntnis, und damit nicht nur die Hilfskonstruktion des stationären Zustandes, sondern der ganze Blick auf das Feld des wirtschaftlichen Wachstums aufgegeben werden — oder sie wird festgehalten, und dann geht der psychologische Parallelismus von Lohn und Zins in die Brüche, den der Begriff der Realkosten ausdrückt. Wir stossen hier zum ersten Mal auf den Widerspruch zwischen Marshalls Gegenstand und seinen Kategorien.

Derselbe Widerspruch zeigt sich, wenn man die negative Seite des Realkostenbegriffs, die Ausschaltung der Rente, betrachtet. Vom Standpunkt des stationären Zustands ist in der Tat einzusehen,

dass „die ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens“ keinen Reproduktionspreis haben. Aber vom Standpunkt des psychologischen Opfers steht nichts im Wege, dass der Grundbesitzer sich seinen Verzicht auf die Anlage von Gärten und Jagdgeländen bezahlen lässt. Walras' statisches Gleichungssystem lässt konsequent den Nutzen des Selbstgebrauchs jedes Produktionsfaktors den Reservepreis seines Besitzers bestimmen. Auch die Ausschaltung der Rente, die Marshall für seine Entwicklungstheorie braucht, ist mit der Psychologisierung der Realkosten also nicht durchzuführen. Der Versuch, Seniors Konstruktion in ein System einzubauen, enthüllt alle ihre logischen Schwächen.

Die Untersuchung von Angebot und Nachfrage führte Marshall zur Abgrenzung der Rolle der Kosten im Gesamtsystem. Die Untersuchung, wie sich die jeweils relevanten Kosten bestimmen, führt ihn zur Analyse der Kalkulation der einzelnen Unternehmung. Dasselbe Produkt kann mit verschiedenen Methoden hergestellt werden, das heisst mit verschiedenen Kombinationen von Produktionsfaktoren; Gleichgewicht wird erst zustande kommen, wenn unter allen beim gegebenen Stand der technischen Kenntnisse möglichen Kombinationen diejenige verwandt wird, die ein Minimum an Kosten verursacht. Dies Prinzip der Substitution effizienterer für weniger effiziente Kombinationen wirkt nun durch die Aktion des Einzelunternehmers. Doch die Unternehmungen produzieren unter verschieden günstigen Naturbedingungen, mit verschieden guter Leitung und daher Anpassung an die Möglichkeiten des Produktionszweiges etc. Marshall konzentriert daher seine Aufmerksamkeit auf eine typische Unternehmung. Diese muss die für den Produktionszweig typischen Ersparnismöglichkeiten haben, sowohl soweit sie durch die Gesamtentwicklung des Marktes und der Zufuhr der Produktionselemente, wie soweit sie durch die innere Struktur des Betriebes bedingt sind; sie muss mit normaler Fähigkeit geleitet sein und darf nicht unter Ausnahmebedingungen der Gründungsperiode oder des Niederganges stehen; und sie darf endlich keine natürlichen Sondervorteile haben. Sie muss also in ihren technisch-organisatorischen Bedingungen durchschnittlich, in ihren Naturbedingungen marginal sein. Dann enthalten ihre Kosten keine Rente, sondern sind die normalen Grenzkosten des Produktionszweiges — die Kosten, die der Preis decken muss, wenn der Produktionszweig in der langen Periode seinen Umfang beibehalten soll.

Auch diese Bestimmung der gesellschaftlich relevanten Kosten durch den technisch-organisatorisch typischen, den Naturbedingungen nach marginalen Betrieb entspricht der klassischen Tradition. Sie ist denn auch von neueren Theoretikern angegriffen

worden : im Gleichgewicht müsse auch der marginale Unternehmer noch angemessen entlohnt werden, die anderen Befähigungsrenten erhalten. Dieser auf konsequent statischen Vorstellungen beruhenden konsequenten Apologetik antworten die Marshallianer mit dem Hinweis, dass in der Wirklichkeit ständig ausfallende marginale, d.h. unfähige Unternehmer durch andere desselben Kalibers ersetzt werden und der Preis niemals durch die Kosten der schlechtest geleiteten Unternehmungen bestimmt ist. Wo kein absolut beschränktes Angebot, — und an Bankrotteuren fehlt es nie — da keine Rente. Dasselbe Argument kann auch so ausgedrückt werden, dass der Preis genügen muss, um Unternehmer anzuziehen, die auf durchschnittlichen Erfolg rechnen — nicht, um sie unabhängig von ihrer Fähigkeit gegen Misserfolg zu versichern.

Wichtiger ist ein anderes Problem, das diese Art der Analyse aufgeworfen hat : die Bestimmung der Grösse der Einzelunternehmung. Die optimale Kombination der Produktionsfaktoren bedeutet nur eine optimale Proportion. Diese kann eine Mindestgrösse bestimmen, soweit Produktionselemente unteilbar sind und unter dieser Grösse nicht rentieren. Es könnte jedoch, wenn einmal die optimale Kombination erreicht ist, jedes ganze Vielfache der Mindestgrösse die gleichen Minimum-Kosten haben. Die Grösse des Einzelbetriebs und daher die Anzahl der Betriebe, die in einem Produktionszweig im Gleichgewicht nebeneinander bestehen können, wäre daher unbestimmt.

Für Marshall taucht dieses Problem nicht auf — er nimmt an, dass die Grösse des Einzelbetriebs durch wachsende Transportkosten begrenzt wird, wenn er für einen weiteren Markt produzieren will. Aber für die abstrakten Mathematiker ist das eine Abweichung von der Annahme freier Konkurrenz-Teilmärkte statt eines einheitlichen Marktes. Auf der anderen Seite ist die Lösung vorgeschlagen worden, dass der Faktor „Unternehmer-Fähigkeit" in jedem Betrieb einmalig ist und oberhalb jeweils gegebener Grösse nur mit abnehmendem Ertrag verwendet werden kann; aber eine Unternehmerfunktion der Entscheidung, die in einer Person konzentriert sein muss, existiert nicht unter „statischen" Bedingungen. Entweder muss man also auf die Statik oder auf die freie Konkurrenz verzichten, oder die Betriebe wachsen trotz Statik und freier Konkurrenz ins Unbestimmte und gelangen nie ins Gleichgewicht. Das „Problem" ist im Anschluss an die Marshall-Analyse entdeckt worden, aber es besteht ebenso für Walras mit seinem funktionslosen Unternehmer und seinen gegebenen Produktionskoeffizienten, der auch wohlweislich auf die Bestimmung der Betriebsgrösse verzichtet. Der Marshallianer Shove hat darauf hingewiesen, dass man solche Störungen der idealen Konkurrenz,

wie Transportkosten und alles, was den Einfluss des gegebenen Anfangszustandes auf das Gleichgewicht ausmacht, nicht sinnvoll aus der Theorie eliminieren kann; aber auch er hat nicht den entscheidenden Punkt herausgearbeitet.

Dieser Punkt ist die Begrenztheit des Kapitals jeder gegebenen Unternehmung. Technische Faktoren wie Transportkosten und innerbetriebliche Organisationsschwierigkeiten mögen jeweils eine optimale Betriebsgrösse bestimmen, nicht aber eine optimale Unternehmungsgrösse. Die Unternehmung ist charakterisiert durch ihr Kapital; auch das Mass, in dem sie es durch Kredit erhöhen kann, ist durch die Höhe des Eigenbestandes begrenzt. Daher existieren stets verschiedene Unternehmungsgrössen nebeneinander, und mit der allgemeinen Kapital-Akkumulation wächst die Durchschnittsgrösse auch unabhängig vom technischen Fortschritt. Aber diese einfache Tatsache kann die Fiktionsökonomie nicht „theoretisch" zur Kenntnis nehmen. Für sie ist das Kapital ja ein gemieteter Produktionsfaktor wie die anderen und hat nichts mit der Identität der Unternehmung zu tun. Jedes Individuum ohne Kapitalbesitz ist in der Fiktion dieser Ökonomen ein potentieller Unternehmer; der Kredit ist unbegrenzt, und das unter statischen Bedingungen: das Malheur ist nur, dass, wenn jeder ein potentieller Unternehmer ist, auch jeder potentiell ein unbegrenzter Unternehmer ist, mit potentiell unbegrenzter Überproduktion. Ganz abgesehen davon, dass er unter statischen Bedingungen eigentlich überhaupt kein Unternehmer ist und die Identität der Unternehmung ausschliesslich in einer Person liegt, die als solche nicht zählt.

Von den Widersprüchen der statisch-mathematischen Theorie, die Marshalls detailliertere Analyse ans Licht bringt, kehren wir zu dessen eigener Lehre zurück. Wir nehmen an, dass für die repräsentative Unternehmung nicht nur die optimale Produktionsmethode, sondern auch die optimale Betriebsgrösse bestimmt werden kann, für die die Kosten pro Einheit des Produkts ein Minimum sind. Dann kann der Angebotspreis als Funktion der Produktmenge bestimmt, also entsprechend der Nachfragekurve eine Angebotskurve des Produktionszweigs gezeichnet werden. Der Angebotspreis ist stets gleich den Grenzkosten, also den Einheitskosten der kleinsten Menge, um die die Produktion technisch und ökonomisch variiert werden kann. Die Grenzkosten werden in der jeweils repräsentativen Unternehmung bestimmt, enthalten also keine Rente. Sie bestimmen nicht einseitig den Preis, insofern die Nachfrage mitbestimmt, wo die Grenze liegt, bis zu der der Produktionszweig als Ganzes und jeder einzelne Betrieb die Produktion ausdehnt. Je nach der betrachteten Anpassungsperiode sind die relevanten Grenzkosten verschieden: im Gleichgewicht

der langen Periode müssen sie für die repräsentative Unternehmung mit den Durchschnittskosten übereinstimmen, da diese nur dann auf dem Minimum stehen; und für jede andere Unternehmung im Gleichgewicht, die bis zu den gleichen Grenzkosten produziert, müssen die Durchschnittskosten diesen durch Rente angeglichen werden, da sonst neue Betriebe auftreten würden. In der kurzen Periode können dagegen die Grenzkosten von den Durchschnittskosten nach oben oder unten abweichen, was die Höhe der „Quasi-Rente" bestimmt. Im Gleichgewicht der kurzen Periode haben die Grenzkosten stets steigende Tendenz, d.h. mit gegebenem Produktionsapparat ist Ausdehnung aus dem Gleichgewicht nur zu steigenden Kosten möglich. In der langen Periode, wo der Produktionsapparat selbst angepasst werden kann, sind dagegen nach Marshall auch fallende Kosten denkbar. Damit kommen wir zu der wichtigsten und umstrittensten Anwendung seiner Theorie : der Lehre vom zu- und abnehmenden Ertrag einzelner Industrien.

Wenn eine Industrie ihr Angebot nur zu steigenden Kosten erhöhen kann, hat sie abnehmenden, wenn Ausdehnung zu sinkenden Kosten möglich ist, hat sie zunehmenden Ertrag. Abnehmender Ertrag muss aus technischen Gründen auftreten, wenn Produktionsfaktoren ungleichmässig vermehrt werden, sodass die optimale Proportion gestört wird ; bei gegebener Technik muss das auf Grund der relativen Konstanz des Produktionsfaktors Boden in allen Industrien der Fall sein, in denen dieser Faktor eine entscheidende Rolle spielt. Zunehmender Ertrag kann ohne technischen Fortschritt im Sinne neuer Erfindungen, einfach aus der fortschreitenden Arbeitsteilung entspringen, die Erweiterung des Marktes ermöglicht, d.h. aus dem gesamtwirtschaftlichen Wachstumsvorgang als solchem. Denn die Erweiterung des Marktes ist ja nur eine Seite der Erweiterung der Produktion selbst.

Auch diese Gegenüberstellung der Industrien mit steigender und fallender Angebotskurve hat Marshall von Cournot übernommen, und die Existenz der zweiten ist für ihn geradezu die charakteristische Besonderheit des Angebots. Die Unterscheidung ist jedoch nur in einer wachsenden Wirtschaft sinnvoll. Unter statischen Annahmen kann sich jede Industrie nur ausdehnen, indem sie anderen Industrien Faktoren entzieht, also zu steigenden Kosten. Das Problem wird in der Statik, wie alles, zu einem reinen Wahlproblem; die Erscheinung, die Marshall eigentlich interessiert, tritt hier gar nicht auf. Marshall war sich der Beziehung des Problems auf die wachsende Wirtschaft auch soweit bewusst, dass er auf die Schwierigkeit hinwies, den zunehmenden Ertrag in ein statisch mathematisches System einzubauen, auf seinen

Zusammenhang mit dem Problem des ökonomischen Fortschritts, auf den „irreversiblen", also historischen Charakter einer fallenden Angebotskurve. Dennoch musste die Kurvendarstellung, die gewöhnlich nur für gleichzeitige Möglichkeiten eines gegebenen Marktes angewandt wird, statische Missverständnisse hervorrufen. Und er selbst hat solche Missverständnisse entscheidend begünstigt, indem er die Einteilung in Industrien ab- und zunehmenden Ertrages mit dem Maximum-Theorem verknüpfte.

Marshall sah die gesamte Entwicklung der Wirtschaft als Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivität im Kampf zwischen den Tendenzen zu abnehmendem und zunehmendem Ertrag. Wenn in manchen Produktionszweigen die eine, in andern die andere stärker ist, so ist es für die Entwicklung der Produktivität nicht gleichgültig, nach welcher Richtung die Nachfrage sich stärker wendet. Es ist gesellschaftlich vorteilhaft, die Nachfrage durch Staatsmassnahmen zu den Industrien zunehmenden Ertrags hinzuleiten. Und derselbe Vorteil kann auch von der Angebotsseite her erreicht werden, indem man Industrien abnehmenden Ertrages besteuert, und solche zunehmenden Ertrages prämiiert.

Dies ist die Bestimmung des Orts sozial berechtigter Staatseingriffe in die freie Konkurrenz, der Marshalls ganzes System zustrebt und um die später endlose Diskussionen entbrannt sind. Marshall stand nun so weit unter dem Eindruck der Gedanken der allgemeinen Gleichgewichtstheorie, dass er die Bestimmung dieses Orts sich nur als Bestimmung von Ausnahmen vom Maximum-Theorem vorstellen konnte. Er bestreitet nicht die Geltung jenes formalen Maximum-Theorems, für das Maximum und Gleichgewicht per definitionem zusammenfallen. Aber inhaltlich macht er nicht nur die Möglichkeit einer Verteilungsänderung zu Gunsten der ärmeren Klassen, sondern auch die einer Umlenkung der Produktion zu den Industrien zunehmenden Ertrages hin als Ausnahme geltend. Natürlich würde auch diese Umlenkung selbst eine Verteilungsänderung bedeuten, insofern sie durch Steuern und Prämien erfolgt. Sie kann nicht eine Ausnahme vom Maximum-Theorem im strikten Sinne sein — eine Änderung, die für einen Teil der Wirtschaftssubjekte vorteilhaft und für keines nachteilig ist. Aber dennoch wäre sie nicht nur für die begünstigtsten Produktionszweige, sondern gesamtgesellschaftlich vorteilhaft. Der Vorteil besteht in der günstigeren Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivität. Wie kann er begrifflich erfasst werden, wenn das strikte Maximum-Theorem nicht auf ihn passt ? An diesem Problem ist die Marshall-Schule gescheitert.

Die direkte Messung der gesellschaftlichen Produktivität, der Vergleich zwischen Produktenmenge und gesellschaftlichen Kosten

ist in Marshalls System so wenig möglich, wie sonst in der modernen Theorie; sie würde die Reduktion der Kosten auf ein einheitliches gesellschaftliches Mass, d. h. die Rückkehr zur Arbeitswerttheorie erfordern. Die Realkosten, zu denen er die Produktenmenge in Beziehung setzt, wenn er die Ertragsgesetze definiert, sind das Aggregat der für die Produktion aufgewandten Opfer und Anstrengungen vieler Personen. Diese Grössen sind an sich nicht kommensurabel, erst im Geldausdruck reduzieren sie sich auf ein gemeinsames Mass. Da die Grenzkosten, die den Angebotspreis bestimmen, im Gleichgewicht keine Rente erhalten, kann die Bewegung der Angebotspreise bei Ausdehnung der Produktion als Index für die Bewegung der Realkosten dienen.

Dass die Subventionierung von Industrien fallenden Angebotspreises und die Besteuerung von solchen steigenden Angebotspreises gesellschaftlich vorteilhaft ist, kann nun durch quantitativen Vergleich der Kosten der Prämien mit dem Gewinn der Konsumenten im ersten Fall, des Ertrags der Steuer mit dem Verlust der Konsumenten im zweiten Fall gezeigt werden. Der Gewinn oder Verlust der Konsumenten besteht in der Vergrösserung und Verkleinerung der sogenannten Konsumentenrente. Dieser Hilfsbegriff, der auf der Konsumseite dem Begriff der Realkosten auf der Produktionsseite entspricht, bekommt hier seine Funktion im Marshallschen System. Die Konsumentenrente ist der Tauschgewinn derjenigen Käufer, die bereit gewesen wären, mehr als den tatsächlichen Marktpreis für das gekaufte Gut zu zahlen; sie ist also gleich der Differenz zwischen Nachfragepreis und Marktpreis. Fällt der Preis, so treten nicht nur neue Käufer auf, sondern die alten realisieren eine erhöhte Konsumentenrente; steigt er, so fallen nicht nur Grenzkäufer aus, sondern die Konsumentenrente der verbleibenden Käufer wird vermindert. Die Konsumentenrente ist also der Geldausdruck eines Aggregates von Tauschgewinnen, d.h. von subjektiven Befriedigungszuwächsen. In dieser Eigenschaft wird der Vergleich ihrer Veränderung mit dem Prämienaufwand bezw. Steuerertrag als Mass des gesellschaftlichen Vorteils dieser Massnahmen verwandt.

Dies ist Marshalls eigene Lösung des Problems. Ihre Schwäche liegt darin, dass die Begriffe der Realkosten und der Konsumentenrente vom Standpunkt der modernen Theorie selbst widerspruchsvoll sind. Beide summieren psychische Grössen verschiedener Personen, was methodisch unzulässig ist. Marshall, dieser Schwierigkeit bewusst, berief sich darauf, dass er nur den Geldausdruck verwende, und dass dieser als praktisch hinreichendes Mass zu akzeptieren sei, vorausgesetzt, dass die Personen, deren Befriedigungen oder Opfer summiert werden, annähernd der gleichen

Einkommensklasse angehören; dann nämlich kann angenommen werden, dass gleiche Geldbeträge für sie annähernd die gleiche psychische Bedeutung haben. Dies ist aber bei der Gesamtheit der Käufer eines Konsumgutes selten, bei den Lohn- und Zinsempfängern, auf die sich die Realkosten beziehen, niemals der Fall. Der Einwand besteht mithin zu Recht.

Andere Einwände kommen hinzu. Eine einfache Überlegung zeigt, dass die Konsumentenrenten, die ein Individuum mit Bezug auf verschiedene Güter realisiert, sich in seinem Haushalt nicht addieren; wir alle wären sonst Millionäre auf Grund dessen, was wir nicht ausgeben. Die fragliche Denkform gehört wesentlich der Analyse eines Teilmarktes an und ist gerade für die Wirkung auf die Gesamtgesellschaft nicht brauchbar. Vor allem aber musste aus Gründen, die schon gezeigt wurden, die Ausschaltung der Rente aus den gesellschaftlichen Kosten, die im Begriff der Realkosten liegt, vom Standpunkt der modernen Theorie als willkürlich erscheinen. Im Rahmen dieser Theorie liess sich ja nicht klar machen, dass es sich um ein Problem der Entwicklung der Produktivität handelt!

Marshalls Schüler und Nachfolger Pigou hat daher eine neue Formulierung desselben Gedankens durchgeführt und unter den Angriffen der Kritik immer weiter umformuliert, die die Realkosten nicht mehr und die Konsumentenrente nur implicite enthält. Er geht davon aus, dass die Tendenz der freien Konkurrenz zum Maximum darauf beruht, dass sie die Grenzprodukte aller Investitionen ausgleicht. Dies sind jedoch nur die privaten Grenzprodukte, und ein gesellschaftliches Maximum kann nur erreicht werden, wenn auch die sozialen Grenzprodukte der Investitionen ausgeglichen werden, wenn sie also mit den privaten zusammenfallen. Unter den Fällen, in denen dies nicht geschieht, das soziale Maximum also nicht erreicht wird, nehmen nun die Fälle steigenden oder fallenden Angebotspreises eine zentrale Stellung ein. Ermöglicht die Ausdehnung eines Produktionszweiges eine Senkung des Angebotspreises, so gewinnt die Gesellschaft dadurch, ohne dass die Produzenten verlieren; das soziale Grenzprodukt überschreitet hier das private. Ist dagegen eine Ausdehnung nur zu steigendem Angebotspreis möglich, so hat die Gesellschaft einen Verlust in der Höhe der Preissteigerung der bisherigen Produktmenge, dem kein Gewinn der Produzenten entspricht; das soziale Grenzprodukt ist kleiner als das private. Um die Übereinstimmung von privatem und sozialem Grenzprodukt zu sichern, müsste der Preis der Einheit immer gleich dem Zuwachs der Preissumme sein, den die Erhöhung der Produktion um diese Einheit verursacht; aber dieser „Grenzan-

gebotspreis“ stimmt mit dem wirklichen Angebotspreis nur im Fall der konstanten Kosten überein.

Diese Formulierung, die den Marshallschen Gedanken weit stärker in den Rahmen des statischen Maximum-Denkens zwängt und an die oben besprochenen Ausnahmen vom Maximum, die Pareto zulässt, erinnert, ist von der Kritik jedoch erst recht durchlöchert worden. Zunächst wurde sie für den Fall des abnehmenden Ertrages, also des steigenden Angebotspreises, von amerikanischen Kritikern mit dem Argument angegriffen, dass die Preissteigerung des bisherigen Produktes offenbar durch einen Zuwachs an Rente mit der Produktionssteigerung verursacht werde, dass also der Verlust der Konsumenten durch Gewinn der Grundbesitzer ausgeglichen würde und mithin von einem Verlust der Gesellschaft, abgesehen vom Verteilungsproblem, nicht die Rede sein könne. Es handle sich um eine reine Übertragung von Einkommen, nicht um eine Beschränkung der Produktion. Zwölf Jahre nach dem Erscheinen dieser Kritiken gab Pigou das zu. Eine Steigerung der Kosten könne entweder aus einer Steigerung der Preise der Produktionsfaktoren oder aus einem Übergang zu unergiebigeren Kombinationen solcher Faktoren resultieren.

Der zweite Fall, technischer Rückschritt, sei praktisch kaum vorstellbar, der erste bedeute keinen gesellschaftlichen Verlust, nur Übertragung von Einkommen. Der Fall des abnehmenden Ertrages könne also als Ausnahme vom Maximum-Theorem gestrichen werden, ausser etwa, wenn man das nationale Maximum betrachte und die fragliche Rente an ausländische Grundbesitzer gezahlt werde oder im Preis ausländischer Rohstoffe enthalten sei.

Diese Preisgabe der Marshallschen Position ist tatsächlich unnötig und lediglich durch Begriffsverwirrung bedingt. Die beiden „Fälle“ sind voneinander nicht unabhängig; wenn die Grundrenten mit steigender Produktion steigen, so wird d e s h a l b zu intensiveren, weniger ergiebigen technischen Kombinationen übergegangen. Nur ein Teil der Verteuerung ist also Rentenzuwachs; der Rest ist dadurch bedingter, erhöhter Kapital- und Arbeitsaufwand. Es steigen also tatsächlich die Marshallschen Realkosten, oder, rationell ausgedrückt, das Steigen der Grundrente erzwingt eine Senkung der gesellschaftlichen Produktivität. Pigou hat sich vom Ausgangspunkt des Marshallschen Denkens so weit entfernt, dass er dies übersehen hat, selbst in der mathematischen Darstellung; er differenziert eine Funktion zweier Variablen der Reihe nach nach beiden, ohne zu bemerken, dass diese untereinander abhängig sind. Die Ursache der Verwirrung ist schon in Youngs Kritik von 1913 richtig aufgezeigt : für den technischen Vergleich, der beabsichtigt ist, fehlen Pigou die Begriffe, und ein Vergleich von

Geldgrössen hat keine gesellschaftliche Bedeutung. Sobald Pigou zugab, dass im Fall einer durch die Ausdehnung bedingten Preisverschiebung der Kostenelemente die Kostenkurve unbestimmt werde, der abnehmende Ertrag nicht mehr eindeutig zu definieren sei, war die Position verloren.

Mit anderen Argumenten wurde der Fall der steigenden Erträge angegriffen. Nach Marshall sollten sie auf den inneren und äusseren Ersparnissen beruhen, die der repräsentativen Unternehmung bei Ausdehnung des Produktionszweiges möglich würden. Marshall selbst hatte jedoch gezeigt, dass innere Ersparnisse im strikten Sinne, die nur von der Grösse des Einzelbetriebes abhängen, bei freier Konkurrenz im Gleichgewicht nicht mehr möglich sind. Zunehmender Ertrag kann unter diesen Voraussetzungen also nur auf äusseren Ersparnissen, d.h. auf einer Senkung gemeinsamer Kostenelemente für die ganze Industrie beruhen, die mit deren Ausdehnung eintritt — z.B. durch bessere Organisation der Zufuhr von Produktionselementen. Die Kritik bezweifelte die Bedeutung solcher Ersparnisse unter statischen Voraussetzungen, Pigou berief sich jedoch darauf, dass äussere Ersparnisse ihrerseits wieder eine bessere Organisation des Einzelbetriebs ermöglichen können, dass die optimale Grösse des Einzelbetriebs eine Funktion der Grösse des Produktionszweiges sein kann.

Aber wo können solche äusseren Ersparnisse entstehen ? Erfindungen werden von Pigou ausdrücklich ausgeschlossen — sie sind neue Daten, keine automatischen Folgen der Ausdehnung. Aber worauf sonst beruht verbesserte Organisation ? Nach Schumpeter setzen die äusseren Ersparnisse für die betrachtete Industrie innere Ersparnisse, d.h. aber eine Datenverschiebung in einem anderen Produktionszweig, stillschweigend voraus. Eben darauf beruhe der von Marshall anerkannte irreversible Charakter der fallenden Angebotskurve. Macht man diese Annahme nicht, so geht die bessere Zufuhr für die ausdehnende Industrie notwendig auf Kosten einer anderen und ist also nur zu steigendem Preis der Produktionselemente möglich.

Young hat versucht, aus dem Gewirr von Schwierigkeiten, in das die statische Konstruktion geführt hat, den ursprünglichen entwicklungsmässigen Sinn des steigenden Ertrags wieder herauszulösen. Nach ihm brauchen äussere Ersparnisse in keiner einzelnen Industrie innere zu sein, d.h. auf keinen Erfindungen zu beruhen. Sie können daraus entspringen, dass in dem sich ausdehnenden Komplex stärkere Arbeitsteilung möglich wird und zu industrieller Differenzierung führt. Er setzt die klassische Vorstellung vom Zusammenhang zwischen Ausdehnung des Marktes, weitergehender Arbeitsteilung und Wachstum der Produktivität

wieder in ihr Recht ein. Aber er liefert keine Begründung einer fallenden Kostenkurve für eine einzelne Industrie, die ja in dem Prozess der Arbeitsteilung ihre Identität verliert.

Nicht nur die zeitliche Beschränkung auf die Statik, auch die Beschränkung auf die einzelne Industrie scheint also unhaltbar. Die ganze Theorie der Erträge beruht auf der Unbestimmtheit des betrachteten Bereichs, wie es Straffa gezeigt hat. Je länger die Wirtschaft Zeit hat zu wachsen, und je geringer der Anteil am Gesamtvorrat der verschiedenen Produktionselemente ist, den die betrachtete Industrie verbraucht, um so eher sind steigende Erträge möglich — denn um so mehr wächst dieser Vorrat, und um so geringer ist die Entziehung von Produktionselementen aus anderen Verwendungen. Je kürzer die Zeit und je grösser der Anteil am Vorrat der verwandten Produktionselemente, desto stärker wird die Tendenz zu sinkenden Erträgen. Straffa schliesst, dass für eine gleichmässig wachsende Wirtschaft bei freier Konkurrenz kein Grund besteht, für einzelne Industrien andere als konstante Erträge anzunehmen, gemäss der Hypothese der alten Produktionskostentheorie. Schumpeters Behauptung universell abnehmender Erträge gilt notwendig für die Statik. Und für die Entwicklung, die Young schildert, sind steigende Erträge ebenso universell. Nur der Fall, auf den Pigous Theorie sich stützt, bleibt unauffindbar.

Das Auseinanderbrechen der disparaten Elemente des Marshallschen Systems in der Ertragsdiskussion beleuchtet nicht nur die Natur dieses Systems, das die Kontinuität zwischen klassischer und moderner Theorie aufrechtzuerhalten suchte, sondern das wirkliche Verhältnis zwischen dem modernen System und den verschiedenen Elementen des klassischen Gedankenbaus. Marshall wiederholt und entwickelt in so entscheidenden Punkten Gedanken Seniors, und Senior selbst arbeitet noch so weitgehend mit klassischem Gedankenmaterial, dass die Frage sich aufdrängt, wie weit die Widersprüche, die hier sichtbar werden, schon in der klassischen Entwicklung angelegt waren. In der Tat geben die konsequenten modernen Theoretiker eine konsequent einseitige Lösung dieser Widersprüche auf Kosten der Wirklichkeit, während Marshall in ihnen verharrt und sie allseitig entwickelt.

Die Arbeitswerttheorie hatte im klassischen System drei verschiedene Funktionen. Sie gab erstens einen Massstab des gesellschaftlichen Reichtums und der gesellschaftlichen Produktivität unabhängig von den Schwankungen der Preise und der Anteile der verschiedenen Klassen. Sie gab zweitens die Grundlage zum Verständnis des Verhältnisses der Klassen selbst, der Natur der Beziehungen, die sie im Produktionsprozess eingehen, und damit der Natur ihrer Revenuen. Und sie gab drittens einen Einblick

in den Mechanismus, der das Auf und Ab der Preise und das Verhältnis der Produktionsmengen der verschiedenen Produktionszweige zueinander regelt und diese in Übereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Bedürfnis bringt, den Mechanismus von Angebot und Nachfrage.

Von der Funktion der Werttheorie in der Analyse der Klassenverhältnisse führt der Weg weiter zur Erkenntnis des historischen Charakters der kapitalistischen Produktionsweise und des Kapitals als ihrer Triebkraft. Von der Funktion der Werttheorie in der Analyse des Preismechanismus führt ein anderer Weg in die Einzelheiten der Kalkulation des Unternehmers und der Erscheinungen des Marktes. Auf diesem Weg gab es keine sozialen Widerstände, wohl aber viele technische Schwierigkeiten zu überwinden. Der Mechanismus des Marktes wurde mit der kapitalistischen Entwicklung immer komplizierter. Immer mehr zusätzliche Faktoren überdeckten die unmittelbare Wirkung des Wert-Gesetzes ; und immer weniger trat die Klassennatur der Produktionsweise hier hervor. Während auf der einen Seite die Konsequenzen der Analyse der Klassenbeziehungen mit Hilfe der klassischen Theorie den Protest der herrschenden Klassen hervorrufen mussten, führte auf der anderen Seite die Ableitung der Markterscheinungen aus derselben Theorie zu wachsenden Schwierigkeiten, die der Kritik reichliche Angriffspunkte boten.

Unter diesem doppelten Druck vollzogen die Epigonen der Klassiker eine Umdeutung ihrer Theorie. Für das Verständnis der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung wurde die Arbeitswerttheorie beibehalten. Für das Verständnis der Markterscheinungen aber wurde eine Produktionskostentheorie formuliert, die nur noch scheinbar mit der Wertlehre zusammenhing und in Wirklichkeit versuchte, die Bewegung von Angebot und Nachfrage unter dem Einfluss des Profitstrebens der Unternehmer schlecht und recht nachzubilden. Die Theorie der Einkommen endlich wurde allmählich von ihrem Zusammenhang mit der Anatomie der Gesellschaft gelöst und in die Sphäre der Markttheorie einbezogen. Indem so die Frage nach Charakter, Ursache und Entwicklungstendenz dieser Einkommen gegenüber der Frage nach den Bestimmungsgründen ihrer quantitativen Schwankungen zurücktrat, wurde der Weg zur Ableitung der Markterscheinungen aus der Struktur der Wirtschaft um so wirksamer verbaut.

Diese Lehre der Epigonen der Klassiker war kein einheitliches System mehr, nur ein eklektisches Gemisch verschiedenartiger Gedanken : auf der einen Seite eine Entwicklungstheorie der Gesellschaft, auf der anderen Seite eine Markttheorie der Preise und Einkommen. Aber noch waren diese Bestandteile, obwohl

ohne inneren Zusammenhang, doch auch ohne notwendigen Widerspruch zueinander — solange die Markttheorie nämlich gleichsam in der Luft schwebte und nicht den Anspruch erhob, aus sich heraus die Grundlagen eines neuen Systems zu erzeugen. Solange nämlich blieb es möglich, von der Werttheorie aus den anderen Weg zu gehen, die in ihr implicit enthaltene Analyse der Klassen zu entwickeln und von hier die Vermittlung zu den richtig beschriebenen Markterscheinungen zu suchen. Das gilt auch nach der mathematischen Umformung der Lehre von Angebot und Nachfrage durch Cournot : die Technik entwickelte sich hier in Verselbständigung gegen das alte, aber noch ohne Beziehung zu einem neuen System.

Ganz anders, sobald diese Technik einem System dienen muss, dessen Axiome die parallele ökonomische Stellung aller technischen Produktionsfaktoren, die Entstehung des Wertes auf dem Markte, und die Steuerung der Produktion durch die Konsumenten sind : im System der modernen Theorie. Wie mit der klassischen Analyse der Klassenbeziehungen ist dieses System auch mit dem Restbestand der klassischen Entwicklungstheorie unvereinbar. Wenn alle Produktionsfaktoren in gleicher Weise wertschaffend und kostenbildend sind, ist ein technischer Begriff der Produktionskosten unmöglich geworden und damit auch ein Begriff der gesellschaftlichen Produktivität und des gesellschaftlichen Reichtums. Wenn die Wertbildung zur Resultante aus den Wahlhandlungen der Individuen und den Knappheitsverhältnissen wird, dann ist der Wert nicht mehr unabhängig vom Geldausdruck messbar — also nicht mehr unabhängig von Schwankungen der Preise und der Einkommensverteilung. Im Geldausdruck ist die verschiedene gesellschaftliche Bedeutung der verschiedenen Kostenelemente ausgelöscht. Derselbe Preis hat hier und dort, heute und morgen, einen anderen gesellschaftlichen Sinn, doch die Theorie hat keinen Weg mehr, ihn zu erschliessen. Darum scheiterte Marshalls Versuch, mit den Mitteln der neuen Theorie die alten Fragen zu beantworten, und darum ist die Abkehr der konsequenten modernen Theoretiker von diesen alten Fragen, die Abkehr vom Entwicklungsaspekt der Wirklichkeit unvermeidlich, weil mit der Abkehr vom Klassenaspekt unlöslich verknüpft. Der Wechsel des Gegenstandes der Ökonomik, seine resignierende Einschränkung ist nicht der zufällige Fehler einzelner Theoretiker, er ist die notwendige Konsequenz einer Theorie, die durch ihre tragenden Grundgedanken verdammt ist, unpolitische Ökonomie zu sein und zu bleiben. Was sie für diese Resignation gewinnt, wird sich in der Verteilungstheorie zeigen.

A propos de l'économie néoclassique de Marshall.

La théorie économique de Marshall doit être comprise à partir de la situation du capitalisme anglais parvenu à maturité. Elle a pour but une analyse pratiquement utilisable des prix et du marché — et non pas la mise au jour des fondements sociaux qu'avaient commencée les classiques, ni, non plus, l'apologie systématique de ce qui est, telle que l'a entreprise l'école continentale de l'utilité marginale. La technique neutre de Cournot qui considère offre et demande en fonction du prix, constitue le point de départ de la théorie de Marshall.

Mais Marshall ne réussit pas à maintenir une telle neutralité ; bien plutôt sa méthode implique-t-elle inconsciemment une certaine structure de la doctrine de la valeur et de la répartition. L'auteur analyse les contradictions internes des hypothèses non étudiées. Marshall définit les frais de production comme sacrifice et effort. L'équivalence établie entre les grandeurs psychiques et les frais de l'argent lui permet de mettre en parallèle les facteurs de la production dans la théorie de la valeur, et de juxtaposer tout d'abord, en leur reconnaissant les mêmes droits, intérêt et salaire. Mais cette équivalence conduit à des problèmes insolubles dans la théorie du salaire. D'autres apories apparaissent avec l'introduction de capitaux individuels limités et avec une analyse plus précise de la doctrine du rendement croissant et décroissant de certaines industries au point de vue de l'ensemble économique.

La discussion de ces questions a conduit à la dissolution de l'école de Marshall et montré que la théorie économique moderne, dès ses hypothèses fondamentales, est inférieure à la position du problème en termes sociaux que l'on trouve chez les classiques.

On Marshall's Neo-Classical Economics.

Marshall's economic theory is to be understood in the light of advanced English capitalism. His goal is a practical, workable price and market analysis, not an analysis of the social bases, which the classical writers had begun, nor a systematic apology for the existing order, which the marginal utility school on the continent has undertaken. Cournot's neutral technique of the treatment of supply and demand as functions of price provides the point of departure for Marshall's theory.

Marshall is not able to maintain such a neutrality, however, for his method unconsciously implies definite concepts of value and distribution. The author traces the contradictions inherent in these unexpressed presuppositions. For example, Marshall defines real costs as sacrifices and efforts. The equation of such psychological quantities with money costs permits him to accept the parallelism of the factors of production in the value theory and to set interest and wages side by side. But this equation sets up insoluble problems of wage theory. Other dilemmas arise with the introduction of limited individual capital and with the more exact analysis of the theory of increasing and decreasing profits in individual industries when viewed from the economic system as a whole.

The discussion of these questions among economists has led to the dissolution of the Marshall school and has shown that modern economic theory, right from its basic presuppositions, has retrogressed from the classical formulation of the social character of economic problems.

Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft.

Von
Franz Neumann.

So zwiespältig wie die Anthropologie des bürgerlichen Menschen, so ambivalent ist seine Haltung zu Staat und Recht. Faschistische und sozialreformerische Kritiker pflegen den liberalen Staat einen negativen zu nennen, und Lassalles Charakterisierung des liberalen Staats als eines „Nachtwächterstaats" ist heute in diesen Kreisen eine allgemein akzeptierte Formulierung. Dass auch der Liberalismus selbst die höchste Tugend des Staates in seiner Nicht-Existenz erblickt, ist so offensichtlich, dass es keiner Belege dafür bedarf. Nach dieser Ideologie soll der Staat sich selbst unbemerkt machen, soll wahrhaft negativ sein. Wollte man unter negativ allerdings schwach verstehen, dann fiele man einer Geschichtstäuschung zum Opfer. Der liberale Staat war immer so stark, wie die politische und soziale Situation und die bürgerlichen Interessen es erforderten. Er führte Kriege und schlug Streiks nieder, er schützte seine Investitionen mit starken Flotten, er verteidigte und erweiterte seine Grenzen mit starken Heeren, er stellte mit der Polizei „Ruhe und Ordnung" her. Er war stark genau in den Sphären, in denen er stark sein musste und wollte. Dieser Staat, in dem Gesetze, aber nicht Menschen herrschen sollen (die anglo-amerikanische Formel), dieser Rechtsstaat (die deutsche Formulierung) beruht auf zwei Elementen : auf Gewalt und Gesetz, auf Souveränität und Freiheit. Der Souveränität bedarf das Bürgertum, um lokale und partikulare Gewalten zu vernichten, die Kirche aus den weltlichen Angelegenheiten zurückzudrängen, eine einheitliche Verwaltung und Rechtsprechung herzustellen, die Grenzen zu sichern und Kriege zu führen, und um alle diese Aufgaben zu finanzieren. Politische Freiheit braucht das Bürgertum, um seine ökonomische Freiheit zu sichern. Beide Elemente sind konstitutiv. Es gibt keine bürgerliche Rechts- und Staatstheorie, in der nicht Gewalt und Gesetz bejaht sind, wenn auch der Akzent, der auf beide Elemente gelegt wird, je nach der historischen Situation verschieden ist. Selbst da, wo behauptet wird, dass sich Souveränität ausschliesslich aus der Konkurrenz entwickeln müsse,

selbst da ist in Wahrheit die gesetzlose Gewalt unabhängig von der Konkurrenz gefordert.

In der juristischen Terminologie drückt sich dieser echte Widerspruch bereits in der Doppelbedeutung des Wortes „Recht" aus. Denn Recht meint einmal das objektive Recht, d. h. das vom Souverän gesetzte oder jedenfalls der souveränen Gewalt zurechenbare Recht, zum anderen den Anspruch des Rechtssubjektes. Also einmal die Verneinung der Autonomie des Individuums und zugleich seine Bejahung. Verschiedene Theorien haben versucht, den Widerspruch zu lösen. So werden die subjektiven Rechte manchmal einfach zu Reflexrechten des objektiven Rechts deklariert, die Autonomie des Individuums damit restlos verneint (diese deutsche Theorie vom Ende des 19. Jahrhunderts hat der italienische Faschismus rezipiert), oder es wird jeder Unterschied zwischen objektivem und subjektivem Recht verneint. Das subjektive Recht erscheint als das objektive Recht selbst nur, „sofern es sich mit der von ihm statuierten Unterwerfung gegen ein konkretes Subjekt richtet (Pflicht) oder einem solchen zur Verfügung steht (Berechtigung)."[1]) Andere wieder[2]) reduzieren das objektive Recht auf psychologische Verhaltungsweisen der Rechtsunterworfenen. Alle diese Lösungen sind Scheinlösungen, denn sie verkennen, dass beide Elemente, Norm und Rechtsverhältnis, objektives und subjektives Recht ursprüngliche Daten des bürgerlichen Rechtssystems sind.[3])

I

In dem Opus des klassischen Liberalen Locke fehlt sogar das Wort Souveränität. Aber die Sache ist vorhanden. Zwar sind bei ihm die Menschen, wie bei allen liberalen Staatstheoretikern, im Naturzustand gut, und der natürliche Zustand ist ein Paradies, das auch nach der Staatsgründung nicht verschwinden, sondern in weitem Umfang erhalten bleiben soll. Zwar herrschen nur Gesetze, standing-laws nennt er sie[4]), deren wesentlicher Inhalt selbst der Verfügung demokratischer Gewalten entzogen ist, aber die Bejahung der gesetzlosen Gewalt fehlt durchaus nicht. Sie heisst bei ihm nur nicht Souveränität (das Wort hat in England seit den Offenherzigkeiten des Hobbes und dem Absolutismus

[1]) Hans Kelsen, Reine Rechtslehre, Leipzig und Wien 1934, S. 49.
[2]) wie z. B. Bierling, Juristische Prinzipienlehre, 1894, Bd. 1, S. 141.
[3]) zum Problem : E. Paschukanis, Allgemeine Rechtslehre und Marxismus, Wien und Berlin 1929, S. 72, 73.
[4]) Two Treatises of Civil Government, Second Treatise, Kap. XI, § 136.

der Stuarts einen üblen Klang), wohl aber Prärogative. Darunter versteht er die Macht, nach freiem Ermessen ohne, ja sogar gegen das Gesetz zu handeln.[1]) Die Menschen sind eben doch manchmal schlecht, und Locke selbst muss anerkennen, dass das positive Staatsgesetz im Grunde doch nur ein unvollkommenes Abbild der natürlichen Gesetze sei. Wenn diese bösen Eigenschaften sich äussern, dann muss eine Gewalt da sein, welche die Menschen zur natürlichen Güte zurückführt. Die Prärogative, die gesetzlose Gewalt, entfaltet sich am reinsten in der „Federative Power", die Locke neben Gesetzgebung und Exekutive stellt, als selbständige Gewalt anerkennt, und die den Locke-Interpretatoren so häufig unerklärbar ist. Die Prärogative besteht in der Aussenpolitik. Diese kann nicht nach abstrakten generellen Normen geleitet werden, sondern sie muss notwendigerweise „der Vernunft und Weisheit derer überlassen werden, die sie innehaben, um im Interesse des Gemeinen Besten gehandhabt zu werden."[2])

Vielleicht noch klarer kommt die Zweischneidigkeit bei den Absolutisten wie Hobbes und Spinoza zum Ausdruck. Obwohl nach Hobbes Gesetz reine voluntas ist, obwohl Recht und Massnahmen des Souveräns jeder Art identisch sind, obwohl ein Recht ausserhalb des Staates nicht bestehen soll, nimmt er doch starke Einschränkungen an seiner monistischen Theorie dadurch vor, dass der Staat (und damit das Recht) selbst auf ein Naturgesetz basiert wird, dieses aber nicht nur voluntas, sondern auch ratio ist, da es die Erhaltung und Verteidigung des menschlichen Lebens zum Inhalt hat.[3]) Im Konfliktsfall zwischen Massnahmen des Souveräns und der ratio des Naturgesetzes räumt er dem Naturgesetz eindeutig den Vorrang ein. „Verträge, die verbieten, den eigenen Körper zu verteidigen, sind nichtig." Niemand ist verpflichtet, ein Verbrechen zu bekennen, niemand, sich selbst oder einen Mitmenschen zu töten. Die allgemeine Wehrpflicht ist naturgesetzwidrig. So formuliert er, wobei seine übliche Klarheit ihn verlässt: „Das Naturgesetz verpflichtet immer vor dem Gewissen (in foro interno), aber nicht immer in foro externo."[4]) Wann die Gehorsamspflicht

---

[1]) Second Treatise, Kap. XIV, § 160.

[2]) Second Treatise, Kap. XII, § 147. Seine Theorie ist zwar liberal, aber — was häufig vergessen wird — imperialistisch. Locke war mit Sir W. Colleton Partner im Bahama Street Trade (vgl. H. R. Fox Bourne, The Life of John Locke, London 1876, Bd. I, S. 292, 311). Mit dem Befehlshaber der englischen Kriegsflotte, dem Earl of Peterborough, war er innig befreundet (Charles Bastide, John Locke, Paris 1907, S. 132). Locke steht bewusst in der durch Cromwell eingeleiteten imperialistischen Tradition.

[3]) Leviathan, Molesworth Edition, Bd. 3, Kap. XVI, S. 147.

[4]) Kap. XV, S. 145.

aufhört und das freilich nur individuell gewährte Gehorsamsverweigerungsrecht beginnt, ist wiederum nur sehr zweideutig formuliert. „Befiehlt der Souverän einem selbst rechtmässig verurteilten Menschen, sich zu töten, zu verwunden oder zu verstümmeln, oder sich der Nahrung, Luft, Arznei oder anderer Dinge zu enthalten, ohne welche er nicht leben kann, dann hat der Mensch die Freiheit des Ungehorsams."[1]) Die ambivalente Haltung des Hobbes wird hier deutlich. Der Akzent liegt, wie die Zeit es erforderte, auf der Souveränität, der gesetzlosen Gewalt, der Forderung nach einer von den kämpfenden Gruppen unabhängigen Staatsgewalt. Aber die Freiheit ist, wenn auch schwach, betont.

Noch auffälliger ist dieser Zwiespalt bei Spinoza, denn Spinoza entwickelt in Wirklichkeit zwei Theorien, eine Staats- und eine Rechtstheorie, die in einer dialektischen Beziehung stehen. In der Staatstheorie des Spinoza wird der Staatsabsolutismus mindestens so uneingeschränkt entwickelt wie bei Hobbes. Die individuellen Reservatrechte fehlen, wenn auch mit grossem Pathos als das Ziel des Staates die Freiheit postuliert ist. Den Massnahmen des Souveräns, die Gesetze heissen, ist der Untertan bedingungslos unterworfen, selbst in religiösen Dingen. „Der Gehorsam macht den Untertan."[2]) „Frei sind nur die Gedanken."[3]) Im Tractatus Politicus sind die letzten Spuren der individuellen Reservatrechte, wahrscheinlich unter dem Eindruck der Ermordung seines Freundes de Witt völlig ausgemerzt worden. „Wenn wir... unter Gesetz das bürgerliche Gesetz verstehen..., so können wir auf keine Weise sagen, dass der Staat an Gesetze gebunden sei oder sündigen könne... Die bürgerlichen Rechte... sind allein vom Beschluss des Staates abhängig, und dieser braucht, um seine Freiheit zu wahren, sich in seinem Verhalten nach niemand zu richten als nach sich selbst und nichts anderes für gut oder schlecht zu halten, als was nach seinem eigenen Urteil gut oder schlecht für ihn selbst ist."[4]) Neben dieser absolutistischen Staatstheorie steht aber seine Rechtstheorie, die in Wahrheit eine entscheidende Korrektur der Staatstheorie darstellt. „Das natürliche Recht der gesamten Natur und folglich jedes einzelnen Individuums" erstreckt sich „genau so weit wie seine Macht. Alles folglich, was ein Mensch nach den Gesetzen seiner Natur tut, tut er nach dem höchsten Naturrecht, und er hat soviel Recht

---

[1]) Kap. XXI, S. 204.
[2]) Tractatus Theologico-Politicus. Ausgabe Meiner, Kap. XVII, S. 293.
[3]) Kap. XX, S. 356.
[4]) Tractatus Politicus, Kap. IV, § 5, S. 45.

auf die Natur, als seine Macht reicht."[1]) Der Staat hat normalerweise die höchste Macht, er hat damit das höchste Recht. Sollte aber das Individuum oder eine Gruppe Macht erringen, so steht ihnen in genau dem gleichen Umfange Recht zu. Bei Spinoza fehlt demnach ein starres System, in welches das Verhältnis von Staat und Gesellschaft eingespannt wird. Die Grenzen sind flüssig. Ist eine gesellschaftliche Gruppe mächtig, so kann sie sich der Staatsgewalt gegenüber so viel Freiheit sichern, wie sie Macht hat. Sie kann schliesslich selbst die Staatsgewalt übernehmen und ihre soziale Macht in Recht verwandeln. Diese merkwürdige Theorie von der Legitimität des Faktischen ist hier progressiv. Die Herrschaft des Staatsabsolutismus ist aus den gleichen Motiven wie bei Hobbes begründet. Aber die Freiheit der Individuen ist durch die Macht gesichert, die zum Recht wird und die sie dazu verwenden sollen, um in einer arbeitsteiligen Gesellschaft Handel zu treiben, Waren auszutauschen und sich gegenseitig zu helfen.[2]) Die Theorie, nach der Recht gleich Macht sei, dient in erster Linie zur Niederhaltung der Massen, die Spinoza verständlicherweise hasste, zugleich aber dem Kampf gegen die Monarchie. Diese Theorie ist bei Spinoza die Theorie einer Opposition, die sich sehr stark fühlt, die ihre Rolle nicht ausgespielt hat und die hofft, ihre ökonomische Macht bald in politische umsetzen zu können.

II

Der Antinomie von Souveränität und Gesetz entsprechen zwei verschiedene Gesetzesbegriffe : ein politischer und ein rationaler. Im politischen Sinn ist Gesetz jede Massnahme der souveränen Gewalt ohne Rücksicht auf deren Inhalt. Kriegserklärung und Friedensschluss, das Steuergesetzbuch und das Zivilgesetzbuch, der Befehl des Polizisten und der des Gerichtsvollziehers, das Urteil des Richters wie die Rechtsnormen, die in dem Urteil appliziert werden, alle Äusserungen des Souveräns sind, weil sie Äusserungen des Souveräns sind, Gesetz. Dieser Gesetzesbegriff ist ausschliesslich genetisch bestimmt. Gesetz ist voluntas und sonst nichts. Insoweit eine Rechtstheorie diesen Gesetzesbegriff akzeptiert, können wir sie dezisionistisch nennen. Daneben aber steht der rationale Gesetzesbegriff, der nicht durch seinen Ursprung, sondern durch seinen Inhalt bestimmt ist. Nicht jede Massnahme des Souveräns und nicht nur Massnahmen des Souveräns sind

---

[1]) Kap. II, § 4.
[2]) Tractatus Theologico-Politicus, Kap. V, S. 99 am Ende.

Gesetz. Gesetz ist hier eine Norm, die von der Vernunft durchdringbar, dem theoretischen Verständnis offen ist, die ein ethisches Postulat enthält, häufig das der Gleichheit. Gesetz ist dann ratio und nicht notwendig auch voluntas. Dieses rationale Gesetz kann, muss aber nicht Emanation des Souveräns sein. Denn die Theorie, vor allem die des Naturrechts, behauptet die Existenz von materiellen Gesetzen ohne Bezug auf den Willen des Souveräns, die Geltung eines Normensystems auch dann, wenn das positive Staatsgesetz die Postulate dieses materiellen Gesetzes ignoriert. Diese beiden Gesetzesbegriffe sind heute streng geschieden.

Das thomistische Naturrechtssystem kannte eine solche Scheidung noch nicht. In ihm fliessen voluntas und ratio noch zusammen. Gesetz ist nicht jede Massnahme der Autorität, sondern nur eine solche, die zugleich den Anforderungen des Naturgesetzes entspricht. Gesetz ist die Grundlage, ist der Massstab, ist die regula artis, mit welcher eine gerechte Entscheidung erreicht werden soll. Einem Gesetz gegenüber, das den Grundprinzipien der lex naturalis widerspricht, ist passive Resistenz nicht nur Recht, sondern Pflicht, denn selbst Gott kann von der lex naturalis nicht dispensieren. Im thomistischen System ist das Naturgesetz ausreichend konkretisiert und zu einem Teil institutionalisiert : aus ihm entwickelt der Thomismus eine Reihe konkreter Forderungen an den Gesetzgeber, zugleich wird durch die Anerkennung eines wenigstens passiven Widerstandsrechts die Möglichkeit einer Durchsetzung des Naturgesetzes gegen widersprechendes Staatsgesetz gegeben.

Die Spaltung der beiden Gesetzesbegriffe wird in der Schule der Nominalisten und in der Konzilstheorie vorgenommen. Seitdem erscheint das Gesetz auch als das bewusste Werk der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ablösung des politischen Gesetzesbegriffes von dem nicht säkularen Naturrecht vollzog sich in den Kämpfen zwischen Kirche und Staat, in den Auseinandersetzungen innerhalb der kirchlichen und innerhalb der weltlichen Gesellschaft. Dem Anspruch des Papstes auf Unterordnung der weltlichen Gewalt, traten die Nominalisten entgegen, die spezifisch bürgerliche Interessen vertraten. In diesen Kämpfen ist das Naturrecht bald revolutionär, bald konservativ, bald kritische Theorie, bald Apologie. Wenn immer eine politische Gruppe Machtpositionen einer anderen berennt, bedient sie sich eines durchaus revolutionären Naturrechts und leitet sogar aus diesem Naturrecht das Recht zum Tyrannenmord ab. Wenn immer diese Gruppe Machtpositionen erobert hat, schwört sie alle alten Ideale ab, leugnet die revolutionäre Kraft des Naturrechts und verwandelt es in eine konservative

Ideologie. Marsilius von Padua[1]) ist durch seine Feindschaft gegenüber dem kirchlichen Souveränitätsanspruch einmal gezwungen, die Herrschaft des weltlichen Souveräns durch Anerkennung eines Freiheit begründenden Naturrechts zu beschränken. Der Gesetzgeber, die „Pars Principans“[2]) ist nicht unbeschränkt, sondern steht unter der Herrschaft allgemeiner Naturrechtsnormen, die weitgehend konkretisiert und institutionalisiert sind. Zugleich aber ist er, um seinen Forderungen eine ausreichende populäre Unterstützung zu verschaffen, gezwungen, demokratische Mitwirkungsrechte zu postulieren[3]), wobei natürlich unter Volk nicht die Summe aller freien und gleichen Bürger verstanden wird, sondern nur die „Pars valentior“. Zu gleichen Postulaten wurden die Konzilstheoretiker Gerson und Nikolaus von Kues durch ihre Konflikte mit den Ansprüchen des Papstes auf kirchliche Souveränität getrieben. Gerson reduzierte am klarsten den kirchlichen Willen auf die Einzelwillen der im Konzil versammelten kirchlichen Aristokratie, Nikolaus v. Kues stellte ausserdem die kirchliche Gewalt unter allgemeine Naturrechtsnormen und sprach Massnahmen des Papstes, die diesen allgemeinen Gesetzen widersprachen, die Gültigkeit ab.

Vom Beginn des 14. Jahrhunderts an wird eine Identität von politischem und rationalem Gesetz nicht mehr behauptet. Das politische Gesetz ist jetzt nur noch Massnahme des Souveräns. Das Naturrecht, ausgedrückt in allgemeinen Normen, tritt dem politischen Gesetz gegenüber, es beschränkend und in bestimmte Richtungen weisend, gewisse soziale Forderungen enthaltend, die regelmässig die Erhaltung des Eigentums und politische Freiheitsrechte, zunehmend aber auch die Forderung der Rechtsgleichheit einschliessen. Dabei wird dieses Naturrecht vor allem in den Kämpfen der Monarchomachen jeweils von der attackierenden Gruppe vertreten. Bei Bodin, der das erste moderne Staats- und Rechtssystem geschaffen hat, ist das Bekenntnis zur Souveränität als einer absoluten und dauernden Gewalt ebenso stark wie das Bekenntnis zum rationalen Gesetz, das diese absolute Gewalt beschränkt.

III

Im Liberalismus verschwindet das Naturrecht in dem Masse, wie die Demokratie und mit ihr die Staatsvertragstheorie sich durchsetzt. Die Allgemeinheit des positiven Gesetzes tritt in den

---

[1]) Defensor Pacis; hrsg. von Previt-Orton, Cambridge (England), 1928.
[2]) a. a. O., Dictio I, Kap. XIV.
[3]) a. a. O., Dictio I, Kap. XII.

Mittelpunkt des Rechtssystems. Nur ein Gesetz, das allgemeinen Charakter hat, wird Gesetz und damit Recht genannt. Man behauptet zuweilen, dass der Unterschied zwischen dem generellen Gesetz und der individuellen Massnahme nur ein relativer ist, weil jeder Befehl des Vorgesetzten an den Untergebenen im Verhältnis zum ausführenden Akt in irgendeinem Sinne deshalb generell sei, weil der Ausführende immer ein gewisses, wenn auch manchmal ein bescheidenes Mass von Initiative habe. Wer nun in der Rechtstheorie nur solche Begriffe als legitim anerkennt, die logisch eindeutig formulierbar sind, und wer jede Entscheidung als subjektiv und damit willkürlich ablehnt, der wird auch die Abgrenzung zwischen genereller Norm und individueller Massnahme verwerfen.[1]) Wir verstehen unter einer Rechtsnorm ein hypothetisches Urteil des Staates über ein künftiges Verhalten der Untertanen, und das Gesetz ist die Grundform, in der diese Rechtsnorm erscheint.

Drei Elemente sind für den Charakter des Gesetzes relevant : das Gesetz muss in seiner Satzbildung generell sein, es muss in seiner Allgemeinheit bestimmt sein, und es darf keine rückwirkende Kraft haben. Rousseau hat die Forderung nach der Allgemeinheit der Satzbildung wie folgt formuliert : „Wenn ich sage, dass das Objekt der Gesetze immer allgemein ist, dann verstehe ich darunter, dass das Gesetz die Untertanen als Gesamtheit und ihre Handlungen als abstrakte, niemals einen Menschen als Einzelperson und niemals eine Einzelhandlung berücksichtigt. So kann das Gesetz sehr wohl statuieren, dass es Privilegien geben darf, aber niemals darf es sie namentlich einer Person gewähren... in einem Wort : jede Aussage, die sich auf ein individuelles Objekt bezieht, gehört nicht zur gesetzgebenden Gewalt.“[2])

Diese erste Bestimmung genügt aber nicht, denn „was Recht ist, erhält erst damit, dass es zum Gesetz wird, nicht nur die Form seiner Allgemeinheit, sondern seine wahrhafte Bestimmtheit. Es ist darum bei der Vorstellung des Gesetzgebens nicht bloss das

---

[1]) Das theoretische Problem der Abgrenzung von genereller Norm und individueller Massnahme wird hier nicht behandelt, ebensowenig die Frage, inwieweit ohne die Annahme seines generellen Charakters Recht nicht gedacht werden kann. Diese Probleme werden demnächst in der Auseinandersetzung mit dem juristischen Positivismus (vor allem der reinen Rechtslehre und den amerikanischen Neo-Realisten) in dieser Zeitschrift behandelt werden.

[2]) Contrat Social, II, 6. „Quand je dis que l'objet des lois est toujours général, j'entends que la loi considère les sujets en corps et les actions comme abstraites, jamais un homme comme individu, ni une action particulière. Ainsi la loi peut bien statuer qu'il y aura des privilèges, mais elle n'en peut donner nommément à personne, ... en un mot, toute fonction qui se rapporte à un objet individuel n'appartient point à la puissance législative.“

eine Moment vor sich zu haben, dass dadurch etwas als die für alle gültige Regel des Benehmens ausgesprochen werde, sondern das innere wesentliche Moment ist vor diesem anderen die Erkenntnis des Inhalts in seiner bestimmten Allgemeinheit."[1]) Worin besteht der Inhalt dieser Allgemeinheit? Wir unterscheiden, um diese konkrete Bestimmung zu entwickeln, zwischen Rechtssätzen und Rechtsgrundsätzen oder Generalklauseln, wie sie die deutsche Rechtswissenschaft nennt. Sätze wie: dass Verträge, die gegen die public policy verstossen oder unreasonable oder sittenwidrig sind (§ 138 des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, BGB), nichtig sind, oder dass schadensersatzpflichtig ist, wer in einer gegen die guten Sitten verstossenden Weise einem anderen Schaden zufügt (§ 826), oder dass bestraft wird, „wer eine Tat begeht, die das Gesetz für strafbar erklärt oder die nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes und nach gesundem Volksempfinden Bestrafung verdient" (§ 2 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich, in der Fassung des Gesetzes vom 28. Juni 1935), sind keine Rechtssätze und keine allgemeinen Gesetze, sondern repräsentieren eine falsche Allgemeinheit. Denn eine Einigkeit darüber, ob eine Handlung im konkreten Falle sittenwidrig oder unreasonable ist, ob eine Bestrafung dem gesunden Volksempfinden entspricht oder zuwiderläuft, ist in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht herzustellen. Sie haben daher keinen eindeutigen Inhalt. Ein Rechtssystem, das primär die Elemente der Rechtssätze aus diesen sogenannten Generalklauseln oder „legal standards of conduct" aufbaut, ist, wie noch zu zeigen sein wird, nur eine Hülle, mit der individuelle Massnahmen verschleiert werden. Auf der anderen Seite sind Sätze wie: die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt (§ 1 des deutschen BGB), oder die Übertragung des Grundeigentums erfolgt durch Einigung der Parteien und Eintragung im Grundbuch (§ 873 des deutschen BGB), Rechtssätze, weil die wesentlichen Tatbestandselemente bestimmt sind und nicht auf Moralordnungen verwiesen wird, die nicht generell verbindlich sind und als verbindlich akzeptiert werden. Wenn die fundamentalen Prinzipien oder wichtige Teile des Rechtssystems unter der Herrschaft solcher Generalklauseln stehen, dann kann von einer Herrschaft des allgemeinen Gesetzes nicht mehr gesprochen werden.

Diese Formalstruktur des generellen Gesetzes enthält — und hierin liegt das dritte Element der Allgemeinheit — zugleich auch ein Minimum an materieller Bestimmtheit. Denn das so bestimmte

---

[1]) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 211.

generelle Gesetz garantiert dem Richter ein Minimum an Unabhängigkeit, da es ihn eben nicht individuellen Massnahmen des Souveräns unterwirft. Zugleich enthält das generelle Gesetz die Forderung der Unzulässigkeit der Rückwirkung. Ein Gesetz, das die Rückwirkung anordnet, weist individuelle Regelungen auf, da die Tatbestände bereits vorliegen.

Die Tatbestände, die das generelle Gesetz vorfindet und reguliert, sind entweder Freiheitssphären des Menschen oder menschliche Institutionen. Freiheit im rechtlichen Sinne hat allein und ausschliesslich eine negative Bedeutung. Sie ist nur „Abwesenheit äusseren Zwanges."[1]) Diese „negative Freiheit oder diese Freiheit des Verstandes ist einseitig, aber dies Einseitige enthält immer eine wesentliche Bestimmung in sich : es ist daher nicht wegzuwerfen, aber der Mangel des Verstandes ist, dass er eine einseitige Bestimmung zur einzigen und höchsten erhebt."[2])

Es genügt nicht, sich mit der Aufzeigung einer solchen allgemeinen menschlichen Freiheitssphäre gegenüber dem Staat zu begnügen. Hier ist eine, wenn auch oberflächliche und rohe Unterscheidung zwischen den verschiedenen Arten von Freiheitsrechten wichtig. Solche Versuche sind in der deutschen juristischen Literatur häufig unternommen und mehr oder minder geschickt durchgeführt worden. Wir unterscheiden im wesentlichen vier echte Freiheitsrechte. Die Rechte der persönlichen Freiheit, das sind die Rechte des isolierten Individuums, wie etwa die Bestimmung, dass die Verhaftung nur auf Grund von Gesetzen und auf Grund eines geordneten Verfahrens stattfinden kann ; die Freiheit des Hauses und die Freiheit der Korrespondenz. Die politischen Freiheitsrechte, politisch deshalb, weil sie erst durch das Zusammenleben im Staat Bedeutung erhalten, als da sind Vereins-, Versammlungs- und Presse-Freiheit oder das Recht des Wahlgeheimnisses. Sie sind sowohl liberal, insoweit garantieren sie dem einzelnen eine Freiheitssphäre, als auch demokratisch, weil sie Mittel sind, um die demokratische Herstellung des Staatswillens zu ermöglichen. Eine dritte Kategorie sind die ökonomischen Freiheitsrechte : Freiheit des Handels und des Gewerbes. In der Periode der Demokratie werden schliesslich auch die politischen Freiheitsrechte auf die soziale Ebene durch Anerkennung eines Koalitionsrechtes für die Arbeitnehmer transferiert. Die Unterscheidung in diese vier Kategorien erhebt weder den Anspruch der logischen Geschlossenheit noch den der geschichtlichen Vollständigkeit. Diese Freiheits-

---

[1]) **Hobbes**, Leviathan, a. a. O., S. 116.
[2]) **Hegel**, a. a. O., § 5, Zusatz.

rechte sind normalerweise in den Verfassungen nicht etwa als unbeschränkte Freiheitsrechte garantiert. Eine solche Garantie wäre unsinnig. Sie sind ausschliesslich „im Rahmen der Gesetze" gewährleistet, sind mit dem sogenannten „Vorbehalt des Gesetzes" ausgestattet, sodass ein Eingriff in die Freiheiten auf Grund von Gesetzen erfolgen darf. Die wichtigste, ja vielleicht die entscheidende Forderung des Liberalismus besteht nun darin, dass die Eingriffe in die individuellen Reservatrechte nicht auf Grund individueller, sondern ausschliesslich auf der Basis genereller Gesetze erfolgen dürfen.

Das generelle Gesetz regelt neben den Freiheitssphären menschliche Institutionen. Wir verstehen hier unter einer Institution die Errichtung einer auf Dauer berechneten, herrschaftlichen oder genossenschaftlichen Beziehung, entweder zwischen Menschen oder zwischen Vermögen oder zwischen Menschen und Vermögen für die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens. Diese Definition impliziert nichts. Sie ist eine Beschreibung. Der Begriff der Institution hat also nichts zu tun mit den pluralistischen Staatstheorien, mit der thomistischen oder der nationalsozialistischen Rechtsphilosophie, die beide diesen Begriff heute in den Mittelpunkt stellen. Er umfasst alle Arten von Vereinen, von Anstalten, von Stiftungen, den Betrieb, das Unternehmen, das Kartell, die Ehe. Er umfasst vor allem die wichtigste Institution der bürgerlichen Gesellschaft : das Privateigentum an Produktionsmitteln. Das Privateigentum an sich ist ein subjektives und absolutes Recht, das dem Eigentümer gegenüber jedermann, der ihn im Besitze oder Genusse des Eigentumsobjektes stört, Abwehrrechte verleiht. Das Eigentum an Produktionsmitteln ist aber darüber hinaus auch eine Institution. Es ist auf Dauer berechnet, es dient der Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens, es ordnet Menschen in einen Herrschaftsbereich ein.

Institutionen und Freiheitsrechte stehen in bestimmten, feststellbaren Beziehungen. Eine Freiheit kann eine Hauptfreiheit sein und kann zu ihrem Schutze und zu ihrem Funktionieren von Hilfsfreiheiten und Hilfsinstitutionen oder, wie es Karl Renner genannt hat, von Konnexfreiheiten und Konnexinstituten umgeben sein.[1]) Ebenso kann eine Institution von Konnexfreiheiten umgeben sein. Das Eigentum als Hauptinstitution der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Periode des Konkurrenzkapitalismus von

[1]) Vgl. zum Problem : Karl Renner, Die Rechtsinstitute des Privatrechts und ihre Funktion, 2. Aufl., Tübingen 1929, und Franz Neumann, Koalitionsfreiheit und Reichsverfassung, Berlin 1932, S. 86 f.

den entscheidenden konnexen Freiheitsrechten der Vertrags- und Gewerbefreiheit umgeben. Der Eigentümer an Produktionsmitteln muss das Recht haben, einen Gewerbebetrieb zu errichten oder zu schliessen, er muss das Recht haben, Kauf- und Tauschverträge, Miet- und Pachtverträge, Darlehens- und Hypothekenverträge abzuschliessen, weil er nur durch die Anerkennung dieser Freiheitsrechte produzieren und reproduzieren kann.

Die wirtschaftlichen Freiheitsrechte vor allem sind nicht um ihrer selbst willen geschützt, sondern ausschliesslich deshalb, weil an einer bestimmten Stufe der ökonomischen Entwicklung ihr Schutz für das Funktionieren des Hauptinstitutes notwendig ist. Der Vertrag, die rechtliche Form, in der der Mensch seine Freiheit betätigt, ist konstitutives Element der bürgerlichen Gesellschaft in der Periode der freien Konkurrenz. Er hebt die Isolierung der Eigentümer auf, er vermittelt zwischen ihnen und wird damit so notwendig wie das Eigentum selbst. „Diese Vermittelung, Eigentum nicht mehr nur vermittels einer Sache und meines subjektiven Willens zu haben, sondern ebenso vermittels eines anderen Willens, und hiermit in einem gemeinsamen Willen zu haben, macht die Sphäre des Vertrages aus."[1])

Der Liberalismus versteht unter der Herrschaft des Gesetzes, der rule of law, nur und ausschliesslich den Primat des gesetzten Rechts, nicht also die Herrschaft eines Gewohnheits- oder eines Naturrechts. In England ist ein Naturrecht schon im Grunde während der Herrschaft Heinrichs VII. verschwunden, da schon in dieser Periode der Vorrang der Parlamentsgesetze und die Pflicht der Richter, diesen Gesetzen zu gehorchen, nicht geleugnet werden konnte.[2]) Schon im 16. Jahrhundert bedeutet also die herrschende Formel von der Vorherrschaft des Rechts nichts weiter als die Herrschaft des Parlamentsgesetzes.[3]) Selbstverständlich sind während der Puritaner-Revolution[4]) sehr starke naturrechtliche Tendenzen aufgetaucht, die sowohl von den Republikanern zum Kampf gegen die Monarchie wie von den Royalisten zu ihrer Verteidigung vertreten wurden. Seit dieser Zeit wird selbst in der Literatur, geschweige denn in der Judikatur, die

---

[1]) Hegel, a. a. O., § 71.

[2]) Vgl. Holdsworth, History of English Law, Bd. IV, S. 187.

[3]) Eine Ausnahme ist der häufig behandelte Bonham-Fall, der aber aus dem persönlichen Konflikt zwischen Coke und Jakob I. zu erklären ist. Vgl. Charles H. McIlwain, The High Court of Parliament and its Supremacy, New Haven 1910, S. 81, und vor allem Theodor F. Plucknett, Bonham's Case and Judicial Review. In : Harvard Law Review, Bd. 40, S. 30.

[4]) Ausgezeichnete Darstellung bei Gooch-Laski, English Democratic Ideas in the Seventeenth Century, Cambridge 1927.

Herrschaft eines Naturrechts nicht mehr vertreten. Auch Blackstone (1723-1780), der im ersten Band seiner „Commentaries“ das Naturrechtssystem Burlamaquis abschreibt und sich zur Herrschaft eines ewigen, unveränderlichen Naturrechts bekennt, muss an der Stelle, an der er von der Souveränität des Parlamentes handelt, zugeben, dass das Parlament tun könne, was es wolle, und er kein Mittel wisse, um die Herrschaft des von ihm postulierten Naturrechts durchzusetzen.

In Deutschland erlebte das Naturrecht ein anderes Schicksal als in England. Es verwandelte zunächst seinen Charakter, um schliesslich zu verschwinden. Naturrecht kann einmal freiheitsbegründendes Recht sein und ist dann die kritische Theorie einer bürgerlichen Opposition, die den Absolutismus bekämpft. Oder es ist eine Lehre, welche nicht Freiheit, sondern Staatssouveränität legitimieren soll, insoweit ist es manchmal apologetisch. Für das Fortbestehen beider Naturrechtsarten lag in England kein Grund vor ; für das freiheitliche nicht, weil das Bürgertum im 17. Jahrhundert zur politischen Macht gekommen war, für das absolutistische nicht, weil die Einheit des Staates seit Heinrich VIII. nicht mehr und selbst nicht in der Puritaner-Revolution in Frage gestellt war. In Deutschland dagegen waren beide Aufgaben ungelöst. Aber die vordringliche war die Herausbildung einer einheitlichen Staatsgewalt als einer wichtigen Produktionsbedingung der bürgerlichen Gesellschaft. Pufendorfs Naturrecht, das auf die Juristen des 17. und 18. Jahrhunderts einen ausserordentlichen Einfluss hatte, diente ganz der Aufgabe, den Staatszwang naturrechtlich zu rechtfertigen.[1] Die menschliche Natur wird von zwei Trieben beherrscht, dem der Soziabilität und dem der Selbsterhaltung.[2] Da eine natürliche Harmonie der beiden Instinkte nicht besteht[3], muss sie durch Zwang herbeigeführt werden. Dazu aber ist das Naturgesetz unfähig, da es sanktionslos ist. Seine Exekution ist ja allein überlassen dem „foro divino et conscientiae.“[4] Diese aber ist unzureichend. Die Sanktion übernimmt deshalb der auf Vertrag begründete Staat, der absolut sein muss. Das Recht des Staates ist der Befehl des Souveräns, ist reine voluntas[5], und das Widerstandsrecht, das Pufendorf einräumt, betrifft nichts

---

[1] Die Werke Pufendorfs werden zitiert in der Ausgabe des Carnegie Endowment for International Peace. a) Elementorum Jurisprudentiæ Universalis Libri Duo, b) De Jure Naturæ et Gentium Libri Octo, c) De Officio Hominis et Civis Libri Duo.
[2] De Off. I C III, 8, 9.
[3] De Off. I C V, 5.
[4] De Off. I C II, 7.
[5] De Off. II C XII, 1.

Entscheidendes.[1]) Im System des Christian Thomasius ist das Naturgesetz nur ein Rat, aus dem gewisse moralische Verpflichtungen folgen.[2]) Da aber Recht und Moral streng geschieden werden und das oberste Kriterium des Rechtes der Zwangscharakter ist, so dient auch sein Naturrechtssystem der Legitimierung des Staatszwanges. So sehr verschieden der Ausgangspunkt von Christian Wolff ist[3]), so streng er die Geltung einer Lex aeterna betont, so kommt auch er zum Ergebnis, dass nur der Staat ein geordnetes Zusammenleben verbürgt. Der Unterschied zu den rationalistischen Theorien von Pufendorf und Thomasius liegt darin, dass Wolff dem Staate auch Wohlfahrts- und Kulturaufgaben zuweist. So wie sein System den Regierungsformen Friedrichs II. von Preussen und Josephs II. von Österreich adäquat war, so war das von Pufendorf und Thomasius der Ausdruck der Staatsform des Kurfürsten Friedrich Wilhelms I.

In der Rechtslehre Kants, soweit sie isoliert von seiner Ethik betrachtet wird, verschwindet das Naturrecht völlig. Der Staat ist die Organisation, die es ermöglichen soll, dass die Freiheit eines Individuums neben der der anderen bestehen kann. Aber die Entscheidung darüber fällt nicht die autonome Persönlichkeit, sondern der absolute Staat[4]), der das logische Postulat aus dem Naturzustand ist, in dem bereits die Existenz eines provisorischen Eigentums und des Satzes pacta sunt servanda dogmatisch behauptet wird. Die Freiheit des Kantischen Rechtssubjektes ist allein durch die Forderung garantiert, dass der Staat nur durch allgemeine Gesetze herrschen dürfe. Dieses Postulat wird mit aller Rigorosität vertreten. Kant lehnt es selbst ab, das in allgemeinen Gesetzen niedergelegte strenge Recht durch Billigkeitsrecht zu mildern. Denn die Billigkeit ist „eine stumme Gottheit, die nicht gehört werden kann. Hieraus folgt auch, dass ein Gerichtshof der Billigkeit (in einem Streit anderer über ihre Rechte) einen Widerspruch in sich schliesse.“[5]) Von Kant an bis zum Ende des 19. Jahrhun-

---

[1]) De Off. II C XII, 8.

[2]) Fundament des Natur- und Völkerrechts.

[3]) Zitiert wird nach der Ausgabe des Carnegie Endowment for International Peace. Jus Gentium Methodo Scientifico Pertractatum.

[4]) Metaphysik der Sitten, Rechtslehre, II. Teil, 1. Abschnitt, allgemeine Anmerkung A, „denn der, welcher die Staatsgewalt einschränken soll, muss doch mehr oder wenigstens gleiche Macht haben als derjenige, welcher eingeschränkt wird; und als ein rechtmässiger Gebieter, der den Untertanen befőhle, sich zu widersetzen, muss er sie auch schützen können und in jedem vorkommenden Falle rechtskräftig urteilen, mithin öffentlich den Widerstand befehligen können. Alsdann ist aber nicht jener, sondern dieser der oberste Befehlshaber; welches sich widerspricht.“

[5]) Metaphysik der Sitten, Rechtslehre, Anhang zur Einleitung I.

derts steht die Forderung nach der Allgemeinheit der Gesetze im Zentrum der deutschen Rechtstheorie. In der Forderung nach der Herrschaft des Staates durch allgemeine Gesetze rezipiert Kant die Montesquieu-Rousseausche Theorie.

Denn vielleicht am klarsten ist die Forderung, der Staat könne nur durch allgemeine Gesetze herrschen, in Montesquieus „Esprit des lois" vertreten. Montesquieu steht durch Vermittlung von Malebranche unter dem Einfluss von Descartes. So wie bei Descartes die Welt auf allgemeinen Gesetzen der Mechanik beruht, die selbst Gott nicht ändern kann, weil jede individuelle Massnahme seinem Wesen fremd ist, weil Gott sich aus dem Universum zurückzieht und „immense, spirituel et infini" wird, so wird das Gesetz des Staates bei Montesquieu in gleicher Weise generell und Massnahmen des Souveräns entzogen.[1]) Die französische Revolution ist auf das stärkste von der Rousseau-Montesquieuschen Doktrin beherrscht. Mirabeau, als Vorsitzender des Komitees für den Entwurf der Menschenrechte, beantragte am 17. August 1789 die Aufnahme folgender Bestimmung: „Das Gesetz, da es der Ausdruck der volonté générale ist, muss in seinem Gegenstand allgemein sein." Der Artikel aus der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte enthält deshalb auch die Bestimmung, dass das Gesetz der Ausdruck der volonté générale ist, ein Gedanke, der im Artikel 6 der Erklärung von 1793 und dem Artikel 6 der Verfassung des Jahres III wiederholt ist. Im Verlauf der Revolution, in der Verfassung von 1791 und in der Jacobinischen Verfassung von 1793 wurde zwischen „lois" und „décrets" unterschieden. Die Gironde-Verfassung von 1793, entstanden unter dem entscheidenden Einfluss von Condorcet, betont sehr scharf in Abschnitt 2, Artikel 4: „Die Merkmale, welche die Gesetze auszeichnen, sind ihre Allgemeinheit und ihre unbeschränkte Dauer", und unterscheidet die Gesetze von Massnahmen (mesures) für den Notstandsfall. Die französische Verfassungstheorie[2]) mit Ausnahme von Carré de Malberg hat bis heute die Unterscheidung zwischen generellem Gesetz und individueller Massnahme aufrechterhalten, obwohl sie in den späteren Verfassungen nicht mehr vorkommt und von der französischen Praxis niemals anerkannt worden ist.

Die deutsche Doktrin ist der französischen tief verpflichtet, weicht aber am Ende des 19. Jahrhunderts entscheidend von ihr ab.

---

[1]) E. Buss, Montesquieu und Cartesius. In: Philosophische Monatshefte, Bd. IV 1869/1870), S. 5 ff.

[2]) beginnend mit Merlins Répertoire universel et raisonné de jurisprudence, Aufl. 1827, S. 384.

Robert von Mohl[1]), Lorenz von Stein[2]) und Klueber[3]) : bei allen steht die Forderung nach der Allgemeinheit des Gesetzes im Mittelpunkt der Doktrin. Unter dem Einfluss des allbeherrschenden Paul Laband verschwindet jedoch die Behauptung von der Notwendigkeit der Generalität des Gesetzes. Statt dessen wird eine andere Scheidung eingeführt, nämlich die zwischen formellem und materiellem Gesetz. Formelles Gesetz ist jede Äusserung des Staatswillens, materielles Gesetz nur eine solche Äusserung, die einen Rechtssatz enthält, d. h. subjektive Rechte und Pflichten erzeugt. In diesem Sinne ist das Budget-Gesetz kein materielles Gesetz, da es nur eine Ermächtigung an den Staat enthält, im Rahmen des Haushaltes Ausgaben zu machen. Diese dualistische Theorie wurde allgemein von der deutschen Rechtswissenschaft akzeptiert.

Aber auch in England wird trotz des Sieges der Theorie von der Suprematie des Parlamentes der generelle Charakter des Gesetzes durchaus nicht vernachlässigt. Blackstone[4]) behauptet sogar, dass ein individuelles Gesetz „eher ein Satz denn ein Gesetz" ist. Selbst Austin, der der radikalste Vertreter des Hobbes'schen politischen Gesetzesbegriffes ist, versteigt sich zu der Behauptung[5]), dass nur dann von einem Gesetz gesprochen werden könne, wenn es generellen Charakter habe. In dem einen einzigen Fall, in dem englische Gerichte sich mit der Frage beschäftigt haben, ob individuelle Massnahmen Gesetzes- und damit Rechtscharakter haben, ist diese Frage bejaht worden.[6]) Die Entscheidung ist deshalb ausserordentlich interessant, weil die Richter sich sehr offen darüber auslassen, warum in diesem Fall eine individuelle Massnahme Gesetz sein müsse. Die Entscheidung befasst sich mit der Gültigkeit einer Proklamation eines hohen Kommissars einer Kolonie, durch die ein Eingeborener seiner Freiheit beraubt wurde. Die Frage entstand, inwieweit durch eine solche individuelle Massnahme die durch den Habeas-Corpus-Akt garantierten Freiheiten suspendiert werden könnten. Lord Justice Farwell begründet die Rechtmässigkeit wie folgt : „Die Wahrheit ist, dass in Ländern, die von Eingeborenen bewohnt werden, welche die weisse Bevölkerung an Zahl übertreffen, solche Gesetze (nämlich

---

[1]) Politik, Bd. I, Tübingen 1862, S. 420, und Enzyklopädie von 1859, S. 139.
[2]) Verwaltungslehre, Bd. I, S. 73.
[3]) Öffentliches Recht des Teutschen Bundes und der Bundesstaaten, Frankfurt a. M. 1846, S. 363.
[4]) Commentaries of the Laws of England, Bd. 1, S. 44.
[5]) Lectures on Jurisprudence (5. Aufl., London 1929, Bd. 1, S. 94).
[6]) Re v. Crewe (ex parte Sekgome) 1910, 2 K. B. 576.

der Habeas-Corpus-Akt), obwohl Bollwerke der Freiheit im Vereinigten Königreich, sehr wohl das Todesurteil der Weissen werden könnten, wenn sie dort (d. h. in Kolonien) angewandt werden würden", und Lord Justice Kennedy fügt hinzu, dass die Gesetzgebung, die gegen eine bestimmte Person gerichtet ist, ein Privileg ist, und „im allgemeinen, so hoffe und glaube ich, empfiehlt sich eine solche Gesetzgebung für den britischen Gesetzgeber ebensowenig, wie sie den Gesetzgebern des alten Rom geziemte." Hier wird mit grosser Klarheit der zweischneidige Charakter des allgemeinen Gesetzes in einer von entscheidenden Interessenkonflikten beherrschten Gesellschaft betont.

Mit der Postulierung der Allgemeinheit des Gesetzes läuft Hand in Hand die Verwerfung der Rückwirkung des Gesetzes. „Die Rückwirkung ist das grösste Attentat, welches das Gesetz begehen kann. Sie ist die Zerreissung des Gesellschaftsvertrages, sie ist die Vernichtung der Bedingungen, um derentwillen die Gesellschaft das Recht hat, Gehorsam vom Individuum zu verlangen. Denn sie raubt ihm die Garantien, die sie ihm zusicherte und welche die Gegenleistung dieses Gehorsams waren, der ein Opfer ist. Die Rückwirkung raubt dem Gesetz seinen Charakter. Das rückwirkende Gesetz ist kein Gesetz."[1]) So charakterisiert Benjamin Constant die Rückwirkung der Gesetze. Auch dieser Gedanke stammt direkt aus Rousseaus Theorie und fand Aufnahme in die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte und die Verfassung von 1793, in die Verfassung des Jahres III, ohne dass allerdings heute weder in Frankreich noch in England ein verfassungsmässiges Hindernis für den Erlass rückwirkender Gesetze besteht. In Deutschland hatte die Weimarer Verfassung das Rückwirkungsverbot von Strafgesetzen sogar zum Rang einer Verfassungsgarantie erhoben.

Eine solche Theorie von der Formalstruktur des Gesetzes führt automatisch zu einer spezifischen Theorie von der Stellung des Richters zum Gesetz. Wenn das Gesetz, und nur das Gesetz herrscht, dann hat der Richter nichts weiter als Erkenntnis-Aufgaben. Die Richter sind, wie Montesquieu sie genannt hat, nichts weiter als „der Mund, der die Worte des Gesetzes verkündet, unbelebte Wesen". Wegen dieser behaupteten Unerheblichkeit sind die richterlichen Akte „en quelque façon nul."[2]) Diese „phonographische" Rechtsanwendungstheorie[3]) ist selbstverständ-

---

[1]) Moniteur, 1. Juni 1828, S. 755.
[2]) Montesquieu, Esprit des Lois, XI, 6.
[3]) So nennt sie Morris R. Cohen, Law and the Social Order, New York 1933, S. 112.

lich eng mit der Gewaltenteilungstheorie verknüpft, d. h. mit der Behauptung, dass Rechtsschöpfung und Gesetzgebung identisch seien und dass ausserhalb des Gesetzgebungsprozesses Recht, sei es durch die Gesellschaft, sei es durch Richter oder Verwaltungsbeamte, nicht geschaffen werden könne. Am klarsten hat diesen Gedanken Cazalès ausgedrückt : „In jeder politischen Gesellschaft gibt es nur zwei Gewalten, diejenige, die das Gesetz schafft, und diejenige, die es ausführen lässt. Die richterliche Gewalt... besteht nur in der reinen und einfachen Anwendung des Gesetzes..."[1]) Aber ähnliche Gedanken finden sich im „Federalist", in den englischen Theorien bei Hobbes sowohl als in Hales Geschichte des Common Law.

Das Rechtssystem des Liberalismus wurde demnach als ein geschlossenes und lückenfreies System betrachtet, das vom Richter lediglich anzuwenden war. Das juristische Denken dieser Periode nennt man Positivismus oder Normativismus, die Auslegung der Gesetze durch die Richter nennt man dogmatische (so in Deutschland) oder exegetische Interpretation (so in Frankreich). Um eine volle Übersichtlichkeit und Klarheit des Rechtssystems zu erreichen, zog auch Bentham eine Kodifikation des englischen Rechts vor, denn „ein Gesetzbuch würde keine Schulen für seine Interpretation verlangen, würde keiner Kasuisten bedürfen, um seine Feinheiten zu enthüllen ; es würde eine Sprache sprechen, die jedem familiär ist. Jeder könnte es für seine Bedürfnisse konsultieren... Richter sollten kein Recht schaffen... Kommentare, wenn sie geschrieben würden, dürften nicht zitiert werden ... Wenn ein Richter oder Anwalt glaubt, einen Irrtum oder eine Lücke zu finden, lass ihn seine Meinung der gesetzgebenden Körperschaft mitteilen."[2]) Es ist nun wichtig, dass vor allem die französische Revolution bei der Doktrin, dass Richter kein Recht schaffen dürfen, nicht stehen blieb, sondern versuchte, diese Doktrin zu institutionalisieren. Die Entwicklung begann mit der berühmten Forderung Robespierres : „Dieses Wort von der Rechtsschöpfung der Geschichte ... muss aus unserer Sprache ausgemerzt werden. In einem Staate, der eine Verfassung, eine Gesetzgebung hat, ist die Jurisprudenz der Gerichte nichts anderes als das Gesetz."[3]) Die Dekrete vom 16. und 24. August 1790 verbieten deshalb die Auslegung von Gesetzen durch den Richter und gebieten ihm, im Zweifelsfalle um Hilfe an die gesetzgebende Körperschaft zu

---

[1]) Archives parlementaires, 1re série, Bd. 11, S. 892.
[2]) General View of a complete code of laws. Bowring Ausgabe, Bd. III, S. 210.
[3]) Archives parlementaires, 1re série, Bd. 20, S. 516 ; ähnliche Formulierungen bei Le Chapelier.

appellieren. Die Funktionen dieses Référé Législatif, wie er genannt wurde, wurden später vom Tribunal de Cassation und noch später von der Cour de Cassation übernommen, die jedoch nicht als Gericht, sondern als ein Teil der gesetzgebenden Körperschaft konstituiert wurden. Später, vor allem unter dem Einfluss von Portalis, wurde dieser schlechthin undurchführbare Doktrinarismus aufgegeben und die Interpretationsfreiheit des Richters im Code Civil wieder hergestellt. Nach Portalis soll der Richter die Lücken mit Hilfe „des natürlichen Lichts des Rechtssinnes und des gesunden Menschenverstandes" füllen. Aber dieser Gedanke fand in der französischen Theorie keine Durchsetzung, im Gegenteil, die École de l'Exégèse war, vor allem seit dem Jahre 1830, siegreich. 1830 ist der Wendepunkt der französischen Rechtstheorie. Von da an werden Gesetze dogmatisch interpretiert. Das Rechtssystem wird als geschlossen betrachtet, die phonographische Theorie rücksichtslos angewandt, die rechtsschöpferische Funktion des Richters geleugnet. Ein Rekurs auf Gerechtigkeit und Zweckmässigkeitserwägungen findet nicht mehr statt.[1]) Ähnliche Entwicklungen sind in Deutschland festzustellen. So verbot Friedrich II. von Preussen am 14. April 1780 die Auslegung von Gesetzen. Der Artikel 4 der Einleitung zum Allgemeinen Landrecht verbot die Auslegung von Gesetzen gegen den Wortlaut und den Wortzusammenhang von Gesetzen. Feuerbach ist wahrscheinlich der Urheber der bayerischen Instruktion vom 19. Oktober 1813, die den Beamten und Privatgelehrten verbot, Kommentare zum bayerischen Strafgesetzbuch von 1813 zu verfassen.[2]) Feuerbachs Gegner, Savigny, unterscheidet sich in diesem Punkt in nichts von ihm. Savigny und die historische Rechtsschule erblicken ja lediglich im Gesetz, im „Volksgeist" und im Gewohnheitsrecht Rechtsquellen.[3]) Auch in Savignys Theorie ist das Rechtssystem geschlossen, einheitlich und vollständig, der Richter hat nur die Wahrheit zu erkennen, sie aber nicht zu schaffen.[4]) Während des ganzen 19. Jahrhunderts ist die deutsche Rechtsanwendungstheorie dogmatisch.

Die Gewaltenteilungslehre, von der diese Rechtsfindungs-

---

[1]) Ein guter, wenn auch unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten durchaus nicht ausreichender Überblick über die französischen Theorien findet sich bei Julien Bonnecase, La Pensée Juridique Française de 1804 à l'Heure Présente, 2 Bde. Bordeaux, vor allem Bd. 1, S. 246. — Das berühmteste Buch ist das von François Gény, Méthode de l'Interpretation et Sources du Droit Privé Positif, 2. Auflage, Paris 1919; Gény ist der Schöpfer der „soziologischen Jurisprudenz".

[2]) Gustav Radbruch, Feuerbach, Wien 1934, S. 85.

[3]) G. F. Puchta, Gewohnheitsrecht, Bd. 1, 1828, S. 144 ff.

[4]) F. K. von Savigny, System des heutigen römischen Rechts, Bd. 1, S. 262, 263.

theorie abhängt, bedeutet aber nicht die Behauptung einer Gleichwertigkeit der drei Gewalten, sondern impliziert immer die Anerkennung der Vorherrschaft der gesetzgebenden Gewalt, schon bei Locke wie bei allen späteren. Infolgedessen wird fast während des gesamten 19. Jahrhunderts, in Deutschland bis zum Jahre 1919, das richterliche Prüfungsrecht gegenüber ordnungsmässig verkündigten Reichsgesetzen geleugnet. Die deutsche Verfassungstheorie war in dieser Frage gespalten, die Liberalen befürworteten das richterliche Prüfungsrecht, die Konservativen verwarfen es. Aber obwohl der vierte deutsche Juristentag von 1863 sich in seiner Mehrheit für das richterliche Prüfungsrecht aussprach, nahm die Zahl der Anhänger unter der Herrschaft Bismarcks rapide ab. Die Praxis verneinte ein solches Recht durchgehend und gestattete eine Nachprüfung lediglich in Bezug auf die Vereinbarkeit von Landes- mit Reichsgesetzen.

Was ist die gesellschaftliche Bedeutung der Theorie von der Herrschaft des Gesetzes, der Leugnung eines Naturrechtes und der absoluten Unterwerfung des Richters unter das Gesetz? In England, in Deutschland und in Frankreich drückte der Glaube an die Herrschaft der Gesetze sowohl die Stärke als die Schwäche des Bürgertums aus. Die Behauptung von der Suprematie des gesetzten Rechtes impliziert zunächst die weitere Behauptung, dass soziale Massnahmen nur und ausschliesslich durch Gesetzgebung herbeigeführt werden dürfen. Der Vorrang der Gesetzgebung aber ist deshalb behauptet, weil das Bürgertum, jedenfalls in England und Frankreich, einen wichtigen Anteil am Gesetzgebungsprozess hatte. Gesetze aber sind immer Eingriffe in Freiheit oder Eigentum. Wenn solche Eingriffe nur durch Gesetz oder auf der Grundlage von Gesetzen vorgenommen werden können und wenn das Bürgertum im Parlament entscheidend vertreten ist, dann impliziert die Doktrin, dass diejenige Gesellschaftsschicht, die das Objekt der Intervention ist, sich die Eingriffe selbst zufügt und selbstverständlich ihre Interessen dabei berücksichtigt. Ist das Parlament das entscheidende Mittel für soziale Änderungen, so folgt daraus, dass die Herrschaft des Parlamentsgesetzes zugleich zu einem Mittel wird, sozialen Fortschritt zu verhindern oder jedenfalls aufzuhalten. Die Doktrin verhüllt also die Unwilligkeit der herrschenden Klassen zur Sozialreform, denn die Langsamkeit der parlamentarischen Maschine verwandelt das einzige Mittel für die Änderung des Rechtes in ein Mittel für die Bewahrung seiner Unabänderlichkeit.[1]) Schliesslich hat die Doktrin eine letzte ideo-

[1]) Vgl. Georg Jäger, Das englische Recht zur Zeit der klassischen Nationalökonomie, Leipzig 1929, S. 30.

logische Funktion : die der Verneblung der wahren Machthaber. Die Anrufung des Gesetzes als des einzigen Souveräns, die Behauptung, dass die Souveränität „a government of laws and not of men“ sei, macht es überflüssig zu erwähnen, dass Menschen herrschen, wenn sie auch im Rahmen von Gesetzen regieren. Daraus folgt, dass die Vorherrschaft des Parlamentsgesetzes nur solange im Mittelpunkt der konstitutionellen Doktrin steht, als das Bürgertum auf das Parlament entscheidenden Einfluss hat. Beginnt dieser Einfluss zu schwinden, so treten im selben Augenblick neue naturrechtliche Doktrinen auf, die dazu bestimmt sind, die Vorherrschaft eines Parlamentes, in dem auch Vertreter der Arbeiterschaft Einfluss haben, zu reduzieren. „Parallel mit der Hegelschen Doktrin entwickelte sich in Frankreich die Lehre der Doktrinäre, welche die Souveränität der Vernunft im Gegensatz zur Vernunft des Volkes proklamierten, um die Massen auszuschliessen und allein zu herrschen.“[1]) Zugleich aber verhüllt die Doktrin von der Vorherrschaft des Parlamentsgesetzes die Schwäche des Bürgertums. Die Behauptung, soziale Veränderungen könnten nur durch Parlamentsgesetz erfolgen, Verwaltungsbehörden und Richter würden Recht nur erklären und nicht machen, ist eine Illusion, die mit dazu dient, die rechtschaffende Kraft ausserparlamentarischer Stellen nicht zugeben zu müssen. Die Doktrin bringt die Ambivalenz des bürgerlichen Charakters klar zum Ausdruck : der emphatischen Behauptung von der Autonomie des Menschen entspricht ein ebenso leidenschaftliches Bekenntnis zur Herrschaft des Gesetzes.

Die Theorie von der Herrschaft des Gesetzes ist aber auch notwendig für die Befriedigung der Bedürfnisse der kapitalistischen Konkurrenz. Das Bedürfnis nach Berechenbarkeit und Zuverlässigkeit des Rechtssystems und der Verwaltung war ja eines der Motive für die Beschränkung der Herrschaft der Patrimonial-Fürsten und der Feudalität mit der schliesslichen Errichtung des Parlaments, mit dessen Hilfe das Bürgertum Verwaltung und Finanzen kontrollierte und in den Änderungen des Rechtssystems mitwirkte.[2]) Die freie Konkurrenz bedarf des allgemeinen Gesetzes, weil es die höchste Form der formalen Rationalität ist, zugleich muss sie auch die absolute Unterwerfung des Richters unter das Gesetz und damit die Gewaltenteilung verlangen. Die freie Konkurrenz ist bedingt durch die Existenz einer grossen Zahl von Wettbewerbern ungefähr gleicher Stärke, die auf einem freien

---

[1]) Karl Marx, Die heilige Familie, VI. Kap., 1 a.
[2]) Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1922, S. 174.

Markt konkurrieren. Freiheit des Warenmarktes, Freiheit des Arbeitsmarktes, freie Selektion innerhalb der Unternehmerschicht, Vertragsfreiheit und vor allem Berechenbarkeit der Justiz sind die wesentlichen Charakteristika des liberalistischen Konkurrenzsystems, das ja Profit und immer erneuten Profit in einem kontinuierlichen, rationalen, kapitalistischen Unternehmen erzeugen will. Die primäre Aufgabe des Staates besteht in der Schaffung einer solchen Rechtsordnung, die die Erfüllung von Verträgen sichert. Die Erwartung, dass Verträge erfüllt werden, muss stets berechenbar sein. Diese Berechenbarkeit kann aber, wenn die Wettbewerber annähernd gleich sind, nur durch allgemeine Gesetze hergestellt werden. Diese allgemeinen Gesetze müssen in ihrer Abstraktheit so bestimmt sein, dass der Richter so wenig freies Ermessen wie möglich hat. In einer so konstituierten Gesellschaft darf der Richter deshalb nicht auf Generalklauseln zurückgreifen. Der Staat, wenn er in Freiheit und Eigentum eingreift, muss seine Eingriffe selbst berechenbar machen, er darf vor allem nicht mit rückwirkender Kraft eingreifen, da er sonst bereits entstandene Erwartungen vernichten würde. Er darf nicht ohne Gesetz eingreifen, weil ein solcher Eingriff nicht voraussehbar ist. Er darf nicht durch individuelle Massnahmen eingreifen, weil jeder solche Eingriff den Grundsatz der Gleichheit der Wettbewerber verletzt. Folglich muss auch der Richter unabhängig sein, der Rechtsstreit muss unabhängig von den Wünschen und Äusserungen der Regierung entschieden werden. Daraus folgt, dass die Gewalten unterschieden sein müssen. Die Gewaltenteilung ist, ganz abgesehen von ihrer politischen Bedeutung, das organisatorische Element der freien Konkurrenz, weil es Zuständigkeiten und klare Abgrenzungen zwischen den verschiedenen Tätigkeiten des Staates schafft und hierdurch die Rationalität des Rechtes und seiner Anwendung garantiert.[1]) In dieser Weise löst sich der scheinbare Gegensatz in der Haltung des Liberalen gegenüber der Gesetzgebung auf, eine Antinomie, die Roscoe Pound[2]) vor allem in der Haltung der amerikanischen Puritaner entdeckt hat, nämlich einmal die Abneigung gegen jede Art von Gesetzgebung und zum anderen der feste Glaube an Gesetzgebung, verbunden mit der Abneigung gegen Gewohnheitsrecht und Billigkeitsrecht. Es ist die Haltung des gesamten Liberalismus und nicht nur die Haltung der Puritaner. Der Liberalismus postulierte den Vorrang der parlamentarischen Gesetzgebung, um Gesetzgebung zu verhindern oder, soweit das

---

[1]) a. a. O., S. 166.
[2]) The Spirit of the Common Law. Boston 1925, S. 46.

nicht möglich war, diese Gesetzgebung den Interessen des Bürgertums dienstbar zu machen. Aber er liebte grundsätzlich Eingriffe nicht.

Nun ist die Theorie der Herrschaft des allgemeinen Gesetzes keineswegs und in keiner Periode der freien Konkurrenz voll verwirklicht worden. Die Gesellschaft des Liberalismus ist keine rationale, die Wirtschaft ist nicht planmässig organisiert. Harmonie und Equilibrium restaurieren sich keineswegs automatisch in jedem Augenblick. Massnahmen des Souveräns und Generalklauseln sind stets, in jedem Stadium, unentbehrlich. Es gehört zur Dialektik der Vertragskategorie, dass der Vertrag geradezu das Mittel wird, um die freie Konkurrenz aus den Angeln zu heben und damit die Herrschaft des Vertrages und des auf ihn in der ökonomischen Sphäre bezogenen allgemeinen Gesetzes zu zerstören. Denn die Vertragsfreiheit impliziert nach der juristischen Theorie des Liberalismus — und im diametralen Gegensatz zu Adam Smith — das Recht der Eigentümer, sich zu organisieren, zu Kartellen, Konzernen, Syndikaten, Interessengemeinschaften, schliesslich zum Markt beherrschenden Trust. Da die Rechtstheorie des Liberalismus von den sozialen Postulaten der klassischen liberalen Theorie des Adam Smith, seiner Bekämpfung des unbeschränkten Wettbewerbs[1]), seinem Gleichheitspostulat für Wettbewerber, seinem Kampf gegen Monopole[2]), seinem Eintreten für die Konzentration der Kapital- und Leitungsfunktion in der Person des Eigentümers, und damit seinem Kampf gegen die Aktiengesellschaft, abstrahierte, kam sie übereinstimmend zum Ergebnis, dass Vertragsfreiheit nichts weiter bedeute als die Freiheit, jede Art von Vertrag, soweit nicht ausdrückliche gesetzliche Verbote vorlagen, schliessen zu können, also auch solche, die der freien Konkurrenz das Todesurteil sprachen. Die Verwandlung des Begriffes

---

[1]) „One individual must never prefer himself so much even to any other individual as to hurt or injure that other in order to benefit himself though the benefit of the one should be much greater than the hurt or injury of the other.“ Adam Smith, A Theory of Moral Sentiments. 6. Aufl., 1790, Bd. 1, Teil III, Kap. III, S. 339, und weiter „In the race for wealth and honors and preferment, each may run as hard as he can and strain every nerve and every muscle in order to outstrip all his competitors, but if he should justle or throw down any of them, the indulgence of the spectator is entirely at an end. It is a violation of fair play which they can not admit of.“ Theory, Bd. I, Teil II, Abschn. II, Kap. II, S. 2026.

[2]) Wealth of Nations, Bd. I, Buch I, Kap. VII, Kap. XI, Bd. 2, Buch IV, Kap. VII, Teil III und folgende Stelle aus seinen Glasgow Lectures : „Lecture on Justice Police Revenue and Arms“, herausgegeb. von Cannan, Oxford 1890, S. 177, wo es gegenüber den Zünften der Bäcker und Schlächter heisst : „For a free commodity ... there is no occasion for this (d. h. für die Festsetzung behördlicher Preise), but it is necessary with bakers who may agree among themselves to make the quantity and prices what they please.“

der Vertragsfreiheit aus einem sozialen Begriff, der Austausch gleichwertiger Leistungen gleichstarker Wettbewerber meinte, in einen formal juristischen Begriff trug dazu bei, dass sich auf der Basis und mit Hilfe des Vertragssystems der Monopolkapitalismus entfaltete, in dem Vertrag und allgemeines Gesetz eine durchaus sekundäre Rolle spielen.

IV

Das allgemeine Gesetz und das Prinzip der Gewaltenunterscheidung haben aber eine dritte, eine ethische Funktion, die am klarsten in der Rousseauschen Rechtsphilosophie zum Ausdruck gekommen ist. Die Allgemeinheit des Gesetzes und die Unabhängigkeit des Richters garantieren ein Minimum an persönlicher und politischer Freiheit. Das allgemeine Gesetz etabliert die persönliche Gleichheit. Es ist die Basis für Eingriffe in Freiheit und Eigentum. Deshalb ist der Charakter des Gesetzes, auf das alle Eingriffe reduziert werden müssen, von entscheidender Bedeutung. Nur wenn solche Eingriffe auf allgemeine Gesetze reduziert werden können, ist Freiheit garantiert, weil das Prinzip der Gleichheit preserviert ist. Voltaires Satz, dass Freiheit bedeute, von nichts anderem abhängig zu sein als vom Gesetz[1]), hat nur das allgemeine Gesetz im Auge. Wenn der Souverän individuelle Massnahmen erlassen kann, wenn er diesen oder jenen Menschen verhaften, dieses oder jenes Eigentum entziehen kann, ist es um die wahre Unabhängigkeit von Richtern geschehen. Der Richter, der solche individuelle Massnahmen durchzuführen hat, wird blosser Polizist und Gerichtsvollzieher. Wahre Unabhängigkeit setzt daher die Herrschaft des Staates durch allgemeine Gesetze voraus. Die Allgemeinheit des Gesetzes und die Unabhängigkeit des Richters wie die Doktrin der Gewaltenunterscheidung haben deshalb Aufgaben, welche die Bedürfnisse der freien Konkurrenz transzendieren. Das für die Allgemeinheit des Gesetzes grundlegende Phänomen, die volle und die gleiche Rechtsfähigkeit aller Menschen wurde im Liberalismus in keiner Periode angetastet. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist sicher „formal“, d. h. negativ. Aber gerade Hegel, der die Unzulänglichkeit der bloss formal-negativen Bestimmung des Freiheitsbegriffes am klarsten erkannt hat, hat schon davor gewarnt, diese Bestimmung wegzuwerfen.

Alle drei Funktionen der Allgemeinheit, Verhüllung der Herr-

---

[1]) „La liberté consiste à ne dépendre que des lois“ in : Pensées sur le Gouvernement. Ausg. Garnier Frères, Bd. 23, S. 526.

schaft des Bürgertums zu sein, das ökonomische System berechenbar zu machen und ein Minimum an Freiheit und Gleichheit zu garantieren, sind entscheidend, und nicht, wie das vor allem die Anhänger des totalen Staates wollen, lediglich die zweite Funktion. Wenn man, wie z. B. Carl Schmitt, in der Allgemeinheit des Gesetzes nur Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse der freien Konkurrenz sieht, dann drängt sich naturgemäss der Schluss auf, dass mit der Beseitigung der freien Konkurrenz und ihrer Ersetzung durch einen organisierten Staatskapitalismus auch das allgemeine Gesetz, die Unabhängigkeit der Richter und die Gewaltenunterscheidung verschwinden müssen, und dass das wahre Recht entweder der Führerbefehl oder die Generalklausel ist.

V

Die juristische Form, die sich die Gesellschaft der freien Konkurrenz im 19. Jahrhundert geschaffen hat, ist in England und Deutschland verschieden. Das spezifisch deutsche Phänomen ist der Rechtsstaat, das spezifisch englische die Kombination der Suprematie des Parlamentes und der rule of law.

Die Idee des Rechtsstaats ist im Kantischen System vollendet. Der Rechtsstaat ist hier die Schöpfung der deutschen Bourgeoisie als einer ökonomisch aufsteigenden, politisch aber stagnierenden Klasse. Sie ist zufrieden mit rechtlichem Schutz ihrer wirtschaftlichen Freiheitsrechte und hat resigniert, soweit es sich um die politische Herrschaft im Staate handelt. Das Wesen dieses Rechtsstaatsbegriffes besteht in der Abspaltung der Rechtsform von der politischen Struktur des Staates, wobei jene allein, unabhängig von der politischen Struktur, Freiheit und Sicherheit garantieren soll. In dieser Spaltung besteht der grundlegende Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Theorie. In der deutschen Theorie ist der Rechtsstaat nicht die spezifisch juristische Form der Demokratie geworden, wie das in England der Fall ist, er verhält sich vielmehr zur Staatsform neutral. Diese indifferente Haltung kommt am klarsten bei Friedrich Julius Stahl zum Ausdruck.[1] „Der Staat soll Rechtsstaat sein, das ist die Lösung und ist auch in Wahrheit der Entwicklungstrieb der neueren Zeit.“ „Er soll die Bahnen und Grenzen seiner Wirksamkeit wie die freie Sphäre der Bürger in der Weise des Rechts genau bestimmen und unverbrüchlich sichern und soll die sittliche Idee von staatswegen, also direkt, nicht weiter verwirklichen

---

[1]) Rechts- und Staatslehre. 3. Aufl., Bd. 2, S. 137-146.

(erzwingen), als er der Rechtssphäre angehört, das ist nur bis zur notwendigsten Umzäunung. Dies ist der Begriff des Rechtsstaates, nicht etwa dass der Staat bloss die Rechtsordnung handhabe ohne administrative Zwecke, oder vollends bloss die Rechte der einzelnen schütze, er bedeutet überhaupt nicht Ziel und Inhalt des Staates, sondern nur Art und Charakter, dieselben zu verwirklichen." Diese Stahlsche Definition ist auch von den liberalen Rechtsstaatstheoretikern, z. T. unter ausdrücklicher Erwähnung und Billigung der Stahlschen Bestimmung, akzeptiert worden, so von Gneist[1]), Robert von Mohl[2]), Otto Bähr[3]) und Welcker[4]). Dieser Rechtsstaatsbegriff, den Stahl in leidenschaftlicher Polemik gegen De Maistre und Bonald entwickelt hat, gipfelt in der Leugnung, dass der Monarch der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, und endet mit der Behauptung, dass der Monarch nicht gegen das Gesetz, sondern nur mit der Vertretung des Volkes und nur durch das Medium der Bürokratie herrschen dürfe. Die Definition zeigt deutlich zwei Dinge : der Staat hat auch Verwaltungszwecke, die nicht kontrolliert sind. Die Rechtsform dagegen, d. h. die Herrschaft durch Gesetz, ist unabhängig von der Staatsform.

In der englischen Verfassungstheorie werden beide Elemente, die Souveränität des Parlaments und die Herrschaft der Gesetze, mit gleichem Akzent betont, und zwar schon bei Blackstone.[5]) Das Bürgertum sicherte, im Gegensatz zum deutschen, seine wirtschaftlichen Freiheitsrechte nicht durch Errichtung von Schranken gegenüber der Parlamentsgesetzgebung, nicht materiell, sondern allein durch Teilnahme an der Gesetzgebung, also genetisch. Trotzdem ist die englische Theorie gegenüber der Struktur des Gesetzesbegriffes durchaus nicht indifferent.[6]) Die deutsche Rechtstheorie ist an der Genesis des Gesetzes uninteressiert und ausschliesslich beschäftigt mit der Interpretation des positiven Gesetzes, das irgendwann und irgendwie entstanden ist. Das englische Bürgertum ist wesentlich politisch an der Entstehung der Gesetze interessiert. Die deutsche Theorie ist liberal-konstitutionell, die

---

[1]) Gneist, Der Rechtsstaat. 2. Aufl. 1872, S. 333.

[2]) Geschichte der Literatur der Rechtswissenschaften. Bd. I, S. 296 ff. (1885).

[3]) Der Rechtsstaat 1864, S. 1, 2.

[4]) Artikel : Staatsverfassung in : Rotteck-Welcker, Staatslexikon. 1843, Bd. 15.

[5]) a. a. O., Bd. 1, S. 160.

[6]) Am klarsten kommt die gleichmässige Akzentverteilung auf beide Begriffe in dem Buch zum Ausdruck, das Jahrzehnte hindurch die englische Verfassungstheorie beherrschte und heute noch beherrscht, in Diceys Buch, Introduction to the Study of the Law of the Constitution. 1. Aufl. London 1885.

englische demokratisch-konstitutionell. Das englische Bürgertum sprach seinen Willen durch das Medium des Parlaments aus. Das deutsche fand Gesetze des konstitutionellen Monarchen vor, die systematisiert und interpretiert wurden, um ein Maximum an wirtschaftlicher Freiheit gegenüber einem mehr oder minder absoluten Staate zu garantieren. Während in der englischen Theorie deshalb irgendwie relevante Diskussionen über die Formalstruktur des Gesetzes nicht zu finden sind, ist die deutsche voll von Erörterungen darüber, was unter Gesetz zu verstehen ist.[1]) Die deutsche Theorie, wie sie vor allem von Laband vertreten und zur herrschenden Ansicht gemacht wurde, ist ein klarer Ausdruck der politischen Schwäche des deutschen Bürgertums.

Die Unabhängigkeit der Richter wurde von 1848 an nicht mehr bestritten. Sie wandten die Gesetze wörtlich an. Das freie Ermessen, das in den Generalklauseln am sichtbarsten ist, spielt keine Rolle. In den ersten dreissig Bänden der Entscheidungen des Reichsgerichts sind die Generalklauseln kaum erwähnt.[2]) Auch der Polizeiartikel des Landrechts, die wichtigste verwaltungsrechtliche Generalklausel, war in Vergessenheit geraten. Noch 1911 hat der zweite deutsche Richtertag folgende Entschliessung angenommen[3]) : „1. Die richterliche Gewalt ist dem Gesetz unterworfen. Der Richter hat deshalb niemals die Befugnis, vom Recht abzuweichen. 2. Die Zweifelhaftigkeit des Gesetzesinhalts berechtigt den Richter nicht, nach seinem Ermessen zu entscheiden ; vielmehr ist der Zweifel durch Auslegung des Gesetzes nach Sinn und Zweck und zutreffendenfalls nach Analogie zu lösen. 3. Ist ein Gesetz verschiedener Auslegung fähig, so hat der Richter derjenigen Auslegung, welche dem Rechtsbewusstsein und den Verkehrsbedürfnissen am besten entspricht, den Vorzug zu geben."

Diese Haltung der Richter gegenüber dem Gesetz ist während der Periode Wilhelms II. verständlich. Der Staat verstand es, seinen Einfluss auf die Richter, obwohl sie unabhängig waren, durchaus zu erhalten. Der soziale Standort des Richters war fixiert. Er begann seine Karriere als Reserveoffizier und lernte dort die Bedeutung von Gehorsam und Disziplin. Die Präsidentenposten wurden fast ausschliesslich durch frühere Staatsanwälte besetzt, die, im Gegensatz zu den Richtern, abhängige und an Anweisungen gebundene Beamte gewesen waren. Sie verstanden

---

[1]) Genaue Analysen der soziologischen Relevanz der deutschen Theorie bei Carré de Malberg, Contribution à la Théorie Générale de l'État, Bd. 1. Paris 1920.
[2]) Justus Wilhelm Hedemann, Die Flucht in die Generalklauseln. Jena 1933.
[3]) Zitiert bei Ernst Forsthoff, Zur Rechtsfindungslehre im 19. Jahrhundert. In : Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 96, 1935, S. 63.

es auch als Präsidenten, Wünsche der Minister zu erfüllen, auch dann, wenn diese nicht deutlich ausgedrückt waren. Schliesslich aber war der preussische Richter, vor allem, wenn man ihn mit seinen englischen Kollegen vergleicht, ein schlechtbezahlter Beamter, der Jahre auf seine endgültige Anstellung zu warten hatte, sodass nur Angehörige des mittleren Bürgertums es sich leisten konnten, in den Beruf einzutreten. Der Richter dieser Periode besass alle Charakteristika des mittleren Bürgertums, das Ressentiment gegen den Arbeiter, vor allem dann, wenn er organisiert und gut bezahlt war, die Verehrung für Thron und Altar, zugleich aber völlige Indifferenz gegenüber Finanz- und Monopolkapital. Die Richter repräsentierten das Bündnis zwischen Krone, Armee, Bürokratie, Grundbesitz und Bürgertum. Ihre Interessen und diejenigen, die aus der Konstellation dieser Schichten der Nation entsprangen, waren identisch, und da die Gesetze diesen Interessen entsprachen, lag kein Anlass vor, sie anders als wortgetreu auszulegen. Ebensowenig aber war Platz für irgendein Naturrecht. Das deutsche Bürgertum war im Verhältnis zur Staatsgewalt zufrieden. Richter und Rechtstheoretiker hatten es nicht mehr nötig, ein Naturrecht anzurufen, um ein ihnen feindlich gegenüberstehendes positives Recht zu bekämpfen. Beides, Naturrecht und Rechtsphilosophie, verschwand. Der Positivismus war siegreich, nicht nur in der Rechtsanwendung — insoweit hat er auch progressive Züge —, sondern auch in der Rechtstheorie, d. h. in dem Verzicht auf jede Rechtstheorie, damit in seiner kritiklosen Akzeptierung eines gehorsamen Relativismus — insoweit ist er reaktionär. Diese völlige Aufgabe des Naturrechts in der zweiten Hälfte des 19. und im Beginn des 20. Jahrhunderts ist am klarsten von Windscheid ausgesprochen worden.[1]) „Ja, wir scheuen uns nicht, es auszusprechen : Das Recht, welches wir haben, welches wir bilden, ist nicht *das* Recht. Es gibt für uns kein absolutes Recht. Der Traum des Naturrechtes ist ausgeträumt, und die titanenhaften Versuche der neueren Philosophie haben den Himmel nicht gestürmt." Karl Bergbohm hat sehr deutlich dem Streben nach Rechtssicherheit Ausdruck gegeben, wenn er ausführt, dass derjenige, der ein Recht annehme, „das von menschlicher Satzung unabhängig ist", in naturrechtliche „Korruption" gerate.[2])

War so der Rechtsstaat ein Staat der Koalition der herrschenden Schichten, so war er doch nicht despotisch. Die Generalität

---

[1]) B. Windscheid, Recht und Rechtswissenschaft. Leipziger Rektoratsrede von 1854, S. 23.

[2]) K. Bergbohm, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie. Leipzig 1892, S. 131.

des Gesetzes und die Unabhängigkeit der Richter enthielten Elemente, welche die Funktion der Machtverhüllung und der Schaffung von kapitalistischer Kalkulierbarkeit transzendierten. Die Gewaltenteilung war sicherlich nicht nur eine Gewaltenunterscheidung, sondern zugleich auch eine Verteilung der Staatsgewalt zwischen den verschiedenen Schichten innerhalb jener Koalition. Aber diese Klassenherrschaft war berechenbar, voraussehbar und deshalb nicht willkürlich. Hinzu kam aber, dass, teils infolge der Fusion preussisch-konservativer polizeistaatlicher Elemente mit der Industrie, teils infolge der Konzessionen, die der Staat dem erstarkenden Proletariat machen musste, die Rationalität des Rechtes in hohem Masse den Armen und Arbeitern zugute kam, vor allem durch die Ausbildung des Armenrechtssystems, das nach 1918 eine ausserordentliche Breite erreichte und das deutsche Rechtssystem der Weimarer Periode zu dem wohl rationalisiertesten Rechtssystem der Welt machte, rational nicht nur im Sinne der Erzeugung von Berechenbarkeit, sondern auch in einem eminent sozialen Sinne, nämlich dass die Vorteile des rationalen Rechtes der arbeitenden Klasse und darüber hinaus den Armen zugute kamen. Dies im Gegensatz zu England, wo die Rationalität im Sinn der bestehenden Ordnung noch heute entscheidend dadurch garantiert ist, dass durch eine völlig unzureichende Ausbildung des Armenrechtssystems und durch ausserordentlich hohe Prozesskosten und durch die Konzentration der Justiz beim High Court of Justice die grossen Schichten der Bevölkerung praktisch rechtlos sind. Das Rechtssystem dieser Periode ist demnach um folgende Elemente zentriert : persönliche, politische und wirtschaftliche Freiheitsrechte, welche die Behauptung des vorstaatlichen Charakters dieser Freiheiten implizieren.

1. Die Formalstruktur des Rechtssystems : Diese Freiheiten sind durch formal rationales Recht garantiert, d. h. durch generelle Gesetze und durch ihre strikte Anwendung seitens unabhängiger Richter, durch die Leugnung des rechtschaffenden Charakters der richterlichen Tätigkeit und die Ignorierung von Generalklauseln.

2. Die materielle Struktur des Rechtssystems : Dieses Rechtssystem war ökonomisch bezogen auf die freie Konkurrenz. Es fand seinen Ausdruck in den Konnexgarantien des Eigentums, in der Vertrags- und Gewerbefreiheit.

3. Die Sozialstruktur des Rechtssystems : Es war sozial bezogen auf einen Zustand, in dem die Arbeiterklasse nicht ernsthaft gefährlich war.

4. Die politische Struktur des Rechtssystems : Es war politisch bezogen auf ein System der Gewaltenteilung und Gewaltenverteilung ; in Deutschland auf einen Zustand, in dem das Bürgertum

keine ausschlaggebende politische Rolle spielte, in England auf ein System, in dem die Bourgeoisie den Inhalt des Gesetzes bestimmte und die parlamentarische Macht zwischen Krone, Aristokratie und Bourgeoisie geteilt wurde.

VI

Rechtstheorie und Rechtspraxis erfahren eine entscheidende Änderung in der Periode des Monopolkapitalismus, die in Deutschland mit der Weimarer Demokratie beginnt. Zum Verständnis der juristischen Veränderungen sollen nicht die ökonomischen Strukturwandlungen, die oft beschrieben sind, sondern die politische Konstruktion der Weimarer Demokratie berücksichtigt werden. Das entscheidende politische Faktum der Weimarer Demokratie ist die neue Bedeutung der Arbeiterbewegung nach 1918. Die bürgerliche Gesellschaft konnte jetzt die Existenz eines Klassengegensatzes nicht mehr ignorieren, wie das noch der alte Liberalismus getan hat, sie musste vielmehr diesen Konflikt zur Kenntnis nehmen und unter Anerkennung dieser Tatsache versuchen, irgendwie eine Verfassung zu konstruieren. Das technische Mittel dazu war auch hier der Vertrag, der allein das politische Kompromiss möglich macht. Der moderne Staat ist sicherlich nicht durch einen Gesellschaftsvertrag entstanden, aber der Gedanke des Gesellschaftsvertrages in der neueren Staatsphilosophie erschöpft seine Bedeutung nicht darin, blosse Hypothese zu sein. Wenn der Vertrag als Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft angesehen wird, so steckt darin die Einsicht in eine Hauptbedingung für das Zustandekommen und das Funktionieren dieser Gesellschaft. Sie beruht tatsächlich auf Verträgen, nicht nur in der ökonomischen Sphäre. Mächtige Gruppen der Gesellschaft einigen sich, machen ihre Interessen zu den allein legitimen und opfern dabei die der Allgemeinheit auf. In der letzten Phase der bürgerlichen Gesellschaft enthüllt die Gründung der deutschen Republik den Sinn des Gesellschaftsvertrages. Am Anfang der Republik stehen die folgenden Verträge. Der wichtigste Vertrag, der zwischen Ebert einerseits und Hindenburg und Gröner andererseits vom 10. November 1918, dessen Bedingungen Gröner als Zeuge in dem sogenannten Münchener Dolchstossprozess beschrieben hat,[1]) enthält als

[1]) Der Dolchstossprozess in München. München 1925, S. 224. Dort sagt Gröner als Zeuge : „Wir haben uns verbündet (d. h. Ebert und die Oberste Heeresleitung) zum Kampf gegen den Bolschewismus. An eine Einführung der Monarchie war nicht zu denken. Unser Ziel am 10. November war die Einführung einer geordneten Regierungsgewalt, die Stützung dieser Gewalt durch Truppenmacht und die Nationalversammlung so bald wie möglich. Ich habe dem Feldmarschall zuerst den Rat

positives Ziel die Herstellung von „Ruhe und Ordnung", als negatives die Bekämpfung des Bolschewismus. Dem gleichen Effekt in der sozialen Sphäre diente der Abschluss der Zentralarbeitsgemeinschaft vom 15. November 1918, das sogenannte Stinnes-Legien-Abkommen, durch welches die Unternehmer versprachen, gelbe Gewerkschaften nicht mehr zu dulden, die unabhängigen Gewerkschaften allein anzuerkennen, mit ihnen zusammenzuarbeiten und die Arbeitsbedingungen durch Tarifvertrag zu regeln. Dieses Abkommen schaltete nicht nur den Bolschewismus, sondern überhaupt jede Art von Sozialismus aus und legte die Grundlagen zu dem System, unter dem Deutschland von 1918 bis 1930 lebte. Am 4. März 1919 vereinbarten weiterhin die sozialdemokratische Partei Berlin und die Reichsregierung die Einführung von Betriebsräten und deren Verankerung in der Reichsverfassung, wobei Klarheit darüber bestand, dass solche Betriebsräte mit revolutionären Arbeiter- und Soldatenräten nichts zu tun haben sollten. In einem Vertrag zwischen dem Reich und den Ländern vom 26. Januar 1919 wurde die föderale Struktur des Reiches aufrechterhalten ; und der fünfte, letzte Vertrag, der im Grunde alle vorhergehenden umschloss, zwischen den drei Weimarer Parteien, Zentrum, Sozialdemokratie und Demokraten, etablierte die Erhaltung der alten Bürokratie und Justiz, verwarf das Sowjet-System, hielt die Machtpositionen der Kirche aufrecht, sanktionierte die bürgerlichen Freiheitsrechte, wenn auch leicht eingeschränkt durch soziale Grundrechte, und führte die parlamentarische Demokratie ein.

Man hat dieses Weimarer System ein System der „kollektiven Demokratie" genannt, weil angeblich die Integrierung des Staatswillens nicht mehr nur durch die Addition der Willen der stimmberechtigten Staatsbürger, sondern durch Vermittlung autonomer sozialer Organisationen erfolgen sollte. Der Staat sollte sich zwischen diesen freien Organisationen auf die Rolle eines neutralen Dritten beschränken. Die Weimarer Demokratie erfüllt insoweit zu einem erheblichen Teil die Forderungen des politischen Plura-

---

gegeben, nicht mit der Waffe die Revolution zu bekämpfen, weil zu befürchten sei, dass bei der Verfassung der Truppen eine solche Bekämpfung scheitern würde. Ich habe ihm vorgeschlagen, die O. H. L. möge sich mit der M. S. P. verbünden, da es zur Zeit keine Partei gäbe, die Einfluss genug habe im Volke, besonders bei den Massen, um eine Regierungsgewalt mit der O. H. L. wieder herzustellen. Die Rechtsparteien waren vollkommen verschwunden, mit den äussersten Radikalen zu gehen, war ausgeschlossen. Selbstverständlich war dem alten Feldmarschall das durchaus nicht eine sympathische Lösung, aber da er immer, wo er noch auftrat, Einsicht genug hatte, um auch persönliche Stimmungen zurücktreten zu lassen, hat er sich dazu bereit erklärt. Dieses ist auch zum Ausdruck gekommen in einem Brief, den der Feldmarschall am 8. Dezember 1918 an Herrn Ebert geschrieben hat."

lismus.[1]) Die Staatssouveränität soll nicht mehr durch eine selbständige Bürokratie, durch Polizei und durch Armee ausgeübt werden, sondern sollte angeblich in den Händen der Gesellschaft selbst liegen, die sich zu ihrer Ausübung genossenschaftlich organisiere. Dieses pluralistische System ignorierte den Klassengegensatz nicht mehr, es versuchte ihn vielmehr in eine Zusammenarbeit der Klassen zu verwandeln. Die Weimarer Demokratie beruht demnach entscheidend auf der Idee der Parität, einer Parität zwischen sozialen Gruppen, zwischen Reich und Ländern, zwischen den verschiedenen Kirchen. Wenn diese Entwicklung auch am klarsten in Deutschland zum Ausdruck gekommen ist, so kann nicht geleugnet werden, dass gleichlaufende Tendenzen in England und Frankreich aufzuzeigen sind.

Ein Vertragssystem kann nur dann funktionieren, wenn die Vertragspartner bestehen bleiben, wenn sie gewillt sind, die Verträge einzuhalten oder, falls sie das nicht tun wollen oder können, wenn ein Zwangsapparat besteht, der für die Erfüllung der Verpflichtungen sorgt. Die demokratische Partei verschwand aber im Verlauf der politischen Entwicklung fast restlos. Neue Parteien, vor allem die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei, entstanden und übertrafen von 1931 an an zahlenmässiger Stärke die alten Parteien. Die Krise machte den alten kapitalistischen Vertragspartnern die Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen, vor allem die Aufrechterhaltung der sozialen Institutionen, unmöglich. Eine neutrale Zwangsgewalt, die zur Erfüllung der Verpflichtungen zwang, bestand natürlich nicht, da die Idee des neutralen Staates eine Fiktion ist. Nicht nur, wie schon erwähnt, in der Sphäre des Privat-, sondern ebenso in der des öffentlichen Rechtes erzeugt der Vertrag notwendig Gewalt, das Vertragssystem trägt auch in der politischen Sphäre alle Elemente seiner Selbstzerstörung in sich. Das pluralistische System, das den „Volksstaat" verwirklichen will, d. h. die Rolle einer selbständigen Bürokratie, der Armee und Polizei reduzieren und die Erledigung der Staatsangelegenheiten dem Consensus freier Verbände übertragen will, steigert in Wahrheit die Macht der Bürokratie, drängt die politische und soziale Bedeutung der gesellschaftlichen Organisationen zurück und stärkt somit alle zum autoritären Staat führenden Tendenzen. Seit etwa 1931 funktionierte z. B. das Tarifvertragssystem kaum mehr. Während das Zwangsschlichtungswesen, d. h. der Staat,

---

[1]) Harold J. Laski, The Pluralistic State. In : Foundations of Sovereignty. London 1931, S. 232 ff.
E. Tartarin-Tarnheyden, Berufsverbände und Wirtschaftsdemokratie. Berlin 1930.

nach der ursprünglichen Absicht nur dann in die sozialen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eingreifen sollte, wenn eine Einigung zwischen den Parteien im Ausnahmefalle nicht möglich war, wurde der staatliche Eingriff das Normale, und freie Vereinbarungen kamen nur noch zustande, um den Zwangseingriff zu vermeiden. Hinzu kam, dass die ökonomischen Strukturwandlungen, die Rationalisierung und Mechanisierung der Wirtschaft, innerhalb der Arbeiterklasse die Entscheidung von den in den alten Berufsverbänden organisierten Facharbeitern auf die aufsichtführenden Arbeitnehmer einerseits und auf die grossen Massen der ungelernten oder angelernten Arbeiter andererseits verschoben, die nur schwer organisierbar waren, und damit die Bedeutung der Gewerkschaften schwächten. Die Krise und die Stärke der monopolistischen Gegner erschütterten die Position der Gewerkschaften weiter, und schon die Streikstatistik zeigt, wie wenig Kampfwille ihnen geblieben war. Das Klassengleichgewicht fand seinen verfassungsmässigen Ausdruck in dem zweiten Teil der Reichsverfassung, betitelt : Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen, wo zum Teil beziehungslos nebeneinander die alten klassischen und neue soziale Grundrechte standen, so dass man mit Recht die Weimarer Verfassung eine Verfassung ohne Entscheidung nennen konnte.[1]) Die strukturellen ökonomischen Veränderungen zusammen mit der zunehmenden Arbeitsunfähigkeit des Parlamentes stärkten die Bürokratie, vor allem die Ministerialbürokratie in ausserordentlichem Masse.[2])

Der veränderten ökonomischen und politischen Struktur entsprach eine radikale Wendung der Rechtstheorie und der juristischen Praxis.[3]) Wir haben bereits festgestellt, dass der Gedanke der Allgemeinheit des Gesetzes unter dem Einfluss Labands von

---

[1]) Otto Kirchheimer, Weimar — und was dann ? Berlin 1930.

[2]) Die Tendenzen, die zu dieser Auflösung führen, sind in Harold J. Laskis „Democracy in Crisis" niedergelegt.

[3]) Zum folgenden :

Justus Wilh. Hedemann, Die Flucht in die Generalklauseln. Tübingen 1933.

Hermann Heller, Der Begriff des Gesetzes in der Reichsverfassung. In : Veröffentlichungen der Vereinigung der deutschen Staatsrechtslehrer, Heft 4, Berlin und Leipzig 1928.

Hermann Isay, Rechtsnorm und Entscheidung. Berlin 1929.

Carl Schmitt, Verfassungslehre. München und Leipzig 1928.

Heinrich Triepel, Goldbilanzenverordnung und Vorzugsaktien. Berlin und Leipzig 1924.

Friedrich Dessauer, Recht, Richtertum und Ministerialbürokratie. Mannheim 1928.

Otto Kirchheimer, Grenzen der Enteignung. Berlin und Leipzig 1930; Remarques sur la théorie de souveraineté nationale en Allemagne et en France. In : Archives de Philosophie du Droit, 1934, S. 239 ff.

der deutschen Rechtstheorie aufgegeben und durch eine Teilung in formelles und materielles Gesetz ersetzt wurde. Plötzlich jedoch erfuhr das Postulat der Generalität des Gesetzes eine Auferstehung, vor allem in den Schriften Carl Schmitts und seiner Schule. Schmitt behauptete, dass das Wort „Gesetz", soweit es in der Weimarer Verfassung gebraucht sei, nur allgemeine Gesetze umfasse, sodass der Reichstag nur generelle Normen erlassen könne. Die gesetzgebende Gewalt des Reichstages sei infolgedessen durch die Unmöglichkeit, individuelle Massnahmen zu erlassen, beschränkt. Zum Beweis für diese These bezog er sich auf die von uns kurz gestreifte Ideengeschichte und auf den Artikel 109 der Weimarer Verfassung, der ausspricht, dass alle Deutschen vor dem Gesetz gleich sind. Die Theorie, dass der Staat nur durch allgemeine Gesetze herrschen dürfe, ist bezogen auf eine bestimmte ökonomische Struktur, nämlich auf die der freien Konkurrenz in der ökonomischen Sphäre. Aber gerade für diese ökonomische Sphäre hat die Schmittsche Schule das Postulat der allgemeinen Gesetzesherrschaft aufgestellt. Die politische Bedeutung dieser Renaissance ist eindeutig. Schmitt selbst hat sie zum ersten Mal entwickelt, um zu zeigen, dass die Fürstenenteignungsgesetze verfassungswidrig seien, weil sie den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und das Postulat der Allgemeinheit der Gesetze verletzen würden. Die Schmittsche Theorie setzt aber weiter voraus, dass der Gleichheitsgrundsatz sich nicht nur an die Verwaltung und Justiz, sondern auch an die gesetzgebende Gewalt wendet, d. h. dass er nicht nur bedeute, was er früher allein bedeutet hat, dass einmal erlassene Gesetze von den staatlichen Behörden ohne Rücksicht auf Differenzen im Status des Bürgers, ohne Hass, ohne Voreingenommenheit nur pflichtgemäss anzuwenden seien, sondern dass dieser Satz sich ebensosehr an die gesetzgebende Gewalt selbst wende, der es deshalb verboten sei, Gesetze zu erlassen, in denen gleiche Situationen ungleich behandelt würden. Es ist nun richtig, dass Haenel, der liberale Verfassungstheoretiker und Politiker, zur Bekämpfung der Bismarckschen Enteignungsgesetzgebung gegenüber der polnischen Minderheit einmal diese These vertreten hat, sie ist aber universell verworfen worden. Jetzt wurde dieser alte Gedanke wieder aufgegriffen, um die Schranken, welche die Bestimmungen über Verfassungsänderung den Befugnissen des Parlamentes setzten, durch neue Schranken zu erhöhen, um damit die Parlamentssouveränität zu beschränken. Heinrich Triepel versuchte als erster zu beweisen, dass der Gleichheitsgrundsatz es verböte, Aktionäre von Aktiengesellschaften bei Gelegenheit der Goldbilanzenverordnung des Wertes ihrer Anteile zu berauben. Eine ungeheure Literatur entstand, die dem Nachweis dienen sollte, dass dieser

Gleichheitsgrundsatz im Grunde das zentrale Grundrecht darstelle und dass das Parlament an diesen Grundsatz ebenso stark gebunden sei wie Verwaltung und Justiz.

Aber selbst wenn der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz die Legislative binden sollte, so folgt ja daraus noch keineswegs, dass nur durch generelle Gesetze Gleichheit realisierbar ist. Die Behauptung, dass Gleichheit nur durch generelle Normen hergestellt werden kann, ist eine Wiederholung der Rousseauschen Forderung, die bei ihm vernünftig und verständlich ist, weil er mit aller Klarheit das generelle Gesetz auf eine Gesellschaft bezogen hat, in der es nur Klein-Eigentum oder Gesellschafts-Eigentum gibt. Das Eigentum, das in der Rousseauschen Theorie als heilig und unverletzbar erklärt wird, ist es nur, „sofern es ein besonderes und invididuelles Recht bleibt. Insoweit es als allen Bürgern gehörig betrachtet wird, ist es der volonté générale unterworfen, und diese volonté kann es vernichten. So hat der Souverän kein Recht, die Güter eines einzelnen oder mehrerer anzutasten. Aber er kann sich legitimerweise der Güter aller bemächtigen."[1]) Oder aber die Herrschaft des generellen Gesetzes ist bei Rousseau postuliert dann, wenn das Eigentum vergesellschaftet ist, wie das Rousseau in seinem Entwurf zur Korsika-Verfassung formuliert hat. „Weit davon entfernt zu wollen, dass der Staat arm sei, möchte ich im Gegenteil, dass er alles besässe und dass jeder nur Teil an den gemeinsamen Gütern nach Mass seiner Dienste hätte."[2]) Rousseau glaubt also, dass die „volonté générale" sich nur dann durch das generelle Gesetz äussern könne, wenn das Gesetz entweder mit gleichmässig verteiltem Klein-Eigentum oder mit Gesellschafts-Eigentum konfrontiert ist. Im System Rousseaus herrscht wirklich das Gesetz, ist kaum Platz für Gewalt, da bei der postulierten Sozialstruktur Rousseaus der Staat funktionslos ist. „Denn da das Einzeleigentum so schwach und abhängig ist, braucht die Regierung nur wenig Gewalt und leitet, sozusagen, die Völker mit einer Fingerbewegung."[3]) In einem System, das

---

[1]) ... „tant qu'il demeure un droit particulier et individuel : sitôt qu'il est considéré comme commun à tous les citoyens, il est soumis à la volonté générale, et cette volonté peut l'anéantir. Ainsi le souverain n'a nul droit de toucher au bien d'un particulier, ni de plusieurs. Mais il peut légitimement s'emparer du bien de tous." Émile, Buch V, Bd. II.

[2]) „Loin de vouloir que l'État soit pauvre, je voudrais au contraire, qu'il eût tout, et chacun n'eût sa part aux biens communs qu'en proportions de ses services." Entwurf der Korsika-Verfassung, abgedruckt bei C. E. Vaughan, The Political Writings of Rousseau. Cambrigde 1915, Bd. II, S. 337.

[3]) „Car la propriété particulière étant si faible et si dépendante, le Gouvernement n'a besoin que de peu de force et conduit pour ainsi dire les peuples, avec un mouvement de doigt". a. a. O., S. 355.

monopolistisch organisiert ist, kann das generelle Gesetz nicht herrschen. Ist der Staat jeweils nur mit einem Monopol konfrontiert, so ist es sinnlos, dieses eine Monopol durch ein generelles Gesetz zu normieren. Die individuelle Massnahme ist dann die allein sachgerechte Äusserung des Souveräns. Eine solche individuelle Massnahme verstösst keineswegs gegen den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz, verletzt nicht den generellen Gedanken des Gesetzes, da der Gesetzgeber nur einer individuellen Situation gegenübersteht. In der ökonomischen Sphäre setzt also das generelle Gesetz ökonomische Gleichheit innerhalb der Kapitalistenklasse voraus. Die deutsche Gesetzgebung der Periode zwischen 1919 und 1932 hat in der Tat auch Sonderregelungen für einzelne monopolistische Unternehmen getroffen, so in der Notverordnung des Reichspräsidenten vom 13. Juli 1931, die die Anwendung der Konkursvorschriften gegen die in Zahlungsschwierigkeiten geratene Darmstädter Bank verbot, und somit eine Sonderregelung für ein mächtiges Monopol traf, weil eben nur diese eine lebenswichtige Bank gefährdet war. In der ökonomischen Sphäre wird das Postulat, der Staat möge nur durch generelle Gesetze herrschen, absurd, wenn der Gesetzgeber nicht mehr mit gleichen Wettbewerbern konfrontiert ist, sondern mit Monopolen, die das Prinzip der Marktgleichheit auf den Kopf stellen. Die Renaissance des Generalitätsbegriffes unter der Weimarer Demokratie und seine unterschiedslose Anwendung auf persönliche, politische und ökonomische Freiheitsrechte war deshalb ein Werkzeug, um die Macht des Parlamentes, das jetzt nicht mehr ausschliesslich Interessen des Grossgrundbesitzes, des Kapitals, der Armee und der Bürokratie repräsentierte, zu beschränken. Das generelle Gesetz in der ökonomischen Sphäre war jetzt dazu bestimmt, die bestehende Eigentumsordnung zu erhalten und soziale Eingriffe in sie abzuwehren.

Während nun in der Vorkriegszeit die Debatten über die Formalstruktur des Gesetzes sich allein in der theoretischen Sphäre bewegten, weil, wie wir gesehen haben, die richterliche Nachprüfung von Gesetzen nicht anerkannt war, werden diese theoretischen Diskussionen jetzt eminent praktische politische Fragen, weil das deutsche Reichsgericht plötzlich die richterliche Nachprüfung von Gesetzen akzeptiert. In der Entscheidung vom 28. April 1921[1]) behauptete das Reichsgericht, dass es immer das Recht für sich in Anspruch genommen habe, Gesetze auf ihre Verfassungsmässigkeit nachzuprüfen, eine Behauptung, die, wie nahezu übereinstimmend in der Literatur festgestellt wurde, nur als eine glatte Unwahr-

---

[1]) veröffentlicht in der Amtlichen Sammlung, Bd. 102, S. 161.

heit bezeichnet werden muss. Jedenfalls aber stellte die Anerkennung der Nachprüfung von Gesetzen eine neue Verteilung der Machtverhältnisse zwischen Staat und Gesellschaft dar. Je stärker die Staatsgewalt, um so leichter wird der Richter sich ihrer Autorität unterwerfen. Je schwächer sie ist, um so mehr wird er versuchen, seine und seine Klasseninteressen durchzusetzen. Die Anerkennung des richterlichen Prüfungsrechtes war dazu bestimmt, die bestehende Sozialordnung zu sanktionieren. Eine Analyse aller Entscheidungen, die das Prüfungsrecht bejahen, zeigt dies deutlich.[1]) Alle befassen sich mit der Frage, ob nicht ein Gesetz die Eigentumsgarantie des Artikels 153 der Weimarer Verfassung verletzt.[2]) Ebenso akzeptierte das Reichsgericht die Theorie, dass der Gleichheitsgrundsatz das Parlament binde, sodass „willkürliche" Gesetze als verfassungswidrig betrachtet wurden.[3]) Die Artikel 109 und 153 wurden in der Rechtstheorie und in der Rechtspraxis das Mittel, um Eingriffe in die Eigentumsordnung abzuwehren.

Die Wiederbelebung des Gleichheits- und Allgemeinheitsgedankens ist eine verschleierte Wiederbelebung des Naturrechts, das nunmehr gegenrevolutionäre Funktionen erfüllte. Der alte Positivismus hätte in der Periode nach 1918 die Positionen der Monopole gefährdet, weil die positive Rechtsordnung nicht mehr durchgehends den Interessen der Monopole entsprach. Die Existenz eines Naturrechts selbst wurde nunmehr auch offen in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt. Carl Schmitt versuchte in Nachahmung der amerikanischen Theorie von den „inherent limitations upon the amending power"[4]), zwischen Verfassungsänderungen und Verfassungsdurchbrechungen zu unterscheiden. Er meinte, dass auch die Verfassungsänderung die „Verfassung als Grundentscheidung" nicht antasten könne. Verfassungsänderungen könnten nur bestimmte Aspekte der Verfassung ändern. Die grundsätzlichen Wertentscheidungen, die die Verfassung verkörpere, dürften selbst mit verfassungsändernder Mehrheit nicht angetastet werden. Ein ähnlicher Gedanke bewegte die Mitglieder des

---

[1]) Bd. 102, S. 161, Bd. 111, S. 320.
Bd. 103, S. 200, Bd. 107, S. 370.
Bd. 109, S. 310, Bd. 111, S. 329.

[2]) Zur weiteren Diskussion vgl. die Darstellung von Otto Kirchheimer, Grenzen der Enteignung. Berlin 1932.

[3]) Bd. 111, S. 329.

[4]) W. A. Marbury, The 19th Amendment and after. In : Virginia Law Review 1920, S. 1, und W. W. Willoughby, The Constitutional Law of the United States. 2nd Ed., Bd. 1, S. 598. Charles Groves Haines, The Revival of Natural Law Concepts. Harvard 1930, S. 336.

Reichsgerichts, als sie im Jahre 1924 in einer Versammlung zur Aufwertungsordnung (der ersten Steuernotverordnung) Stellung nahmen. Damals beschlossen sie : „Dieser Gedanke von Treu und Glauben steht ausserhalb der einzelnen Gesetze, ausserhalb einer einzelnen positiv-rechtlichen Bestimmung. Keine Rechtsordnung, die diesen Ehrennamen verdient, kann ohne jenen Grundsatz bestehen. Darum darf der Gesetzgeber nicht ein Ergebnis, das Treu und Glauben gebieterisch fordert, durch sein Machtwort vereiteln. Es wäre ein schwerer Verstoss gegen das Ansehen der Regierung und des Rechtsgefühls, wenn jemand, der sich auf ein neues Gesetz beriefe, damit vom Gericht abgewiesen würde, weil seine Berufung auf das Gesetz gegen Treu und Glauben verstiesse.“[1]) Die Richter des Reichsgerichtes kündigten also an, dass ein Hypothekenschuldner, der sich auf die Steuernotverordnung beriefe, seinen Prozess verlöre, weil seine Verteidigung gegenüber dem Hypothekengläubiger als sittenwidrig behandelt werden müsse. James Goldschmidt, der Strafrechts- und Zivilprozesslehrer der Berliner Universität[2]) unterstützte die Reichsrichter und rief zum Zeugen für die Richtigkeit ihrer Entschliessung altes Naturrecht und das Widerstandsrecht des Volkes gegen unrechtmässige Ausübung der Staatsgewalt an. Hermann Isay ging noch weiter und räumte jedem Richter das Recht ein, jedes Gesetz auf seine Vereinbarkeit mit Gerechtigkeitsgefühl zu prüfen. Eine grosse Literatur folgte. Ein neues Naturrecht schien sich fest zu etablieren.

Ein geheimes Naturrecht allerdings war in dieser ganzen Periode hemmungs- und bedenkenlos angewandt worden. Die Zeit von 1918-1932 war charakterisiert durch die fast allgemeine Akzeptierung der Doktrin der Freirechtsschule, durch die Zerstörung der Rationalität und Berechenbarkeit des Rechts, die Einschränkung des Vertragssystems und den Sieg des Befehlsgedankens über den Vertrag, durch einen Sieg der Generalklauseln über die echten Rechtssätze. Die Generalklauseln verändern das gesamte Rechtssystem. Durch ihre Beziehung auf ausserrechtliche Wertordnungen zerstören sie die formale Rationalität, lassen dem Richter ungeheuer weite Ermessensfreiheit und zerstören die Grenze zwischen Rechtsprechung und Verwaltung, sodass Verwaltungsentscheidungen, d.h. politische Entscheidungen, die Form von Entscheidungen der ordentlichen Zivilgerichte annehmen. In der Vorkriegszeit hatte die Freirechtsschule einen energischen, aber

---

[1]) Jurist. Wochenschrift 1924, S. 90.
[2]) Jurist. Wochenschrift 1924, S. 245.

hoffnungslosen Kampf gegen den Positivismus geführt.[1]) Nach ihr ist das Recht nicht nur in Gesetzen enthalten, das Rechtssystem ist nicht geschlossen, ist nicht lückenlos, sondern hat Lücken, die gefüllt werden müssen. Die Lückenfüllung kann nur durch Rechtsnormen erfolgen, denn die Entscheidung des Richters muss eine rechtliche sein. Diese Normen müssen generell sein, da die Rechtsprechung dem Prinzip der Gleichheit zu folgen hat. Diese Normen werden vom Richter geschaffen, der deshalb nicht nur Rechtserkenntnis, sondern ebenso Rechtsschaffungsaufgaben hat. Mit dieser Rechtsquellentheorie der Freirechtsschule ist regelmässig ein Postulat der Rechtsanwendungspolitik verknüpft, das am besten in dem zitierten Pamphlet von Kantorowicz und in den zahlreichen Publikationen von Ernst Fuchs niedergelegt ist, nämlich : dem Richter gegenüber den Gesetzesbestimmungen eine so grosse Freiheit wie möglich einzuräumen, das freie richterliche Ermessen also zum Grundprinzip der Rechtsanwendung zu erheben. Diese beiden Aspekte der Freirechtsschule, der theoretische und politische, müssen strikt getrennt werden. Soweit die Freirechtsschule eine Rechtsanwendungstheorie ist, verlangt sie die Ersetzung des formal-rationalen Rechts durch Generalklauseln. Während Kantorowicz, der deutsche Gründer der Schule, in seinen späteren Werken mehr die theoretische Seite der Schule in den Vordergrund stellte, befassten sich seine theoretisch nicht sehr qualifizierten Anhänger im wesentlichen mit der Rechtsanwendungspolitik und behaupteten, wie etwa Ernst Fuchs, dass das Bürgerliche Gesetzbuch nur an einer einzigen Stelle gut sei, nämlich da, wo es die abstrakte Kasuistik aufgebe und nur einen Wegweiser aufstelle mit der Inschrift „Eintritt zum freien Meer der Rechtsbedürfnisse“, nämlich den § 242, der für ihn der archimedische Punkt ist, von dem aus die alte Rechtswelt aus den Angeln gehoben werden könne. Gerade dieser praktische Aspekt der Freirechtslehre wurde herrschend und allgemein akzeptiert.

Die Freirechtsschule forderte vor 1918 das freie Ermessen des Richters, um fortschrittliche Gedanken in einem reaktionären Rechtssystem durchzusetzen. Aber schon 1911 warnte Max Weber: „Übrigens ist nicht sicher, ob die heute negativ privilegierte Klasse,

---

[1]) Eugen Ehrlich, Freie Rechtsfindung. 1903; Grundlegung der Soziologie des Rechtes. München und Leipzig 1913.

Gnäus Flavius (Hermann Kantorowicz), Der Kampf um die Rechtswissenschaft. Heidelberg 1906; Tat und Schuld. Zürich 1933; Some Rationalims about Realism. In : Yale Law Review 1934, S. 1240.

Ernst Fuchs, Was will die Freirechtsschule? Rudolstadt 1929.

François Gény, Méthode d'Interprétation et Sources du Droit Privé Positif. 2. Aufl. Paris 1919.

speziell die Arbeiterschaft, vor einer unformalen Rechtspflege für ihre Interessen das zu erwarten hat, was die Juristenideologie annimmt."[1])

Zur Entscheidung der Frage nach der Funktion der Generalklauseln muss untersucht werden, in welchen Rechtsgebieten die Generalklauseln eine Rolle spielen und welche Funktionen sie dort erfüllen. Wir können einleitend feststellen, dass Generalklauseln immer dort auftreten, wo der Staat mit gesellschaftlich bedeutsamen Machtgruppen konfrontiert ist. Überall, wo nicht gleichberechtigte Parteien in Tauschbeziehungen miteinander stehen, sondern wo eine mächtige Partei anderen Privaten oder dem Staat gegenübersteht, kann rationales Recht nicht mehr angewandt, muss vielmehr zu irgendeiner Generalklausel Zuflucht genommen werden. Die Entscheidung des Richters wird dann politischer Befehl, Verwaltungsakt, durch den Interessen ausgeglichen werden, der aber die Form eines Richterspruches annimmt. Verfolgen wir das Schicksal der Generalklauseln in dem sozial wichtigsten Gebiet, im Arbeitsrecht, das die Rechtsbeziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgeber zum Inhalt hat. Private Macht wird am deutlichsten sichtbar im Arbeitskampf. Die rechtliche Zulässigkeit von Arbeitskämpfen wurde nach deutschem Recht aber entscheidend nach der Generalklausel des § 826 BGB beurteilt, der bestimmt, dass zu Schadensersatz verpflichtet ist, wer einem anderen in einer gegen die guten Sitten verstossenden Weise Schaden zufügt. Was sittenwidrig ist und was nicht, ist niemals verbindlich zu entscheiden. Das Reichsgericht hat seit Jahrzehnten die Formel geprägt, dass sittenwidrig das sei, was dem Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl aller Volksgenossen widerspräche, eine rein tautologische Definition, die sachlich nichts anderes besagt, als was im Gesetz selbst mit nahezu den gleichen Worten bereits ausgedrückt ist. Eine verbindliche Auffassung über die Rechtmässigkeit eines Streikes ist unerreichbar. Ein Arbeitgeber empfindet im Grunde jeden Streik als eine Störung der geheiligten Ordnung, ein Arbeitnehmer wird im Grunde keinen Streik als sittenwidrig empfinden. Alles, was das Reichsgericht an konkreten Grundsätzen darüber aufgestellt hat, ist im Grunde eine Wiederholung der tautologischen Definition. Oder nehmen wir das andere wichtige arbeitsrechtliche Problem, nämlich die Frage, ob ein Arbeiter, wenn er stillschweigend niedrigeren Lohn als den Tariflohn, auf den er Anspruch hat, entgegennimmt, auf die Differenz zwischen dem

---

[1]) Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1922, S. 511.

wirklich gezahlten Lohn und dem Tariflohn verzichtet. Diese Frage entscheidet das Reichsarbeitsgericht stets mit dem Hinweis auf § 242 BGB, der bestimmt, dass der Schuldner seine Verpflichtungen mit Rücksicht auf Treu und Glauben zu erfüllen hat. Infolgedessen verweigert das Reichsarbeitsgericht ein klares Ja oder Nein. Es will jeden einzelnen Fall auf Grund des konkreten Sachverhaltes entscheiden und will alle Umstände, die möglicherweise in Betracht kommen könnten, in Rücksicht ziehen, vor allem, ob der Arbeiter, der niedrigeren Lohn angenommen hat, dabei unter „wirtschaftlichem Druck" gestanden hat. Ein anderes zentrales Problem des Arbeitsrechtes ist die Frage, ob ein Arbeiter, der an sich arbeitsbereit ist, seinen Lohnanspruch dann verliert, wenn der Unternehmer aus irgendwelchen Gründen von der Arbeitskraft des Arbeiters keinen Gebrauch machen kann, sei es infolge technischer Störungen, sei es durch Marktschwankungen, sei es durch soziale Störungen, wie Streik in demselben oder im anderen Betriebe. An sich ist diese Frage klar im § 615 BGB entschieden, der dem Arbeiter in all solchen Fällen seinen Lohnanspruch gewährt, und die Motive zum BGB zeigen auch, dass der Gesetzgeber das Betriebsrisiko dem Unternehmer als dem Unternehmer allein aufbürden wollte. Reichsgericht und Reichsarbeitsgericht jedoch lehnen die Anwendung der klaren rationalen Norm des § 615 ab. Ihre Entscheidung basiert allein auf § 242 BGB. Auch hier sollen von Fall zu Fall die konkreten Umstände des Streites in Rechnung gezogen werden. Dabei entwickelt das Reichsarbeitsgericht eine Reihe von Prinzipien, die von ausserordentlicher juristischer und politischer Bedeutung sind. Es behauptet nämlich, dass durch die Schaffung des Betriebsrätegesetzes zwischen Arbeiter und Betriebsinhaber eine „soziale Arbeits- und Betriebsgemeinschaft" ins Leben gerufen sei, die zur Folge habe, dass der Arbeiter am Schicksal eines Betriebes teilnehmen müsse, sodass, wenn der Betrieb durch eine Störung in seinen Grundlagen erschüttert sei, der Arbeiter das gesamte oder einen Teil des Risikos zu tragen habe, wodurch der „Betrieb" von dem Betriebsinhaber losgelöst wird. Noch ein weiteres Prinzip, das bei dieser Gelegenheit entwickelt wird, ist von weittragender Bedeutung. Wird der Betrieb durch einen Streik in einem anderen Betrieb oder durch den Streik einer anderen Arbeitergruppe innerhalb desselben Betriebes lahmgelegt, so verweigert das Gericht den Lohnanspruch für arbeitsbereite und arbeitsfähige Belegschaftsmitglieder deshalb, weil es eine solidarische Verbundenheit aller Arbeiter annimmt und deshalb zu dem Ergebnis gelangt, dass ein Streik jedem einzelnen Arbeiter, der durch ihn arbeitsunfähig werde, zugerechnet werden müsse. Dies sind nur einige wenige Beispiele aus dem

sozial entscheidenden Gebiet der Rechtsbeziehungen zwischen Arbeit und Kapital.

Die Wiederentdeckung der Generalklauseln dient der Zerstörung eines positiven Rechts, das erhebliche Teile der Sozialreform inkorporiert hatte, es zerstört die Rationalität des Rechts. Die Generalklauseln erfuhren durch die Strukturänderung des Wirtschaftssystems entscheidende Funktionswandlungen. Aus Stiefkindern des Rechts wurden sie zu verzärtelten Lieblingskindern. Der § 1 des unlauteren Wettbewerbsgesetzes z. B. verbietet Kaufleuten die Anwendung unlauterer Methoden im Wettbewerb. Dieses Verbot hat spezifische Funktionen in der Konkurrenzwirtschaft. Durch das Verbot, bestimmte Formen der Anpreisung, des Scheinausverkaufes usw. in Anwendung zu bringen, stellt es zwischen den Wettbewerbern auf dem freien Markt eine Waffengleichheit her; insoweit ist die Generalklausel des § 1 des unlauteren Wettbewerbsgesetzes ein wichtiges Element in der Konkurrenzwirtschaft. Dieser Aspekt ändert sich in dem Augenblick, in dem die Konkurrenz durch die Monopolwirtschaft ersetzt wird. In diesem Augenblick wird die Generalklausel aus einem Mittel, die Marktgleichheit zu sichern, zu einem solchen, die Marktbeherrschung durch Monopole zu etablieren. Dieser Funktionswandel kommt vor allem bei der Frage der Preisfestsetzung von Markenartikeln zum Ausdruck. Wenn der Staat Preisfestsetzungen von Markenartikelfabrikanten sanktioniert und Zwischenhändler und Detaillisten, die diese Preisfestsetzungen nicht innehalten, mit Geldstrafen und Gefängnis bedroht, dann nimmt die private Preisfestsetzung des Monopols einen öffentlichen Charakter an. Die Anwendung der Generalklausel wird hier praktisch ein Hoheitsakt des Staates, der dem vom Monopol abhängigen Konsumenten befiehlt, das private Preisdekret des Monopolisten anzuerkennen und durchzuführen.

Diese Beispiele sollten die These stützen, dass Generalklauseln dann eine zentrale Rolle spielen, wenn das Wirtschaftssystem von der freien Konkurrenz zum Monopol übergeht. Sie haben dann die Aufgabe, die Machtpositionen der Monopole zu stützen. In gewisser Richtung ist allerdings diese Behauptung zu korrigieren. Vom Jahre 1919 bis zum Jahre 1931 dienten die arbeitsrechtlichen Generalklauseln entscheidend der Herstellung eines Kompromisses zwischen Unternehmer und Arbeitern. Eine genaue Analyse aller Entscheidungen ergibt, dass in dieser Zeit das Reichsarbeitsgericht die Generalklauseln als Mittel des Ausgleichs der antagonistischen Interessen von Kapital und Arbeit benutzte. Denn damals war der verfassungsrechtliche Paritätsgedanke noch politische Wirklichkeit. Von 1931 an jedoch verschwindet der politische Einfluss der

Arbeiterparteien und der Gewerkschaften, der Paritätsgedanke wird reine Ideologie, die Generalklausel wird von da an wiederum das Mittel zur reinen Sanktionierung der Kapitalsinteressen.[1])

Es folgt deshalb, dass im Bereich der Monopolwirtschaft Generalklauseln wesentlich den Interessen des Monopolisten dienen. Die irrationale Norm ist für den Monopolisten berechenbar, da er stark genug ist, der formalen Rationalität zu entbehren. Der Monopolist kann nicht nur ohne rationales Recht auskommen, es ist sogar häufig eine Fessel für die volle Entfaltung oder für die ihm wünschenswerte Beschränkung der Produktivkräfte, denn das rationale Recht hat ja nicht nur, wie wir gezeigt haben, die Aufgabe, Austauschprozesse berechenbar zu machen, sondern zugleich auch die Schwachen zu schützen. Der Monopolist kann der Hilfe der Gerichte entbehren. Seine Befehlsgewalt ist ein ausreichendes Substitut für die Rechtsprechung des Staates. Durch seine ökonomische Gewalt ist er fähig, Verbrauchern und Arbeitern selbst unter Benutzung der Vertragsform alle diejenigen Bestimmungen aufzuerlegen, die er für nötig hält und die die Parteien akzeptieren müssen, wenn sie leben wollen. Die Standardverträge der Monopolisten schieben alle denkbaren Risiken auf die Schulter der Konsumenten, während der Konsument alle Verpflichtungen des Gesetzes zu erfüllen hat. Der Monopolist kann ihn dazu zwingen, ohne das Gericht anzurufen. Darüber hinaus versucht der Monopolist, die Konnexgarantien des Privateigentums an Produktionsmitteln, nämlich Vertrags- und Gewerbefreiheit abzuschaffen und die formale Rationalität des Gesetzes restlos zu beseitigen. Denn Vertragsfreiheit umschliesst auch die Berechtigung der Aussenseiter, sich von einem Kartell fernzuhalten, sie umfasst auch das Recht eines Kartellmitglieds, unter Innehaltung der Kündigungsfrist oder aus wichtigem Grunde sich vom Kartell zurückzuziehen und seine Wirtschaftsfreiheit zu erlangen, sie gewährt den Arbeitnehmern auch die Befugnis, sich zu koalieren. Die Gewerbefreiheit deckt auch die Befugnis eines jeden Kapitalisten, Konkurrenzbetriebe zu errichten und mit Monopolen in Wettbewerb zu treten. So verlieren für den Monopolisten die Konnex-

---

[1]) Für England ist das beste Beispiel wahrscheinlich die Entscheidung in Sachen Hopwood v. Roberts (1924, 1 K B 514 und 1925, A C 578; vgl. dazu auch den Aufsatz von Harold J. Laski in: Studies in Law and Politics, Kap. IX, London 1932). Ein Statut aus dem Jahre 1905 gewährte den Gemeinden das Recht, ihren Angestellten diejenigen Löhne zu zahlen, die sie für geeignet hielten. Als nun eine Labor-Gemeinde Löhne ihrer Angestellten erhöhte, erklärten der High Court sowohl als das House of Lords, dass das Statut nur so ausgelegt werden könne, dass nur „reasonable" Löhne gezahlt werden dürften. Hier wurde also eine Generalklausel, die das Gesetz gar nicht kannte, in das Gesetz eingeführt.

garantien ihre soziale Funktion, sie werden deshalb konsequenterweise eingeschränkt, unter Umständen sogar völlig beseitigt. Das neue Konnexinstitut zum Schutz des Eigentums wird der unmittelbare Befehl des Staates, der Verwaltungsakt, der in direkter Weise Interessen des Monopolisten schützt und die alten Garantien beschränkt oder beseitigt. Der Apparat des autoritären Staates verwirklicht die juristischen Forderungen der Monopolisten am reinsten.

VII

Im autoritären Staat[1]) wird die Bedeutung der Generalklauseln noch viel klarer, weil alle Hemmungen, welche die, wenn auch schlecht funktionierende, parlamentarische Demokratie gegenüber der nackten Durchsetzung der Monopolforderungen errichtet, gefallen sind.[2]) Die Funktion der Generalklauseln erweitert sich noch. Wegen ihrer Unbestimmtheit werden sie zunächst in der Übergangsperiode das Mittel, um vor-nationalsozialistisches positives Recht, das den Anforderungen der herrschenden Gesellschaftsschicht, formell also dem Führerbefehl, widerspricht, der ja alleinige Rechtsquelle ist, mit ihm in Einklang zu bringen. Der Nationalsozialismus postuliert heute, obwohl gewiss Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, die absolute Bindung des Richters an das Gesetz. Aber die sogenannten Generalklauseln ermöglichen es, die herrschenden politischen Anschauungen auch dort durchzusetzen, wo das positive Recht ihnen widerspricht. Denn bei der Anwendung der Generalklauseln hat der Richter heute nicht sein „subjektives Ermessen" anzuwenden, sondern „für die Anwendung und Handhabung der Generalklauseln durch den Richter, Anwalt, Rechtspfleger oder Rechtslehrer sind die Grundsätze des Nationalsozialismus unmittelbar und ausschliessend massgebend."[3]) Hier also

---

[1]) Die folgenden Ausführungen beabsichtigen nicht, das Rechtssystem des autoritären Staates darzustellen. Sie dienen lediglich dazu, die vorher gewonnenen Ergebnisse zu konkretisieren.

[2]) Sehr aufschlussreich ist die Arbeit von Claire Russell, Die Praxis des Zwangskartellgesetzes. In : Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 97, S. 499 ff. Die Verf. stellt in einem Anhang (S. 543 ff.) alle Eingriffe des Staates auf Grund des Zwangskartellgesetzes zusammen, und zwar in 18 Industrien. Von diesen Eingriffen wird für 14 Wirtschaftszweige der Zwangsbeischluss von Aussenseitern zu Kartellen verordnet. In 13 Wirtschaftszweigen bestehen die Eingriffe aus Genehmigungspflichten, Erweiterungsverboten oder Errichtungsverboten. Im Grunde also sind diese Verwaltungsakte darauf gerichtet, bestehende Monopolsituationen rechtlich zu sichern.

[3]) Carl Schmitt, Fünf Leitsätze für die Rechtspraxis. Berlin 1933, Leitsatz 4; ebenso Wolfgang Siebert, Vom Wesen des Rechtsmissbrauches. Berlin 1935, S. 15 u. viele andere.

ist die Generalklausel ein Mittel, um den politischen Befehl der Führung reibungslos gegenüber widersprechendem positivem Recht durchzusetzen. Im übrigen besteht in der nationalsozialistischen Literatur völlige Einigkeit darüber, dass das Gesetz weiter nichts ist als der Befehl des Führers, denn das „vorrevolutionäre" Recht hat Geltung nur kraft des Führerwillens. „Im Führer vereinigt sich alle politische Gewalt des deutschen Volkes, sie ruht in seiner Hand. Von ihm geht mithin auch alles Recht aus. Den völkischen Führer zeichnet die Bindung an das völkische Lebensgesetz aus, dem er in Gesetzen, Verordnungen usw. Gestalt und Prägung verleiht, denn er steht in der Gemeinschaft und nicht ausserhalb von ihr. Diese unmittelbare ‚Rechtswahrung' ist es, die allen im Denken des 19. Jahrhunderts noch stecken gebliebenen Gemütern als ganz besondere Ungeheuerlichkeit erscheint. Für sie kann ‚Recht' nur sein, was im Gesetz steht, und Gesetz nennen sie das, was das Parlament als sogenannte ‚Volksvertretung' ordnungsmässig beschlossen hat. Vor allem aber erscheint ihnen unvorstellbar, dass sich im Führer auch sogar die oberste Gerichtshoheit der völkischen Gemeinschaft verkörpert. Hatten sie doch ihren bürgerlichen Rechtsstaat gerade unter dem Palladium der Gewaltenteilung errichtet und in einer gegen den Staat gerichteten ‚Unabhängigkeit des Richters' eine der wesentlichen Garantien ihrer individualistisch verstandenen Freiheit erblickt. Allein die Geschichte hat sich für uns Deutsche endgültig gegen jene volkzerstörenden liberalistischen Grundsätze entschieden. Wir wissen heute, dass der Führer das Recht schützt, und dass er, wenn Not am Mann ist, selbst unmittelbar vollziehend eingreift, ruht doch auf seinen Schultern das Schicksal des ganzen Volkes."[1]) Zahlreiche Individualgesetze, die sämtlich Privilegien-Charakter haben, sind bereits erlassen worden. Der Grundsatz der Nichtrückwirkung von Gesetzen ist nicht mehr anerkannt. Selbst das fundamentale Prinzip des Rechtsstaates, die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz, d. h. die Anerkennung der Rechtsperson, ist nicht mehr das Fundament der nationalsozialistischen Rechtstheorie, die vielmehr unter demagogischer Berufung auf Hegel von der „konkreten Persönlichkeit" ausgehen will[2]) und dabei vergisst, dass Hegel trotz klarer Erkenntnis von der rein negativen Natur dieser formalen Gleichheit sie nicht weggeworfen sehen will. Damit hat aber auch die Unabhängigkeit des Richters sich geändert. Selbst wenn wir alle ausserrechtlichen Eingriffe in die

---

[1]) Hans Frank in : Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht. 4. Jahrgang 1936, S. 290.

[2]) Karl Larenz, Rechtsperson und subjektives Recht. Berlin 1935, S. 9.

Justiz völlig ausser acht lassen, reduziert die Verneinung des generellen Charakters des Gesetzes den Richter auf den Status eines Polizisten. Wenn Recht und der Wille des Führers identisch sind, wenn der Führer selbst ohne jedes Justizverfahren politische Gegner töten lassen kann und diese Tat als höchste Verwirklichung des Rechts gefeiert wird[1]), dann allerdings kann man von einem spezifischen Charakter des Rechtes nicht mehr sprechen. Das Recht ist jetzt ein technisches Mittel zur Durchsetzung bestimmter politischer Ziele, ist nur noch Befehl des Souveräns. Insoweit ist die juristische Theorie des autoritären Staates der Dezisionismus, das Recht ist nur ein arcanum dominationis, ist Mittel der Machtstabilisierung.

Das ist jedoch nicht die juristische Ideologie des autoritären Staates. Diese bildet vielmehr der Institutionalismus oder, wie Carl Schmitt ihn nennt, das „konkrete Ordnungs- und Gestaltungsdenken" oder auch das „konkrete Ordnungs- und Gemeinschaftsdenken."[2]) Der Institutionalismus wird wohl dem Dezisionismus als dem normativistischen Positivismus gegenübergestellt. Wir haben das Wesen des Positivismus bereits beschrieben : die Behauptung, dass das Recht nur im Gesetz enthalten sei, dass das Rechtssystem ein logisch widerspruchsloses, damit lückenloses System genereller Normen sei und dass der Richter dieses Normensystem nur anzuwenden habe, um den Willen des Gesetzes zum Ausdruck zu bringen, so dass trotz der Anwendung durch Menschen doch nur die Norm in ihrer Reinheit herrsche. Die Grundbegriffe dieser Theorie sind die der Rechtsperson, die sowohl die physische wie die juristische Person umfasst, das subjektive private Recht, das die vor dem objektiven Recht bestehende Freiheit der Person zum Ausdruck bringt und dessen höchste Ausprägung das Eigentumsrecht ist, und der Vertrag, auf den sich alle menschlichen Beziehungen, der Staat und der Verein, Ehe und Kaufvertrag, die Kirche und die Gewerkschaft reduzieren lassen müssen. Auch der Staat war in der Theorie des Positivismus eine Rechtsperson. Träger der Souveränität waren nicht soziale Gruppen, sondern die Staatsperson selbst, die durch Organe handelte.[3]) Das Individuum hatte gegenüber dem Staat subjektive öffentliche Rechte.[4])

Die Rechtsperson ist die ökonomische Charaktermaske des

---

[1]) so Carl Schmitt in dem Aufsatz : Der Führer schützt das Recht. In : Deutsche Juristen-Zeitung, 1934, S. 945, und das obenerwähnte Zitat von Hans Frank.

[2]) Carl Schmitt, Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens. Hamburg 1934.

[3]) Georg Jellinek, Allgemeine Staatslehre. Ausgabe von 1922, S. 181.

[4]) C. F. Gerber, Über öffentliche Rechte. 1852. Georg Jellinek, System der subjektiven öffentlichen Rechte. 1905.

Eigentumsverhältnisses. Als Maske verhüllt sie das wahre Gesicht, verdeckt, dass das Eigentum nicht nur subjektives Recht ist, sondern zugleich auch „Herrschafts- und Knechtsverhältnisse" begründet. Die Konnexgarantie des Eigentums, der Vertrag, ist Vertrag zwischen freien und gleichen Rechtspersonen. Aber diese Freiheit und Gleichheit ist nur eine rechtliche. Die abstrakte Gleichheit der Vertragsparteien verhüllt ihre ökonomische Ungleichheit. Der Arbeitsvertrag im besonderen ist ein Vertrag zwischen dem rechtlich gleichen Arbeiter und dem rechtlich gleichen Unternehmer. Seine Form lässt nichts davon ahnen, dass der Unternehmer über den Arbeiter verfügt. Die Staatsperson allein soll Träger der Souveränität sein, und die positivistische Staatstheorie lehnt es deshalb ab, von einer Organ-Souveränität zu sprechen. Sie verbirgt, dass soziale Gruppen, Menschen über andere Menschen herrschen.

Der Institutionalismus gebärdet sich als progressive, als enthüllende Theorie dadurch, dass er dem Begriff der Person den Kampf ansagt und ihn durch den der Institution ersetzt, die nicht wie die liberalistische Rechtsperson Differenzierungen verhüllt. So wird im Staatsrecht der Begriff der Staatsperson[1]) und der der Souveränität[2]) eliminiert. Der Staat wird eine Institution, in der ein Parallelogramm von Kräften wirksam ist, er wird eine Gemeinschaft, die sich organisch auf niederen Gemeinschaften aufbaut. Die Gewalt, die dieser Staat ausübt, ist keine äussere mehr, sodass die Souveränität entfällt, sie ist vielmehr die Gewalt der organisierten Gemeinschaft selbst. Diese Gewalt soll ausserdem unter dem ewigen Naturrecht oder dem „ewigen Lebensgesetz des Volkes stehen".

Die Wandlung des juristischen Denkens verneint auch die fundamentale Scheidung des Rechtssystems in öffentliches und privates Recht. Öffentliches Recht ist, kurz gesprochen, das Interventionsrecht des Staates. Durch die Anerkennung der Kategorie des öffentlichen Rechts wird dem bürgerlichen Juristen die Vergesellschaftung des Lebens bewusst. Privatrecht ist wesentlich Verkehrs-, d. h. Vertragsrecht. In seinem frühen Stadium schiebt der Institutionalismus zwischen diese beiden Kategorien eine neue ein, nämlich das Sozialrecht, das nicht öffentlich ist, weil es nicht Staatsrecht, und nicht privat ist, weil es nicht Vertragsrecht sein soll. Das soziale Recht wird als Gemeinschaftsrecht bezeichnet. Es soll ein Recht sein, das unabhängig vom Staat, nämlich von

---

[1]) **Reinh. Höhn, Die Wandlung im staatsrechtlichen Denken. Hamburg 1934.**
[2]) **Léon Duguit, Droit constitutionnel. Paris 1907.**

sozialen Verbänden, wie der Kirche, den Arbeiter- und den Unternehmer-Verbänden, den Gemeinden geschaffen wird.[1]) In der späteren Phase des Institutionalismus, unter dem autoritären Staat, wird die Scheidung von öffentlichem und privatem Recht endgültig beseitigt, das gesamte Rechtssystem als ein Einheitssystem zum Gemeinschaftsrecht erklärt.[2]) Da das Sozialrecht Recht der gesellschaftlichen Organisationen selbst ist, das man autonomes Recht nennt, wird auch die Rechtsquellentheorie einer Wandlung unterworfen. Während für den Positivismus nur das staatliche Recht Rechtsquelle ist, tritt beim Institutionalismus dieses autonome Recht hinzu. Aber nicht nur staatliches und autonomes Recht, auch das Richterrecht wird zur Rechtsquelle. Denn der Institutionalismus lehnt die mechanistische Theorie des Positivismus, die Vorstellung, dass der Richter nur Mund des Gesetzes sei, ab und bekennt sich zur freirechtlichen These, dass der Richter ausschliesslich rechtsschöpferische Tätigkeit entfalte.

Noch einschneidender sind die Veränderungen der Eigentumstheorie. Im Positivismus gilt der Betrieb als technische Einheit, in welcher der Eigentümer produziert, das Unternehmen als ökonomische Einheit, in welcher der Eigentümer seine Geschäftspolitik verfolgt. Der Institutionalismus verwandelt den Betrieb in eine „soziale Arbeits- und Betriebsgemeinschaft", in welcher der Arbeiter nicht nur ein Werkzeug des Unternehmers, sondern „ein lebendiges Glied der zwischen diesem und der Arbeiterschaft bestehenden Arbeitsgemeinschaft" ist.[3]) Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 hat diese Betriebsdefinition des Reichsarbeitsgerichtes legalisiert mit der Folge, dass anstelle der vertragsrechtlichen Beziehungen zwischen Arbeiter und Unternehmer die Treuepflicht getreten ist, die aus dieser Gemeinschaft abgeleitet wird. „Nicht die materialistische römische locatio

---

[1]) Vgl. Georges Gurvitch, L'Idée du Droit Social, Paris 1932, wo sich folgende Definition auf S. 15 findet : „Le droit social est un droit autonome de communion, intégrant d'une façon objective chaque totalité active réelle, qui incarne une valeur positive extra-temporelle. Ce droit se dégage du ‚tout' en question pour en régler la vie intérieure, indépendamment du fait que ce ‚tout' est organisé ou inorganisé. Le droit de communion fait participer le tout d'une façon immédiate à la relation juridique qui en découle sans transformer ce ‚tout' en un sujet disjoint de ses membres." Ähnliche Formulierungen bei Hugo Sinzheimer, Ein Arbeitstarifgesetz, die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht. München und Leipzig 1916, und Grundzüge des Arbeitsrechts, 2. Auflage. Jena 1928.

[2]) H. Lange, Liberalismus, Nationalsozialismus und bürgerliches Recht. Tübingen 1933. F. Wieacker, Wandlungen der Eigentumsverfassung. Hamburg 1935, S. 23. Schwankend O. Koellreutter, Grundriss der allgemeinen Staatslehre. Tübingen 1933, S. 80 ff.

[3]) Urteil des Reichsarbeitsgerichts vom 20. Juni 1928.

conductio operarum (Dienstmiete), sondern die deutschrechtliche Gestalt eines Treuevertrages ist bestimmend für das Arbeitsverhältnis. Nicht das Gegeneinander der Austauschverpflichtungen, sondern das Miteinander des Arbeitens, die Arbeit in der Gemeinschaft und die Gemeinsamkeit der Aufgabe und des Zieles ist das Entscheidende."[1]) Diese Formulierung, die den Arbeitsvertrag nicht mehr als Vertrag, sondern als Organisationsverhältnis oder personenrechtliches Band betrachtet, hat mit Gierke[2]) begonnen, der behauptet hat, dass der Arbeitsvertrag die Fortsetzung des germanischen Treuevertrags zwischen Gefolgeherr und Gefolgemann sei, und ist durch Hugo Sinzheimer im deutschen Arbeitsrecht heimisch gemacht worden. Das Unternehmen wird zu einem gesellschaftlichen Organismus, die Aktiengesellschaft aus einem Verein von Rechtspersonen mit Eigentum zu einer Anstalt. Kurz, das Eigentum verwandelt sich aus einem der Rechtsperson zustehenden subjektiven Recht zu einer „Institution", zu einem verdinglichten gesellschaftlichen Verhältnis. Der Vertrag wird nicht nur in der Praxis verdrängt, wie wir es geschildert haben, er verliert auch seine Rolle in der Rechtsideologie. Rechte und Pflichten sollen nicht mehr an den Willen der rechtlich gleichen Rechtspersonen, sondern an objektive Tatsachen geknüpft werden. Massgebend soll jetzt der Status sein, den der Mensch in der Gesellschaft einnimmt. Sir Henry Maines berühmte Formel, in der die Entwicklung vom Vertrag zum Status beschrieben wird[3]), ist heute generell akzeptiert.

Der Hauptvertreter der institutionalistischen Theorie, Georges Renard, hat die Forderungen des Institutionalismus zusammengefasst und sie dem juristischen Positivismus, der bei ihm Jacobinismus heisst, entgegengesetzt.[4]) Der Kern der Theorie ist die Eliminierung der Rechtsperson aus dem Rechtssystem, Trennung der Institution von der Rechtsperson und die Verabsolutierung der Institution. Die Rechtsperson wird durch die „konkrete Rechtsstellung des Volksgenossen" ersetzt,[5]) da die Beibehaltung der alten liberalen Grundbegriffe die „Volksgemeinschaft" zerstören würde.[6]) Die Institution ist nach Renard ein Organismus, eine

---

[1]) so statt vieler R. Dietz, Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit, 4. Auflage, München 1936.

[2]) Die Wurzeln des Dienstvertrages. In: Festschrift für Heinrich Brunner. Berlin 1914, S. 37 ff.

[3]) Ancient Law. Ausgabe der Oxford Classics.

[4]) L'Institution, Fondement d'une Rénovation de l'Ordre Social. Paris 1931.

[5]) K. Larenz, Rechtsperson und subjektives Recht. Tübingen 1935, S. 225.

[6]) E. R. Huber, Die Rechtsstellung der Volksgenossen. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 96 (1936), S. 448.

juristische Struktur, die dem gemeinen Besten dient. Sie ist nicht nur eine einfache Beziehung, sondern ein „Sein". Sie ist eine Einheit, „un tout", in das die einzelnen integriert sind. „La relation institutionnelle est une intériorisation, consortium, invicem membra." So wird der Betrieb vom Betriebsinhaber, das Unternehmen vom Unternehmer, die Aktiengesellschaft vom Vorstand und Aufsichtsrat losgelöst. Staatsperson und Staatssouveränität verschwinden mit dem subjektiven öffentlichen Recht.[1])

Wie ist diese Wandlung zu erklären ? Die juristischen Grundbegriffe des Positivismus hatten sicher verhüllende Funktionen. Der Begriff der Rechtsperson ist zweifellos eine soziale Charaktermaske. Aber diese Maske verhüllt nur, sie lässt ihren Träger nicht verschwinden, sie lässt ihn immer noch ahnen. Der Eigentümer braucht auch in der Periode der Konkurrenz nicht aus der Theorie zu verschwinden, da er als einzelner keine grosse ökonomische und soziale Macht ausübte, denn nicht der einzelne, sondern nur die Summe der einzelnen, das System, übte Herrschaft über Menschen aus. Im Monopolkapitalismus dagegen ist ungeheure Befehlsgewalt bei wenigen konzentriert. Würde man die Charaktermaske lüften, so zeigte sich dieser wahre Sachverhalt. In der Monopolwirtschaft kann die Macht, die einige wenige ausüben, sehr wohl wahrgenommen werden. Der Institutionalismus, der die Rechtstheorie der Monopolwirtschaft ist, lässt die Maske aus der Rechtstheorie verschwinden, aber mit ihr ihren Träger, den Eigentümer. Man spricht nicht mehr vom Eigentümer, sondern von Institution. Man spricht nicht mehr von der Rechtsperson, sondern vom Betrieb, vom Unternehmer. Man lässt die Staatsperson verschwinden. Der Begriff der Staatsperson verhüllte in der Theorie des staatsrechtlichen Positivismus die Tatsache, dass eine gesellschaftliche Gruppe die dieser Staatsperson zugeschriebene Souveränität in Wirklichkeit ausübe. Ist aber die politische Gewalt so stark konzentriert, wie das im autoritären Staat der Fall ist, so empfiehlt es sich, den Begriff der Staatsperson und den der Souveränität zu beseitigen und diese Begriffe durch die vom Führer geführte Gemeinschaft zu ersetzen. Der Staat wird nunmehr „Gestalt", er wird als die „politische Gestalt des deutschen Volkes" bezeichnet.[2]) In dem Masse, wie nicht mehr die vertragliche Verständigung, sondern Befehlsgewalt entscheidend werden,

---

[1]) R. Höhn, Staat und Rechtsgemeinschaft. Th. Maunz, Das Ende des subjektiven öffentlichen Rechts. Beide in : Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 95 und 96 (1935), S. 656 und S. 71.

[2]) E. R. Huber, Die deutsche Staatswissenschaft. In : Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 95 (1934), S. 28.

in dem Masse verschwindet das Rechtsdenken des Positivismus und wird durch den Institutionalismus ersetzt. „Wenn es in den letzten Jahrhunderten zur Aufrechterhaltung des Verkehrs gehörte, dass Versprechungen wenigstens ohne fortwährendes Eingreifen der Macht gehalten wurden, so ist diese Notwendigkeit durch die fortschreitende Akkumulation des Kapitals inzwischen kleiner geworden. Die herrschende Schicht besteht nicht mehr aus zahllosen Subjekten, die Verträge schliessen, sondern aus grossen, von wenigen Personen kontrollierten Machtgruppen, die auf dem Weltmarkt miteinander konkurrieren. Sie haben weite Gebiete Europas in riesige Arbeitslager mit eiserner Disziplin verwandelt. Je mehr die Konkurrenz auf dem Weltmarkt in blossen Machtkampf umschlägt, werden sie nach innen und aussen straffer organisiert und streng gegliedert. Die ökonomische Grundlage für die Bedeutung von Versprechungen wird daher schmäler von Tag zu Tag. Denn nicht mehr der Vertrag, sondern Befehlsgewalt und Gehorsam kennzeichnen jetzt in steigendem Mass den inneren Verkehr."[1])

Völlig disparate politische Theorien haben sich der des Institutionalismus bemächtigt, sowohl die Theorie der Sozialreform, vor allem der gewerkschaftlichen Sozialreform, als auch die des autoritären Staates. Diese Tatsache zeigt die Verwirrung an, die im Rechtsdenken der Gegenwart besteht. Es ist zwar richtig, dass die Theorie des Institutionalismus wirklichkeitsnäher zu sein scheint als die des juristischen Positivismus. Wenn man den Betrieb, das Unternehmen, die Aktiengesellschaft, das Monopol zu gesellschaftlichen Einrichtungen erklärt, so kann damit zum Ausdruck gebracht werden, dass das Eigentum nicht mehr nur Privatsache, sondern eine gesellschaftliche Institution geworden ist. Institutionen sind selbstverständlich anschaulicher als Normen, deshalb wurde in Deutschland, Frankreich und England diese Theorie auch die des gewerkschaftlichen Fortschritts, des früher beschriebenen Kollektivismus. Aber diese Wirklichkeitsnähe ist in Wahrheit nur scheinbar, denn die Institution wird von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen getrennt, in deren Zusammenhang sie allein verständlich ist. Der Institutionalismus reisst die Institution aus diesen sozialen Abhängigkeiten heraus. „Diese Gliederungstendenz (nämlich die des Institutionalismus) ist zunächst dadurch bezeichnet, dass die zerstörenden dialektischen Gruppenbildungen im Volkskörper : Arbeiter und Unternehmer; Mieter und

[1]) Max Horkheimer, Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie. In : diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 14.

Vermieter; Stadt und Land durch synthetische, häufig reichsständische Gliederungen aufgehoben werden. Ihre Begründung findet eine Rechtsbildung, die sich an dieses Aufbauprinzip anschliesst, darin, dass Fronten und Berufe Gliederungen der natürlichen Volksordnung sind, in denen eine Reihe von Rechtssetzungen durch berufsständische Gruppen als das optimale Prinzip eines zwanglosen und ordnenden Rechtswachstums erscheint."[1]) Eben wegen dieses schillernden Charakters des Begriffes der Institution, der in so gewaltigen Sätzen ausgedrückt wird, wegen der Ablösung dieses Begriffes von der gesellschaftlichen Wirklichkeit war der Institutionalismus in Deutschland die Theorie der gewerkschaftlichen Sozialreform. Im besonderen bauten die arbeitsrechtlichen Theorien der Gewerkschaften aller Richtungen auf den institutionalistischen Grundbegriffen auf. In England, vor allem unter dem Einfluss der Gierkeschen Genossenschaftstheorie, bemächtigen sich sowohl der soziale Konservatismus als auch der Fabianismus der institutionalistischen Theorie, um eine Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft zu erreichen.[2]) In Frankreich ist der Institutionalismus im wesentlichen neothomistisch, er hat durch die päpstliche Enzyklika Quadragesimo Anno einen ausserordentlich starken Auftrieb erfahren. Diese Theorie ist von Maurice Hauriou in den drei Bänden seiner Anmerkungen zu den Entscheidungen des Conseil d'État begründet worden.[3]) Die grosse Popularität der Theorie datiert von der Veröffentlichung des Aufsatzes von Georges Renard, La Théorie de l'Institution et de la Fondation[4]) und La Théorie de l'Institution. Dieses Buch ist von den sechs bedeutendsten französischen Rechtsphilosophen in der ersten Nummer der Archives de Philosophie du Droit et de la Sociologie Juridique (1931) diskutiert worden.

Die Rechtstheorie des Staates vermeidet das Wort Institutionalismus. Sie liebt es, „um sich vor allem vom Neothomismus zu

---

[1]) F. Wieacker, Wandlungen der Eigentumsverfassung, S. 21.

[2]) Vgl. vor allem folgende Arbeiten: Harold J. Laski, The State and the New Social Order. In: Studies in Law and Politics. London 1932. The Foundations of Sovereignty and the Pluralistic State. Beide in: The Foundations of Sovereignty. London 1921; Laski hat seit 1932 diese Theorie aufgegeben. G. D. H. Cole, Self-Government in Industry, wo der Gildensozialismus vertreten wird. Cole hat diese Ansicht gleichfalls aufgegeben. Ferner J. N. Figgis, The Church in the Modern State, stark beeinflusst von Gierke und F. W. Maitland, der Gierke in England übersetzt und heimisch gemacht hat. Seine wichtigsten Aufsätze sind jetzt veröffentlicht in: Selected Essays, hrsg. von Hazeltine, Lapsley und Winfield, Cambridge (England) 1936.

[3]) 1. Auflage, unter Titel Notes d'arrêts 1928; 2. Auflage der Jurisprudence Administrative 1930.

[4]) Cahiers de la nouvelle Journée, No. 4 (1925) S. 1-45.

distanzieren",[1]) diese Theorie als juristisches Ordnungs- und Gestaltungs-, oder als Gemeinschaftsdenken zu bezeichnen. Es soll ein „Sachgestaltungsdenken" sein.[2]) Die Sachgestaltung erfährt der Nationalsozialismus durch die Monopole. Die enge Verwandtschaft des Institutionalismus mit dem Monopolkapitalismus hat Carl Schmitt dadurch implizite zugegeben, dass er die „Gebilde- und Gefügelehre" Gottl-Ottlilienfelds als die adäquate deutsche ökonomische Theorie bezeichnet.[3]) Gottl-Ottlilienfeld[4]), ein führender deutscher Ökonom, eliminiert aus der Wirtschaftstheorie das wirtschaftende Subjekt völlig und ersetzt es durch die sozialen Gebilde, die entweder „Urgebilde" oder „Zweckgebilde" sind.

Aus der Rechtstheorie des autoritären Staats verschwindet somit der juristische Positivismus, — aber er wird nicht etwa nur durch den Institutionalismus verdrängt. Die dezisionistischen Elemente bleiben bestehen und erfahren durch die bereits aufgezeigte Eliminierung der rationalen und die alleinige Herrschaft der politischen Gesetzesbegriffe eine ungeahnte Stärkung. Denn die institutionalistische Theorie kann niemals die Frage beantworten, welche Institution in einer gegebenen Situation ein „Urgebilde" und welche nur ein „Zweckgebilde" ist, sie kann niemals sagen, welche Eingriffe und welche Art der Normierung der Institution „sachgerecht" sind, sie kann nicht aus sich selbst heraus entscheiden, ob die „konkrete Stellung des Volksgenossen" so und nicht anders sein soll. Diese Entscheidung fällt der Apparat des autoritären Staates, der sich des Führerbefehls als des technischen Mittels bedient.

Ist das generelle Gesetz die Grundform des Rechts, ist Gesetz nicht nur voluntas sondern auch ratio, dann muss man dem Recht des autoritären Staates den Rechtscharakter absprechen. Recht als vom politischen Befehl des Souveräns verschiedenes Phänomen ist nur dann denkbar, wenn sich das Recht im allgemeinen Gesetz manifestiert. In einer Gesellschaft, die der Gewalt ihrem Prinzip nach nicht entraten kann, ist wahre Allgemeinheit nicht möglich. Aber die beschränkte, formale und negative Allgemeinheit des Gesetzes im Liberalismus ermöglicht nicht nur kapitalistische Berechenbarkeit, sondern garantiert ein Minimum an Freiheit, da die formale Freiheit zweiseitig ist und so auch den Schwachen

---

[1]) Carl Schmitt, Über die Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens. S. 57.

[2]) Hans Frank in : Juristische Wochenschrift 1933, S. 2091.

[3]) Carl Schmitt, a. a. O., S. 63.

[4]) Volk, Staat, Wirtschaft und Recht, Erster grundlegender Teil, Berlin 1936, und dazu die zustimmende Besprechung von E. Wiskemann in : Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 97 (1936), S. 188 ff.

wenigstens rechtliche Chancen einräumt. Deshalb geraten das Gesetz und die auf es bezogenen Freiheitsrechte mit den Bedürfnissen der Monopolwirtschaft in Konflikt. Im Monopolkapitalismus bleibt zwar das Privateigentum an Produktionsmitteln als die einigende Rechtsfigur der gesamten bürgerlichen Epoche unangetastet, aber das allgemeine Gesetz und der Vertrag verschwinden und werden durch individuelle Massnahmen des Souveräns ersetzt.

The Change in the Function of Law in Modern Society.

During the period of competitive capitalism legal theory understands by law only the general rule and not every command of the sovereign. To say that the law is general is to give not only a description of its formal structure but also to indicate that it has a minimum of material content in that it guarantees a minimum of freedom. General law alone makes possible the independence of judges. It provides regulations for human spheres of freedom (personal, political, economic, and social) and for human institutions. The main institution of modern society, private property in the means of production, is surrounded by supplementary liberties, namely, freedom of contract and of trade which serve to protect it and to implement its operation. In the period of competitive capitalism the legal system is considered to be a closed system of general norms which are to be applied by the judge; the interpretation of law is therefore dogmatic.

Legal theory and legal practice undergo decisive changes in the stage of monopoly capitalism. The German republic, based upon a series of social contracts, attempted to realize the principle of pluralism, that is to say, a parity between workers and employers, between Reich and federal states, between church and state. The very nature of this pluralistic structure, however, strengthened the power of the bureaucracy and thereby weakened the rule of law. Although the theory of the generality of law had disappeared from German constitutional theory during the Bismarckian period, it was restored in the Weimar Republic. This period is also characterized by the victory of the school of free discretion which demands that the judge is freed from the fetters of positive law and shifts the center of gravity of the legal system to those legal standards of conduct which grant to the judge considerable free discretion. These legal standards of conduct are stressed since they are an excellent means for furthering monopolistic interests to which rational law merely constitutes an obstacle. The administrative act which, as the command of the sovereign, directly protects monopolistic situations, became the new supplementary institution of property. The legal theory of monopoly capitalism is the institutionalism which National Socialism calls „thinking according to concrete orders and structures." Institutionalism hypostatizes the concept of institution and divorces it from the property owner. The reason for this change is that the concept of the legal person facilitates the discovery of the fact that only a few people exercise economic power. At the same time law becomes an a r c a n u m d o m i n a t i o n i s, that is to say, a mere command of the

Leader. If we understand by law a system of norms distinguished from the will or command of the sovereign, then we must deny a specific legal character to the legal system of the authoritarian state.

L'évolution de la fonction de la loi dans le droit de la société bourgeoise.

Pendant la période du capitalisme de concurrence, la théorie du droit réserve le nom de loi à la seule loi universelle et non pas à tout commandement du souverain. La généralité ne caractérise pas seulement la structure formelle de la loi, elle implique aussi un certain contenu, en ce sens qu'elle garantit un minimum de liberté. Car seule la loi générale rend possible la véritable indépendance du juge. La loi générale règle les sphères de la liberté (personnelle, politique, économique et sociale) et les institutions humaines. L'institution fondamentale de la société bourgeoise, la propriété privée des instruments de production, est entourée de libertés connexes, à savoir celles du contrat et de l'activité économique, nécessaires à la protection et à l'exercice de la propriété. Dans le capitalisme de concurrence, le système juridique est un système fermé, sans lacunes, de normes générales que le juge n'a qu'à appliquer. Aussi, la jurisprudence est, elle aussi, dogmatique.

Dans le capitalisme de monopole, théorie et pratique juridiques subissent une transformation décisive. La république allemande qui reposait sur une multiplicité de contrats sociaux, avait tenté de réaliser le principe du pluralisme, c'est-à-dire de mettre sur le même plan travailleurs et entrepreneurs, Reich et pays, État et Église. Mais précisément cette construction pluraliste accrut la puissance de la bureaucratie et affaiblit ainsi l'autorité de la loi. L'idée de l'universalité de la loi, disparue pendant la période bismarckienne de la théorie allemande de l'État, fut restaurée durant la République de Weimar. En même temps, l'école du droit libre triomphe, école qui veut libérer le juge des chaînes de la loi positive et qui met l'accent sur les formules générales qui laissent une large place à la libre appréciation du juge. Ces formules sont maintenant au centre de la théorie aussi bien que de la pratique, parce qu'elles sont pour les intérêts de monopole un excellent instrument, tandis que le droit rationnel constitue pour ceux-ci un obstacle. Désormais c'est l'acte d'administration par lequel la souveraineté de l'État protège directement les situations de monopole, qui devient l'annexe institutionnel de la propriété privée. La théorie juridique du capitalisme de monopole est l'institutionalisme qui, dans le national-socialisme, prend le nom de „pensée concrète de l'ordre et de l'organisation". L'institutionalisme donne une valeur absolue au concept de l'institution et le détache du propriétaire. Car le concept juridique de la personne permet de découvrir qu'un petit nombre d'individus exercent une énorme puissance économique. En même temps l'autorité devient mystère, pur et simple commandement du chef.

Si l'on entend par droit un système de normes, qui se distingue de la volonté du souverain, il faut refuser au droit de l'État autoritaire le caractère spécifiquement juridique.

Zum Begriff und zur Diagnose der Persönlichkeit in den „Personality Tests".

Von
Ernst Schachtel.

In der angewandten Psychologie sind in den letzten zwanzig Jahren in zunehmendem Masse, besonders in den USA., Versuche angestellt und Methoden erprobt worden, die den Zweck haben, eine verhältnismässig rasche und zuverlässige Diagnose und Messung von verschiedenen Eigenschaften oder Eigenschaftsgruppen bei einer grösseren Anzahl von Menschen zu gestatten. Dabei handelt es sich nicht um die Messung der Intelligenz, die schon seit längerer Zeit ein wichtiger Zweig der angewandten Psychologie ist; auch nicht um die Prüfung von Arbeitsleistungen, wie sie den Gegenstand der Psychotechnik im engeren Sinn bildet; sondern um den Versuch der Messung von solchen Eigenschaften, die man meist mit dem Wort „Charakterzug" zu bezeichnen pflegt.

Diese Richtung der diagnostischen Bemühungen der angewandten Psychologie ist in wesentlichen Elementen am Bilde der Psychotechnik orientiert, wenn diese Abhängigkeit den einzelnen, auf diesem Feld Arbeitenden auch nicht in ihrem vollen Umfang und ihrer Bedeutung bewusst sein mag. Um zu verdeutlichen, was mit dieser Abhängigkeit gemeint ist, muss ein charakteristischer Zug in der Psychotechnik kurz beschrieben werden.

Die Psychotechnik ist daran interessiert, die Arbeitsqualitäten von Menschen mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden festzustellen, zu diagnostizieren. Dieses Interesse ist zugleich ein Interesse des Unternehmers, der die Produktivität seines Unternehmens durch eine geeignete Auswahl seiner Arbeiter und Angestellten erhöhen will. In der Tat ist die Psychotechnik weitgehend von den praktischen Anforderungen der Unternehmer, und zwar zunächst besonders der industriellen Unternehmer ausgegangen. Angesichts des Überangebots und der leichten Austauschbarkeit des ungelernten Arbeiters hat sie sich in erster Reihe mit den Arbeitsqualitäten beschäftigt, die in einer fortgeschrittenen industriellen Entwicklung für Facharbeiter an verschiedenen Maschinen verlangt werden. So gibt es entsprechend der Vielfalt der manuellen Arbeitsprozesse in hochindustrialisierten Ländern eine unübersehbare Literatur und Praxis, die sich — zum Teil unter Zuhilfenahme von komplizierten Apparaturen — mit der Prüfung der Eignung der

einzelnen Arbeiter für die in Aussicht genommene Spezialarbeit an oder mit bestimmten Maschinen und Werkzeugen beschäftigt. Die dabei befolgte Methode ist quantitativ und bedient sich der exakten Messung und Zählung. Der Gesichtspunkt, unter dem der einzelne Mensch untersucht wird, ist — entsprechend dem Interesse des Unternehmers — lediglich, ob er den Anforderungen der in Frage stehenden Arbeit, den Anforderungen der betreffenden Maschine gewachsen ist. Es wird — was besonders bei Eignungsprüfungen für Arbeiten am Fliessband deutlich hervortritt — der Mensch in ähnlicher Weise wie ein Maschinenteil daraufhin geprüft, ob er, an einer bestimmten Stelle, an einer bestimmten Maschine in den Produktionsgang eingeschaltet, reibungslos und ausdauernd funktionieren wird. Es ist derselbe Gesichtspunkt, unter dem etwa ein Zahnrad geprüft wird, ob es, an einer bestimmten Stelle in eine Maschine eingefügt, seinen Arbeitszweck erfüllen wird. Aus diesem Grunde sind die psychotechnischen Verfahren prinzipiell nicht daran interessiert, auf welche Weise die verlangte und geprüfte Leistung in dem einzelnen Menschen zustande kommt; ebensowenig wie der Techniker, der ein Zahnrad zu konstruieren hat, an der Atomtheorie interessiert ist, die etwas über die Gründe aussagt, aus denen die Materie so oder so strukturiert sein mag, sondern lediglich etwa an einer Zerreissprobe oder an der Messung der Genauigkeit und des Reibungswiderstandes, mit denen er beim Ineinandergreifen seines Zahnrades und eines anderen Rades an einer Maschine rechnen kann. Das Interesse der Psychotechnik ist also auf das Resultat, das Funktionieren eines bestimmten, kompliziert bedingten und zusammengesetzten Prozesses gerichtet, nicht auf die Kräfte und Vorgänge, die zur Erzielung dieses Resultats vom einzelnen Menschen benötigt werden.[1]) Der psychische Aufwand, der zur Erzielung der geforderten Arbeitsleistung notwendig und der nach der Art seiner Erzeugung und dauernden Aufrechterhaltung bei den Individuen sehr verschieden strukturiert ist, interessiert den Psychotechniker im Prinzip nicht oder doch nur insofern, als ein besonders unökonomischer, spannungsreicher, widerstandsvoller Kräfteverbrauch zu einer unzureichenden Arbeitsleistung führen mag und als sich dies bei der psychotechnischen Eignungsprüfung in einem negativen Resultat, etwa einer Ausdauer- und Ermüdungsprüfung zeigen mag. Wäre Chaplin vor seiner Beschäftigung an dem laufenden Band der grossen Fabrik in

---

[1]) Auf die Begrenzung des Interesses der „Psychometrie" auf Leistungsunterschiede, unabhängig von den ihnen entsprechenden psychischen Faktoren, weist auch Lajos Székely hin, „Zur Frage der sogenannten Psychometrie, insbesondere der Testmethode in der Intelligenzforschung". In: Erkenntnis 1936, Bd. 6, S. 206-210.

„Modern Times" einer psychotechnischen Eignungsprüfung unterzogen worden, so wäre er schon arbeitslos gewesen, bevor das Stück begann.

Diese Eigenarten des psychotechnischen Gesichtspunktes kommen in der gesamten psychotechnischen Literatur zum Ausdruck, sogar in den Titeln der Fachzeitschriften. Die Verbindung mit der Industrie wird in dem führenden deutschen Blatt „Industrielle Psychotechnik" betont. In der englischen Zeitschrift „Human Factor" kommt im Namen der Gedanke zum Ausdruck, dass man mit diesem im Vergleich zur Maschine so viel unsicherer funktionierenden Faktor als einem Teil der Maschine rechnen muss. Das amerikanische Fachblatt heisst „Personnel" und gibt damit kund, dass es sich um Methoden zur Auswahl des Personals handelt.

Obwohl die Psychotechnik nicht nur in der Auswahl von Arbeitnehmern, sondern auch in der am Individuum interessierten Berufsberatung ihre Anwendung findet, ist es doch charakteristisch, dass schon in den Namen der psychotechnischen Fachblätter nicht dieser an der Entwicklung und Anpassung des Individuums interessierte Gesichtspunkt, sondern das Interesse des Unternehmers an der Ausscheidung der für ihn unbrauchbaren und der Auswahl der geeigneten Arbeiter allein zum Ausdruck kommt.[1] Die Begrenzung des psychotechnischen Interesses auf die Feststellung des Vorhandenseins oder Fehlens bestimmter Arbeitsqualitäten ohne Rücksicht auf deren Zusammenhang mit der Struktur der Gesamtpersönlichkeit und ohne Rücksicht auf den physischen und psychischen Aufwand des Individuums in der Bereitstellung dieser Arbeitsqualitäten findet ihren Ausdruck auch in der spezialistischen Abtrennung des Gebiets der Psychotechnik von den übrigen Zweigen der Psychologie. Man kann die Psychotechnik als eine Methode zur Messung gewisser Resultanten bezeichnen, die sich aus der komplizierten Dynamik und Struktur der physischen und psychischen Kräfte eines Menschen ergeben, eine Methode, die an den Kräften und Strukturen, die diese Resultanten hervorbringen, nicht unmittelbar interessiert ist. Daher der Begründer der Psychotechnik der Meinung Ausdruck geben konnte, die Psychotechnik könne „in hohem Masse unberührt bleiben von den Kämpfen, die sich innerhalb der theoretischen Psychologie abspielen."[2] Ist die Arbeitskraft, insbesondere die qualifiziertere Arbeitskraft die Ware, die der Arbeiter zu verkaufen hat, so gleicht der Psychotechniker dem Einkäufer, der diese Ware auf ihre Güte und Verwendbarkeit hin zu prüfen hat, bevor er zu ihrem Ankauf rät.

---

[1]) Über diesen Gegensatz siehe auch P. M. Symonds, Psychological Diagnosis. In : Social Adjustment. New York 1934, S. 83-85.

[2]) H. Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik. Leipzig 1914, S. 24.

Wir werden diese Konzentrierung des Interesses auf das Endprodukt komplizierter psychischer Vorgänge und Strukturen, dieses abgetrennte Interesse an Resultanten, die Abspaltung gewisser Bemühungen der angewandten Psychologie von der psychologischen Theorie überall dort wiederfinden, wo nicht die Einheit der menschlichen Persönlichkeit, nicht die Entwicklung ihrer Fähigkeiten und die Erfüllung ihrer Möglichkeiten den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden, sondern wo ein verdinglichter und abgetrennter Teil des Menschen — wie in der Psychotechnik die Arbeitskraft — den Gegenstand der Untersuchung bildet.

Die Psychotechnik hat aber eine Tendenz, sich über ihr ursprüngliches Gebiet, die Messung und Begutachtung von Arbeitsqualitäten, auszudehnen und den gesamten Menschen unter ihren spezifischen Gesichtspunkten und Methoden zu untersuchen, sie wird totalitär. Der Grund zu dieser Gebietsausdehnung liegt einmal in dem Interesse des Unternehmers, ausser der Arbeitseignung auch Eigenschaften, wie etwa Fügsamkeit oder Oppositionstendenz, „Gefolgschaftstreue" bei seinen Arbeitnehmern zu kennen; er liegt ferner darin, dass für viele Kategorien von Arbeitnehmern, insbesondere die Angestellten, Arbeitsqualitäten erforderlich sind, die bei der manuellen Arbeit keine oder eine geringe Rolle spielen. So etwa eine gewisse Fähigkeit der Menschenbehandlung und -beeinflussung beim Verkäufer, um ein besonders häufiges und typisches Beispiel zu nennen. Symptomatisch für diese Gebietsausdehnung ist z. B. die Änderung des Arbeitsgebietes des führenden deutschen Fachblattes „Industrielle Psychotechnik", das bis 1934 angegeben wurde als „Angewandte Psychologie in Industrie - Handel - Verkehr - Verwaltung" und das, nicht ohne Zusammenhang mit der Errichtung des totalitären Staates, dann geändert wird in „Der Mensch - Eignung - Leistung - Charakter - Verhalten". Allerdings bringt diese Gebietsausdehnung gleichzeitig vielfach die Sprengung des Monopols der bis dahin dominierenden spezifisch psychotechnischen Methoden der Messung und Zählung von Resultanten mit sich, da diese nicht auszureichen scheinen, um die gewünschten Daten über psychische Verhaltensweisen und Tendenzen zu liefern. In der Erweiterung des psychotechnischen Arbeitsbereichs sind Momente enthalten, die über die Psychotechnik hinausführen und die sich letzten Endes nicht ohne die Berücksichtigung einer fortgeschrittenen psychologischen Theorie werden bewältigen lassen.[1])

---

[1]) So werden z. B. im Psychotechnischen Institut Zürich ausser spezifisch psychotechnischen Verfahren Graphologie, Rorschach's Psychodiagnostik und Traumdeutung in Anlehnung an die psycho-analytische Theorie verwendet; siehe H. Biäsch,

Die Anwendung nicht-psychotechnischer Methoden ist freilich nicht der einzige Weg, auf dem man das umfangreichere Aufgabengebiet zu bearbeiten sucht. In der Entwicklung des Behaviorismus und der amerikanischen Testpsychologie, insbesondere in den sogenannten personality- oder character-tests liegt ein Phänomen vor, das man als eine Verselbständigung der industriellen Hilfsmethode Psychotechnik zu einem allgemeinen psychologischen Verfahren zum Studium der Persönlichkeit beschreiben könnte. Beiden gemeinsam ist die Beobachtung von Resultanten, von „Behavior", von „habits", unabhängig von ihrem innerpsychischen Entstehen und der sie bedingenden Persönlichkeitsstruktur. Zwar ist der Behaviorismus entstanden zu einem grossen Teil unter dem Einfluss der Tierpsychologie und der Arbeiten von Bechterew und Pawlow über bedingte Reflexe. Aber man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass der Wunsch nach präziser, quantitativer, mechanistischer Messung und Methode in der Psychologie, wie er dem Behaviorismus und den stark von ihm beeinflussten personality tests eigentümlich ist und wie wir ihn auch als ein charakteristisches Merkmal der Psychotechnik fanden, verstärkt wurde durch die praktischen Bedürfnisse der Industrialisierung Amerikas. „Was man nötig hatte, war offenbar etwas der Industrie selbst Eigentümliches und Inhärentes. Was sich entwickelte, ist die Bewegung zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität (efficiency movement), das Bestreben, den Mann seiner Arbeit und die Arbeit dem Mann anzupassen."[1]) Watsons Kennzeichnung des Menschen als einer montierten organischen Maschine, bereit zum Gebrauch, ist ein äusserst kennzeichnender Ausspruch dieser Art Psychologie.

Im Verlauf dieser Entwicklung hat sich der Prozess der Ablösung bestimmter Resultanten aus der gesamten Struktur und Dynamik der Persönlichkeit und ihre Untersuchung durch Methoden, die keinen oder wenig Zusammenhang mit einer umfassenden psychologischen Theorie hatten, ausgedehnt von der unmittelbar den Arbeitsprozess betreffenden, menschlichen Aktivität auf solche „Teile" des „In-dividuums", der Persönlichkeit, die man früher

Die Technik der Charakterbeurteilung. In: Industrielle Psychotechnik 1934, Bd. 11 S. 289-302. Über ähnliche Methoden berichtet Hellmuth Bogen aus dem Landesarbeitsamt Berlin in einem Aufsatz: Zur Methodik des „Totalverfahrens" in der berufseignungspsychologischen Begutachtung, S. 15-32 der Festschrift für William Stern, Beiheft 59 der Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1931. In Deutschland hat ausserdem die graphologische Schule von Ludwig Klages auch auf dem Gebiet der Auswahl von Arbeitnehmern in Industrie und Handel weitgehend praktische Verwendung gefunden.

[1]) Horace M. Kallen, Behaviorism. In: Encyclopœdia of Social Sciences. Bd. II, S. 495 ff.

in der experimentellen Psychologie ängstlich vermieden hatte und die man in der Umgangssprache als Charakterzüge oder persönliche Eigenarten zu bezeichnen pflegt.

Einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung dieser Art Charakter- oder Persönlichkeitstests hatten die Erfolge, die man mit den Tests zur Messung der „allgemeinen Intelligenz" („general intelligence", „intelligence globale") erzielt zu haben glaubte.[1]) Der am weitesten verbreitete und am gründlichsten durchgearbeitete dieser Intelligenztests ist der von Binet-Terman, ursprünglich konstruiert, um schwachsinnige und zurückgebliebene Kinder in Pariser Schulen zu diagnostizieren. Gegen die Bezeichnung dieses und ähnlicher Tests als Messinstrumente der „allgemeinen Intelligenz" ist mit Recht von vielen Seiten darauf hingewiesen worden, dass sie teilweise[2]) oder so gut wie ausschliesslich[3]) nur diejenigen Funktionen der Intelligenz messen, die zur Erreichung guter Leistungen in den herkömmlichen Schulen erforderlich sind, dass sie aber nicht die im späteren Leben notwendige praktische Intelligenz und, wie man hinzufügen muss, auch nicht die schöpferische Komponente der Intelligenz messen. In der Tat gleichen diese Tests in mehr als einer Beziehung einem Schulexamen, das auf einen sehr allgemeinen Standard gebracht worden ist und mannigfaltige Aufgaben umfasst. Es wird also auch in ihnen gemessen, ob die Versuchsperson eine bestimmte Leistung vollführen kann, die diesmal nicht in einer manuellen Arbeit, sondern in einer Art Schulaufgabe besteht. Der aus einem solchen Test errechnete sogenannte „Intelligenzquotient" ist eine Zahl, die angibt, wo die untersuchte Person ihren Platz in der Schulklasse hat, die sich von anderen Schulklassen vor allem dadurch unterscheidet, dass sie sehr viel grösser ist, nämlich gleich der Summe aller Individuen, die mit diesem Intelligenztest untersucht worden sind und deren Resultate bei dieser Untersuchung zu Vergleichszwecken zugänglich sind, und dass der Massstab, nach dem die Leistungen gemessen werden, genauer feststeht.[4]) Aus dieser Zahl,

---

[1]) P. M. Symonds, Diagnosing Personality and Conduct. New York und London 1931, S. V/VI.

[2]) E. Claparède, Comment diagnostiquer les aptitudes chez les écoliers. Paris 1927, S. 111.

[3]) H. E. Garret, und M. R. Schneck, Psychological Tests, Methods and Results. New York und London 1933, Teil 2, S. 3-5, wo die in der amerikanischen Literatur, besonders von Thorndike, erhobenen Einwände gegen den Intelligenzbegriff der meisten Intelligenz-Tests übersichtlich wiedergegeben werden.

[4]) J. F. Brown hat in einer gründlichen methodologischen Untersuchung nachgewiesen, dass es sich hier nicht um Messung im strengen Sinne, sondern um eine Vergleichung von ihrer Struktur nach unbekannten Grössen handelt. Siehe seinen

diesem Platz in der Rangordnung aller durch den Test gemessenen Intelligenzen geht freilich nicht hervor, welcher Art die untersuchte Intelligenz ist, ähnlich wie die Rangordnung in der Schulklasse nichts darüber aussagt, ob der betreffende Schüler seinen Rang auf Grund guter Leistungen z. B. im Rechnen und mässiger in der Rechtschreibung, oder aber auf Grund guter Leistungen in der Rechtschreibung und mässiger im Rechnen bekommen hat. Immerhin kann man sich hierüber noch Aufklärung verschaffen, sofern man nicht nur den „Intelligenzquotienten", sondern die Resultate der einzelnen Aufgaben, aus denen der Test besteht, zu Rate zieht, was übrigens praktisch nicht sehr oft geschieht. Dagegen erfährt man auch aus diesen Einzelresultaten nichts über die individuelle Artung der Intelligenz unabhängig von ihrer Anpassung an die spezifischen Aufgaben, die ihr in der Schule gestellt werden, und man erfährt auch nichts über die psychische Struktur, die etwa zum Versagen oder zum Erfolg in der einen oder anderen Aufgabe geführt haben mag.

Es wird also in diesen Intelligenztests, ähnlich wie die Arbeitsleistung in der Psychotechnik, die „Schulintelligenz" als ein isolierter Faktor gemessen. Es werden darin Resultate einer Leistungsprüfung nach einem bestimmten statistischen System verrechnet. Zu Grunde liegt ihnen weniger eine Theorie der Intelligenz als bestimmte, von der Schule beeinflusste Vorstellungen darüber, was man mit Hilfe der „Intelligenz" leisten sollte; in ähnlicher Weise liegen der psychotechnischen Eignungsprüfung Vorstellungen darüber zu Grunde, was der Arbeiter leisten können muss, wobei diese letzteren Vorstellungen wesentlich präziser kalkulierbar sind als die ihnen entsprechenden Vorstellungen für die Intelligenz. An dieser Stelle kann nur angemerkt werden, dass die psychologische Theorie der Intelligenz von Seiten der Intelligenztests keinen wesentlichen Beitrag und keine entscheidend neuen Erkenntnisse erhalten und voraussichtlich auch nicht zu erwarten hat. Solche Beiträge sind viel eher zu erwarten, wenn die Intelligenz nicht losgelöst von der Gesamtpersönlichkeit, sondern in ihrer Funktion für diese und in ihrem strukturellen Zusammenhang mit der menschlichen Persönlichkeit und ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit untersucht wird. Die Frage der spezifischen Einengung und Entwicklungshemmung gewisser Faktoren der kindlichen Intelligenz durch die hergebrachte Schule, die

---

Aufsatz „A Methodological Consideration of the Problem of Psychometrics". In: Erkenntnis 1934, Bd. 4, S. 46-63. Dies gilt in erhöhtem Mass von den personality tests.

Funktion der Intelligenz im Verhältnis zur Emotionalität und zur Triebstruktur, die Bedeutung der Spontaneität und der Konvention im Denken, die Rolle der produktiven Faktoren der Intelligenz und ihre Beeinflussung durch die Erziehung : alles Probleme, die durch die Überschätzung der Bedeutung und die Unterschätzung der Grenzen der Intelligenztests eher Hemmung als Förderung zu erwarten haben.

Die grösste Bevölkerungsgruppe, die mit derartigen Intelligenztests zu praktischen Zwecken untersucht worden ist, waren die rund 1 750 000 Rekruten der amerikanischen Armee im Weltkrieg, die zwischen September 1917 und Januar 1919 mit dem sogenannten Army Alpha und Army Beta Test (der letztere für Analphabeten) daraufhin untersucht wurden, ob sie die für den Militärdienst notwendige Mindest-Intelligenz besassen, und welche von ihnen für Sonderausbildung in Frage kamen. Dieselbe Bevölkerungsgruppe, die amerikanische Armee im Weltkrieg, sollte auf ihre Fähigkeit zur Anpassung an den Druck, die Spannung, die psychischen Anforderungen des Krieges untersucht werden, zu welchem Zweck das „psychoneurotische Inventar“ von Woodworth entworfen wurde : ein Fragebogen, der neurotische Störungen und Anpassungsschwierigkeiten diagnostizieren soll.[1]) Wir erwähnen diesen Fall besonders, weil er den ausgedehnten praktischen Gebrauch derartiger Untersuchungsmethoden in USA gut veranschaulicht. Das Woodworthsche Inventar ist im übrigen in der technischen Anordnung und Ausgestaltung genau so konstruiert wie zahlreiche andere Tests, die zur Messung von Charakterzügen bestimmt sind.

Der grösste Teil dieser personality tests, insbesondere soweit sie in der Praxis der Schulen und Betriebe gebraucht werden, verwenden die schriftliche Fragebogenmethode mit eng begrenzter Antwortmöglichkeit.[2]) Diese Fragebogen bestehen aus einer mehr oder weniger grossen Menge von verschiedenen Fragen; bei jeder Frage sind mehrere (in der Regel drei, manchmal bis zu fünf oder

---

[1]) R. S. Woodworth, Personal Data Sheet, zuerst 1918 für die Armee, später 1920 für den allgemeinen Gebrauch veröffentlicht. Vgl. auch P. M. Symonds, a. a. O., S. 174.

[2]) Eine ungefähre Vorstellung von der Ausdehnung des psychologischen Interesses an diesen Tests und von ihrer praktischen Bedeutung vermittelt eine bis zum Jahre 1932 reichende Bibliographie der „Character and Personality Tests“ von J. B. Maller, New York. Diese Bibliographie umfasst 255 amerikanische Tests und einige 50 aus Deutschland, Frankreich, England und Russland. Der grösste Teil der amerikanischen Tests benutzt die Fragebogenmethode. Seither sind zahlreiche neue, derartige Tests veröffentlicht worden. Vgl. auch die schon erwähnten Bücher von Symonds und Garrett-Schneck, sowie Gardener Murphy, Experimental Social Psychology. New York und London 1931.

sechs) Antworten vorgedruckt[1]), und die Versuchsperson hat diejenige der vorgedruckten Antworten kenntlich zu machen, die der von ihr beabsichtigten Antwort am nächsten kommt. Die Antworten beschränken sich sehr häufig auf die drei Möglichkeiten : „ja“, „nein“ oder „?“, wobei aber oft dringend angeraten wird, die Frage nicht mit einem Fragezeichen, sondern mit „ja“ oder „nein“ zu beantworten. Handelt es sich um die Feststellung von Vorlieben und Abneigungen, so wird manchmal die Antwortmöglichkeit durch Zulassung von Zwischenstufen etwas erweitert, indem etwa als mögliche Antworten vorgesehen werden : eine sehr starke, starke, mässige Vorliebe oder Abneigung, oder eine indifferente Haltung. Entsprechend wird bei Fragen nach der Häufigkeit eines bestimmten Verhaltens manchmal eine Abstufung in drei, fünf oder gar sieben Häufigkeitsgrade in den vorgedruckten Antworten vorgesehen. Dass allerdings verschiedene Personen etwas sehr Verschiedenes meinen können, wenn sie dem Wortlaut nach übereinstimmend sagen, sie täten etwas „sehr gern“ oder „mässig gern“, „sehr häufig“ oder „gelegentlich“; dass andrerseits die Verwendung eines Superlativs durch die Person A inhaltlich nicht mehr zu meinen braucht als die Verwendung des Positivs durch die zu einer gemässigteren Ausdrucksweise neigende Person B, wird bei der Bewertung der Antworten nicht berücksichtigt.

Als Vorzug dieser Fragebogentests mit eng begrenzter Antwortmöglichkeit werden vor allem hervorgehoben ihre grössere Genauigkeit und Zuverlässigkeit im Vergleich etwa mit dem psychologischen Interview oder der klinischen Beobachtung[2]) und ihre Unabhängigkeit von psychologischen Schulen oder Theorien.[3]) Der Vorzug der zahlenmässigen Exaktheit wird jedoch am häufigsten und mit grösstem Nachdruck gerühmt. Er entspricht der der Testpsychologie und der Psychotechnik gemeinsamen Ansicht von der Überlegenheit des quantitativen, naturwissenschaftlichen Experiments gegenüber „geisteswissenschaftlichen“ oder klinischen Methoden der Psychologie. Worin besteht nun diese zahlenmässige Exaktheit ?

Nachdem der Fragebogen ausgefüllt ist, wird das Ergebnis nach einem bestimmten Schlüssel verrechnet. Die Art dieser Verrechnung erläutern wir an der einfachsten — übrigens auch relativ verbreitetsten — Methode. Handelt es sich zum Beispiel

---

[1]) P. M. Symonds, a. a. O., S. 134, schreibt dies als ein Erfordernis eines guten Fragebogens ausdrücklich vor.

[2]) Symonds, a. a. O., S. 6.

[3]) G. Murphy und F. Jensen, Approaches to Personality, New York 1933, S. IX.

um einen der zahlreichen Tests zur Feststellung neurotischer Tendenzen oder emotionaler Labilität, so erhalten alle Antworten, die nach dem Schlüssel für den betreffenden Test als Symptome für solche Tendenzen gelten, einen Punkt. Die Gesamtsumme dieser Punkte ergibt dann eine Zahl, und diese Zahl repräsentiert die Stärke der neurotischen Tendenzen oder der emotionalen Labilität. Dieses Prinzip wird in allen derartigen Fragebogentests angewendet und wird nur in manchen Fällen etwas verfeinert und kompliziert, indem z. B. die Antworten auf verschiedene Fragen nicht denselben Zahlenwert erhalten, sondern je nach dem Symptomwert der betreffenden Antwort in den Augen des Testkonstrukteurs verschiedene Zahlenwerte; sodass z. B. die bejahende Antwort auf eine Frage mit zwei Punkten im Sinne neurotischer Tendenz gewertet wird, die bejahende Antwort auf eine andere Frage nur mit einem Punkt. Manchmal wird auch noch eine Subtraktion vorgenommen, um den Antworten mit entgegengesetztem Symptomwert Rechnung zu tragen. Die mit verschiedenen Symptomgewichten arbeitende Form der Berechnung geht davon aus, dass nicht alle Daten dieselbe quantitative Bedeutung für die Messung eines bestimmten Zuges haben, was offenbar bei dem einfachen Punktsystem angenommen wird, in dem jedes Ja oder jedes Nein, unabhängig von dem Inhalt der Frage, den gleichen Punktwert in der Errechnung der Gesamtzahl hat. Aber auch bei diesem verfeinerten System wird durch Addition der Punkte, die im Schlüssel für die verschiedenen möglichen Antworten vorgesehen sind, eine einfache Zahl ermittelt, die die Stärke des gemessenen Zuges angeben soll. Die Bedeutung des errechneten Zahlenwertes ergibt sich aus seiner Abweichung vom Durchschnittsstandard. Dieser Standard wird mit sehr verfeinerten mathematischen Methoden aus einem grossen Vergleichsmaterial beantworteter Fragebogen errechnet.

Der Vorzug der Exaktheit reduziert sich also darauf, dass man statt einer psychologischen Beschreibung mit all den Gefahren, die eine vieldeutige Terminologie und eine teilweise auf subjektiven Faktoren beruhende Beobachtung mit sich bringt, eine bestimmte Zahl erhält, die man ohne Furcht vor terminologischen Missverständnissen mit von anderen Versuchspersonen mit Hilfe desselben Fragebogens gewonnenen Zahlen vergleichen kann. Fragt man freilich nach dem Sinn, der Bedeutung dieser Zahl, so ergibt sich eine solche Flut von Vieldeutigkeiten, eine solche unübersehbare und unausdenkbare Mannigfaltigkeit von möglichen Bedeutungen und Ursachen, warum bei der Befragung gerade dieses Menschen gerade diese Zahl herausgekommen ist, dass man leicht zu dem Glauben verleitet wird, die Exaktheit der Zahl beschränke sich auf die Beruhigung, die viele Menschen empfinden, wenn sie

statt mit einem komplizierten Sachverhalt, oder gar statt mit einem lebendigen Wesen und all seinen Widersprüchen, Konflikten, Trieben, Wünschen, Ängsten und Freuden, mit einer einfachen Zahl operieren können. Das der modernen Philosophie seit Descartes eigentümliche Streben nach Sicherheit und absoluter Wahrheit hat mehr als eine Beziehung mit dieser Methode der Psychologie, die nach den Beruhigungen verlangt, die nur die Mathematik gewähren kann.

Verweilen wir kurz bei der Frage nach der Bedeutung dieser Zahl, und benutzen wir wieder unser Beispiel eines Tests zur Messung neurotischer Tendenzen. Nehmen wir an, der Index eines Menschen auf einem solchen Test sei ein x und der Durchschnittsindex sei x-y. Wenn der Test sorgfältig konstruiert ist, können wir dann annehmen, dass dieser Mensch starke neurotische Züge aufweisen wird. Darüber freilich, welcher Art diese neurotischen Züge sind, wie sie sich entwickelt haben, aus welchen gegenwärtigen Quellen sie gespeist werden, welche Anpassungsmechanismen infolge dieser Züge entwickelt worden sind, wie weit diese Anpassungsmechanismen zum Erfolg geführt haben : darüber hören wir nichts.

Jede dieser Fragen, über die wir nichts erfahren, deutet auf eine Fülle verschiedenartiger Möglichkeiten und Gründe, die hinter dieser so einfachen und so exakt aussehenden Zahl verborgen sind. Wir können nicht einmal hoffen, darüber sehr wichtige Aufschlüsse zu erhalten, wenn wir die Antworten der befragten Person durchlesen und uns nicht mit der Zahl allein begnügen. Denn wir geben mit dem Rückgang auf die einzelne Antwort den gerühmten Vorteil der genauen Messung auf und versuchen, statt dessen Einsichten über die individuelle Eigenart gerade dieser Person zu erlangen, Einsichten, die allerdings dürftig ausfallen müssen, wenn wir sie vergleichen mit denen, die ein geschulter Psychologe in einem kurzen Interview erhalten kann. Die „Exaktheit" der Zahl besteht nur, solange sie selbstherrlich bleibt. Sowie man zu erfahren versucht, was diese Zahl bedeutet, ergibt sich, dass die Vielzahl der möglichen Bedeutungen die Eindeutigkeit der Zahl als mathematischer Grösse aufhebt.

Die „geisteswissenschaftlichen" oder „klinischen" Methoden der Persönlichkeitsdiagnose legen Wert darauf, eine möglichst spontane, durch keinen Zwang eingeengte Äusserung der Persönlichkeit als Material für ihre Diagnose zu erhalten. Freie, durch keine bewusste Kritik beengte Assoziation in der Psychoanalyse ; möglichst spontane, durch keine bewusste Konzentration der Aufmerksamkeit auf den Schreibakt veränderte Schriftprobe in der Graphologie ; durch keine zeitlichen Schranken, durch keine quanti-

tativen oder qualitativen Anforderungen beengte und durch eine für die Versuchsperson nach Möglichkeit von allen Examens- und Angst- oder Zwangsgefühlen befreite Situation bei der Deutung der Zufallsformen in der Rorschachschen Psychodiagnostik.

Bei diesen Methoden besteht die Überzeugung, dass nur durch weitgehende Spontaneität, durch möglichste Aufhebung aller konventionellen Schranken, die dem Ausdruck der Persönlichkeit sonst gesetzt sind, ein Material erzeugt werden kann, das ein wirklich genaues, der tieferen Struktur eines Menschen entsprechendes Bild zu gewinnen ermöglicht. Die hier erstrebte Genauigkeit besteht also in der möglichst präzisen, minutiösen und tiefdringenden Beobachtung der individuellen, persönlichen Äusserung (im allgemeinsten Sinn : Assoziation, Schrift, Wort, Gebärde, Haltung, unwillkürliche Innervation, Stimme, freie Produktion irgendwelcher Art). Die Genauigkeit, die in den personality tests erstrebt wird, ist von grundsätzlich anderer Art. Hier wird die Äusserungsmöglichkeit, die Spontaneität des Individuums aufs äusserste beschränkt und beschnitten. Zunächst dadurch, dass der betreffende Mensch gezwungen wird, schwarz auf weiss auf eine grosse Menge von Fragen Auskunft zu geben. Dann dadurch, dass er diese Auskunft nicht geben darf, wie er will, sondern sich für eine von wenigen vorgeschriebenen Antworten entscheiden muss. Was dadurch gewonnen wird, ist die Möglichkeit, mit diesen unspontanen Äusserungen mathematische Operationen zu vollführen. Man kann sie addieren, subtrahieren, mit den erhaltenen Summen vielleicht sogar noch Divisionsrechnungen ausführen (wie bei der Errechnung der „Quotienten"). All dies wäre nicht oder nur sehr viel schwerer möglich, wenn man den Versuchspersonen keine bestimmten Fragen stellte, oder wenigstens ihnen keine bestimmten Antworten vorschriebe. Durch die geringe Anzahl vorgedruckter Antworten wird aber nicht nur die Spontaneität der Befragten beschnitten, sondern, was die Genauigkeit der Einzelbeobachtung womöglich noch entscheidender erschwert, wenn nicht völlig ausschliesst : die Befragten müssen in vielen Fällen etwas antworten, was gar nicht ihrer Meinung entspricht. Zu dem ohnehin den Wert solcher Methode stark beeinträchtigenden Faktor bewusster oder unbewusster Unwahrheit der Angaben tritt also ein Faktor erzwungener Unwahrheit, gewaltsamer Ungenauigkeit hinzu. Wie sieht das in der Praxis aus ? Nehmen wir ein Beispiel, das in vielen Tests wiederkehrt, die Frage : „Können Sie Kritik vertragen, ohne sich verletzt zu fühlen ?" Die vorgedruckten Antwortmöglichkeiten sind „Ja" — „Nein" — „?". Sehr viele Menschen werden sich darüber überhaupt nicht im klaren sein. Bei vielen wird es davon abhängen, von wem die Kritik ausgeht, auf welches

Gebiet sie sich richtet, ob sie einen wunden Punkt betrifft oder etwas, was ihnen gleichgültig ist, mit welcher Absicht sie vorgebracht wird, in welcher Art sie formuliert und mit welchem Ton sie ausgesprochen wird, in welchem Zustand der Kritisierte sich gerade befindet usw. So aufschlussreich die Frage des Verhaltens zu Kritik für den geschulten Psychologen oder guten Beobachter sein kann, wenn er einen einzelnen Fall beobachtet oder ihm ein solcher ausführlich von dem Kritisierten mit all seinen Reaktionen dargestellt wird, so wenig entsprechen die Antworten „ja“ oder „nein“ oder „?“ dem wirklichen Sachverhalt. Die Autoren eines personality test gehen natürlich auch nicht von der Annahme aus, dass die Antwort auf eine einzelne derartige Frage allein einen Aufschluss über die betreffende Person geben soll. Vielmehr besteht die Meinung, dass durch die Häufung der Fragen bei dem Gesamtergebnis die Ungenauigkeiten bei den Einzelantworten sich ungefähr gegenseitig ausgleichen. Dies mag von einem statistischen Gesichtspunkt richtig sein; aber es hat zur Folge, dass man statt eines Einblicks in die individuelle Struktur einer Persönlichkeit einen statistischen Mittelwert über einen recht unbestimmten „Charakterzug“ oder vielmehr über ein seiner individuellen Zusammensetzung nach unbekanntes Aggregat von solchen Zügen erhält. Wieder ist die Möglichkeit einer Zahlenangabe mit ihrem trügerischen Genauigkeitsschein erkauft mit dem Verlust der individuellen Diagnose.

Die Vieldeutigkeit und Unbestimmbarkeit des anscheinend so genauen Zahlenresultats hängt weiterhin mit der Loslösung der personality tests von einer psychologischen Theorie zusammen. Die gebräuchlichste Methode zur Konstruktion solcher Tests besteht darin, dass der Autor auf Grund der Ansichten der verschiedensten Fachleute (Psychologen und Psychiater), wie er sie bei einer Durchsicht der Literatur vorfindet, die charakteristischen Züge und Merkmale zusammenstellt, die in Verbindung mit der Charaktereigenart oder der Eigenschaft, die er messen will, genannt werden. Aus diesen Angaben konstruiert er seine Fragen und leitet den Symptomwert der Antworten ab.[1] Der theoretische Zusammenhang, in den die zu Rate gezogenen Fachleute oder einige von ihnen das betreffende Symptom gestellt haben mögen, geht dabei verloren, da nur das Symptom selbst in den Fragen verarbeitet wird und da ausserdem durch die Berücksichtigung möglichst vieler Autoritäten auf dem betreffenden Gebiet sozusagen eine statisti-

[1]) Vgl. H. E. Garrett und M. R. Schneck, Psychological Tests, Methods and Results. New York und London 1933, Teil II, S. 123.

sche Nivellierung sowohl des theoretischen Gehalts als auch etwaiger Kontroversen stattfindet derart, dass aus dem fertigen Test dann meist jeder einheitliche Gesichtspunkt und jeder begründende Zusammenhang gründlich verbannt ist.

Sehr oft wird aber nicht einmal bis auf die in der Fachliteratur geäusserten Ansichten über die betreffende Eigenschaft oder Eigenschaftsgruppe zurückgegangen, sondern der Test wird als eine Auswahl und Mischung von Fragen konstruiert, die der Autor in früher veröffentlichten personality tests zur Messung des gleichen oder eines verwandten Charakterzuges vorfindet.[1] Diese Methode verstärkt noch die Loslösung des Tests von jeder psychologischen Theorie und damit die Unbestimmtheit des gemessenen Zuges. Daran vermag auch im Prinzip eine mit dieser Konstruktionsmethode bei den sorgfältiger ausgearbeiteten Tests oft verbundene Nachprüfung des Symptomwerts der Antworten an anderweitig ausgewählten Kontrollgruppen nichts zu ändern. Diese Kontrolle ergibt zwar, welche Fragen bei der benutzten Gruppe sich als besonders geeignet zur Differenzierung zwischen denjenigen Personen, die den betreffenden Zug besonders stark oder besonders schwach aufwiesen, gezeigt haben; aber auch sie kann nicht darüber aufklären, welche Stelle der betreffende Zug in der Struktur der Persönlichkeit einnimmt und in welchen funktionellen Zusammenhang er gehört; sie vermag ebensowenig, genauer anzugeben, was nun eigentlich gemessen werde, ändert also nichts an der Unbestimmtheit des vermeintlich gemessenen Zuges.

Durch die geschilderte Art der Testkonstruktion glaubt man, eine grössere „Objektivität" zu erreichen, als wenn man die Fragen den theoretischen Annahmen einer psychologischen Schule entsprechend formulieren würde. Es wird hervorgehoben, dass durch die eklektische, möglichst viele Ansichten berücksichtigende Methode ein von den Schulen unabhängiger, unmittelbarer Zugang zum Studium der Persönlichkeit gewonnen werde. Unausgesprochen scheint die Annahme zu bestehen, dass auch durch diese Art Eklektizismus ein statistischer Ausgleich in den Fehlern und Übertreibungen der verschiedenen psychologischen Schulen eintreten werde, wenn man die Ansichten möglichst zahlreicher Fachautoritäten über die Symptome bestimmter Eigenschaftsgruppen berücksichtigt. Das Ergebnis solcher Methode verstärkt die

---

[1]) So geben z. B. L. L. und T. G. Thurstone an, dass sie ihren sehr verbreiteten Fragebogen zur Messung neurotischer Tendenzen aus den Fragebogen und Listen von Woodworth, Alport, Freyd, Laird und einer Monographie von House zusammengestellt haben. Siehe: Instructions for Using the Personality Schedule. Chicago 1929.

Momente der Unbestimmtheit in der Bedeutung des gewonnenen zahlenmässigen Ergebnisses. Der Widerspruch zwischen dem exakten Aussehen der Zahl und der Vieldeutigkeit des mit ihr gemeinten Sachverhalts wird gesteigert. Innerhalb einer ausgeführten psychologischen Theorie erhalten Symptome sowohl wie die durch sie angezeigten psychischen Vorgänge und Qualitäten einen bestimmten Sinn und ein bestimmtes Gewicht. Werden sie aus diesem Zusammenhang losgelöst und mit anderen, gleich oder ähnlich lautenden Symptomen oder Qualitäten kombiniert, so verlieren sie diese spezifische Bedeutung. Der grössere Umfang des durch die Kombination gewonnenen Begriffs bringt eine grössere Inhaltslosigkeit und die grössere Schwankungsbreite seiner möglichen Bedeutungen mit sich.[1]) Ausserdem werden oft qualitativ ganz verschiedene, sogar teilweise einander widersprechende Grössen in dieser Weise addiert. Das durch Addition gewonnene Ergebnis lässt sich dann oft überhaupt nicht mehr unter eine begriffliche Einheit bringen, sodass inkommensurable und widersprechende Teile in den Antworten auf einem derartigen Fragebogen zu einem nur scheinbar einfachen Zahlenergebnis vereinigt werden, dessen Bedeutung nicht nur innerhalb eines sehr grossen Spielraums unbestimmt bleibt, sondern überhaupt keinen einheitlichen Zug, sei er auch von noch so vielfältig abgestufter Differenzierbarkeit, mehr erfasst.

Das logische Schema, nach dem die personality tests konstruiert werden, könnte man als eine statistische Logik bezeichnen. Die Fragebogen suchen festzustellen, wie sich der Mensch in verschiedenen Situationen verhält und was für Symptome er bei verschiedenen Gelegenheiten aufweist ; indem sie aber gleichzeitig darauf verzichten, diese Symptome und Verhaltensweisen in ihrer spezifischen Besonderheit qualitativ zu erfassen, benutzen sie sie nur als statistische Zahlenwerte über die Häufigkeit gewisser Verhaltensweisen. Es wird unmittelbar von Verhalten auf Verhalten (von behavior auf behavior) geschlossen. Der Schluss bewegt sich gleichsam an der Oberfläche des Menschen entlang. Gewiss findet man in den fortgeschritteneren personality tests auch viele Fragen nach Vorlieben, Abneigungen, nach Gefühlen, die in einer bestimmten Situation oder ohne offensichtlichen Anlass empfunden werden. Aber damit ist grundsätzlich nichts an diesem statistischen Schema des Schlussverfahrens geändert. Auch die Gefühle werden nicht

---

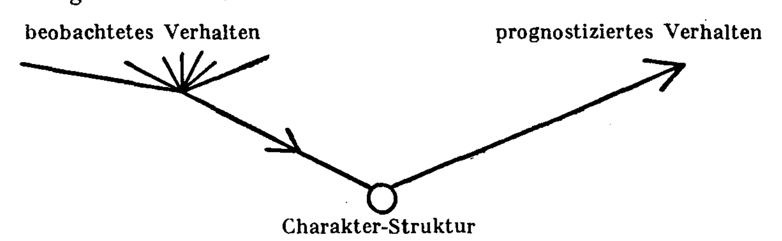
[1]) Von einem anderen Ausgangspunkt aus hat auch Raymond V. Bowers An Analysis of the Problem of Validity. In : American Sociological Review (1936) Bd. I, S. 69 /74, den Mangel einer Theorie bei der Konstruktion von personality scales kritisiert.

auf eine Struktur bezogen, in der sie eine bestimmte Funktion erfüllen; sondern genau wie alles andere Verhalten werden sie nur als Zahlen-Werte behandelt, die in der Statistik über die Häufigkeit eines gewissen Verhaltens in gewissen Situationen so und so viele Punkte hinzufügen oder wegnehmen. Indem auch Gefühle und Stimmungen bei der Aufstellung dieser Statistik berücksichtigt werden, weicht zwar die Testpsychologie vom strengen Behaviorismus ab; aber diese Abweichung besteht gleichsam nur darin, dass zu der beobachteten Oberfläche ausser den Handlungen, Äusserungen und sichtbaren oder messbaren Reflexen und Reaktionen auch noch die Schicht der Gefühle, der Vorlieben und Abneigungen hinzugefügt wird. Die Methode, die logische Schlussform, in der dieses gegenüber dem Behaviorismus erweiterte Beobachtungsmaterial verarbeitet wird, bleibt dessenungeachtet die gleiche: Wenn A sich in x Situationen auf die Art y verhalten hat, wird er sich auch in der Situation x' so verhalten. Wenn z. B. ein Mensch in verschiedenen Situationen, in der Schule, in der Familie, in Gesellschaft, im Geschäft sich nachgiebig, gefügig verhält, dann besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit — so würde der Schluss lauten —, dass er sich jeder Autorität gegenüber gehorsam verhalten wird. Insofern personality tests der Prognose künftigen Verhaltens dienen sollen — und nur insoweit können sie z. B. in Personalauslese oder Berufsberatung Verwendung finden—, müssen sie diese Grundform des Schlussverfahrens verwenden.

Es ist unverkennbar, dass dieses Verfahren einen rationalen Versuch der Prognose menschlichen Verhaltens bedeutet, und dass je häufiger das beobachtete (oder erfragte) Verhalten vorkommt und damit einen bestimmten Symptomwert erhöht, desto grösser die Wahrscheinlichkeit wird, dass entsprechendes Verhalten in gleichartigen oder entsprechenden Situationen zu erwarten ist. Aber indem nur die Häufigkeit und nicht die spezifische Qualität des Verhaltens berücksichtigt wird, bewegt sich der Schluss auf künftiges Verhalten nicht entlang der Kausalkette, die dieses künftige Verhalten erzeugen wird und die auch das beobachtete (oder erfragte) Verhalten erzeugt hat, sondern überspringt die begründende Gemeinsamkeit des beobachteten (oder auf Grund des Fragebogens berichteten) Verhaltens und des künftigen Verhaltens in der zugrunde liegenden Persönlichkeitsstruktur. Dieser Sprung, dieser logische „Kurzschluss" ist ein wesentliches Element, das die Unsicherheit und die Begrenzung der Testpsychologie hervorruft. Die psychologische „Finesse" der Testpsychologie, soweit sie mit Questionnaires arbeitet, besteht eigentlich nur in Folgendem: Statt den Menschen, an dessen künftigem Verhalten etwa in Beruf oder Geschäft man interessiert ist, zu fragen: „Wie

pflegen Sie sich in derartigen Situationen zu verhalten ?“ fragt man ihn : „Wie haben Sie sich in den Situationen a, b, c, d,... verhalten ?“, wobei die psychologische Ähnlichkeit zwischen dem erfragten und dem zu prognostizierenden Verhalten der Intention nach nur dem Psychologen bekannt sein soll, der den personality test verwendet ; und wobei ferner das erfragte Verhalten nur statistisch und nicht in Verbindung mit der begründenden Persönlichkeitsstruktur verarbeitet wird. Es bedarf aber sowohl einer Analyse der das Verhalten in einem Menschen erzeugenden Dynamik und Struktur als auch einer Analyse derjenigen Faktoren in einer künftigen Situation, die auf das künftige Verhalten dieses Menschen in dieser Situation einwirken, um eine fundierte Prognose zu stellen.

Daher sieht in den diagnostischen Verfahren, die nicht auf einer statistischen Verarbeitung der von der Persönlichkeitsstruktur abgelösten Verhaltenssymptome, sondern auf einer strukturellen Analyse beruhen, das logische Schema des Schlussverfahrens prinzipiell anders aus. Auch diese Verfahren müssen ein Verhalten, Symptome (im weitesten Sinne) als Ausgangsmaterial nehmen. Aber sie beobachten dieses Ausgangsmaterial nicht losgelöst von der zugrunde liegenden und der umgebenden Struktur, sondern in seiner individuell-spezifischen Eigenart, in seinem Gewicht innerhalb einer individuellen Struktur. Sie schliessen von dem so erfassten Beobachtungsmaterial auf die zugrunde liegende Charakter-Struktur, an der sie in erster Reihe interessiert sind, und — soweit ein prognostisches neben dem diagnostischen Interesse besteht — erst wieder von dieser Struktur auf künftiges Verhalten, auf Verhalten in anderen Situationen. Ihr Schlussverfahren befolgt also das Schema :



während die personality tests nach folgendem Schema schliessen :



In der wissenschaftlichen Graphologie z. B. sieht das logische Schema der psychologischen Analyse so aus, dass von dem Aus-

drucksgehalt der Schreibbewegung[1]) auf die Kräfte und Strukturen geschlossen wird, die gerade diese Bewegung in einer bestimmten Konfiguration von Bewegungen erzeugen mussten. Diese Kräfte und diese Struktur interessieren den sich der Graphologie als diagnostischen Hilfsmittels bedienenden Psychologen. Soweit er dann an der Prognose von künftigem Verhalten interessiert ist, schliesst er von dieser, die spezifische Ausdrucksbewegung begründenden und erzeugenden Struktur auf künftiges Verhalten.

Ganz Entsprechendes gilt für die psychodiagnostische Methode des Rorschachschen Formdeutversuchs.[2]) Hier wird zunächst der vielschichtig zusammengesetzte Prozess der Assoziationsbildung beobachtet, der bei der Exponierung von Klecksographien in dem sie deutenden Menschen vor sich geht. Von der Beobachtung dieses Prozesses wird auf die ihn in dieser spezifischen Form und diesem individuellen Ablauf erzeugende Struktur geschlossen. — Die Psychoanalyse, in der Diagnose und Therapie eine nur diesem Verfahren eigentümliche Verbindung eingehen, befolgt, soweit sie diagnostisch arbeitet, dasselbe Schema des logischen Schlusses. Aus dem von freier Assoziation und Träumen gelieferten Beobachtungsmaterial schliesst der Psychoanalytiker auf die Dynamik und Struktur, die gerade dieses Material in dieser Zusammensetzung und in der spezifischen Verbindung mit aktuellen Anlässen zu Tage bringen musste.

Kehren wir zu der Frage der Bedeutung der Fragebogen-personality tests für die Erkenntnis der Persönlichkeit zurück, so haben unsere bisherigen Überlegungen gezeigt, dass wir bestenfalls hoffen können, in dem Ergebnis eines solchen Tests ein Symptom oder besser eine Symptomstatistik für einen sehr unbestimmten „Zug" des betreffenden Charakters zu erhalten. Dieses Symptom unterscheidet sich in charakteristischer Weise von den Symptomen im medizinischen und sonst in der Psychologie üblichen Sinne. Es weist keinen biologischen oder psychologischen, keinen lebendigen Zusammenhang mit der betreffenden Person mehr auf. Während sonst in jedem Teil eines Menschen, in jeder menschlichen

---

[1]) Das ruhende Schriftbild wird in die Bewegungsimpulse aufgelöst, die zu seiner Entstehung geführt haben und die das eigentliche Beobachtungsmaterial der Graphologie darstellen.

[2]) Für die Methodik der Graphologie muss auf die Schriften von Max Pulver und Ludwig Klages verwiesen werden. Näheres über den Rorschachschen Formdeutversuch siehe in: H. Rorschach, Psychodiagnostik. 3. Auflage. Bern 1937. Diese beiden Verfahren, die sich psychologische Diagnose zur wesentlichen Aufgabe stellen, sind die beiden wichtigsten diagnostischen Methoden zur Erkenntnis individueller Persönlichkeitsstrukturen. Die Psychoanalyse, die oben gleichfalls genannt wird, hat die Diagnose von Persönlichkeitsstrukturen nicht zu ihrer Hauptaufgabe.

Äusserung, in jedem menschlichen „Symptom“ prinzipiell der ganze Mensch „mitenthalten“ ist und die Schwierigkeit der Bemühung um die Erkenntnis dieses Menschen nur in dem Mangel an oder der Unvollständigkeit von Methoden liegt, dieses „Mitenthaltensein“ mit wissenschaftlichen Begriffen explizit zu machen; während sonst also das Symptom in qualitativ aufschlussreicher Weise mit den es bedingenden Faktoren lebendig verbunden erscheint, ist in dem Zahlenwert des personality tests diese Verbindung aufgehoben, da der Zahlenwert nichts mehr über die ihn konstituierenden und bedingenden Faktoren sagt. Der Symptomwert des personality test ist abstrakt in dem Sinne, dass er von den dynamischen Faktoren, die dieses Symptom produzieren und die psychische Persönlichkeit konstituieren, abstrahiert.

Dieser besonderen Artung des „Symptoms“ entspricht die besondere Artung der auf ein solches Symptom gestützten „Diagnose“. Auch sie vermag nichts über die Vorgänge in dem mit Hilfe des Tests untersuchten Menschen auszusagen, sondern muss sich auf die Quantität des Symptomwerts beschränken. Die medizinischen Begriffe des Symptoms und der Diagnose erfahren in dieser Wissenschaft von der Person eine merkwürdige Abänderung. Während in der Medizin das Symptom eine Art Wegweiser zu den es hervorbringenden Kräften ist, mit denen der Arzt im Interesse des Individuums es zu tun hat, ist in der Test-Psychologie das Interesse auf die abstrakte, quantitative Stärke des Symptoms beschränkt, und der mit einem solchen Test arbeitende Psychologe vermag weder, das Symptom qualitativ zu beschreiben, noch zu sagen, wie es verursacht und am Leben erhalten wird.

An dieser Stelle liegt die tiefste Verwandtschaft der Test-Psychologie mit der Psychotechnik, von der wir ausgingen. Das „Symptom“ des personality test gleicht der Resultante, die mit psychotechnischen Methoden gemessen wird. Hier wie dort handelt es sich lediglich um die Messung eines Resultats, eines Oberflächenergebnisses, und es bleibt unerkannt und unerheblich, wie dieses Resultat zustande kommt. Die Psychotechnik unterscheidet sich freilich insofern vorteilhaft von den personality tests, als sich bei ihr die Messung auf sehr bestimmt umschriebene, eng spezialisierte Arbeitsleistungen erstreckt, während die mit den personality tests gemessenen Züge sehr unbestimmt und vieldeutig bleiben. Es werden verselbständigte, abgetrennte, verdinglichte Leistungen, Ergebnisse gemessen, seien es nun Leistungen im Sinne manueller Arbeit, wie in der Psychotechnik, oder sei es die Anpassungsarbeit des Charakters, wie in den meisten personality tests. Es handelt sich nämlich fast durchweg bei den personality tests um die Untersuchung von solchen Zügen, die für die Frage

der Anpassung des einzelnen an die Gesellschaft wesentlich sind. Sehen wir den Gegenstand der psychologischen Untersuchung, den Menschen, wieder unter dem Bilde eines Zahnrades, so prüft der Psychotechniker es auf seine Einsetzbarkeit in eine für die industrielle Produktion unmittelbar bestimmte Maschine, während der personality test es auf sein reibungsloses Funktionieren in der Maschine „Gesellschaft" zu untersuchen beabsichtigt und bei beiden Methoden nur dieses Funktionieren, nicht sein Wie und Warum oder Warum nicht, Gegenstand der Untersuchung wird.

Wie das in einem konkreten Fall aussieht, können wir am besten durch eine kritische Betrachtung der Tests zur Messung von Extraversion und Introversion erkennen, bei denen das Problem der Anpassung in aufschlussreicher Weise zum Objekt der Untersuchung gemacht wird.[1]) Die Begriffe der Introversion und der Extraversion stammen von C. G. Jung, der ursprünglich (vor seiner Trennung von Freud) unter Introversion die Abkehr eines Stücks Libido von realen Objekten und die Besetzung von Phantasieobjekten mit diesem der Aussenwelt entzogenem Libido-Teil verstand.[2]) Später hat Jung den Begriff ausgedehnt und verändert, derart, dass er zwei Typen sowohl unter Normalen als auch in pathologischen Fällen konstruierte, die hauptsächlich durch die vorwiegende Richtung der „psychischen Energie" auf die Aussenwelt oder die eigene Person sich unterscheiden sollen.[3]) Bei der Beschreibung dieser beiden Grundtypen behandelt Jung auch das Problem der Neurosenwahl, worunter die Affinität dieser Typen zu bestimmten Formen neurotischer Erkrankung zu verstehen ist. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Extraversionstyp zu hysterischen, der Introversionstyp zu psychasthenischen und Zwangs-Symptomen im Falle neurotischer Störung neigt. Die Affinität des Extravertierten zur Hysterie findet ihre Erklärung darin, dass die Hysterie „durch einen übertriebenen Rapport mit den Personen der Umge-

---

[1]) Es gibt eine erhebliche Zahl von Tests, die sich ausschliesslich oder teilweise mit der Messung von Extraversion und Introversion befassen, wobei allerdings diese Begriffe fast bei jedem Autor eine etwas andere Bedeutung annehmen, was nicht zur Klärung der den Begriffen der personality tests ohnehin inhärenten Ungenauigkeit und Vagheit beiträgt. Eine bibliographie raisonnée der Tests für Introversion und Extraversion gibt J. P. Guilford, Introversion-Extroversion. In : Psychological Bulletin 1934, Bd. 31, S. 331/354. Die meisten anderen personality tests haben gleichfalls Probleme der Anpassung oder einer besonderen Art der Anpassung zum Gegenstand; so Tests zur Messung neurotischer Tendenzen, der Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit oder des Machtstrebens, der Tendenz zur Unabhängigkeit ökonomischer oder anderer Art, der sexuellen Anpassung usw.

[2]) C. G. Jung, Über die Konflikte der kindlichen Seele. In : Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen 1911, Band 2, S. 38.

[3]) C. G. Jung, Psychologische Typen. Zürich 1921.

bung", durch „eine geradezu imitatorische Einpassung in die Verhältnisse", durch „eine beständige Tendenz, sich interessant zu machen und bei der Umgebung Eindrücke hervorzurufen", durch eine „sprichwörtliche Suggestivität" und durch einen förmlichen Mitteilungsdrang, der zur hysterischen Lüge führen kann, charakterisiert ist.[1]) Alles Züge, die in mehr oder weniger starkem Masse ohne die hysterische Entstellung beim normalen Extravertierten zu finden sind.

Von den zahlreichen personality tests, die der Messung der Stärke der Introversion oder Extraversion eines Individuums dienen sollen, identifizieren — im Gegensatz zu Jung — die meisten völlig oder zu einem sehr erheblichen Grade Introversion mit neurotischer Tendenz und Extraversion mit dem Fehlen neurotischer Tendenzen, unterschlagen also völlig die Affinität der Extraversion zur Hysterie.[2]) Jung selbst meint, dass die extravertierte Einstellung in der europäischen und amerikanischen Kultur als massgebend, das introvertierte Prinzip als Ausnahme gelte.[3]) Aus dieser Ausnahmestellung liesse sich eine gesteigerte Tendenz zu neurotischem Konflikt infolge von Anpassungsschwierigkeiten wohl ableiten. Immerhin würde das allein aber nicht zur Erklärung ausreichen, warum man in all diesen personality tests, die auf die Jungschen Typen zurückgehen, die Tatsache der extravertierten Neurosenbildung weggelassen und die Introversion mehr oder weniger mit der Neurose einschliesslich der Hysterie identifiziert hat, welch letzteres Verfahren in der Typenlehre von Jung keine Rechtfertigung findet.

Wenn in einem Test zur Messung der Anpassung des Individuums an die Gesellschaft Anpassung nur im Sinn der Extraversion verstanden wird, so heisst das, dass auch jede Scheinanpassung, mag sie auf noch so tiefen neurotischen Störungen aufgebaut sein,

---

[1]) C. G. Jung, Psychologische Typen, S. 482/83.

[2]) Dies gilt zum Beispiel für den wohl am meisten gebrauchten derartigen Test, das „Personality Inventory" von Robert G. Bernreuter; ferner für den Test von Heidbreder (Freyd), für das „Inventory of Activities and Interests" von Link, Corbey, Bennet, Anderson und Roslow.

H. Pallister, The Negative or Withdrawal Attitude, New York 1931, sagt, dass die Ausdrücke „neuroticism, introversion" synonym („closely synonymous") seien. Eine Ausnahme scheint R. D. Mac Nitt in seinem „Personality and Vocational Guidance Test" zu machen.

[3]) Es soll mit der von der Jungschen Theorie ausgehenden Kritik an den Begriffen der Extraversion und Introversion der personality tests nicht etwa gesagt werden, dass die Jungschen Typen als richtig und fruchtbar angesehen werden müssen. Der Rückgang auf die Begriffe von Jung erfolgt nur deshalb, weil die Abweichung von ihrem Gehalt in den hier diskutierten personality tests einen typischen Zug dieser Testpsychologie besser erkennbar macht.

dass auch die hysterische Überanpassung das reibungslose Eingreifen des Zahnrads Mensch in die Maschine Gesellschaft garantiert; besser jedenfalls garantiert, als es die Kritik, das dem üblichen, konventionellen, gesellschaftlichen Verhalten widersprechende Benehmen des „Introvertierten", mag er auch noch so normal, noch so gesund und frei von neurotischen Störungen sein, zu tun vermag. Der Grund für die Tendenz zur Identifizierung von Introversion mit Neurose liegt nicht so sehr in einer begründeten psychologischen Erkenntnis als vielmehr in dem „psychotechnischen" Charakter der personality tests: ein konformistisches Verhalten, das kritiklos und unter allen Umständen sich der Konvention und den ihr zugrunde liegenden gesellschaftlichen Kräften einpasst, besteht hier freilich die Prüfung mit dem Prädikat „gesund", jede Abweichung von solchem Schema, jedes Beharren auf der Selbständigkeit und der Urteilskraft des Individuums, jedes nichtkonformistische Verhalten bekommt mit dem Prädikat der „Introversion" zugleich einen Verdachtspunkt der neurotischen Tendenz auf der Skala des Extraversion-Introversion-Tests.[1])

Infolge dieser oft bis zur Identifizierung gehenden Verwandtschaft, die die Testpsychologie zwischen Neurose und Introversion gestiftet hat, finden wir sowohl in den Tests zur Messung neurotischer Tendenzen als auch in den meisten Tests zur Messung von Introversion und Extraversion eine Reihe von Fragen, die sich auf neurotische Symptome beziehen, wie Schlaflosigkeit, Schwindelgefühle, häufiges Erröten, Depressionen, Stimmungsschwankungen usw.: alles Symptome in dem besonderen, oben beschriebenen Sinn, der über ihre Bedeutung für und ihren Einbau in die Struktur der Persönlichkeit nichts aussagt. Neben der Frage nach solchen Symptomen weisen nun die Tests zur Messung von Introversion und Extraversion regelmässig eine Reihe von Fragen auf, in denen ihre Funktion als psychotechnisches Messinstrument der reibungslosen Einpassung in eine bestimmte Gesellschaft in charakteristischer Weise zum Ausdruck kommt. Wir führen eine Reihe von Gebieten an, auf die sich diese Fragen erstrecken. Es kommen nicht alle diese Gebiete in allen derartigen Tests vor; aber in den meisten Tests sind mehrere von ihnen, und zwar jeweils durch eine ganze

---

[1]) In diesen Zusammenhang gehört das viel umfassendere Problem des Begriffs der Anpassung, wie er im pädagogischen und psychotherapeutischen Sinn verwendet wird, wobei er in der Regel das gleiche, konformistische Element enthält, das im Text beschrieben wird. Dass die neurotische Erkrankung in gewisser Weise ein Element der Kritik, des Widerspruchs gegen die Mängel der gegenwärtigen Gesellschaft enthält und dass dieses Element manchmal fruchtbarer sein kann als der Konformismus der „normalen Anpassung", ist eine meist übersehene Seite des Anpassungsbegriffs.

Gruppe von Fragen vertreten, und ein oder zwei von ihnen sind in jedem Test dieser Gruppe vorzufinden.

Eine in allen mir bekannten Tests für Introversion und Extraversion wiederkehrende Fragengruppe betrifft einen Zug, den man negativ als Kritiklosigkeit beschreiben könnte ; diese ist ein wichtiges Merkmal der Extraversion, umgekehrt gilt ein kritisches Verhalten als ein Merkmal der Introversion und meist auch als ein neurotisches Symptom. Unter den Oberbegriff der „Kritiklosigkeit“ fallen verschiedene Fragegruppen. Eine von ihnen hat das Fehlen von qualitativer Differenzierung zwischen anderen Menschen zum Gegenstand. Es wird da etwa gefragt, ob einen die meisten Menschen interessieren, ob man mit aller Welt rasch Freundschaft schliesst, ob man viele Freunde hat, ob man meist das Bedürfnis hat, mit vielen Menschen zusammen zu sein oder viele neue Menschen kennen zu lernen, ob man an den Menschen, die man kennen lernt, Kritik übt und ähnliches mehr. Ebenso finden sich Fragen über kritisches Verhalten zu den Meinungen anderer, seien es Freunde, Bekannte oder öffentliche Redner, wobei wiederum kritisches Verhalten als ein Introversions- beziehungsweise neurotisches Symptom bewertet wird. Radikalismus in politischer oder religiöser Hinsicht hat ähnlichen Symptomwert wie anderes kritisches Verhalten, und gelegentlich findet sich auch Kritik gegenüber Kunstwerken und Filmen unter dieser Gruppe von Introversionssymptomen. Andere Fragengruppen betreffen folgende Züge, die als Symptom für Extraversion gelten : Lust am Verkaufen und Handeln, starkes Geld- und Sparinteresse, Ehrgeiz, Festhalten an Konventionen, Indifferenz gegenüber eigenen Vorlieben und Abneigungen zugunsten ökonomischer oder anderer Interessen. In einem Test wird sogar die bejahende Antwort auf die Frage, ob man jemals einem Bettler Geld gebe, als ein — wenn auch nicht starkes — Symptom für folgende Züge gewertet : Introversion, neurotische Tendenzen, Unterwürfigkeit, Mangel an Selbstvertrauen.[1])

Die beschriebenen Fragengruppen, die zwar nicht den Hauptbestandteil, aber doch ein wesentliches Stück in den Extraversions-

---

[1]) Siehe Frage 6 in dem weit verbreiteten und in der Praxis viel verwendeten „Persönlichkeitsinventar“ von Robert G. Bernreuter, das übrigens zu den am sorgfältigsten konstruierten und durchgearbeiteten Fragebogen dieser Art gehört. Die Analyse des Symptomwertes der oben zitierten Frage wäre recht interessant, würde aber über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Vielleicht hat dem Autor vorgeschwebt, dass ein wenig gebefreudiger Mensch durch die Gegenwart des Bettlers und womöglich dritter Personen gegen seine eigentliche Neigung zu einer Gabe veranlasst wird, weil er eine Beeinträchtigung seines Prestige befürchtet oder sich sonst geniert fühlt.

tests darstellen, sind besonders charakteristisch für die „psychotechnische" Messung einer Oberflächenresultante, diesmal auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Anpassung, ohne Rückgang auf den Zusammenhang mit der begründenden Persönlichkeitsstruktur.

Die erörterten Eigenarten der personality tests finden einen besonders typischen Ausdruck in einer kürzlich im Zusammenhang mit einem neuen Extraversionstest veröffentlichten Theorie. Sie behauptet, dass Extraversion und Persönlichkeit synonym seien, Persönlichkeit bestehe aus der Umformung der physiologischen Energien in solche Gewohnheiten und Handlungen, mit deren Hilfe man erfolgreich andere Menschen beeinflussen könne. Der Test, der mit dieser Theorie gerechtfertigt werden soll, weist alle oben beschriebenen Eigenschaften und Fragengruppen eines Extraversion-Introversion-Questionnaires auf.[1]) Der Erfolg, vor allem der wirtschaftliche Erfolg, wird hier zum Massstab der Persönlichkeit, und das erfolgreiche Bestehen in der Konkurrenz ist das letzte Kriterium, an dem die Persönlichkeit[2]) erkannt wird. Die Extraversion, die reibungslose, konformistische Einpassung in bestehende Konventionen und gesellschaftliche Gruppen, und zwar unabhängig von der sie erzeugenden und aufrechterhaltenden Dynamik und Struktur, wird mit Persönlichkeit gleichgesetzt. Bestand der erste Schritt in der Identifizierung von Introversion mit Neurose und von Extraversion mit Gesundheit im Sinne der Anpassung, so besteht der zweite — folgerichtige — Schritt in der Identifizierung von Extraversion mit Persönlichkeit: die psychotechnische Messung der Resultante „Persönlichkeit", der Einpassung des Zahnrades

---

[1]) H. C. Link, A Test of Four Personality Traits of Adolescents. In: Journal of Applied Psychology, 1936, Bd. XX, Seite 527/534. Das Testformular nennt sich „Inventory of Activities and Interests". In einem populären Aufsatz über diesen Test macht der Autor einige besonders kennzeichnende Bemerkungen: „Im Geschäft, in der Regierung, in allen gesellschaftlichen Beziehungen nützt ein guter Verstand oder ein guter Charakter wenig, wenn er nicht mit einer wirkungsvollen („effective") Persönlichkeit verbunden ist." Als einen besonderen Vorzug des Tests hebt der Autor hervor, dass man nun eine Methode habe, mit der man — ähnlich wie im Intelligenztest — einen Persönlichkeitsquotienten errechnen könne, das heisst eine einfache Zahl, an der man dann ablesen kann, wie „effective" eine Persönlichkeit ist. Siehe H. C. Link, „Personality can be acquired". In: Readers Digest, Dezember 1936, S. 1-4.

[2]) Das englische Wort „personality", das hier mit „Persönlichkeit" übersetzt wird, ist allerdings nicht ganz gleichbedeutend und entspricht etwas mehr dem Gebrauch von Charakter in den Versen

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Vgl. über die Bedeutung der englischen und deutschen Worte Charakter (character) und Persönlichkeit (personality) William McDougall, Of the Words Character and Personality. In: „Character and Personality" (1932), Bd. I, S. 3-16.

Mensch in die Maschine Gesellschaft soll damit geleistet sein oder zumindest angestrebt werden. Die Anpassung ist hier in der Tat losgelöst und verselbständigt, sie wird als ein besonderer Zug gemessen, der die „Persönlichkeit" konstituiert. In diesem jüngsten Erzeugnis der Testpsychologie ist die Persönlichkeit vom Menschen abgelöst und zu einem Funktionieren des reibungslosen Anpassungsprozesses verdinglicht. War die Persönlichkeit ehemals eine Art Heiligtum des Individuums, das der Mensch unabhängig von Erfolg und Misserfolg, von Billigung und Missbilligung seitens der Gesellschaft besitzen und in dem seine Würde und innere Freiheit bewahrt sein sollte, wie unfrei er auch in Wirklichkeit sein mochte, so ist in der psychotechnischen Testpsychologie tendenziell die Persönlichkeit zu einem mehr oder weniger guten Funktionieren der Anpassungsmechanismen in einem Menschen geworden, das man messen zu können glaubt, ohne dabei auf die individuelle Struktur zurückgehen zu müssen.

Bisher haben wir die methodischen Gemeinsamkeiten der personality tests und der Psychotechnik und die damit zusammenhängende Gemeinsamkeit des Gesichtspunktes, unter dem der einzelne Mensch in diesen Verfahren angesehen und untersucht wird, hervorgehoben. Dies führte mit Notwendigkeit zu einer Kritik an den personality tests, insofern sie etwas Wesentliches über Individuen in psychologischer Hinsicht aussagen zu können glauben. In der Tat legen schon die Ausdrücke „character-" oder „personality-" test, die häufige Verwendung des Wortes Diagnose im Zusammenhang mit diesen Tests dem Leser den Glauben nahe, als habe er es hier mit Methoden zu tun, die wirklich über individuelle Differenzen der Persönlichkeitsstruktur etwas ausmachen und zu einer besseren Erkenntnis solcher Differenzen, einem tieferen Verständnis der Persönlichkeit beitragen könnten. Wir haben gezeigt, inwiefern dies nicht der Fall ist und inwiefern besonders der Schein einer grösseren Exaktheit dieser Methoden trügerisch ist. Trotz dieser Kritik kann die Testpsychologie im Prinzip etwas leisten : sie kann zwar nicht Aufschlüsse über Individuen geben, die in irgendeiner Weise mit den durch klinische oder „geisteswissenschaftliche" Methoden der Psychologie gewonnenen Ergebnissen zu konkurrieren vermöchten ; aber sie kann, wenn es sich um rasche Prüfung vieler Menschen handelt, eine Auswahl treffen, bei der in der ausgewählten Gruppe eine höhere Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein bestimmter Verhaltungsweisen besteht als in der ausgeschiedenen. An einem praktischen Beispiel gezeigt, heisst das, dass etwa Versicherungsagenten oder Automobilverkäufer, wenn sie aus einer Gruppe ausgewählt werden, die auf einem entsprechenden Test als stark extravertiert erscheint, durchschnitt-

lich bessere Erfolge haben werden, als wenn sie aus einer introvertierten Gruppe ausgewählt sind.[1]) Hier wird wieder die Gemeinsamkeit mit der Psychotechnik deutlich : wie bei der psychotechnischen Eignungsprüfung Arbeitsresultate gemessen werden, um eine höhere Wahrscheinlichkeit zu erreichen, dass die ausgewählten Arbeiter eine maximale Produktivität der Arbeit garantieren, so wird hier ein Charakterzug, nämlich Extraversion, gemessen, um eine höhere Wahrscheinlichkeit guter Verkaufsresultate zu erzielen. In beiden Fällen wird nicht nach dem Zusammenhang zwischen Beruf und Persönlichkeit im Sinn einer Entfaltung der individuellen Fähigkeiten gefragt, sondern nach einer Leistungsresultante, die hohe Profite garantieren soll. Solange man sich dieser Grenzen der Methode bewusst bleibt, dass sie nämlich bei Massenuntersuchungen Wahrscheinlichkeitsresultate ergibt, dagegen nichts über individuelle Strukturen zu sagen vermag, wird man den irrtümlichen Anspruch vermeiden, dass hier ein exaktes Verfahren zur Erkenntnis und Diagnose von Charakterzügen und Persönlichkeitsdifferenzen oder gar von Charakterstrukturen gegeben sei.

Innerhalb einer entwickelten industriellen Gesellschaft dienen die personality tests einem berechtigten Bedürfnis : dem Bedürfnis, in der Auswahl von Menschen für gesellschaftlich wichtige Funktionen, bestimmte Berufe, bestimmte Arbeiten, bestimmte Ausbildungsmöglichkeiten die Fehlerquellen zu vermeiden, die zu einer Auswahl ungeeigneter Personen führen können. Selbst der Umstand, dass diese Methoden noch sehr grob sind und dass sie für den einzelnen oft falsche Resultate ergeben, hindert nicht, dass sie durchschnittlich eine höhere Wahrscheinlichkeit für eine richtige Auswahl gewährleisten, als man ohne ihre Heranziehung erreichen könnte. Diese Wahrscheinlichkeit wird sich mit der Verfeinerung der Methoden noch steigern.

Aber indem diese Methoden ein wichtiges gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen sollen und teilweise auch können, wird ihre konkrete Gestalt und vor allem ihre konkrete Anwendung von der besonderen Form und dem besonderen Inhalt bestimmt, den dieses Bedürfnis in einer bestimmten, gegebenen Gesellschaftsordnung annimmt.

---

[1]) Dieses Beispiel ist absichtlich aus einem Gebiet gewählt, in dem bisher die personality tests innerhalb der Geschäftspraxis am meisten Anwendung gefunden haben, und zwar einerseits die Tests zur Messung von Introversion und Extraversion, andererseits die Tests zur Messung von Tendenzen zu überlegenem oder unterwürfigem, nachgiebigem Verhalten. Vgl. aus der ständig wachsenden Literatur etwa : M. A. Bills und L. W. Ward, Testing Salesmen of Casualty Insurance. In : Personnel (1936), Bd. 15, S. 55 ; Richard S. Schultz, Test selected Salesmen are successful, a. a. O., 1935, Bd. 14, S. 139.

Die Gesellschaft bedarf zu ihrer Reproduktion und Entwicklung eines komplizierten Produktionsapparates mit mannigfaltigen Arbeiten, deren Bewältigung die verschiedenartigsten Eigenschaften und Fähigkeiten bei den Menschen voraussetzt, die diese Arbeiten ausführen. Der einzelne Mensch vermag ein Höchstmass an gesellschaftlich nützlicher Arbeit nur zu leisten, wenn er in dieser Arbeit und in seinem gesamten Leben seine besonderen Fähigkeiten voll entfalten kann. In einer Gesellschaft, in der das Glück und die Interessen des einzelnen nicht in dem Interesse der gesamten Gesellschaft aufgehoben sind, ergibt sich ein Widerspruch zwischen den Bedürfnissen dieser Gesellschaft und den Bedürfnissen der einzelnen. Auf dem Gebiet der Auswahl einzelner Menschen für bestimmte Funktionen und Arbeiten äussert sich dieser Widerspruch darin, dass der Auswählende in der Regel nur daran interessiert ist, diese Auswahl so zu treffen, dass er einen möglichst hohen Nutzen davon hat, nicht aber so, dass der Ausgewählte in seiner Arbeit seine individuellen Anlagen, Kräfte, Fähigkeiten und Glücksmöglichkeiten voll entwickeln kann. Zwar kann es nicht zweifelhaft sein, dass die Produktivität der Arbeit, soweit sie von dem menschlichen Faktor im Arbeitsprozess abhängt, am höchsten dann sein wird, wenn alle Individuen ihre Kräfte voll entfalten können. Aber wenn die Interessen derer, die die Arbeit zu vergeben haben, andere sind als die Interessen derer, die diese Arbeit suchen, dann besteht keine Möglichkeit zu einer planmässigen Gestaltung der Arbeitsverteilung und der Ausbildung, bei der die höchste Produktivität der Arbeit und mit ihr das Interesse der Gesamtgesellschaft zusammenfiele mit der Entfaltung der Kräfte der einzelnen Menschen und mit dem Glück, das die volle Entwicklung der Anlagen und Kräfte eines Menschen für ihn bedeutet. Erst wenn die Entfremdung der Arbeit von dem Arbeiter, die Entfremdung des Berufs von den Menschen, die ihn nicht ergreifen sondern zufällig von ihm ergriffen werden, aufgehoben ist, wird auch die diagnostische Aufgabe der Psychologie ihr eigentliches Wirkungsgebiet gefunden haben. Die Unmöglichkeit, der individuellen Persönlichkeitsstruktur, ihren Möglichkeiten und Notwendigkeiten mit Methoden gerecht zu werden, die wie Psychotechnik und Testpsychologie nur auf Resultanten und Wahrscheinlichkeitsergebnisse gerichtet sind, wird dann ihren Ausgleich und ihr Gegengewicht dadurch finden, dass die Gesellschaft, die über die Eignung der einzelnen für bestimmte Funktionen entscheidet, auch die Sorge dafür zu übernehmen und die uns schon heute zur Verfügung stehenden Untersuchungs- und Beratungsmethoden zu entwickeln hat, damit die glückliche Entfaltung der Kräfte des einzelnen wirklich gewährleistet ist.

On the Concepts and Diagnosis of Personality in Personality Tests.

This article is a critical analysis of personality tests. It analyzes the methods used in diagnosing personality and investigates the concept of personality which is implied in them. The conduct of such tests is described and their relationship to psychotechnics and behaviorism indicated. Their claim to precision in the understanding of personality is tested and it is demonstrated that the object of this knowledge is not the structure of the personality but only certain superficial aspects of human behavior. In fact, the fundamental structure underlying behavior remains unknown. This psychological criticism is then linked with a sociological critique of psychotechnics and personality tests which investigates their function in modern society. This function is largely determined by interest in the productivity of labor and in increasing profits which, in turn, conditions the development of the methods of psychotechnics and „test psychology".

Du concept de personnalité et des personality-tests.

L'article est une étude critique des personality-tests. Il analyse la méthode employée pour les diagnostics de personnalité et le concept de personnalité qui correspond à cette méthode. S. montre l'affinité de ce procédé avec la psychotechnique et le behaviorisme. Il soumet à l'examen leurs prétentions à une connaissance plus exacte de la personnalité et montre qu'en réalité l'objet de cette connaissance n'est pas la personnalité, mais certains aspects superficiels de la conduite humaine, si bien qu'en dernière analyse, la structure profonde de la personne reste inconnue.

A cette critique psychologique immanente se joint une critique sociologique, qui recherche la fonction des personality-tests et de la psychotechnique dans la société actuelle. Cette fonction qui s'explique dans une large mesure par le souci d'une productivité plus grande du travail et d'un profit accru, exerce à son tour une certaine influence sur l'élaboration des méthodes psychologiques, par exemple de la psychotechnique et de la psychologie des tests.

Philosophie und kritische Theorie.

Vorbemerkung. *An den Aufsatz über traditionelle und kritische Theorie im letzten Heft hatten sich ausführliche Besprechungen angeschlossen. Die Bedeutung der Philosophie, eigentlich die Frage nach der gegenwärtigen Rolle des Denkens bildete das wichtigste Thema. Unserer Erörterung lagen die folgenden Beiträge zugrunde.*

M. H.

I

In meinem Aufsatz[1]) habe ich auf den Unterschied zweier Erkenntnisweisen hingewiesen ; die eine wurde im Discours de la Méthode begründet, dessen Erscheinungsjubiläum man in diesem Jahr gefeiert hat, die andere in der Kritik der politischen Ökonomie. Theorie im traditionellen, von Descartes begründeten Sinn, wie sie im Betrieb der Fachwissenschaften überall lebendig ist, organisiert die Erfahrung auf Grund von Fragestellungen, die sich im Zusammenhang mit der Reproduktion des Lebens innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaft ergeben. Die Systeme der Disziplinen enthalten die Kenntnisse in einer Form, die sie unter den gegebenen Umständen für möglichst viele Anlässe verwertbar macht. Die soziale Genesis der Probleme, die realen Situationen, in denen die Wissenschaft gebraucht, die Zwecke, zu denen sie angewandt wird, gelten ihr selbst als äusserlich. — Die kritische Theorie der Gesellschaft hat dagegen die Menschen als die Produzenten ihrer gesamten historischen Lebensformen zum Gegenstand. Die Verhältnisse der Wirklichkeit, von denen die Wissenschaft ausgeht, erscheinen ihr nicht als Gegebenheiten, die bloss festzustellen und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vorauszuberechnen wären. Was jeweils gegeben ist, hängt nicht allein von der Natur ab, sondern auch davon, was der Mensch über sie vermag. Die Gegenstände und die Art der Wahrnehmung, die Fragestellung und der Sinn der Beantwortung zeugen von menschlicher Aktivität und dem Grad ihrer Macht.

In der Beziehung des Materials scheinbar letzter Tatsachen, an das der Fachgelehrte sich halten muss, auf menschliche Produktion stimmt die kritische Theorie der Gesellschaft mit dem deutschen Idealismus überein ; seit Kant hat er dieses dynamische Moment gegen die Tatsachenverehrung und den mit ihr verbundenen sozialen Konformismus geltend gemacht.

---

[1]) Vgl. den laufenden Jahrgang, S. 245 ff.

„So wie es .. in der Mathematik ist," heisst es bei Fichte,[1]) „so ist es in der ganzen Weltanschauung; der Unterschied ist nur der, dass man sich beim Konstruieren der Welt seines Konstruierens nicht bewusst ist, denn es ist nur notwendig und nicht mit Freiheit." Dieser Gedanke war im deutschen Idealismus allgemein. Die Tätigkeit, die im gegebenen Material zum Vorschein kommt, galt ihm jedoch als geistig, sie gehörte zum überempirischen Bewusstsein an sich, zum absoluten Ich, zum Geist, und die Überwindung ihrer dumpfen, bewusstlosen, irrationalen Seite fiel daher prinzipiell ins Innere der Person, in die Gesinnung. Nach der materialistischen Auffassung dagegen handelt es sich bei jener grundlegenden Tätigkeit um die gesellschaftliche Arbeit, deren klassenmässige Form allen menschlichen Reaktionsweisen, auch der Theorie, ihren Stempel aufprägt. Die rationale Durchdringung der Prozesse, in denen die Erkenntnis und ihr Gegenstand sich konstituieren, ihre Unterstellung unter die Kontrolle des Bewusstseins verläuft daher nicht im rein geistigen Bezirk, sondern fällt mit dem Kampf um bestimmte Lebensformen in der Wirklichkeit zusammen. Wenn die Aufstellung von Theorien im traditionellen Sinn einen gegen andere wissenschaftliche und sonstige Tätigkeiten abgegrenzten Beruf in der gegebenen Gesellschaft ausmacht und von historischen Zielsetzungen und Tendenzen, in die solches Geschäft verflochten ist, selbst gar nichts zu wissen braucht, folgt die kritische Theorie in der Bildung ihrer Kategorien und allen Phasen ihres Fortgangs ganz bewusst dem Interesse an der vernünftigen Organisation der menschlichen Aktivität, das aufzuhellen und zu legitimieren ihr selbst auch aufgegeben ist. Denn es geht ihr nicht bloss um Zwecke, wie sie durch die vorhandenen Lebensformen vorgezeichnet sind, sondern um die Menschen mit allen ihren Möglichkeiten.

Insofern bewahrt die kritische Theorie über das Erbe des deutschen Idealismus hinaus das der Philosophie schlechthin; sie ist nicht irgendeine Forschungshypothese, die im herrschenden Betrieb ihren Nutzen erweist, sie ist ein unablösbares Moment der historischen Anstrengung, eine Welt zu schaffen, die den Bedürfnissen und Kräften der Menschen genügt. Bei aller Wechselwirkung zwischen der kritischen Theorie und den Fachwissenschaften, an deren Fortschritt sie sich ständig zu orientieren hat und auf die sie seit siebzig Jahren einen befreienden und anspornenden Einfluss ausübt, zielt sie nirgends bloss auf Vermehrung des Wissens als solchen ab, sondern auf die Emanzipation des Menschen aus versklavenden Verhältnissen. Darin entspricht sie der griechischen Philosophie, nicht so sehr in der hellenistischen Periode der Resignation als in ihrer Blüte unter Plato und Aristoteles. Wenn Stoiker und Epikuräer sich nach den vergeblichen politischen Entwürfen jener beiden Philosophen auf die Lehre individualistischer Praktiken zurückzogen, so hat die neue dialektische Philosophie die Erkenntnis festgehalten, dass die freie Entwicklung der Individuen von der vernünftigen Verfassung der Gesellschaft abhängt. Indem sie den gegenwärtigen Zuständen auf den Grund ging, wurde sie zur Kritik der Ökonomie.

---

[1]) Johann Gottlieb Fichte, Logik und Metaphysik. In: Nachgelassene Schriften, Bd. 2. Berlin 1937, S. 47.

Kritik jedoch ist nicht identisch mit ihrem Gegenstand. Aus der Philosophie hat sich nicht etwa die Volkswirtschaftslehre herauskristallisiert. Die Kurven der mathematischen Nationalökonomie unserer Tage vermögen den Zusammenhang mit dem Wesentlichen ebensowenig zu wahren wie die positivistische oder die existentielle Fachphilosophie. Die Begriffe jener Disziplin haben die Beziehung zu den grundlegenden Verhältnissen der Epoche verloren. Wenn strenge Untersuchung seit je die Isolierung von Strukturen erfordert hat, so bilden heute nicht mehr wie bei Adam Smith bewusste, weitertreibende, historische Interessen dabei den Leitfaden, die Zugehörigkeit moderner Analysen zu irgendeinem auf die wirkliche Geschichte zielenden Ganzen der Erkenntnis ist verschwunden. Man überlässt es andern oder einer späteren Zeit oder dem Zufall, die Beziehung zur Wirklichkeit und zu irgendwelchen Zwecken herzustellen. Solange für sie selbst gesellschaftliche Nachfrage und Anerkennung vorhanden ist, beunruhigen sich die Wissenschaften darüber nicht, oder sie schieben die Sorge auf andere Disziplinen, zum Beispiel auf Soziologie und Fachphilosophie, die ihrerseits wieder dasselbe tun. Die Kräfte, die in der Gesellschaft den Ausschlag geben, die jeweilige Herrschaft wird damit stillschweigend von der Wissenschaft selbst als Richter über ihren Sinn und Wert bestätigt und die Erkenntnis für ohnmächtig erklärt.

Im Unterschied zum Betrieb der modernen Fachwissenschaft ist jedoch die kritische Theorie der Gesellschaft auch als Kritik der Ökonomie philosophisch geblieben : ihren Inhalt bildet der Umschlag der die Wirtschaft durchherrschenden Begriffe in ihr Gegenteil, des gerechten Tausches in die Vertiefung der sozialen Ungerechtigkeit, der freien Wirtschaft in die Herrschaft des Monopols, der produktiven Arbeit in die Festigung produktionshemmender Verhältnisse, der Erhaltung des Lebens der Gesellschaft in die Verelendung der Völker. Es handelt sich hier nicht so sehr um das, was gleichbleibt, als um die geschichtliche Bewegung der Epoche, die zum Abschluss kommen soll. Das „Kapital“ ist in seinen Analysen nicht weniger genau als die kritisierte Nationalökonomie, doch bis in die subtilsten Berechnungen isolierter, sich periodisch wiederholender Vorgänge bleibt die Erkenntnis des historischen Verlaufs des Ganzen das treibende Motiv. Der Hinblick auf die Tendenzen der gesamten Gesellschaft, der noch in den abstraktesten logischen und ökonomischen Erwägungen entscheidend ist, nicht ein spezieller philosophischer Gegenstand bezeichnet den Unterschied zu rein fachlichen Betrachtungen.

Der philosophische Charakter der kritischen Theorie tritt nicht bloss gegenüber der Nationalökonomie, sondern auch gegen den Ökonomismus in der Praxis hervor. Der Kampf gegen die harmonistischen Illusionen des Liberalismus, die Aufdeckung der ihm einwohnenden Widersprüche und der Abstraktheit seines Freiheitsbegriffs wird an den verschiedensten Orten der Welt dem Wortlaut nach übernommen und zur reaktionären Phrase verdreht. Dass die Wirtschaft, anstatt die Menschen zu beherrschen, ihnen dienen solle, führen eben die im Munde, die seit je unter der Wirtschaft bloss ihre eigenen Auftraggeber verstanden wissen wollten. Das Ganze und die Gemeinschaft werden dort verklärt, wo man sie ohne ausschliessenden Gegensatz zum Individuum, also ihrem schlichten Sinne nach, nicht

einmal denken kann, sie werden mit der verkommenen Ordnung, die man selbst vertritt, in eins gesetzt. Im Begriff des heiligen Egoismus und des Lebensinteresses der eingebildeten Volksgemeinschaft wird das Interesse der wirklichen Menschen auf ungehinderte Entfaltung und glückliche Existenz mit dem Machthunger der ausschlaggebenden Gruppen vertauscht. Der vulgäre Materialismus der schlechten Praxis, die der dialektische kritisiert, ist, durch idealistische Phrasen verdeckt, deren Durchsichtigkeit für die zuverlässigsten Anhänger ihren Reiz ausmacht, zur wahren Religion des Zeitalters geworden.[1]) Wenn das Fachdenken in beflissenem Konformismus jede innere Verbindung mit sogenannten Werturteilen ablehnt und in unentwegter Sauberkeit die Trennung von Erkenntnis und praktischer Stellungnahme durchführt, so hat der Nihilismus der Machthaber in der Wirklichkeit mit solcher Illusionslosigkeit brutalen Ernst gemacht. Werturteile gehören nach ihm entweder in die nationale Dichtkunst oder vor das Volksgericht, jedenfalls nicht vor die Instanz des Denkens. Die kritische Theorie dagegen, die das Glück aller Individuen zum Ziel hat, verträgt sich, anders als die wissenschaftlichen Diener der autoritären Staaten, nicht mit dem Fortbestand des Elends. Die Selbstanschauung der Vernunft, die für die alte Philosophie die höchste Stufe des Glücks bildete, ist im neueren Denken in den materialistischen Begriff der freien, sich selbst bestimmenden Gesellschaft umgeschlagen; vom Idealismus bleibt dabei übrig, dass die Möglichkeiten des Menschen noch andere sind, als im heute Bestehenden aufzugehen, andere als die Akkumulation von Macht und Profit.

Erscheinen einzelne Momente der kritischen Theorie mit verkehrtem Sinn in der gegnerischen Theorie und Praxis, so hat sich seit der Niederlage aller fortschrittlichen Bestrebungen in hochentwickelten Ländern Europas die Verwirrung selbst unter ihren Trägern verbreitet. Die Aufhebung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche die Entwicklung gegenwärtig hemmen, ist in der Tat das nächste historische Ziel. Aufhebung ist jedoch ein dialektischer Begriff. Die Übernahme des individuellen in Staatseigentum, die Ausbreitung der Industrie, ja selbst die weitgehende Zufriedenheit von Massen sind Elemente, über deren geschichtliche Bedeutung erst die Natur des Ganzen entscheidet, dem sie zugehören. So wichtig sie gegenüber veralteten Zuständen sein mögen, können sie doch in eine rückläufige Bewegung mit hineingezogen werden. Die alte Welt geht an einem überholten wirtschaftlichen Organisationsprinzip zugrunde. Der kulturelle Verfall ist damit verknüpft. Die Ökonomie ist die erste Ursache des Elends, und die theoretische und praktische Kritik hat sich

---

[1]) Form und Inhalt des Glaubens sind nicht gleichgültig gegeneinander. Das Geglaubte wirkt auf den Akt des Fürwahrhaltens zurück. Die Inhalte der völkischen Ideologie, die dem Stand des Geistes in der industriellen Welt zuwiderlaufen, werden nicht wie eine Wahrheit gewusst. Selbst die Abhängigsten hegen sie nur im oberflächlichen Denken, alle wissen eigentlich, was es damit auf sich hat. Wenn die Zuhörer den Redner dahin verstehen, dass er nicht glaubt, was er sagt, wird seine Macht nur verstärkt. In seiner Bosheit sonnen sie sich. Wenn es sehr schlecht geht, hält freilich diese Gemeinschaft nicht stand.

zunächst auf sie zu richten. Aber es wäre mechanistisches, nicht dialektisches Denken, auch die Formen der zukünftigen Gesellschaft einzig nach ihrer Wirtschaft zu beurteilen. Die geschichtliche Veränderung lässt das Verhältnis der Kultursphären nicht unberührt, und wenn beim gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft die Wirtschaft die Menschen beherrscht und daher den Hebel bildet, durch den er umzuwälzen ist, so sollen in Zukunft die Menschen angesichts der natürlichen Notwendigkeiten ihre gesamten Beziehungen selbst bestimmen; abgelöste ökonomische Daten werden daher auch nicht das Mass bilden, an dem ihre Gemeinschaft zu messen ist. Dies gilt auch für die Periode des Übergangs, in der die Politik im Verhältnis zur Ökonomie eine neue Selbständigkeit gewinnt. An seinem Ende erst lösen die politischen Probleme sich in Fragen reiner Sachverwaltung auf. Vorher kann sich immer alles noch wenden, selbst der Charakter des Übergangs bleibt unbestimmt.

Der Ökonomismus, auf den die kritische Theorie mancherorts reduziert ist, wo man sich auf sie beruft, besteht nicht darin, das Ökonomische zu wichtig, sondern darin, es zu eng zu nehmen. Ihre ursprüngliche, aufs Ganze zielende Bedeutung verschwindet hinter der Berufung auf abgegrenzte Phänomene. Nach der kritischen Theorie ist die gegenwärtige Wirtschaft wesentlich dadurch bestimmt, dass die Produkte, welche die Menschen über ihren eigenen Bedarf hinaus erzeugen, nicht unmittelbar in die Hände der Gesellschaft übergehen, sondern privat angeeignet und umgesetzt werden. Mit der Aufhebung dieses Zustands ist in der Tat ein höheres wirtschaftliches Organisationsprinzip gemeint und keineswegs eine philosophische Utopie. Das alte Prinzip treibt die Menschheit in Katastrophen hinein. Aber der Begriff der Vergesellschaftung, welcher die Veränderung bezeichnet, enthält nicht bloss Elemente, die in der Nationalökonomie oder auch der Jurisprudenz aufgehen. Das Unterstellen der industriellen Produktion unter die Kontrolle eines Staats ist ein geschichtliches Faktum, dessen Bedeutung im Sinn der kritischen Theorie jeweils erst zu analysieren ist. Ob es sich um Vergesellschaftung in ihrem Sinn handelt, inwiefern also darin ein höheres Prinzip zur Entfaltung kommt, hängt nicht etwa bloss von der Änderung bestimmter Eigentumsverhältnisse, von der Steigerung der Produktivität in neuen Formen gesellschaftlicher Zusammenarbeit ab, sondern ebensosehr von Wesen und Entfaltung der Gesellschaft, in der sich all dies vollzieht. Es kommt darauf an, wie die neuen Verhältnisse der Produktion genau beschaffen sind. Auch wenn die durch individuelle Begabung und Leistungsfähigkeit bedingten „natürlichen Privilegien" zunächst noch fortbestehen, so dürfen jedesfalls keine neuen gesellschaftlichen Privilegien an ihre Stelle treten. In diesem vorläufigen Zustand darf die Ungleichheit nicht fixiert, sie muss vielmehr in steigendem Mass überwunden werden. Das Problem, was und wie produziert wird, ob relativ feste Gruppen mit speziellen Interessen existieren, soziale Unterschiede festgehalten werden oder sich gar vertiefen, ferner die aktive Beziehung des einzelnen zur Regierung, das Verhältnis aller entscheidenden, die Individuen betreffenden Verwaltungsakte zu ihrem eigenen Wissen und Willen, die Abhängigkeit aller vom Menschen beherrschbaren Zustände von wirklicher Übereinkunft, kurz, der Entwicklungsgrad der wesentlichen Momente realer

Demokratie und Assoziation gehört mit zum Inhalt des Begriffs der Vergesellschaftung. Vom Ökonomischen ist keine dieser Bestimmungen abzulösen, und die Kritik des Ökonomismus liegt gar nicht in der Abkehr von ökonomischer Analyse, sondern darin, auf ihre Vollständigkeit und historisch angezeigte Richtung zu dringen. Die dialektische Theorie übt keine Kritik aus der blossen Idee. Schon in ihrer idealistischen Gestalt hat sie die Vorstellung von einem an sich Guten, das der Wirklichkeit bloss entgegengehalten wird, abgetan. Sie urteilt nicht nach dem, was über der Zeit, sondern nach dem, was an der Zeit ist. Indem die totalitären Staaten zur partiellen Nationalisierung des Eigentums schreiten, berufen auch sie sich auf Gemeinschaft und kollektive Praktiken. Bei ihnen liegt die Unwahrheit offen zutage. Aber auch dort, wo es ehrlich zugeht, hat die kritische Theorie die dialektische Funktion, jede historische Etappe nicht bloss an einzelnen isolierten Daten und Begriffen, sondern an ihrem ursprünglichen und ganzen Inhalt zu messen und dafür zu sorgen, dass er in ihr lebendig sei. Die richtige Philosophie besteht heute nicht darin, sich von den konkreten ökonomischen und sozialen Analysen zu entleerten, beziehungslosen Kategorien zurückzuziehen, sondern im Gegenteil, es zu verhüten, dass sich die ökonomischen Begriffe zu entleertem, beziehungslosem Detailwerk verflüchtigen, das auf allen Seiten die Realität zu verdecken geeignet ist. In ökonomischer Fachwissenschaft ist die kritische Theorie nie aufgegangen. Die Abhängigkeit der Politik von der Wirtschaft war ihr Gegenstand und nicht etwa ihr Programm.

Unter denen, die sich heute auf die kritische Theorie berufen, erniedrigen einige sie mit vollem Bewusstsein zur blossen Rationalisierung ihrer jeweiligen Unternehmungen ; andere halten sich an verflachte, selbst dem Wortlaut nach fremd gewordene Begriffe und machen aus ihr eine ausgleichende Ideologie, die jeder versteht, weil er sich nichts dabei denkt. Aber seit seinem Ursprung bezeichnet das dialektische Denken den fortgeschrittensten Stand der Erkenntnis, und nur aus diesem kann letzten Endes die Entscheidung kommen. Seine Träger waren zu Zeiten des Rückschlags stets noch relativ isoliert, und auch dies haben sie mit der Philosophie gemein. Solange das Denken nicht endgültig gesiegt hat, kann es sich nie im Schatten einer Macht geborgen fühlen. Es erfordert Unabhängigkeit. Aber wenn seine Begriffe, die gesellschaftlichen Bewegungen entstammen, heute eitel klingen, weil nicht viel mehr hinter ihm steht als seine Verfolger, so wird sich die Wahrheit doch herausstellen, denn das Ziel einer vernünftigen Gesellschaft, das heute freilich nur in der Phantasie aufgehoben scheint, ist in jedem Menschen wirklich angelegt.

Dies ist keine befriedende Affirmation. Die Erfüllung der Möglichkeiten hängt von geschichtlichen Kämpfen ab. Die Wahrheit über die Zukunft ist nicht eine Feststellung über Gegebenes, die bloss einen besonderen Index hätte. Der eigene Wille spielt eine Rolle dabei, er darf sich nicht beruhigen lassen, wenn die Prognose wahr sein soll. Und selbst nach Errichtung der neuen Gesellschaft böte das Glück ihrer Mitglieder kein Äquivalent für die Not derer, die in der heutigen zugrundegehen. Die Theorie verschafft ihren Trägern nicht das Heil. Mit einem bestimmten Trieb und Willen unlösbar verknüpft, predigt sie doch keinen psychischen

Zustand wie die Stoa oder das Christentum. Die Märtyrer der Freiheit haben nicht ihre Seelenruhe gesucht. Ihre Philosophie war Politik. Wenn ihre Seele im Angesicht des Schreckens ruhig blieb, hat dies doch nicht ihr Ziel gebildet. Auch ihre Angst könnte nicht gegen sie zeugen. Die Apparatur der Macht ist wahrlich seit Galileis Busse und Widerruf nicht gröber geworden; war sie im neunzehnten Jahrhundert gegen andere Maschinerien zurückgeblieben, so hat sie ihren Rückstand in den letzten Jahrzehnten reichlich aufgeholt. Auch hierin erweist sich das Ende der Epoche als Rückkehr des Anfangs auf höherer Stufe. Wenn die Persönlichkeit nach Goethe als Glück gilt, so hat ein anderer Dichter eben erst hinzugefügt, dass auch ihr Besitz sozial gestiftet ist und jederzeit verloren gehen kann. Besser, als er ahnte, hat der Faschist Pirandello seine Zeit gekannt. Unter der totalitären Herrschaft des Schlechten dürfen die Menschen nicht bloss ihr Leben, sondern auch ihr Ich nur aus Zufall behalten, und Widerrufe besagen heute noch weniger als in der Renaissance. Die Philosophie, die bei sich selbst, bei irgendeiner Wahrheit, Ruhe zu finden meint, hat daher mit kritischer Theorie nichts zu tun. Max Horkheimer

II

Die kritische Theorie der Gesellschaft war seit ihren Anfängen stets auch mit philosophischen Auseinandersetzungen beschäftigt. Zur Zeit ihrer Entstehung: in den dreissiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, war die Philosophie die fortgeschrittenste Gestalt des Bewusstseins; die wirklichen Zustände waren in Deutschland noch hinter dieser Gestalt der Vernunft zurückgeblieben. Die Kritik des Bestehenden begann hier als eine Kritik jenes Bewusstseins, weil sie sonst ihren Gegenstand noch unter dem Niveau der Geschichte ergriffen hätte, das die ausser-deutschen Länder schon in der Realität erreicht hatten. Nachdem die kritische Theorie die ökonomischen Verhältnisse als für das Ganze der bestehenden Welt verantwortlich erkannt und den gesellschaftlichen „Gesamtzusammenhang" der Wirklichkeit erfasst hatte, wurde nicht nur die Philosophie als eigenständige Wissenschaft dieses Gesamtzusammenhangs überflüssig, sondern es konnten nun auch diejenigen Probleme, welche die Möglichkeiten des Menschen und der Vernunft betrafen, von der Ökonomie aus in Angriff genommen werden.

So erscheint die Philosophie in den ökonomischen Begriffen der materialistischen Theorie. Jeder einzelne von ihnen ist mehr als ein ökonomischer Begriff im Sinne der Fachwissenschaft von der Wirtschaft. Er ist mehr kraft des Totalitätsanspruchs der Theorie, das Ganze des Menschen und seiner Welt aus dem gesellschaftlichen Sein zu erklären. Es wäre aber falsch, unter Berufung hierauf die ökonomischen Begriffe wieder in philosophische aufzulösen. Vielmehr sind umgekehrt die philosophischen Sachverhalte, welche für die Theorie relevant werden, aus dem ökonomischen Zusammenhang zu entwickeln. Sie enthalten Hinweise auf Verhältnisse, deren Vergessen die Theorie als Ganzes bedroht.

Nach der Überzeugung ihrer Begründer ist die kritische Theorie der Gesellschaft wesentlich mit dem Materialismus verbunden. Dies meint

nicht, dass sie sich damit als ein philosophisches System gegen andere philosophische Systeme stellt. Die Theorie der Gesellschaft ist ein ökonomisches, kein philosophisches System. Es sind vor allem zwei Momente, die den Materialismus mit der richtigen Theorie der Gesellschaft verbinden : die Sorge um das Glück der Menschen, und die Überzeugung, dass dieses Glück nur durch eine Veränderung der materiellen Daseinsverhältnisse zu erreichen sei. Der Weg der Veränderung und die grundlegenden Massnahmen für die vernünftige Organisation der Gesellschaft sind durch die jeweilige Analyse der ökonomischen und politischen Verhältnisse vorgezeichnet. Die weitere Ausgestaltung der neuen Gesellschaft kann nicht mehr Gegenstand irgendeiner Theorie sein : sie soll als das freie Werk der befreiten Individuen geschehen. Wenn die Vernunft — eben als die vernünftige Organisation der Menschheit — verwirklicht worden ist, dann ist auch die Philosophie gegenstandslos. Denn die Philosophie, sofern sie mehr als ein Geschäft oder ein Fach innerhalb der gegebenen Arbeitsteilung war, lebte bisher davon, dass die Vernunft noch nicht Wirklichkeit war.

Vernunft ist die Grundkategorie philosophischen Denkens, die einzige, wodurch es sich mit dem Schicksal der Menschheit verbunden hält. Die Philosophie wollte die letzten und allgemeinsten Gründe des Seins erforschen. Unter dem Titel Vernunft hat sie die Idee eines eigentlichen Seins gedacht, in dem alle entscheidenden Gegensätze (zwischen Subjekt und Objekt, Wesen und Erscheinung, Denken und Sein) vereinigt sind. Mit dieser Idee war die Überzeugung verbunden, dass das Seiende nicht unmittelbar schon vernünftig sei, sondern erst zur Vernunft gebracht werden müsse. Die Vernunft soll die höchste Möglichkeit des Menschen und des Seienden selbst darstellen. Beides gehört zusammen. Wird die Vernunft als die Substanz in Anspruch genommen, so heisst dies, dass auf seiner höchsten Stufe : als eigentliche Wirklichkeit, die Welt dem vernünftigen Denken der Menschen nicht mehr als blosse Gegenständlichkeit gegenübersteht, sondern von ihm begriffen, ihm zum Begriff geworden ist. Die Welt gilt als ihrer Struktur nach der Vernunft zugänglich, auf sie angewiesen, von ihr beherrschbar. So ist die Philosophie Idealismus ; sie stellt das Sein unter das Denken. Durch jenen ersten Satz, der die Philosophie zur Vernunftphilosophie und zum Idealismus machte, wurde sie aber auch zur kritischen Philosophie. Wenn die gegebene Welt mit dem vernünftigen Denken verbunden, ja ihrem Sein nach auf es angewiesen war, dann war damit alles, was der Vernunft widersprach, was nicht vernünftig war, als etwas zu Überwindendes hingestellt. Die Vernunft war als kritische Instanz aufgerichtet. In der Philosophie des bürgerlichen Zeitalters hat die Vernunft die Gestalt der vernünftigen Subjektivität angenommen : dass der Mensch, das Individuum alles Gegebene an der Kraft und Macht seiner Erkenntnis zu prüfen und zu beurteilen habe. So enthält der Vernunftbegriff auch den Freiheitsbegriff, denn solche Prüfung und Beurteilung wäre sinnlos, wenn es dem Menschen nicht frei stünde, nach seiner Einsicht zu handeln und das Vorhandene zur Vernunft zu bringen. „Die Philosophie lehrt uns, dass alle Eigenschaften des Geistes nur durch die Freiheit bestehen, alle nur Mittel für die Freiheit sind, alle nur diese suchen und hervorbringen ; es ist dies eine Erkenntnis der spekulativen Philosophie, dass die Freiheit

das einzig Wahrhafte des Geistes sei."[1]) Hegel hat nur die Konsequenz der ganzen philosophischen Tradition gezogen, wenn er Vernunft und Freiheit identifizierte : Freiheit ist das „Formelle" der Vernünftigkeit, die Form, unter der allein Vernunft sein kann.[2])

Mit dem Begriff der Vernunft als Freiheit scheint die Philosophie ihre Grenze erreicht zu haben : was noch aussteht, die Verwirklichung der Vernunft, ist keine philosophische Aufgabe mehr. Hegel sah die Geschichte der Philosophie an diesem Punkt als endgültig abgeschlossen. Aber dieser Abschluss meinte nicht eine bessere Zukunft, sondern die schlechte Gegenwart der Menschheit, die durch ihn verewigt wird. Kant hatte zwar Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht und zum ewigen Frieden geschrieben. Seine Transzendentalphilosophie konnte jedoch die Überzeugung erwecken, dass die Verwirklichung der Vernunft durch faktische Veränderung unnötig sei, da die Individuen innerhalb des Bestehenden vernünftig und frei werden können. In ihren entscheidenden Begriffen bleibt diese Philosophie der Ordnung der bürgerlichen Epoche verfallen. Die Vernunft ist nur der Schein der Vernünftigkeit in einer vernunftlosen Welt, und die Freiheit nur der Schein des Frei-seins in der allgemeinen Unfreiheit. Der Schein kommt zustande, indem der Idealismus verinnerlicht wird : Vernunft und Freiheit werden zu Aufgaben, die das Individuum in sich selbst zu erfüllen hat und erfüllen kann, in welchen äusseren Verhältnissen auch immer es sich befinden mag. Freiheit widerspreche nicht der Notwendigkeit, sondern verlange sie als ihre Voraussetzung. Frei sei, wer das Notwendige als notwendig erkennt, damit seine blosse Notwendigkeit überwindet und es in die Sphäre der Vernunft erhebt. Wenn einer als Krüppel geboren ist und nach dem gegebenen Stande der medizinischen Wissenschaft keine Möglichkeit einer Heilung besteht, so hat er diese Notwendigkeit überwunden, indem er seine Vernunft und Freiheit nur innerhalb seines verkrüppelten Daseins spielen lässt, d. h. seine Bedürfnisse, Ziele und Handlungen von vornherein immer nur als Bedürfnisse, Ziele und Handlungen eines Krüppels setzt. Die idealistische Vernunftphilosophie hat den vorgefundenen Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit so aufgehoben, dass die Freiheit nie über die Notwendigkeit hinauskommt, sondern sich gleichsam bescheiden in der Notwendigkeit häuslich einrichtet. Hegel hat einmal gesagt, dass diese Aufhebung der Notwendigkeit „die Verklärung der Notwendigkeit zur Freiheit" sei.[3])

Freiheit könnte aber nur dann die Wahrheit der Notwendigkeit sein, wenn die Notwendigkeit schon „an sich" wahr ist. Die Bestimmung des Verhältnisses von Freiheit und Notwendigkeit kennzeichnet die Bindung der idealistischen Vernunftphilosophie an die bestehende Ordnung. Diese Bindung ist der Preis, um den allein ihre Erkenntnisse wahr sein konnten.

---

[1]) Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Einleitung. Werke, Originalausgabe, Bd. IX, S. 22.

[2]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Einleitung. a. a. O., Bd. XIII, S. 34.

[3]) Hegel, Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, § 158, Zusatz. a. a. O., Bd. VI, S. 310.

Sie ist schon mit dem Ansatz des Subjekts der idealistischen Philosophie gegeben. Dies Subjekt ist vernünftig nur, sofern es sich ganz auf sich selbst stellt. Alles „andere" ist ihm ein Fremdes, Äusseres und als solches zunächst verdächtig. Damit etwas wahr sein kann, muss es sicher sein; und um sicher zu sein, muss es vom Subjekt als dessen eigene Leistung gesetzt sein. Das gilt in gleicher Weise von dem fundamentum inconcussum des Descartes wie von den synthetischen Urteilen a priori bei Kant. Und die Selbstgenügsamkeit, die Unabhängigkeit von allem anderen, Fremden garantiert allein auch die Freiheit des Subjekts. Frei ist, was von keinem anderen und von nichts anderem abhängig ist, was sich selbst zu eigen hat. Das Haben schliesst den anderen aus. Die Beziehung auf den anderen, in der das Subjekt wirklich zu dem anderen kommt, sich mit ihm vereinigt, gilt schon als ein Verlieren, Abhängig-werden. Wenn Hegel der Vernunft als der eigentlichen Wirklichkeit die „bei-sich-selbst-bleibende" Bewegung zuschrieb, so konnte er sich auf Aristoteles berufen. Von Anfang an stand es der Philosophie fest, dass die höchste Seinsweise ein Bei-sich-selbstsein sei.

Diese Identität in der Bestimmung der eigentlichen Wirklichkeit weist auf eine tiefer liegende Identität zurück : auf das Eigentum. Etwas ist eigentlich erst, wenn es eigenständig ist, sich selbst erhalten kann, auf nichts anderes angewiesen ist. Und ein solches Sein ist für den Idealismus erreicht, wenn ein Subjekt die Welt so hat, dass sie ihm nicht genommen werden kann, dass es allgegenwärtig über sie verfügt und sie sich so zu eigen gemacht hat, dass es auch in allem anderen immer nur bei sich selbst ist. Die Freiheit jedoch, zu der das Ego cogito Descartes', die Monade Leibnizens, das Ich der Kategorien bei Kant, das Subjekt der ursprünglichen Tathandlung bei Fichte und der Weltgeist Hegels kommen, ist nicht die Freiheit des geniessenden Besitzes, mit der sich der aristotelische Gott in seinem eigenen Glück bewegte. Es ist vielmehr die Freiheit einer nie endenden, mühsamen Arbeit. Die Vernunft, wie sie in der neueren Philosophie zum eigentlichen Sein wird, hat sich und ihre Wirklichkeit immer aufs neue im widerstrebenden Material zu produzieren : sie ist nur in dieser Leistung. Was die Vernunft leisten soll, ist nicht mehr und weniger als die Konstitution der Welt für das Ich. Sie soll die Allgemeinheit schaffen, in der das vernünftige Subjekt sich mit anderen vernünftigen Subjekten findet. Sie soll der Grund der Möglichkeit sein, dass sich nicht bloss eigenständige Monaden treffen, sondern dass ein gemeinsames Leben in einer gemeinsamen Welt entsteht. Aber auch diese Leistung hat den Charakter über das, was schon ist, nicht hinauszuführen : sie verändert nichts. Die Konstitution der Welt ist vor allem faktischen Handeln des Individuums immer schon geleistet : das Individuum kann seine eigenste Leistung nie in die Hand bekommen. Dieselbe eigentümliche Bewegtheit, die gleichsam Angst hat, aus dem einen wirklich etwas anderes zu machen, durchherrscht alle Bestimmungen dieser Vernunftphilosophie. Man proklamiert die Entwicklung, aber die wahre Entwicklung ist „nicht eine Veränderung, ein Werden zu einem anderen".[1]) An ihrem Ende kommt sie zu nichts, als

[1]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Einleitung. a. a. O., Bd. XIII, S. 41.

was nicht „an sich" schon am Anfang gewesen wäre. Solcher Mangel erschien dieser Philosophie als höchster Gewinn. Gerade auf ihrer reifsten Stufe wird die innere Statik aller ihrer scheinbar so dynamischen Begriffe deutlich.

Alle diese Bestimmungen machen die idealistische Vernunftphilosophie zweifellos zur bürgerlichen Philosophie. Und doch ist sie, schon durch den einzigen Begriff der Vernunft, mehr als Ideologie, und die Beschäftigung mit ihr ist mehr als ein Kampf gegen eine Ideologie. Der Ideologiebegriff ist sinnvoll nur, wenn er auf das Interesse der Theorie an der Veränderung der gesellschaftlichen Struktur bezogen bleibt. Er ist weder ein soziologischer noch ein philosophischer, sondern ein politischer Begriff.[1]) Er behandelt eine Lehre nicht in Bezug auf die gesellschaftliche Bedingtheit jeder Wahrheit oder in Bezug auf eine absolute Wahrheit, sondern ausschliesslich in Bezug auf jenes Interesse. Es gibt zahllose philosophische Lehren, die blosse Ideologie sind und sich als Illusion über gesellschaftlich relevante Sachverhalte bereitwillig in den allgemeinen Beherrschungsapparat einfügen. Die idealistische Vernunftphilosophie gehört nicht dazu, und gerade nicht, insofern sie wirklich idealistisch ist. Der Gedanke der Herrschaft der Vernunft über das Sein ist schliesslich nicht nur eine Forderung des Idealismus. Mit sicherem Instinkt bekämpft der autoritäre Staat den klassischen Idealismus. Die Vernunftphilosophie hat entscheidende Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft gesehen : das abstrakte Ich, die abstrakte Vernunft, die abstrakte Freiheit. Insofern ist sie richtiges Bewusstsein. Die reine Vernunft soll die von allem Empirischen „unabhängige" Vernunft sein : das Empirische scheint die Vernunft abhängig zu machen ; es hat den Charakter des ihr „Fremdartigen".[2]) In der Beschränkung der Vernunft auf die „reine" theoretische und praktische Leistung liegt das Eingeständnis der schlechten Faktizität. Aber es liegt darin auch die Sorge um das Recht des Individuums, um das, was es mehr ist als Wirtschaftssubjekt, um das, was in dem universalen Tauschverkehr der Gesellschaft zu kurz kommt. Wenigstens das Denken hat der Idealismus sauber zu halten versucht. Es ist seine eigentümliche Doppelrolle, sowohl dem wahren Materialismus der kritischen Gesellschaftstheorie wie dem falschen Materialismus der bürgerlichen Praxis entgegenzustehen. Im Idealismus protestiert das Individuum gegen die Welt, indem es sich und die Welt im Gedanken frei und vernünftig macht. Er ist in einem ganz wesentlichen Sinne individualistisch. Allerdings versteht er die Einzigkeit des Individuums im Hinblick auf dessen Selbstgenügsamkeit, „Eigentum", und alle Bestrebungen, von dem so verstandenen Subjekt aus eine intersubjektive Welt zu konstruieren, blieben fragwürdig. Das andere Ich konnte immer nur abstrakt mit dem Ego verbunden werden : es blieb ein Problem der reinen Erkenntnis oder der reinen Ethik. Auch die Reinheit des Idea-

---

[1]) Vgl. Max Horkheimer, Ein neuer Ideologiebegriff ? In : Grünbergs Archiv, Jahrgang XV (1930), S. 38 f.

[2]) Kant, Nachlass Nr. 4728. Ausgabe der preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XVIII.

lismus ist doppeldeutig : die höchsten Wahrheiten der theoretischen wie der praktischen Vernunft sollen rein sein, sie dürfen nicht in der Faktizität gründen ; aber die Rettung solcher Reinheit bedingt, dass die Faktizität in der Unreinheit belassen wird : das Individuum bleibt ihrer Unwahrheit ausgeliefert. Immerhin bewahrte die Sorge um das Individuum den Idealismus lange davor, zu der Aufopferung des Individuums im Dienste falscher Kollektivitäten seinen Segen zu geben.

Der Protest der Vernunftphilosophie ist ein idealistischer Protest und ihre Kritik eine idealistische : auf die materiellen Daseinsverhältnisse erstrecken sie sich nicht. Hegel bezeichnete das Verbleiben der Philosophie in der Gedankenwelt als eine „wesentliche Bestimmung" : die Philosophie versöhne die Gegensätze in der Vernunft, aber als eine „Versöhnung nicht in der Wirklichkeit, sondern in der ideellen Welt." [1]) Der materialistische Protest und die materialistische Kritik erwachsen im Kampf der unterdrückten Gruppen um bessere Lebensverhältnisse und bleiben dauernd mit dem faktischen Verlauf dieses Kampfes verbunden. Die abendländische Philosophie hatte die Vernunft als eigentliche Wirklichkeit aufgestellt. In der bürgerlichen Epoche wurde die Wirklichkeit der Vernunft zu der Aufgabe, die das freie Individuum leisten sollte. Das Subjekt war die Stätte der Vernunft : von ihm aus sollte die Objektivität vernünftig werden. Die materiellen Daseinsverhältnisse liessen der autonomen Vernunft jedoch nur im reinen Denken und im reinen Wollen ihre Freiheit. Nun ist aber eine gesellschaftliche Situation erreicht worden, in der die Verwirklichung der Vernunft nicht mehr auf das reine Denken und Wollen beschränkt zu werden braucht. Wenn Vernunft die Gestaltung des Lebens nach der freien Entscheidung der erkennenden Menschen meint, so weist die Forderung der Vernunft nunmehr auf die Schaffung einer gesellschaftlichen Organisation, in der die Individuen nach ihren Bedürfnissen gemeinsam ihr Leben regeln. In einer solchen Gesellschaft wäre mit der Verwirklichung der Vernunft auch die Philosophie aufgehoben. Die Theorie der Gesellschaft hatte diese Möglichkeit aufzuzeigen und die Grundzüge einer Veränderung der ökonomischen Struktur darzulegen. Sie konnte den Kampf jener Schichten, welche ihrer geschichtlichen Lage nach den Umschlag herbeiführen sollen, theoretisch führen. Das Interesse der Philosophie : die Sorge um den Menschen, hat in dem Interesse der Theorie seine neue Form gefunden. Neben dieser Theorie gibt es nicht noch eine Philosophie. Die philosophische Konstruktion der Vernunft wird durch die Schaffung der vernünftigen Gesellschaft erledigt. Das philosophische Ideal, die bessere Welt und das wahre Sein, geht in das praktische Ziel der kämpfenden Menschheit ein. So bekommt es auch einen menschlichen Inhalt.

Wie aber, wenn die von der Theorie vorgezeichnete Entwicklung nicht eintritt, wenn die Kräfte, die den Umschlag herbeiführen sollten, zurückgedrängt werden und zu unterliegen scheinen ? So wenig dadurch die Wahrheit der Theorie widerlegt wird, so sehr erscheint sie in neuem Licht

---

[1]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, a. a. O., Bd. XIII, S. 67.

und erhellt neue Seiten und Teile ihres Gegenstandes. Viele Forderungen und Hinweise der Theorie erhalten ein verändertes Gewicht. Die gewandelte Funktion der Theorie in der neuen Situation gibt ihr in einem verschärften Sinn den Charakter der „kritischen Theorie".[1]) Ihre Kritik richtet sich auch gegen das Ausweichen vor ihren vollen ökonomischen und politischen Forderungen an manchen Orten, wo man sich auf sie beruft. Diese Situation zwingt die Theorie wieder zu einer schärferen Betonung der in allen ihren Analysen enthaltenen Sorge um die Möglichkeiten des Menschen, um Freiheit, Glück und Recht des Individuums. Es sind für die Theorie ausschliesslich Möglichkeiten der konkreten gesellschaftlichen Situation : sie werden nur als ökonomische und politische Fragen relevant und betreffen als solche die Beziehungen der Menschen im Produktionsprozess, die Verwendung des Produkts der gesellschaftlichen Arbeit, die aktive Teilnahme der Menschen an der ökonomischen und politischen Verwaltung des Ganzen. Je mehr Stücke der Theorie Wirklichkeit geworden sind, so dass nicht nur die Entwicklung der alten Ordnung die Voraussagen der Theorie bestätigt, sondern auch der Übergang zur neuen Ordnung in Angriff genommen wird, desto dringender wird die Frage nach dem, was die Theorie als ihr Ziel gemeint hat. Denn anders als in den philosophischen Systemen ist die menschliche Freiheit hier kein Phantom und keine unverpflichtende Innerlichkeit, welche in der äusseren Welt alles beim alten lässt, sondern eine reale Möglichkeit, eine gesellschaftliche Beziehung, von deren Verwirklichung das Schicksal der Menschheit abhängt. Auf dem gegebenen Stadium der Entwicklung zeigt sich aufs neue der konstruktive Charakter der kritischen Theorie. Von jeher war sie mehr als ein blosses Registrieren und Systematisieren von Tatsachen, kam ihr Antrieb gerade aus der Kraft, mit der sie gegen die Tatsachen sprach, der schlechten Faktizität ihre besseren Möglichkeiten vorhielt. Wie die Philosophie steht sie gegen die Realitätsgerechtigkeit, gegen den zufriedenen Positivismus. Aber anders als die Philosophie gewinnt sie ihre Zielsetzungen immer nur aus den vorhandenen Tendenzen des gesellschaftlichen Prozesses. Daher hat sie keine Angst vor der Utopie, als die man die neue Ordnung denunziert. Wenn die Wahrheit nicht innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung realisierbar ist, hat sie ohnehin für diese den Charakter einer blossen Utopie. Solche Transzendenz spricht nicht gegen, sondern für die Wahrheit. Das utopische Element war in der Philosophie lange Zeit das einzige fortschrittliche Element : so die Konstruktionen des besten Staates, der höchsten Lust, der vollkommenen Glückseligkeit, des ewigen Friedens. Der Eigensinn, der aus dem Festhalten an der Wahrheit gegen allen Augenschein kommt, hat in der Philosophie heute der Schrullenhaftigkeit und dem ungehemmten Opportunismus Platz gemacht. In der kritischen Theorie wird der Eigensinn als echte Qualität philosophischen Denkens festgehalten.

Die gegenwärtige Situation lässt diese Qualität noch schärfer hervor-

---

[1]) Vgl. Max Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie. In : Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang VI (1937), S. 245.

treten. Der Rückschlag ist in einem Stadium erfolgt, wo die ökonomischen Bedingungen für die Veränderung vorhanden waren. Die neue gesellschaftliche Lage, deren Ausdruck die autoritären Staaten sind, liess sich bruchlos mit den von der Theorie erarbeiteten Begriffen verstehen und voraussagen. Nicht aus einem Versagen der ökonomischen Begriffe kamen die Antriebe, welche zu einer neuen Betonung des Anspruchs der Theorie führten : dass sich mit der Veränderung der ökonomischen Verhältnisse das Ganze des menschlichen Daseins verändere. Der Anspruch richtete sich vielmehr gegen eine in der Praxis sowohl wie in der theoretischen Diskussion zum Ausdruck kommende verzerrte Auffassung und Anwendung der Ökonomie. Die Diskussion führt zurück auf die Frage nach dem, was die Theorie mehr ist als Nationalökonomie. Dies Mehr war von Anfang an schon dadurch gegeben, dass die Kritik der politischen Ökonomie das Ganze des gesellschaftlichen Seins kritisierte. In einer Gesellschaft, die in ihrer Totalität durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt und so bestimmt war, dass die unbeherrschte Wirtschaft alle menschlichen Verhältnisse beherrschte, war auch alles Nicht-Ökonomische in der Ökonomie enthalten. Wenn diese Herrschaft gebrochen wird, zeigt es sich, dass die vernünftige Organisation der Gesellschaft, auf welche sich die kritische Theorie bezieht, mehr ist als eine neu geregelte Wirtschaftsform. Das Mehr betrifft das Entscheidende, wodurch die Gesellschaft erst vernünftig wird : die Unterordnung der Wirtschaft unter die Bedürfnisse der Individuen. Mit der Veränderung der Gesellschaft hebt sich das ursprüngliche Verhältnis zwischen Überbau und Unterbau auf. In der vernünftigen Wirklichkeit soll ja nicht mehr der Arbeitsprozess schon über das allgemeine Dasein der Menschen entscheiden, sondern die allgemeinen Bedürfnisse über den Arbeitsprozess. Nicht dass der Arbeitsprozess planvoll geregelt ist, sondern welches Interesse die Regelung bestimmt, ob in diesem Interesse die Freiheit und das Glück der Massen aufbewahrt sind, wird wichtig. Die Vernachlässigung dieses Elements nimmt der Theorie etwas Wesentliches : sie eliminiert aus dem Bilde der befreiten Menschheit die Idee des Glücks, durch das sie sich von aller bisherigen Menschheit unterscheiden soll. Ohne die Freiheit und das Glück in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen bleibt auch die grösste Steigerung der Produktion und die Abschaffung des individuellen Eigentums an den Produktionsmitteln noch der alten Ungerechtigkeit verhaftet.

Die kritische Theorie hat allerdings verschiedene Phasen der Verwirklichung unterschieden und auf die Unfreiheiten und Ungleichheiten hingewiesen, mit denen die neue Epoche zunächst noch belastet sei. Das veränderte gesellschaftliche Dasein soll jedoch schon im Anfang vom Endziel bestimmt sein. Die kritische Theorie hat mit diesem Endziel nicht etwa anstelle des theologischen Jenseits ein gesellschaftliches Ideal ersonnen, das in der neuen Ordnung infolge seines ausschliessenden Gegensatzes zum Anfang und seiner stets hinausgerückten Ferne wieder nur als ein Jenseits erschiene. Indem sie der Mutlosigkeit und dem Verrat die gefährdeten und geopferten Möglichkeiten des Menschen entgegenhält, ergänzt sich die kritische Theorie nicht etwa durch eine Philosophie. Sie stellt nur das heraus, was von jeher allen ihren Kategorien zugrunde

lag : den Anspruch, dass durch die Aufhebung der bisherigen materiellen Daseinsverhältnisse das Ganze der menschlichen Verhältnisse befreit werde. Wenn die kritische Theorie, inmitten der heutigen Verzweiflung, darauf hinweist, dass es in der von ihr gemeinten Gestalt der Wirklichkeit um die Freiheit und das Glück der Individuen geht, so folgt sie nur dem Anspruch ihrer ökonomischen Begriffe. Sie sind konstruktive Begriffe, welche nicht nur die gegebene Wirklichkeit, sondern zugleich deren Aufhebung und die neue Wirklichkeit begreifen. In der theoretischen Nachkonstruktion des gesellschaftlichen Prozesses sind auch diejenigen Elemente, welche sich auf die Zukunft beziehen, notwendige Bestandteile der Kritik der gegenwärtigen Verhältnisse und der Analyse ihrer Tendenzen. Die Veränderung, zu der dieser Prozess tendiert, und das Dasein, welches die befreite Menschheit sich schaffen soll, bestimmen schon die Aufstellung und Entfaltung der ersten ökonomischen Kategorien. Für das Festhalten jener theoretischen Elemente, die sich auf die zukünftige Freiheit richten, kann sich die Theorie auf keine Tatsachen berufen. Denn alles schon Erreichte ist ihr nur als Verschwindendes und Bedrohtes gegeben und ist ein positives Faktum, ein Element der kommenden Gesellschaft nur dann, wenn es als zu Veränderndes in die Konstruktion hineingenommen wird. Diese Konstruktion ist weder eine Ergänzung noch eine Erweiterung der Ökonomie. Sie ist diese selbst, sofern sie Inhalte ergreift, die über den Bereich der bestehenden ökonomischen Verhältnisse hinausgehen.

Das unbedingte Festhalten an ihrem Ziel, das selbst nur im gesellschaftlichen Kampfe erreicht werden kann, lässt die Theorie immer wieder dem schon Erreichten das noch nicht Erreichte und aufs neue Bedrohte entgegenhalten. Das Interesse der Theorie an der grossen Philosophie steht in eben diesem Zusammenhang als ein Stück ihrer Gegenstellung zu dem Bestehenden. Aber die kritische Theorie hat es nicht mit der Verwirklichung von Idealen zu tun, die an die gesellschaftlichen Kämpfe herangetragen werden. Sie erkennt in diesen Kämpfen auf der einen Seite die Sache der Freiheit, auf der anderen die Sache der Unterdrückung und der Barbarei. Wenn die letztere in der Realität zu siegen scheint, mag es leicht so aussehen, als setze die kritische Theorie ein philosophisches Ideal gegen die faktische Entwicklung und gegen deren wissenschaftliche Analyse. Die traditionelle Wissenschaft war allerdings dem Bestehenden in stärkerem Masse ausgeliefert als die grosse Philosophie. Nicht in der Wissenschaft, wohl aber in der Philosophie hat die traditionelle Theorie die Begriffe ausgearbeitet, welche sich auf die Möglichkeiten des Menschen jenseits seines faktischen Status beziehen. Am Ende der Kritik der reinen Vernunft hat Kant die drei Fragen angeführt, in denen sich „alles Interesse" der menschlichen Vernunft „vereinigt" : Was kann ich wissen ? Was soll ich tun ? Was darf ich hoffen ?[1]) Und in der Einleitung zu seiner Vorlesung über Logik hat er diesen drei Fragen die vierte, sie alle umschliessende hinzugefügt : Was ist der Mensch ?[2]) Die Antwort auf die Frage ist

---

[1]) Kant, Werke, hrsg. v. E. Cassirer. Berlin 1911 ff., Bd. III, S. 540.
[2]) Kant, a. a. O., Bd. VIII, S. 344.

nicht gedacht als die Beschreibung des je vorhandenen Menschenwesens, sondern als der Aufweis der je vorhandenen menschlichen Möglichkeiten. In der bürgerlichen Periode hat die Philosophie die Frage sowohl wie die Antworten um ihren Sinn gebracht, indem die Möglichkeiten des Menschen als immer schon reale innerhalb des Bestehenden angesetzt wurden. So konnten sie nur Möglichkeiten des reinen Erkennens und des reinen Wollens sein.

Nun ist die Veränderung eines gegebenen Status allerdings nicht Sache der Philosophie. An den gesellschaftlichen Kämpfen kann der Philosoph nur teilnehmen, sofern er nicht Fach-Philosoph ist : auch diese „Arbeitsteilung“ ist das Resultat der modernen Trennung der geistigen von den materiellen Produktionsmitteln. Nicht die Philosophie kann sie aufheben. Dass die philosophische Arbeit eine abstrakte war und ist, gründet in den gesellschaftlichen Daseinsverhältnissen. Das Festhalten an der Abstraktheit in der Philosophie ist der Sachlage entsprechender und kommt der Wahrheit näher als jene pseudo-philosophische Konkretheit, die sich von oben zu den gesellschaftlichen Kämpfen herablässt. Was in den philosophischen Begriffen an Wahrheit steckt, war unter Abstraktion von dem konkreten Status des Menschen gewonnen und ist nur in solcher Abstraktheit wahr. Vernunft, Geist, Moralität, Erkenntnis, Glückseligkeit sind nicht nur Kategorien bürgerlicher Philosophie, sondern Angelegenheiten der Menschheit. Als solche sind sie zu bewahren, ja neu zu gewinnen. Wenn sich die kritische Theorie mit den philosophischen Lehren beschäftigt, in denen noch vom Menschen gesprochen werden durfte, beschäftigt sie sich zunächst mit den Verdeckungen und Missdeutungen, unter denen vom Menschen in der bürgerlichen Periode die Rede war.

In solcher Absicht sind einige philosophische Grundbegriffe in dieser Zeitschrift erörtert worden : Wahrheit und Bewährung, Rationalismus und Irrationalismus, die Rolle der Logik, Metaphysik und Positivismus, der Begriff des Wesens. Niemals handelte es sich dabei nur um eine soziologische Analyse, um die Zuordnung philosophischer Lehrmeinungen zu gesellschaftlichen Standorten. Niemals wurde auch versucht, bestimmte philosophische Inhalte in gesellschaftliche Sachverhalte aufzulösen. Sofern die Philosophie mehr als Ideologie ist, muss jeder derartige Versuch scheitern. Die Auseinandersetzung der kritischen Theorie mit der Philosophie ist an dem Wahrheitsgehalt der philosophischen Begriffe und Probleme interessiert : sie setzt voraus, dass Wahrheit wirklich in ihnen enthalten ist. Das Geschäft der Wissenssoziologie dagegen betrifft immer nur die Unwahrheiten, nicht die Wahrheiten der bisherigen Philosophie. Freilich sind selbst die höchsten philosophischen Kategorien mit gesellschaftlichen Sachverhalten verbunden, und sei es auch nur mit jenem allgemeinsten Sachverhalt, dass die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur nicht von der Menschheit als freiem Subjekt geführt wurde, sondern sich in der Klassengesellschaft vollzog. In vielen „ontologischen Differenzen“, welche die Philosophie statuiert hatte, kommt diese Tatsache zum Ausdruck. Ihre Spur findet sich vielleicht noch in den Formen selbst des begrifflichen Denkens, wenn etwa die Logik wesentlich als Aussagen-Logik bestimmt wurde, als Urteile über vorhandene Gegenstände, denen Prädikate in

verschiedenen Weisen zu- und abgesprochen wurden. Die dialektische Logik hat zuerst auf die Mängel hingewiesen, die in solcher Fassung des Urteils stecken : die „Zufälligkeit“ der Prädizierung, die „Äusserlichkeit“ des Prozesses der Beurteilung, so, dass das Subjekt des Urteils „als draussen“ für sich bestehend und das Prädikat als in unserem Kopfe befindlich erscheint.[1]) Mehr als das : viele philosophische Begriffe sind blosse „Nebelvorstellungen“, aus der Herrschaft der unbewältigten Ökonomie über das Dasein erwachsen und als solche exakt aus den materiellen Lebensverhältnissen zu erklären. Aber in ihren geschichtlichen Formen enthält die Philosophie auch Einsichten in menschliche und gegenständliche Verhältnisse, deren Wahrheit über die bisherige Gesellschaft hinausweist und daher auch nicht restlos aus ihr zu erklären ist. Nicht nur die unter Begriffen wie Vernunft, Geist, Freiheit, Moralität, Allgemeinheit, Wesen abgehandelten Inhalte, sondern auch wichtige Errungenschaften der Erkenntnistheorie, Psychologie und Logik gehören hierher. Ihr die gesellschaftliche Bedingtheit überragender Wahrheitsgehalt setzt kein ewiges Bewusstsein voraus, das das individuelle Bewusstsein der geschichtlichen Subjekte transzendental konstituierte. Er setzt vielmehr nur jene besonderen geschichtlichen Subjekte voraus, deren Bewusstsein in der kritischen Theorie sich ausdrückt. Erst für es kann dieser „überschiessende“ Gehalt in seiner wirklichen Wahrheit sichtbar werden. Die Wahrheit, welche es in der Philosophie erkennt, ist nicht auf vorhandene gesellschaftliche Verhältnisse reduzierbar. Dies wäre erst in einer Gestalt des Daseins der Fall, wo das Bewusstsein nicht mehr vom Sein getrennt ist, wo aus der Vernünftigkeit des gesellschaftlichen Seins die Vernünftigkeit des Denkens hervorgehen kann. Bis dahin ist die Wahrheit, die mehr als eine Tatsachenwahrheit ist, gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse gewonnen und gemeint worden ; dieser negativen Bedingtheit ist sie allerdings unterworfen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse verdeckten den Sinn der Wahrheit : sie bildeten gleichsam den Horizont von Unwahrheit, der die Wahrheit um ihre Wirkung brachte. Ein Beispiel : der Begriff des allgemeinen Bewusstseins, um den sich der ganze deutsche Idealismus bemühte, enthält das Problem der Beziehung des Subjekts zum Ganzen der Gesellschaft : wie kann die Allgemeinheit Subjekt sein, ohne die Individualität aufzuheben ? Die Einsicht, dass hier weit mehr als ein erkenntnistheoretisches oder metaphysisches Problem vorliegt, kann aber nur ausserhalb des bürgerlichen Denkens gewonnen und ausgewertet werden. Die philosophischen Lösungen, die das Problem gefunden hat, ergeben sich aus der philosophischen Problemgeschichte. Es bedarf keiner soziologischen Analyse, um Kants Lehre von der transzendentalen Synthesis zu verstehen. Sie enthält eine erkenntnistheoretische Wahrheit. Die Interpretation, welche die kritische Theorie der kantischen Problemstellung gibt,[2]) greift in die innerphilosophische Problematik selbst nicht ein. Wenn sie die Frage nach der Allgemeinheit der Erkenntnis mit der

---

[1]) Hegel, Encyclopädie I, § 166. a. a. O., Bd. VI, S. 328.
[2]) Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang VI (1937), S. 257 ff.

Frage nach der Gesellschaft als allgemeinem Subjekt verbindet, so wil sie damit nicht eine bessere philosophische Lösung vorlegen. Sie will vielmehr zeigen, in welchen bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen es gründete, wenn die Philosophie an eine weitertragende Problemstellung nicht herankommen konnte, und dass eine andere Lösung ausserhalb der Reichweite dieser Philosophie lag. Die Unwahrheit, die aller transzendentalen Behandlung des Problems anhaftet, kommt so gleichsam von aussen in die Philosophie hinein, so ist sie auch nur ausserhalb der Philosophie zu überwinden. Mit dem „Ausserhalb" ist nicht gemeint, dass die gesellschaftlichen Sachverhalte von aussen auf das Bewusstsein einwirken, welches selbst eine eigenständige Daseinsform habe. Es ist vielmehr auf eine Trennung innerhalb des jeweils gegebenen gesellschaftlichen Ganzen abgezielt. Die Bedingtheit des Bewusstseins durch das gesellschaftliche Sein ist in dem Masse äusserlich, wie eben in der bürgerlichen Gesellschaft die gesellschaftlichen Daseinsverhältnisse des Individuums äusserlich sind, es gleichsam von aussen überwältigen. Solche Äusserlichkeit ermöglicht eben die abstrakte Freiheit des denkenden Subjekts. Erst mit der Aufhebung dieser Äusserlichkeit würde zugleich mit der allgemeinen Veränderung der Beziehung zwischen gesellschaftlichem Sein und Bewusstsein auch die abstrakte Freiheit verschwinden.

Um an der Grundkonzeption der Theorie über das Verhältnis von gesellschaftlichem Sein und Bewusstsein festzuhalten, muss dieses Ausserhalb berücksichtigt werden. Es gibt in der bisherigen Geschichte keine prästabilierte Harmonie zwischen dem richtigen Denken und dem gesellschaftlichen Sein. Die ökonomischen Verhältnisse bestimmen das philosophische Denken in der bürgerlichen Periode zunächst einmal so, dass das emanzipierte, auf sich selbst verwiesene Individuum denkt. Wie es aber in der Wirklichkeit nicht in der Konkretion seiner Möglichkeiten und seiner Bedürfnisse zählt, sondern — unter Abstraktion von seiner Individualität — nur als Träger von Arbeitskraft, von nützlichen Funktionen im Verwertungsprozess des Kapitals, so erscheint es in der Philosophie nur als abstraktes Subjekt : unter Abstraktion von seiner vollen Menschlichkeit. Wenn es sich um die Idee des Menschen bemüht, muss es im Gegenzug gegen die Faktizität denken ; wenn es sie in ihrer philosophischen Reinheit und Allgemeinheit denken will, muss es abstrahieren von dem vorhandenen Status. Diese Abstraktheit, dieses radikale Sich-Abziehen von dem Gegebenen eröffnet ihm in der bürgerlichen Gesellschaft immerhin einen Weg des ungestörten Suchens nach der Wahrheit, des Festhaltens am Erkannten. Mit dem Konkreten, mit der Faktizität lässt das denkende Subjekt freilich auch ihre Miserabilität „draussen". Allerdings kann es nicht über sich hinausspringen. Schon in den Ansatz seines Denkens hat es die monadische Isolierung des bürgerlichen Individuums hineingenommen, und es denkt in jenen Horizont von Unwahrheit hinein, der ihm den wirklichen Ausweg versperrt.

Einige charakteristische Züge der bürgerlichen Philosophie sind aus diesem ihrem Horizont zu erklären. Einer von ihnen betrifft unmittelbar die Idee der Wahrheit selbst und scheint daher alle ihre Wahrheiten von vornherein „soziologisch" zu relativieren : es ist die Verkoppelung von

Wahrheit und Sicherheit. Sie geht als solche bis auf die antike Philosophie zurück, aber erst in der neueren Periode nimmt sie die typische Form an, dass die Wahrheit sich als unverlierbares Eigentum des Individuums auszuweisen hat und dieser Ausweis erst dann als vollzogen gilt, wenn das Individuum die Wahrheit immer wieder als eigene Leistung erzeugen kann. Der Prozess der Erkenntnis ist nie abgeschlossen, weil das Individuum in jedem einzelnen erkennenden Akt die „Erzeugung der Welt", die kategoriale Formung der Erfahrung aufs neue zu leisten hat, — aber der Prozess kommt auch nie weiter, weil die Einschränkung der „erzeugenden" Erkenntnis auf die transzendentale Sphäre jede neue Form von Welt unmöglich macht. Die Konstitution der Welt geschieht hinter dem Rücken der Individuen und ist doch ihr Werk.

Die entsprechenden gesellschaftlichen Sachverhalte sind deutlich. Die fortschrittlichen Momente dieser Konstruktion der Erkenntnis : die Begründung der Erkenntnis in der Autonomie des Individuums und der Ansatz des Erkennens als immer neu zu vollziehender Tat und Aufgabe werden im Lebensraum der bürgerlichen Gesellschaft um ihre Wirkung gebracht. Aber affiziert die soziologische Bedingtheit den wahren Gehalt der Konstruktion, den wesentlichen Zusammenhang zwischen Erkenntnis, Freiheit und Praxis ? Nicht nur in der Abhängigkeit des Denkens, auch in der (abstrakten) Eigenständigkeit seiner Inhalte offenbart sich die Herrschaft der bürgerlichen Gesellschaft, die so das Bewusstsein bestimmt, dass dessen Tätigkeit und Inhalte in der Dimension der abstrakten Vernunft leben. Diese Abstraktheit rettet seine Wahrheit, ja sie macht sie allererst möglich. Sie ist nur Wahrheit, insofern sie nicht die Wahrheit über die gesellschaftliche Wirklichkeit ist. Und eben weil sie dies nicht ist, weil sie jene Wirklichkeit transzendiert, kann sie zur Angelegenheit der kritischen Theorie werden. Die Soziologie, welche sich nur mit den Bedingtheiten beschäftigt, hat es nicht mit der Wahrheit zu tun ; ihr in manchem nützliches Geschäft verfälscht das Interesse und das Ziel der kritischen Theorie. Was an dem vergangenen Wissen auf Kosten der gesellschaftlichen Zuordnung geht, verschwindet ohnehin mit der Gesellschaft, der es zugeordnet war. Nicht das ist die Sorge der kritischen Theorie, sondern dass die Wahrheiten nicht verloren gehen, auf die das vergangene Wissen schon hingearbeitet hatte.

Damit ist nicht gemeint, dass es ewige Wahrheiten gäbe, die sich in wechselnden geschichtlichen Formen entfalten, so dass man die Schale nur abstreifen müsse, um den Kern in Händen zu halten. Wenn Vernunft, Freiheit, Erkenntnis, Glückseligkeit wirklich erst aus abstrakten Begriffen zur Wiklichkeit geworden sind, dann werden Vernunft, Freiheit, Erkenntnis, Glückseligkeit auch etwas völlig anderes sein. Sie werden so viel und so wenig miteinander gemein haben wie die Assoziation freier Menschen mit der warenproduzierenden Konkurrenzgesellschaft gemein hat. Allerdings entspricht der Identität der gesellschaftlichen Grundstruktur in der bisherigen Geschichte auch eine Identität bestimmter allgemeiner Wahrheiten. Gerade ihr allgemeiner Charakter gehört zu ihrem Wahrheitsgehalt : eine Tatsache, welche der Kampf der autoritären Ideologie gegen abstrakte Allgemeinheiten wieder deutlich vor Augen geführt hat. Dass der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, dass dieses Wesen Freiheit erfordert,

dass Glückseligkeit sein höchstes Gut ist : all das sind Allgemeinheiten, die eben durch ihre Allgemeinheit eine vorwärtstreibende Kraft sind. Die Allgemeinheit gibt ihnen einen beinahe umstürzlerischen Anspruch : nicht nur dieser oder jener, sondern alle sollen vernünftig, frei, glückselig sein. In einer Gesellschaft, deren Wirklichkeit alle diese Allgemeinheiten Lügen straft, kann die Philosophie sie nicht konkretisieren. Das Festhalten an der Allgemeinheit ist unter solchen Umständen mehr als ihre philosophische Zerstörung.

Das Interesse der kritischen Theorie an der Befreiung der Menschheit verbindet sie mit bestimmten alten Wahrheiten, die sie festhalten muss. Dass der Mensch mehr sein kann als ein verwertbares Subjekt im Produktionsprozess der Klassengesellschaft, durch diese Überzeugung ist die kritische Theorie am tiefsten der Philosophie verbunden. Sofern die Philosophie sich dann doch dabei beruhigt hat, dass bislang die ökonomischen Verhältnisse tatsächlich über den Menschen entschieden haben, stand sie mit der Unterdrückung im Bunde. Das ist der schlechte Materialismus, der auf dem Grunde des ganzen Idealismus liegt : der Trost, dass in der materiellen Welt schon alles in Ordnung sei (ein Trost, der auch dann, wenn er nicht die persönliche Überzeugung des Philosophen ausmacht, durch die Denkweise des bürgerlichen Idealismus fast von selbst sich einstellt und dessen eigentliche Affinität zu seiner Zeit begründet), dass der Geist nicht in dieser Welt seine Ansprüche zu machen habe und sich in einer anderen einrichten solle, die mit der materiellen nicht in Konflikt gerät. Damit kann sich der Materialismus der bürgerlichen Praxis wohl abfinden. Der schlechte Materialismus der Philosophie wird in der materialistischen Theorie der Gesellschaft überwunden. Sie richtet sich nicht nur gegen die Produktionsverhältnisse, die diesen hervorrief, sondern gegen jede Gestalt der Produktion, die den Menschen beherrscht, anstatt von ihm beherrscht zu werden. Das ist der Idealismus, der auf dem Grunde ihres Materialismus liegt. Auch ihre konstruktiven Begriffe haben solange einen Rest von Abstraktheit, als die Wirklichkeit, auf die sie abzielt, noch nicht gegeben ist. Aber die Abstraktheit gründet hier nicht im Wegsehen von dem bestehenden, sondern im Hinsehen auf den zukünftigen Status des Menschen. Sie wird nicht mehr aufgehoben durch eine andere, richtige Theorie des Bestehenden (wie die idealistische Abstraktheit in der Kritik der politischen Ökonomie), — nach ihr gibt es keine neue Theorie mehr, sondern nur noch die vernünftige Wirklichkeit selbst. Der Abgrund zwischen ihr und dem Bisherigen kann durch kein begriffliches Denken überbrückt werden. Um in der Gegenwart das noch nicht Gegenwärtige als Ziel festzuhalten, bedarf es der Phantasie. Dass Phantasie etwas Wesentliches mit Philosophie zu tun hat, geht schon aus der Funktion hervor, welche ihr unter dem Titel „Einbildungskraft" von den Philosophen zugewiesen wurde, besonders von Aristoteles und Kant. Kraft ihrer einzigartigen Fähigkeit, einen Gegenstand auch ohne dessen Vorhandensein „anzuschauen", auf Grund des gegebenen Materials der Erkenntnis doch etwas Neues zu schaffen, bezeichnet die Einbildungskraft einen hohen Grad der Unabhängigkeit vom Gegebenen, der Freiheit inmitten einer Welt von Unfreiheit. Im Hinausgehen über das Vorhandene kann sie die Zukunft vorwegnehmen. Wenn Kant solches

„Grundvermögen der menschlichen Seele" als aller Erkenntnis a priori zugrunde liegend bestimmt[1]), so wird allerdings durch diese Einschränkung auf das Apriori wiederum von der Zukunft auf das immer schon Vergangene abgelenkt. Die Einbildungskraft verfällt der allgemeinen Degradierung der Phantasie. Sie auf die Konstruktion einer schöneren und glücklicheren Welt frei zu lassen, blieb das Vorrecht der Kinder und Narren. Wohl kann man sich in der Phantasie alles mögliche einbilden. Aber in der kritischen Theorie gibt es keinen endlosen Horizont von Möglichkeiten mehr. Die Freiheit der Einbildung verschwindet in dem Masse, wie die wirkliche Freiheit zur realen Möglichkeit gemacht wird. Die Grenzen der Phantasie sind so nicht mehr allgemeinste Wesensgesetze (als welche sie die letzte bürgerliche Erkenntnistheorie, die sich der Bedeutung der Phantasie bewusst war[2]), festgesetzt hatte), sondern in striktem Sinne technische Grenzen : sie sind durch den Stand der technischen Entwicklung vorgeschrieben. Überhaupt aber handelt es sich in der kritischen Theorie nicht um das Ausmalen einer zukünftigen Welt, wenngleich die Antwort der Phantasie auf eine solche Herausforderung vielleicht nicht ganz so absurd wäre, wie man es glauben machen möchte. Wenn die Phantasie, unter genauer Verweisung auf das heute schon gegebene technische Material, für die Beantwortung der von Kant angeführten philosophischen Grundfragen freigelassen würde : alle Soziologie würde vor dem utopischen Charakter ihrer Antworten erschrecken. Und doch wären die Antworten, welche die Phantasie geben könnte, der Wahrheit sehr nahe, näher jedenfalls als jene, die durch die streng begrifflichen Analysen der philosophischen Anthropologie zustande gekommen sind. Denn was der Mensch ist, würde sie aus dem bestimmen, was er morgen wirklich sein kann. Bei der Frage : was darf ich hoffen ? würde sie weniger auf eine ewige Seligkeit und eine innere Freiheit hinweisen als auf die schon jetzt mögliche Entfaltung und Erfüllung der Bedürfnisse. In einer Situation, wo solche Zukunft eine reale Möglichkeit darstellt, ist die Phantasie ein wichtiges Instrument bei der Aufgabe, das Ziel immer wieder vor Augen zu stellen. Die Phantasie verhält sich zu den anderen Erkenntnisvermögen nicht wie der Schein zur Wahrheit (der in der Tat, wenn sie sich als einzige Wahrheit aufspreizt, die zukünftige als Schein erscheinen muss). Ohne sie bleibt alle philosophische Erkenntnis immer nur der Gegenwart oder der Vergangenheit verhaftet, abgeschnitten von der Zukunft, die allein die Philosophie mit der wirklichen Geschichte der Menschheit verbindet.

Die starke Betonung der Rolle der Phantasie scheint in krassem Widerspruch zu stehen zu der strengen Wissenschaftlichkeit, die die kritische Theorie seit jeher für ihre Begrifflichkeit in Anspruch genommen hat. Solche Forderung nach Wissenschaftlichkeit hat die materialistische Theorie in eine merkwürdige Übereinstimmung mit der idealistischen Vernunftphilosophie gebracht : konnte diese die Sorge um den Menschen nur in der Abstraktion von den gegebenen Tatsachen festhalten, so hat sie die Abstraktheit dadurch zurückzunehmen versucht, dass sie sich so eng wie möglich

---

1) Kant, Kritik der reinen Vernunft, a. a. O., S. 625.
2) Husserl, Formale und transzendentale Logik. Halle 1929, S. 219.

an die Wissenschaften anschloss. Bei den Wissenschaften stand ja der Gebrauchswert ernsthaft nicht in Frage. In der Angst um Wissenschaftlichkeit ist der Neu-Kantianismus mit Kant, ist Husserl mit Descartes einig. Wie die Wissenschaften angewandt wurden, ob ihre Brauchbarkeit und Fruchtbarkeit auch schon ihre höhere Wahrheit verbürgten und nicht selbst wieder Zeichen der allgemeinen Unmenschlichkeit waren, darum hat sich die Philosophie ohnehin nicht gekümmert : sie war vornehmlich an der Methodenlehre der Wissenschaften interessiert. — Die kritische Theorie der Gesellschaft war zunächst der Ansicht, dass für die Philosophie nur die Verarbeitung der allgemeinsten Resultate der Wissenschaften übrig bleibe. Auch sie ging davon aus, dass die Wissenschaften zur Genüge ihre Fähigkeit gezeigt hätten, der Entfaltung der Produktivkräfte zu dienen, neue Möglichkeiten eines reicheren Daseins zu erschliessen. Aber während der Bund zwischen idealistischer Philosophie und Wissenschaft von Anfang an mit den Sünden belastet war, welche die Abhängigkeit der Wissenschaften von den bestehenden Herrschaftsverhältnissen mit sich brachten, ist in der kritischen Theorie der Gesellschaft die Lösung der Wissenschaften aus dieser Einordnung vorausgesetzt. So ist zwar die verhängnisvolle Fetischisierung der Wissenschaft hier im Ansatz vermieden, aber das enthebt die Theorie nicht einer ständigen, jede neue gesellschaftliche Situation berücksichtigenden Kritik der Wissenschaftlichkeit. Wissenschaftlichkeit als solche ist niemals schon eine Garantie für die Wahrheit, und erst recht nicht in einer Situation, wo die Wahrheit so sehr gegen die Tatsachen spricht und hinter den Tatsachen liegt wie heute. Nicht die wissenschaftliche Voraussagbarkeit kann ihre Zukünftigkeit ergreifen. Auch in der Entfaltung der Produktivkräfte und in der Entwicklung der Technik gibt es keinen ungebrochenen Fortschritt von der alten zur neuen Gesellschaft. Auch hier soll der Mensch selbst über den Fortschritt entscheiden, nicht „der" Mensch, von dessen geistiger und moralischer Erneuerung man die Planung der Planenden erwartet (wobei man übersieht, dass das einzige Planen, was gemeint ist, das Verschwinden der abstrakten Trennung des Subjekts sowohl von seiner Tätigkeit wie des Subjekts als allgemeinen von jedem einzelnen Subjekt voraussetzt), sondern der Zusammenschluss der die Veränderung herbeiführenden Menschen. Da es erst von ihnen abhängt, was aus Wissenschaft und Technik werden soll, können Wissenschaft und Technik nicht a priori als begriffliches Modell der kritischen Theorie dienen.

Die kritische Theorie ist nicht zuletzt kritisch gegen sich selbst, gegen ihre eigenen gesellschaftlichen Träger. Das philosophische Element innerhalb der Theorie ist eine Form des Protestes gegen den neuen „Ökonomismus" : gegen eine Isolierung des ökonomischen Kampfes, gegen die festgehaltene Trennung des Ökonomischen vom Politischen. Ihr ist schon früh entgegengehalten worden, das Entscheidende sei die jeweilige Lage der Gesamtgesellschaft, die Beziehungen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zueinander, die politischen Machtverhältnisse. Die Veränderung der ökonomischen Struktur müsste die Lage der Gesamtgesellschaft so verändern, dass mit der Aufhebung der ökonomischen Antagonismen zwischen den Gruppen und Individuen die politischen Verhältnisse in hohem Grade selbständig werden und die Entwicklung der Gesellschaft bestimmen. Mit

dem Verschwinden des Staates müssen dann die politischen Verhältnisse in einem bisher nicht gekannten Sinne allgemein menschliche Verhältnisse werden : die Organisation der Verwaltung des gesellschaftlichen Reichtums im Interesse der befreiten Menschheit.

Die materialistische Theorie der Gesellschaft ist ihrem Ursprung nach eine Theorie des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn sie einmal ihr Verhältnis zur Vernunftphilosophie unter dem Bild des „Erbes“ dargestellt hat, so hat sie sich die Erbschaft nach dem Status gedacht, wie er im neunzehnten Jahrhundert vorlag. An diesem Status hat sich inzwischen einiges geändert. Damals hat zwar die Theorie die Möglichkeit einer kommenden Barbarei tief genug in sich aufgenommen, aber näher als solche Möglichkeit erschien ihr die bewahrende Aufhebung dessen, was das neunzehnte Jahrhundert noch repräsentierte. Die Erbschaft sollte auch das retten, was die Kultur der bürgerlichen Gesellschaft bei allem Elend und aller Ungerechtigkeit doch für die Entfaltung und für das Glück des Individuums beigebracht hatte. Was schon erreicht war und was getan werden konnte, lag deutlich genug vor aller Augen ; der ganze Antrieb der Theorie kam aus diesem Interesse an dem Individuum, und es war nicht nötig, es noch philosophisch zu diskutieren. Die Situation der Erbschaft hat sich inzwischen gewandelt. Zwischen der bisherigen Wirklichkeit der Vernunft und ihrer Verwirklichung in jener Gestalt, wie die Theorie sie meint, liegt heute schon nicht mehr ein Stück neunzehntes Jahrhundert, sondern die autoritäre Barbarei. Mehr und mehr gehört jene aufzuhebende Kultur der Vergangenheit an. Überdeckt von einer Tatsächlichkeit, in der die vollständige Opferung des Individuums beinahe schon selbstverständlich an der Tagesordnung ist, ist diese Kultur schon so verschwunden, dass die Beschäftigung mit ihr nicht mehr eine solche des trotzigen Stolzes, sondern der Trauer ist. Die kritische Theorie hat es in bisher nicht gekanntem Masse mit der Vergangenheit zu tun, — gerade sofern es ihr um die Zukunft geht. — In einer veränderten Gestalt wiederholt sich gegenwärtig die Situation, welche die Theorie der Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert vorfand. Wieder liegen die wirklichen Zustände unter dem allgemeinen Niveau der Geschichte. Die Fesselung der produktiven Kräfte und die Niederhaltung des Lebensstandards kennzeichnen selbst die ökonomisch fortgeschrittensten Länder. Die Spiegelung, welche die zukünftige Wahrheit in der vergangenen Philosophie gefunden hat, zeigt Sachverhalte an, die über die anachronistischen Zustände hinausführen. So ist die kritische Theorie noch mit diesen Wahrheiten verbunden. Sie erscheinen in ihr als das Bewusstmachen der Möglichkeiten, zu denen die geschichtliche Situation selbst herangereift ist, und sie sind in den ökonomischen und politischen Begriffen der kritischen Theorie aufbewahrt.

Herbert Marcuse

Besprechungen.

Troisième centenaire du Discours de la Méthode.

Vorbemerkung. — Anlässlich des Erscheinungsjubiläums des Discours de la Méthode von Descartes sind zahllose Bücher und Artikel erschienen. Im folgenden werden einige davon besprochen, um unseren Lesern ein ungefähres Bild zu geben. Dass sich diese Literatur fast ausschliesslich jenseits der gegenwärtigen geschichtlichen Aufgaben bewegt, kennzeichnet die verschiedene Rolle der Fachphilosophie unserer Tage gegenüber dem Zeitalter Descartes'.

M. H.

I. Études sur Descartes. Revue de Métaphysique et de Morale. Librairie Armand Colin. Paris 1937. *(*352 *p.; fr. fr.* 30.—*)*

II. Numéro spécial consacré à Descartes. Revue Philosophique de la France et de l'étranger. Paris, mai-août 1937. *(*372 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

III. Hommage à René Descartes. Europe. Paris, juillet 1937. *(p.* 289-430 *; fr. fr.* 7.—*)*

IV. Autour du Discours de la Méthode. Archives de Philosophie, vol. XIII, cahier III. Gabriel Beauchesne et ses fils, Éditeurs. Paris 1937. *(*245 *p.; fr. fr.* 45.—*)*

V. Dem Gedächtnis an René Descartes. Erinnerungsgabe der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie; hrsg. v. C. A. Emge. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin 1937. *(*202 *p.; RM.* 14.—*)*

VI. Numéro spécial consacré à Descartes. Revue de Synthèse. Paris, avril 1937. *(*126 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

VII. **Brunschvicg, Léon,** *Descartes. Les Éditions Rieder. Paris* 1937. *(*97 *p.; fr. fr.* 25.—*)*

VIII. **Adam, Ch.,** *Descartes, sa vie, son œuvre. Boivin & Cie, Éditeurs. Paris* 1937. *(*178 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

*IX. Travaux du IXe Congrès international de Philosophie; publiés par les soins de Raymond Bayer, Études cartésiennes; fasc. I: Généralités. La métaphysique. (*180 *p.; fr. fr.* 20.—*); fasc. II: La méthode et les mathématiques. La morale et la pratique. Histoire de la pensée de Descartes. (*130 *p.; fr. fr.* 18.—*); fasc. III: Descartes dans l'histoire. Influences du cartésianisme. (*145 *p.; fr. fr.* 18.—*) Hermann & Cie, Éditeurs. Paris* 1937.

X. Correspondance de Descartes. Publié par Ch. Adam et G. Milhaud, t. I. Librairie Félix Alcan. Paris 1937. *(*477 *p.; fr. fr.* 80.—*)*

XI. Correspondance du Père Mersenne, publiée par Mme Paul Tannery, éditée et annotée par Cornelis de Waard, avec la collaboration de René

Pintard, t. II, 1628-1630. *Gabriel Beauchesne et ses fils, Éditeurs. Paris* 1936. *(705 p.; fr. fr.* 120.—*)*

La littérature que le troisième centenaire du Discours de la méthode a fait surgir en France impose par sa masse. Les communications relatives à Descartes envoyées au Congrès international de Philosophie remplissent trois volumes. La lecture de cette littérature laisse pourtant un sentiment de déception. Certes, la philologie cartésienne a approfondi notre connaissance des origines scolastiques de la philosophie moderne. On continue à discuter sur le Cogito, sur le Cercle, sur le réalisme et l'idéalisme des Méditations. Mais, au bout du compte, toutes ces discussions universitaires doivent se justifier par leur intérêt philosophique, faute de quoi elles ressortissent à la curiosité ou à l'érudition. Or, rares sont les critiques qui ont osé poser la question décisive : que représente Descartes ou la manière cartésienne de philosopher en 1937 ? On ne saurait faire à ce point de vue de distinction entre les milieux : le numéro spécial de la revue Europe, très médiocre, respecte les traditions académiques au moins autant que les publications techniquement philosophiques.

Nous envisagerons successivement la philologie cartésienne, puis les tentatives d'interprétation, voire d'appréciation du philosophe en lui-même ou par rapport au présent.

I. Le livre de M. Adam (VIII) est un agréable résumé de la biographie écrite pour l'édition classique, publiée jadis en collaboration avec Paul Tannery. La nouvelle édition de la correspondance que publie A. avec la collaboration de G. Milhaud n'ajoute pas grand chose à celle qui existe déjà. Elle a seulement le mérite d'être plus complète (par exemple, elle contient la correspondance avec Huyghens connue depuis une dizaine d'années seulement) et plus accessible à tous, puisque les lettres latines sont traduites et l'orthographe modernisée. La correspondance du P. Mersenne, que nous devons au labeur infatigable de Mme Tannery et dont les deux premiers tomes ont déjà paru, sera un instrument de travail indispensable, étant donné le rôle joué par le P. Minime dans les relations des savants du XVIIe siècle.

Plusieurs études relatives aux travaux scientifiques de Descartes sont instructives : celle de M. Loria (I, p. 199-220) qui énumère les découvertes mathématiques de Descartes et, en bon savant, regrette qu'il ne se soit pas tout entier voué au développement des mathématiques ; celles de M. Milhaud (IX, 2, p. 21-27), qui tâche de démontrer que la Géométrie n'est pas volontairement obscure et qui s'oppose à la thèse de M. Brunschvicg selon lequel l'idée essentielle de la Géométrie serait la réduction de l'espace aux rapports intellectuels des nombres. Nous rapprocherons les études de M. Enriqués (I, p. 221-235) et de M. Koyré (II, p. 149-204 et IX, 2, p. 41-46) sur Descartes et Galilée dont l'intérêt est moins de préciser les relations historiques des deux savants que de dégager et de confronter deux philosophies de la science. En dépit de la légende, Galilée n'est pas le positiviste par opposition au métaphysicien, il cherche l'essence de la chute des corps et il admet a priori l'évidence de la structure mathématique de l'univers. De même, en ce qui concerne le rôle de l'expérience, Galilée et

Descartes sont en gros d'accord, bien que le premier se contente de donner la formule mathématique de certains effets, sans prétendre ni à un système ni à la compréhension des principes premiers. Dans un remarquable article, Koyré explique la rencontre de Galilée et de Descartes dans l'erreur, l'un et l'autre ayant posé d'abord la proportionalité de la vitesse à l'espace et non au temps.

Les études de MM. Dreyfus Le Foyer (I, p. 232-284) et Mesnard (IV, p. 181-220) sur les conceptions médicales se complètent. Elles montrent le mélange de théories traditionnelles, comme celle des humeurs, et du mécanisme. L'un et l'autre étudient les rapports entre Harvey et Descartes. M. Dreyfus suit l'évolution des idées cartésiennes et note vers la fin une modification décisive : ce n'est plus tant la médecine qui doit faire progresser la morale que celle-ci qui suppléera aux insuffisances de la première. Si l'on ne parvient pas à prolonger la vie, on peut apprendre du moins à bien mourir.

Signalons encore l'article de M. Labérenne (III, p. 364-383) sur les trois Essais joints au Discours, de M. Schrecker (II, p. 336-367) sur la logique, qui pose à partir de la pensée cartésienne le problème encore actuel du passage de la logique ou des mathématiques au réel (le Cogito est le fait dont l'aperception transforme la science déductive en science réelle et positive).

Les rapports du cartésianisme et de la scolastique, mise à part la communication de M. Eibl (IX, 3, p. 17-24) qui rattache Descartes aux nominalistes français du XIVe siècle, ne font l'objet d'aucune étude, comme si, par son succès même, cette recherche avait lassé la curiosité. En revanche, nous trouvons comme dans tous les séminaires de philosophie des commentaires sur les points traditionnellement controversés : problème du cercle (II, p. 205-225), du doute et de la création éternelle (Bréhier, II, p. 15-29, Gouhier, IX, 1, p. 69-73, Löwith, IX, 1, p. 74-79), etc. Signalons encore les bibliographies rassemblées dans la Revue de Synthèse (VI, p. 67-114) sur la littérature cartésienne au XXe siècle en France, Italie, Allemagne, Pologne, Angleterre et Pays-Bas.

Certaines études dépassent déjà l'érudition dans la mesure où elles suggèrent une interprétation nouvelle ou du moins mettent en lumière un aspect plus ou moins négligé de la doctrine. La communication de M. Olgiati (IX, 1, 105-110) nous renvoie au livre récemment publié par cet auteur dans lequel il caractérise la théorie de la connaissance de Descartes comme un phénoménisme rationaliste : ce qui apparaît clairement et distinctement à la pensée coïncide avec la réalité ontologique. M. Keeling (I, p. 63-99 et IX, 2, p. 3-8) utilisant en particulier les textes des Regulæ comprend le cartésianisme comme un réalisme. Idée et réalité ne font qu'un dans le cas des natures simples. C'est à partir de ce contact avec la réalité que se développe la connaissance représentative.

L'étude de M. Laporte n'a pas seulement le mérite de préciser les divers aspects de la conception cartésienne de la liberté, elle démontre sur un point décisif, contre M. Gilson, que Descartes n'a nullement emprunté, au gré des circonstances, tel ou tel thème aux philosophies classiques, mais qu'il a une philosophie originale. „Le fond de la liberté chez l'homme

comme chez Dieu c'est le pouvoir, illimité en tant qu'il échappe à toute contrainte, de causer ses propres actes". La liberté humaine est „la réfraction de la liberté divine dans une nature soumise à ces conditions de dépendance, de multiplicité, de matérialité et de durée qui sont les nôtres". Or la liberté, par l'intermédiaire du doute, est la condition de la science ; bien utilisée, elle mène à la sagesse et au souverain bien.

II. Il serait inexact d'imaginer que l'école dont M. Gilson est le représentant le plus célèbre a eu pour seule intention de rapprocher Descartes de ses ancêtres scolastiques. Tout le monde admet que la pensée de Descartes sort partiellement de la pensée médiévale; ce qui est objet de discussion, c'est la valeur propre de la philosophie cartésienne que beaucoup ont tendance à réduire parce qu'ils ne voient que le physicisme combiné avec des thèses traditionnelles.

M. Chevalier (IV, p. 1-13 et IX, 1, p. 17-22) est presque le seul aujourd'hui parmi les interprètes catholiques à admettre que la philosophie cartésienne est essentiellement religieuse et chrétienne. Dans les études de Labertonnière dont il a été rendu compte ici même, Descartes est attaqué et condamné parce qu'il était préoccupé d'abord de science et de la conquête de la nature : la rupture de l'unité de l'homme en lui-même et avec le monde, la relative indifférence aux problèmes de la destinée spirituelle, tels seraient les crimes de Descartes. D'un autre biais, Maritain décèle en Descartes le péché d'angélisme, l'orgueil de l'homme qui oubliant la finitude de son esprit attaché à un corps prétend saisir par une intuition pure les principes constitutifs de l'être. Même celui qui a le plus profondément analysé les sources scolastiques du cartésianisme, tend surtout à dévaloriser l'originalité philosophique de Descartes ; pour M. Gilson, en effet, la physique commande toute la métaphysique (doute, cogito, Dieu, dualisme des substances, théorie des idées claires).

Les interprètes rationalistes de Descartes insistent encore davantage sur le mathématicien et le physicien ; mais, de plus, ils tentent de montrer que la métaphysique des idées claires et la morale de la générosité, dans leur signification authentique, sont non pas des reprises ou des transfigurations de conceptions antérieures, mais une philosophie moderne, rationaliste et humaniste, qui correspond au renouvellement apporté par les sciences positives et qui se confond, bien comprise, avec la philosophie vraie. Le Dieu de Descartes est-il le Dieu des chrétiens, retrouvé par des procédés que Descartes croit analogues à ceux des mathématiques, ou n'est-il au fond, comme le suggère M. Brunschvicg (VII), que „la pensée elle-même capable de soutenir effectivement l'univers mathématique", moins l'homme que Dieu, „l'âme humaine en tant que Dieu par son idée est antérieurement présente à cette âme".

L'opposition des interprétations rationaliste et chrétienne reproduit donc exactement celle des philosophies rationaliste et chrétienne dans la pensée française actuelle. Sagesse humaine, fondée sur les sciences de la nature et aboutissant à une attitude scientifique dans l'existence entière, substitut et héritière de la sagesse chrétienne : le rationalisme laïque et scientiste a encore aujourd'hui pour adversaire, comme il a pour ancêtre, le catholicisme.

Le rationalisme français qui toujours se réclame de Descartes prend des formes diverses. M. Brunschvicg expurge, si l'on peut dire, le cartésianisme historique : beaucoup de thèses, parties intégrantes du système, seraient infidèles à l'idée cartésienne, par exemple la création des vérités éternelles, l'union substantielle de l'âme et du corps, la conception de trois substances, la physique des Principes, qui, en l'absence du calcul, s'abandonne inévitablement à l'intuition imaginative, même les démonstrations de l'existence de Dieu si celui-ci est conçu comme un Être transcendant. Le Descartes que nous présente M. Brunschvicg est avant tout le mathématicien qui, par la réduction de la géométrie à l'algèbre, révèle à l'esprit sa capacité de vérité et de réalité, le philosophe qui „de la perspective illusoire de l'individu sur la nature et sur Dieu mène à la perspective de vérité qui doit être à la fois intime et universelle". Le Descartes d'Alain (VI, p. 78-80 et Idées, Paris 1932) serait rationaliste aussi, mais d'autre manière, plus moraliste, plus soucieux de sagesse quotidienne, plus volontariste encore qu'intellectualiste. Le Descartes des revues d'extrême gauche, le Descartes de Maxime Leroy, est le père de l'esprit de doute, de critique, de liberté individuelle, mais cette interprétation reste dans la suite de l'interprétation traditionnelle, encore que l'on insiste davantage sur la puissance révolutionnaire du philosophe, sur ses préoccupations pratiques et moins sur sa métaphysique. En d'autres termes, les interprètes de gauche, qu'ils soient libéraux ou socialisants, admettent comme évidente, dans leur compréhension du cartésianisme, la continuité rigoureuse des diverses formes de progressisme, ils prétendent tous tirer de la raison scientifique telle qu'elle s'exprime dans les sciences de la nature, une philosophie complète de la raison.

Les études allemandes ont du moins le mérite de poser les problèmes, celles du numéro spécial des Archiv für Rechts-und Sozialphilosophie, celle de Jaspers, parue dans la Revue Philosophique. Parmi celles-là, nous relèverons celle de M. Gehlen (V, p. 37-47). Père de la philosophie moderne, Descartes est condamné en même temps que celle-ci. Il est révolutionnaire et peut-être déjà incroyant, il a séparé l'homme du monde. La conquête de la nature a mené l'humanité européenne au bord de la catastrophe. Il est vrai que les autres études ont un caractère tout différent, celle de M. Burkamp semble anti-cartésienne (dans sa conception du moi), mais sur un plan de philosophie académique. M. Heyde s'efforce de justifier le dualisme cartésien, M. Katkov compare Descartes et Brentano et surtout l'un et l'autre à Husserl. Il critique la théorie du Cogitatum, du Noema, qui rend possible la phénoménologie transcendentale et supprime la distinction entre observation intérieure (qui est réflexion) et observation extérieure.

Nous ne retrouvons les problèmes décisifs que dans l'article de Jaspers, qui ne condamne pas la civilisation moderne, mais certaines déformations de cette civilisation dont Descartes est un exemple et peut-être l'origine. D'où la violence de la critique. Violence sympathique au premier abord, tant elle tranche avec les éloges conventionnels, mais irritante à une lecture plus attentive, car elle témoigne d'une certaine incompréhension de l'homme, de la personnalité plus encore que de la théorie, incompréhension qui tient sans

doute moins à un manque de familiarité avec l'œuvre de Descartes qu'à l'antipathie qu'éprouve manifestement Jaspers à l'égard de l'attitude rationaliste.

Nous n'insisterons pas sur certaines inexactitudes, comme l'opposition entre la philosophie scientifique de Descartes et celle de Galilée. Le positivisme est toujours une doctrine tardive, les fondateurs de la science moderne avaient tous une métaphysique de la nature. D'autre part, Jaspers renonce trop vite à saisir l'unité de l'homme et de la doctrine morale. Il ne se donne pas la peine d'approfondir les relations de l'expérience vécue à la vérité philosophique dans une doctrine rationaliste.

Si nous considérons l'essentiel, nous n'objecterons pas à Jaspers qu'il juge Descartes par rapport à une doctrine admise pour vraie, à savoir la sienne, mais cette doctrine, dans cette épreuve, révèle son insuffisance. Jaspers reproche à Descartes de concevoir la philosophie sur le modèle des sciences de la nature et de viser à un système de vérités scientifiques qui donnerait à la science la forme d'une philosophie totale. Ces deux reproches nous paraissent tous deux justifiés en eux-mêmes. Mais comment, à partir d'une réflexion formelle sur toutes les existences, Jaspers peut-il critiquer une existence ? Comment, s'il ne donne pas sa doctrine pour vraie, peut-il réfuter les autres doctrines ? Et surtout, le refus de toute perspective historique incite à se demander si la philosophie peut être ainsi séparée de son histoire et de l'histoire.

Certes, Jaspers esquisse aussi une interprétation historique, la déformation dogmatique des sciences naturelles serait la source de l'incroyance et du positivisme. Dans cette direction, il serait possible d'analyser la signification actuelle de Descartes, si éloigné de notre situation. A lire la littérature cartésienne du troisième centenaire, on mesure et l'impuissance du rationalisme scientiste et la pauvreté dangereuse d'un anti-rationalisme qui négligerait les sciences de la nature, donnée fondamentale de notre civilisation autant que de notre pensée, ou qui méconnaîtrait au profit d'expériences incommunicables le pouvoir de la raison. Il ne devrait pas être impossible de renouveler le rationalisme en le rattachant à l'existence concrète et à l'histoire. Peut-être suffirait-il de se rappeler que le rationalisme moderne remonte à Hegel en même temps qu'à Descartes. R. Aron (Paris).

Philosophie.

Krieck, Ernst, *Völkisch-politische Anthropologie. Erster Teil : Die Wirklichkeit. Zweiter Teil : Das Handeln und die Ordnungen. Armanen-Verlag. Leipzig* 1937. *(*119 *S.,* 172 *S. ; RM.* 3.—, *RM.* 4.20*)*

Haering, Theodor, *Was ist deutsche Philosophie ? W. Kohlhammer. Stuttgart und Berlin* 1936. *(*26 *S. ; RM.* 1.—*)*

Wundt, Max, *Die Ehre als Quelle des sittlichen Lebens in Volk und Staat. Hermann Beyer & Söhne. Langensalza* 1937. *(*52 *S. ; RM.* 1.20*)*

„Wenn heute die studentische Jugend immer wieder erklärt : es wird uns nichts geboten, es ist nichts da, wir stehen allein, so muss dem entgegengehal-

ten werden : mit diesem nachgerade stereotyp gewordenen Reden schädigt ihr die national-sozialistische Wissenschaft und Hochschule zu unrecht vor dem In- und Auslande." So warnt Krieck und liefert in Eile zwei Bände seiner All-Philosophie. Er unternimmt nicht mehr und nicht weniger, als mit der gesamten Philosophie von Thales an „aufzuräumen" und die „neue Wesensmitte" zu „umreissen". („Aufräumen" — „Wesensmitte" : diese Kreuzung von Kasernenton und George durchzieht das ganze Buch.) Dieses Aufräumen sei nötig, weil die gesamte Philosophie einem Allmechanismus gehuldigt habe. Diesem sei endlich die Allbiologie entgegenzustellen, die nun nicht ein einzelnes Feld zu bearbeiten habe, sondern alles. Die Welt. Denn die Welt lebe. Diese lebende Welt wird dann enthusiastisch als ungeheurer Kampf ums Dasein, als masslose gegenseitige Auffresserei und Vermischung gepriesen. Alle Unterschiede — zwischen Organisch und Anorganisch, zwischen Leben und Tod, zwischen den Spezies der Lebewesen — werden annulliert. Diesen pot de promiscuité „Sein" zu nennen, sei „trocken", „idealistisch", „unvital" und (mit einem Stich gegen Heidegger) „ontologisch". Er könne eben nur „Leben" genannt werden.

Trotz K.s anpassungsfähiger Rapidität ist diese orgiastische Einleitung, diese Darstellung, die als Lebenskategorien letztlich nur Zeugen, Stoffwechsel, Wuchern und Verwesen kennt, zu spät gekommen. Nach dem Siege ist sie nicht mehr nötig. Nunmehr kann sich der Philosoph auf das Subjekt dieses Lebens konzentrieren. Es heisst „Organismus" und ist primär auffindbar in der Form des „Volksorganismus". Dieser Begriff wird nun von K. als „Erlösung", „Durchbruch" und eigene Tat gefeiert. Unnötig zu sagen, dass er seit Schelling, also heute genau seit 137 Jahren, immer wieder auftaucht, dass er hundertfach von Wissenschaftlern jeder Provenienz als anthropologische Metapher bekämpft wurde und dass hundertfach zugestanden wurde, dass mit dieser Bekämpfung das im Naturrecht formulierte Verhältnis von einzelnem und Gemeinschaft durchaus noch nicht bejaht sei. Irgend etwas muss K. davon haben läuten hören. Denn er begegnet möglichem Widerspruch im voraus : wir Menschen fassten uns selbst nur deshalb als Organismus auf, weil wir Ausflüsse des Gesamtorganismus (Welt) und der Organismen höherer Ordnung seien. Diese nach dem Ebenbild des Menschen, also als Organismen zu betrachten, sei daher in Wahrheit nicht nur ein zulässiger, sondern ein geradezu gebotener Rückschluss. Diesem Argument steht der Betrug auf der Stirn geschrieben. Versteht man freilich unter „geboten" nicht logischen Zwang, sondern politischen, dann hat K. doppelt recht. Denn die Dekretierung des Volksorganismus ist geboten : a) durch das Interesse des totalen Staates, der die Menschen zu blossen „Gliedern" macht und dem alles daran liegt, die Opferung des Individuums dadurch zu legitimieren, dass er sie dem „natürlichen Wesen des Volkes" in die Schuhe schiebt ; b) durch den Begriff der Wirtschaftsautarkie, die sich in der Volksmonade gewissermassen eine biologische Unterlage aneignet. „Organismus" wird nunmehr nämlich, ungeachtet der Tatsache, dass diese Bestimmung für den Organismus im üblichen Sinne überhaupt nicht zutrifft, als dasjenige Seiende definiert, das alles ihm und seinen Gliedern Nötige in sich und aus sich selber erzeuge ;

eine Definition, die offensichtlich ausser dem autarken Staate überhaupt nichts trifft.

Es mag überraschen, dass diese Autarkielehre viel detaillierter durchgeführt wird, als es interessemässig notwendig erscheint ; vielleicht will sich die Ideologie doch noch das gute Gewissen der „reinen Forschung" verschaffen. Als Beispiel einer Detailausführung möge die Erkenntnistheorie der Autarkie dienen. Diese Theorie, zusammengeflickt aus Fetzen der Wissenssoziologie und der Plotin-Goethischen Identitätslehre („Wär' nicht das Auge sonnenhaft"), versichert, dass Erkenntnis sich nur innerhalb der autarken Organismen (also der Volksleiber) vollziehe, damit eo ipso kollektiv sei, und dass nur, was gleicher Natur sei wie der Erkennende, erkannt werden könne. Was ist nun aber „gleicher" Natur ? Die Glieder des gleichen Organismus. Wäre K. konsequent gewesen, so hätte er argumentieren müssen : so wie das Ohr das Knie erkennt und der Arm die Leber, aber ausserhalb nichts.... so erkennt „der Deutschrassige nur das Deutschrassige". Aber der Vordersatz fehlt. Der Nachsatz ist aus mehreren Gründen brauchbarer. Denn a) bringt er, da nicht das Ich schlechthin, sondern allein das rassisch-bedingte Ich erkennt, die Theorie up-to-date der „Erkenntnisrelativierung" ; und b) erreicht K. damit das moderne Niveau des Antiidealismus : denn das Sein (Deutschsein) bestimmt das Bewusstsein. Diese Formulierung taucht fast wörtlich auf. Alles, was den Menschen ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu ihrem Volksorganismus, also ausserhalb der Grenzen, gemeinsam ist, alles, was politische Gemeinsamkeit konstituieren könnte, wird als blosser „Schall", als „Wort" lächerlich gemacht. Dazu gehören in erster Linie die Ideen der Humanität, der Kultur, des Katholizismus, der Menschheit, aber auch der Technik und der Unendlichkeit. Solcher Nominalismus ist nur die logische Form des Anti-Internationalismus. Sein Bemühen, jedem Allgemeinen Realität abzusprechen, ist bis ins sprachliche Detail hineinzuverfolgen.

Damit wäre „der Aufbruch eines neuen Menschenbildes" „umrissen". Solches Bild habe man nun „von oben nach unten" zu betrachten, sofern man nicht dem „Sündenfall des Zergliederns" verfallen wolle. Denn nur vom Führer aus werde das Spezifische des Menschen wirklich sichtbar ; er allein gebe diesem, was ihn vor dem Tiere auszeichne : Schicksal, Aufbruch, Offenbarung, und wie die von überall her zusammengerafften Kraftworte der Feierlichkeit alle heissen mögen. Christus geht mit dem Völkischen eine dunkle Vermischung ein, Gott wird der Erde gleichgesetzt, offenbart sich, bricht auf, entlädt sich in der geschichtlichen Bewegung. Letzteres freilich nicht stetig, sondern nur zuweilen ; sondern nur heute. Denn für K. ist nicht, was ist, sondern was gerade los ist, vernünftig. Kurz : Gott offenbart sich in der nationalsozialistischen Bewegung, und was das dritte Reich bringen wird, mag das sein, was die Offenbarung der Ur-Evangelien gemeint hatte. Jene „Engerlinge und Maulwürfe" dagegen, die „stänkern, nörgeln und maulen", haben Irdisches (nämlich das Testament!) zu ihrem Gotte gemacht, anstatt den im „Aufbruch" direkt sich offenbarenden Gott zu erkennen : so sind sie Heiden geworden und der Sünde verfallen.

Auf dieser Grundlage erhebt sich nun im zweiten Band die Theorie der Praxis. Zunächst denunziert K. den Marxismus ganz und gar, um ihn

dann um so ausgiebiger auszurauben. Erst sieht er Marx den Kampf gegen den Idealismus ab ; dann rechnet er den Marxismus dem Idealismus selbst zu : Idealismus habe die Welt auf den Kopf gestellt (sic !) durch stete Anwendung der Vernunft. Die unradikale Spielart des Idealismus habe ein „Sollen" erfunden ; die radikalere „zur vollkommenen Entfaltung im Raume des Ungehemmtseins" aufgereizt. Das natürliche Subjekt der Freiheit, den Führer, hätten beide schnöde unterschlagen. Denn wer handle, sei in Wahrheit der Führer ; er, immer und grundsätzlich revolutionär, schaffe erst die Gesetze, die Massstäbe seien. Dieses Schaffen sei die höchste Form menschlicher Tätigkeit. An zweiter Stelle stünden die „Berufe", deren Inhaber zwar nichts über den Volksorganismus im ganzen zu entscheiden hätten, aber immerhin neuen Einzelsituationen verantwortlich gegenüberstünden. Was K. sich bei dieser Gelegenheit noch einmal an Nominalismus leistet, übertrifft alles vorherige um ein vielfaches. Auf den ersten Blick, so argumentiert er nämlich, schiene Beruf etwas zu sein, was es überall gäbe, unabhängig und gleichartig in den einzelnen Volksorganismen : Arzt oder Lehrer erschienen dem naiven Blick als Urberufe. Dem sei durchaus nicht so. Ein Arzt oder Brückenbauer in Deutschland sei etwas total anderes als in Frankreich oder in Amerika. Fremde Technik sei fremd wie fremde Seele. Die Internationalität der Wissenschaft und Technik (die ja schliesslich keine nur ausgedachte ist, sondern besteht) empört ihn so sehr, dass er sich zu dem Glauben zwingt, jeder Schamane habe innerhalb seiner „Gliedschaft" ebenso erfolgreich medizinisch praktiziert wie etwa ein heutiger Arzt in Deutschland. Hippokrates und Paracelsus seien durch die heutige Medizin durchaus nicht überholt. Und mit Genuss zitiert er die angeblich rechtmässige Weigerung des Hippokrates, Perser zu behandeln, die nicht nur Feinde des griechischen „Organismus" gewesen seien, sondern sogar eine „andere Gesundheit" gehabt hätten. — Die dritte Form der Praxis schliesslich sei kein Handeln, auch kein halbfreies Handeln wie das der Berufe, sondern sei „geregeltes Tun" und heisse Arbeit. Diese gehöre den Arbeitern. Dass das Wort „geregelt" im höchsten Grade schillert (zugleich Mechanisiertheit und völlige Unfreiheit der Arbeitsbedingungen meinen kann), ist für K. gewiss kein Nachteil.

Haering beginnt mit den (in der Tat schlechthin deutschen) Fragen : „Was ist Deutsch ? Was ist Deutsche Philosophie ?" Deutschtum besteht nach ihm in etwas derart Spezifischem, dass schon die Griechen sich gezwungen sahen, dafür einen eigenen Terminus zu erfinden, nämlich in der Synthese. Im Unterschied zu (wörtlich) westlich-marxistisch-liberalem Geist bestehe das Deutsche in dem „wundersamen" Phänomen der Überwindung der Monismen : in Real-Idealismus, in „Anerkennung von Weingärtnern und Professoren" (wobei jeder bei seinem Leisten zu bleiben habe), in „besinnlichem Heroismus", in „freier Hingabe", in Nationalem Sozialismus. Was andere Völker partikular produzierten, stelle der Deutsche synthetisch dar. Das mache die unbestreitbare Superiorität seines Typus aus. Nur Griechentum und Christentum haben Analoges gekannt. In der Tat stehe deutscher Geist zum christlichen in einem Verhältnis „prästabilisierter Verwandtschaft". Freilich einer „prästabilisierten" ; ohne Import und bei Wahrung der Autarkie wäre es offenbar auch gegangen.

„Ehre“ heisst es bei Wundt, „ist keine besondere Tugend neben anderen, sondern sie drückt den Wert des Menschen... überhaupt aus.“ Werde sie abgeschnitten, so sei Kampf nötig. Im Kampf bewahre und bewähre sie sich. — W. behandelt die Ehre (implicite auch dort, wo er über nationale Ehre spricht) als Standesehre; je höher der Stand, desto höher habe sein Ehrgefühl zu sein, desto höher habe er geehrt zu werden. Freilich auch „unten“, bei Gaunern und bei Arbeitern, sofern diese bei ihrem „selbstgewählten“ Beruf ausharrten, gebe es so etwas wie Ehre: denn „Treue“ sei „stets das Mark der Ehre“. Dass dieser Spruch von düsterster Zweideutigkeit ist, so lange unausgemacht bleibt, wer wem die Treue zu halten hat, beweisen W.s nächste Ausführungen. Der Zusammenschluss der Arbeiter sei nämlich grundsätzlich, was die Ehre betreffe, irregeleitet gewesen: er sei stets — und das sei eben der Tod der Ehre gewesen — auf Materielles, auf Lohnverbesserung aus gewesen statt auf das Wesentliche. Was ist das Wesentliche nach W.s obiger Bestimmung? Kampf, sobald die Ehre abgeschnitten sei. Diese Definition hat W. plötzlich vergessen. Offenbar gilt sie nicht für jedes Subjekt der Ehre. Die Ehre der Arbeiter hätte in „Treue“ bestehen müssen. Freilich nicht in Treue zum „Wert des eigenen Lebens“, sondern in Treue zu dem Betrieb, in dem sie arbeiteten. Hielten die Arbeiter diese Treue, so dürften sie freilich zum Danke auch nicht zu Sklaven der Maschinen gemacht werden. Denn Sklaven hätten überhaupt keine Ehre. Technische Vorschläge zu solcher Entsklavung macht W. nicht.

Vierundzwanzig Seiten später sieht das Verhältnis von „Materiellem“ und Ehre bemerkenswert anders aus. Während nämlich das Materielle (als Ziel) „unten“ den echten Ehrbesitz unterbinde, sei es (als Faktum) „oben“ ein wahrer Segen. Es sei nämlich im Interesse der Ehre „ungemein wichtig“, dass es „durch eigenen Besitz unabhängige Menschen“ gebe; solche nämlich, die es nicht nötig hätten, durch materielle Interessen zur Ehrlosigkeit verführt zu werden; sie seien dann eben „selbständig“ in doppeltem Sinne. Ehre scheint also, wenn wir W. recht verstehen, etwas zu sein, was man sich leisten können muss, und die besitzende Schicht ist auch ihr Eigentümer. Günther Stern (New York).

Philosophy and History. Essays presented to Ernst Cassirer. Edited by Raymond Klibansky and H. J. Paton. Oxford University Press. London 1936. *(XII u.* 360 *S.;* 25 *s.)*

Der Sammelband, Ernst Cassirer zum sechzigsten Geburtstag überreicht, gibt eine instruktive Übersicht gegenwärtiger geschichtsphilosophischer Tendenzen. Es wird eine Plattform der erstaunlichsten Breite erstellt; Autoren nicht bloss disparater historischer Lehrmeinungen, sondern auch real widersprechender politischer Haltung sind aufgenommen, als seien ihre Differenzen bloss solche der akademischen Diskussion. Ein Beitrag von Groethuysen steht vor einem des italienischen Staatsphilosophen Gentile; der Neoscholastiker Gilson findet Platz so gut wie die logische Positivistin Susan Stebbing; Essays, die gegen die Verdinglichung der Gegenstandsbereiche Natur und Geschichte angehen, kontrastieren zu einer ausführlichen

Arbeit von Ortega y Gasset, in der eben diese Differenz zu ontologischem Range erhoben ist. Das Millennium der Gedankenfreiheit scheint angebrochen. Gemeinsam ist den Beiträgen einzig eine im weitesten Sinne — der Anthropologie und Phänomenologie einschliesst — idealistische Gesinnung und ein gewisser apologetischer Grundzug.

Zum einzelnen soviel : Der Aufsatz „The Historicity of things" von S. Alexander kommt aus der Hegelschen Tradition des englischen Idealismus. Er stellt sich das Problem, wie Historizität die philosophische Wahrheit affiziere, und erreicht, echt hegelisch, einen Grenzpunkt des Idealismus mit der These, die Kategorien der Erkenntnis seien objektiv und nicht subjektiv auf Grund ihrer historischen Konstitution. Diese These wird in den Idealismus zurückgerufen durch ihre Deutung : die konstitutive Funktion, die gemeinhin der Subjektivität zugesprochen werde, komme der Zeit zu. Im weiteren wird versucht, die Kausalität durch Berufung auf unmittelbare Erfahrung vor den Angriffen der modernen Physik zu retten, überhaupt die tradierten Kategorien durch ihre „historische" Fassung sicherzustellen. — Brunschvicg erörtert das Verhältnis von „History and Philosophy" und verdammt unterschiedslos alle grossen geschichtsphilosophischen Entwürfe — ausdrücklich und nebeneinander Comte, Hegel, Spencer, Marx, Nietzsche und Sorel — als mythologisierende Vorläufer des totalitären Denkens. Die „mythologische" Konzeption von Geschichte nach dem Modell von Natur sei überholt durch die moderne Anschauung der Natur als historisch. Die Intention des Beitrags ist antisystematisch ; sie geht auf Schliessung des Bruchs von Geschichte und Naturwissenschaft. — Die Arbeit „Concerning Christian Philosophy. The distinctiveness of the philosophic order" von Etienne Gilson zählt fraglos zu einer der wichtigsten des Bandes. Mit ausserordentlicher Bravour wird die These verfochten, es sei das Wesen der scholastischen Philosophie mit den modernen Wissenschaften vollvereinbar — vereinbarer als der Cartesianische Rationalismus. Die übliche Auffassung, der mittelalterliche Aristotelismus habe die Begriffe — die „Formen" — verdinglicht, wird auf den Kopf gestellt : „It was not St. Thomas who thingified concepts, but Descartes ; and he could not avoid it once he began to raise our concepts to the status of Ideas." Eine eindringliche Descartesanalyse datiert die idealistischen Antinomien auf diesen zurück. Bei der späteren Durchführung der Kritik im Bereich der praktischen Philosophie gewinnt Gilsons restaurative Tendenz die Oberhand ; die Scheidung von Organisch und Anorganisch ist unreflektiert übernommen, und gegen den Idealismus wird, wie in Schelers katholischer Periode, der ordo als Heilmittel aufgerufen. — Groethuysen legt das alte Γνῶθι σάυτόν existentiell aus, mit dem dialektischen Motiv, dass die „Frage nach dem Menschen" von der „Frage nach mir" emanzipiert werden soll ; wobei — wie für die Irrationalisten — die Reflexion sich als Selbstentfremdung des Menschen bestimmt, die durch Kunst und Religion korrigibel sei. „Anthropological Philosophy" wird erläutert als Interpretation des „Gesprächs des Menschen mit sich selbst" in Philosophie, Kunst und Wissenschaft. — Die Arbeit „The transcending of time in History" von Gentile exponiert einen gewalttätigen Idealismus. Seinen totalitären Zug dankt dieser Idealismus Hegel; seinen subjektiv-„dynamistischen" Fichte ; beide sind einer hitzig-

paradoxalen Rhetorik dienstbar gemacht, die sich möglicherweise an Pirandello schulte. Die Wirklichkeit sei „Geist als freie Tätigkeit“ und damit Geschichte : der radikal-historische Charakter wird nicht bloss menschlichen Schöpfungen, sondern der Bedingung der Möglichkeit der Existenz von „Geist“ selber zugeschrieben : Geschichte wird zum Hegelschen „Absoluten“, frei von Reflexionsbestimmungen. Dabei erhält sich, dem Idealismus zum Trotz, eine merkwürdig naiv-realistische Zeitmetaphysik. Die ideologische Brauchbarkeit der Theorie liegt darin, dass historisches Wissen sich nicht auf „Fakten“, sondern absolute Aktualitäten beziehen soll ; dass die zeitliche Ordnung in ein Relationssystem zur Aktualität transformiert wird ; mit anderen Worten, dass der aktuelle politische Zweck, in sophistischer Überspannung des idealistischen Motivs, über die objektive historische Wahrheit objektiv entscheiden soll. Nichts könnte die barbarische Inhumanität dieser Geistesphilosophie drastischer enthüllen als ihre Geste wider die Erinnerung, das rettende Motiv der Geschichtsschreibung : „a world remembered, like the world of dreams, is nothing ; and remembering no better than to dream.“ Das historische Führerprinzip aber lautet : „The historian, in short, knows well enough that the life and meaning of past facts is not to be discovered in charters or inscriptions, or in any actual relics of the past ; their source is in his own personality.“ Man möchte ihr nicht ausgeliefert sein. — Theodor Litt diskutiert anregend das Diltheysche und südwestdeutsche Problem des Verhältnisses von Allgemeinbegriff und individuellem Sein als eines der Sprache des Historikers, die Eigennamen und allgemeine Bedeutungen benutzt, und betont richtig, dass das „Allgemeine“ schon im Rickertschen und Diltheyschen Individuellen enthalten sei (nämlich, so wäre zu interpretieren : als dessen gesellschaftliche Bedingung). Das Allgemeine wird aber als vorgegeben ontologisiert und schliesslich identitätsphilosophisch interpretiert. Fruchtbar ist ein Beitrag zur Urteilslehre. Im übrigen zeigt sich an der Littschen Arbeit, wie nahe sich heute Phänomenologie und Lebensphilosophie gekommen sind. — Wie Gentile vertritt der Aufsatz von Fritz Medicus „On Objectivity of Historical Knowledge“ einen intransigenten Idealismus ; jedoch mit politisch umgekehrtem Akzent und wirklicher Treue zum humanistischen Impuls : Garant historischer Objektivität ist ihm nicht die „Persönlichkeit“ des Historikers, sondern die „Idee der Humanität“. Gut kommt heraus die historische Bedingtheit der angeblich zeitlosen mathematischen Naturwissenschaften. — In einem kurzen Artikel führt Lévy-Bruhl Gründe für die antihistorische Haltung des Cartesianismus auf : den niedrigen Stand der historischen Wissenschaft zu Descartes' Zeit ; den Zusammenhang der Geschichtswissenschaft mit dem von Descartes bekämpften Autoritätsprinzip, nämlich der Funktion der Historiographie als Hilfswissenschaft zur Herstellung autoritärer Texte ; endlich den Cartesischen Wahrheitsbegriff selber, der intuitio und demonstratio als einzige Rechtsquellen gelten lässt. — Aus dem engeren Kreis der Bibliothek Warburg, die die Publikation unterstützt hat, kommen zwei gelehrte Untersuchungen zur Allegorik. In einem schönen Beitrag behandelt Erwin Panofsky Ursprung und Bedeutung der allegorischen Beschriftung Et in Arcadia ego, den Bedeutungswechsel der Idee des Arkadischen selber und endlich Poussin und Watteau als die

entscheidenden Maler des Arkadischen. Die Vorstellung von Arkadien als der bukolischen Urheimat schöner Liebe geht auf die Vergilischen Eklogen zurück, in denen der Schauplatz des Schäferglücks vom nahen Sizilien in die Ferne der — in Wahrheit unwirtlichen — hellenischen Landschaft verlegt wird. Die allegorische Brechung des arkadischen Glücks durch das Bild des Todes, die die späteren Darstellungen beherrscht, ist selber bereits vergilisch. Die eigentliche Entdecklung Panofskys ist zunächst philologischer Art : Et in Arcadia ego kann grammatisch nicht, wie bei Schiller, „Auch ich war in Arkadien geboren" bedeuten, sondern einzig : „auch (= sogar) in Arkadien bin ich (scil. der Tod)" ; damit ist der Spruch nicht dem Verstorbenen, sondern der Allegorie des Todes selber zugewiesen. Daran schliesst sich die subtilste ikonographische Deutung an. Es ist geschichtsphilosophisch relevant, dass die falsche Lesung des Textes genau mit dem Verfall der Allegorese koinzidiert. Der Verfall der Allegorese wird zum Kanon der geschichtsphilosophischen Interpretation der arkadischen Maler des Poussinschen „Platonismus" und der trügenden serenitas Watteaus. Dessen Auffassung enthält Analogien zu Mozart, die das genaueste Durchdenken verdienen. — Der Aufsatz von Edgar Wind richtet sich prinzipiell gegen die in Deutschland übliche Sonderung der historischen „Geisteswissenschaften", indem er an konkreten Punkten, wie der Funktion der „Störung", Übereinstimmungen der geistes- und naturwissenschaftlichen Methode dartut. Die Tendenz geht auf eine Art Ehrenrettung des Positivismus vor dem Forum der literae humaniores. — Aus dem Nachlass Gundolfs gibt es die Einleitung eines Buches über deutsche Historiographie. Diese wird der Literatur so gut wie der Wissenschaft zugerechnet. Im übrigen ist vom angeblich ewigen Kampf von Intuitionismus und Positivismus in der Geschichtsschreibung die Rede. — Der Aufsatz von Ortega y Gasset ist reaktionär gewandter Bergson ; dessen Lebensbegriff ist aktivistisch versetzt. Es gibt viele geistreiche Formulierungen ; in letzter Instanz dienen sie allesamt der Denunziation des Geistes. Zu ihrem Zweck wird der Kantisch-Hegelsche Unterschied von Verstand und Vernunft mobilisiert. Bemerkenswerterweise ist eine der Hauptkategorien der von Ortega am „naturwissenschaftlichen" Geiste geübten Kritik die der Verdinglichung — deren Ursprung aber wird als „Glauben" der rationalistischen Menschheit seit der Renaissance hypostasiert und nicht in seinen realen Bedingungen analysiert. Klar gesehen ist die Einheit von Idealismus und Verdinglichung. Zur Gentileschen These steht die Ortegasche komplementär. Wie für jenen ist für Ortega das ontologische Konstituens des Menschen Geschichte als sein „Leben" ; während aber bei Gentile das Vergangene nur durch „Aktualität" lebt, ist bei Ortega die historische Substanz des Menschen — das einzige, was ihm, nach der Mode der Desillusionsmetaphysiken, übrig geblieben sein soll — bloss das Vergangene, und es gibt keinen Fortschritt. Es wäre leicht zu zeigen, dass die scheinbar kontradiktorischen Thesen aufs tiefste zusammenhängen.

Sämtliche Beiträge sind englisch publiziert ; manche, wie der Gentilesche, in vorzüglicher Übersetzung ; andere in recht problematischer. Es wäre immerhin zu fragen, ob nicht durch die Treue zur eigenen Sprache Publikationen mehr helfen könnten als durch Anpassung an fremden Sprachgeist.

Es sei bloss an die Tatsache erinnert, dass die englische philosophische Sprache durchwegs darauf aus ist, Distanzen zu verkleinern, sich umgänglich zu machen ; die deutsche vielmehr, Distanzen zu setzen und durch ihre Komplexion bereits die Konformität des Denkens anzugreifen. Man möchte wohl gern Beiträge wie den von Panofsky im Original gelesen haben.

Theodor Wiesengrund-Adorno (London).

Gilson, Etienne und Philotheus Böhner, *Die Geschichte der christlichen Philosophie. Lieferung I : Die Geschichte der patristischen Philosophie. Lieferung II : Die Geschichte der Frühscholastik. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1936/37. *(*239 *S., RM.* 3.80*;* 126 *S., RM.* 2.40*)*

Seit Albert Stöckls Werk ist keine brauchbare Geschichte der mittelalterlichen Philosophie mehr erschienen. Ob Gilsons und Böhners Buch geeignet ist, die Lücke auszufüllen, wird sich erst nach Abschluss des Unternehmens beurteilen lassen. In seiner Anlage ist es weniger eine Geschichte (der Probleme und Begriffe) als eine Aneinanderreihung monographischer Skizzen. Die erste Lieferung behandelt die alexandrinische Schule : Origenes, Gregor von Nazianz, Basilius, Gregor von Nyssa, Nemesius von Emesa, Dionysius Pseudoareopagita, Johannes Damascenus, Tertullian, Augustinus und Boethius. Die Darstellung ist oft primitiv-dogmatisch. Die am Schluss jedes Abschnitts gegebenen Auszüge aus Schriften der behandelten Philosophen (Originaltext und deutsche Übersetzung) sind viel zu kurz, um auch nur einen ersten Einblick vermitteln zu können. Dies gilt noch mehr von der zweiten Lieferung. Sie umfasst die Periode der Frühscholastik : im Zentrum der Darstellung stehen Johannes Scotus Eruigena, Anselm von Canterbury, Peter Abaelard und Hugo von St. Viktor. Besonderes Gewicht ist auf das Universalienproblem, die Dialektik und die Gottesbeweise gelegt. — Kurze biographische und bibliographische Angaben sind angefügt.

Herbert Marcuse (New York).

Adams, H. P., *The Life and Writings of Giambattista Vico. George Allen & Unwin. London* 1935. *(*236 *pp. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

Vico's works have attracted relatively little scholarship. In his own country he remained neglected until Croce, Donati, Gentile, Cotugno and others recently gave him critical notice ; in English there exist only an early monograph by Flint and a few scattered chapters in survey books. For this reason, Adams' book has long been needed, the more so because it reveals sufficient versatility to treat Vico's many-sided abilities and interests. The author's sympathy with Vico's views is great and though he oversteps rational limits when he gives support to Vico's pervasive psychologism, his exposition remains clear and precise.

Vico used his versatile talents (as poet, linguist, philologist, historian, jurist, and philosopher) in examining the growth of literatures, languages and institutions of all kinds. A. shows how the „Scienza Nuova" formulated a method of historical research and applied it to the records of the past.

Vico's mode of analysis is treated as involving two aspects : psychogenetic and philological. That is, as A. states, he sought first to infer the mental make-up of a people from the nature of their institutions, then, to determine the extent of change in men's ideas in succeeding periods. The result Vico supposed to provide a vision of Providence guiding man's way from authority to reason, from religion to philosophy. Like Hegel, A. declares, Vico regarded history as the temporal expression of eternal ideas. A. sees the „Scienza Nuova" as the first attempt to analyze the Zeitgeist. As a result of his philological investigations Vico constructed his cyclical theory of history. Rhetoric fell into three historic stages : (1) Homeric, (2) heroic (typified by Dante), (3) human. Each stage was marked by its characteristic word patterns and usages. These characteristics were found repeated in literatures of vastly different epochs. E. M. David (New York).

Flechtheim, Ossip Kurt, *Hegels Strafrechtstheorie. Rudolf M. Rohrer. Brünn-Prag-Leipzig-Wien* 1936. *(117 S.; RM. 4.—)*

Flechtheim geht mit Recht davon aus, dass alle Betrachtung von Teilproblemen der Hegelschen Philosophie nicht ohne eine beständige Orientierung an den Grundkategorien des Hegelschen Gesamtsystems auskommen kann. Er gibt daher in Form einer knappen und klaren Einleitung zunächst einen Überblick über die Grundprobleme der Hegelschen Dialektik. Die Dialektikinterpretation F.s ist vorwiegend durch die Perspektiven des dialektischen Materialismus und sein Verhältnis zu Hegel beeinflusst. Die Zentralbegriffe der Hegelschen Dialektik werden daher nicht nur durch Darstellung immanenter Widersprüche erhellt, sondern es wird gleichzeitig, vor allem bei der Kategorie der „Aufhebung", der Versuch unternommen, diese Widersprüche aus den gesellschaftlichen Antinomien zu erklären.

Die eigentliche Darstellung der Strafrechtstheorie Hegels begnügt sich erfreulicherweise nicht mit der Analyse der entsprechenden Kapitel der Rechtsphilosophie, sondern entwickelt die verschiedenen Äusserungen Hegels zu Strafrechtsproblemen, von den Jugendschriften über die Jenenser Realphilosophie und die Phänomenologie bis zur Rechtsphilosophie. Besonders interessant ist die Feststellung, dass Hegel der erste war, „der den Versuch gemacht hat, dem Menschen auch als Verbrecher eine rechtliche Charaktermaske anzulegen." — Im übrigen wundert man sich ein wenig darüber, dass F., bei seiner starken Betonung der gesellschaftlichen Bedingtheiten des Hegelschen Gesamtsystems, in der Einzelanalyse nicht tiefer in der Entschleierung der Hegelschen Strafrechtsthesen vordringt. Der so merkwürdige Versuch Hegels, das Verbrechen letztlich als Vertragsverletzung zu verstehen, die Anklänge an Rousseaus volonté générale, überhaupt an demokratische Gedankengänge (Schwurgerichte!) hätten in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung noch klarer herausgearbeitet werden können. — Es wäre übrigens gut, wenn F. die Entwicklung der Hegelschen Strafrechtslehren in dem Streit der Hegelnachfolge und ihrem Einfluss auf die Strafrechtspraxis weiterverfolgte.

Hans Mayer (Genf).

Allgemeine Soziologie.

Adler, Max, *Das Rätsel der Gesellschaft. Zur erkenntnistheoretischen Grundlegung der Sozialwissenschaft. Saturn-Verlag. Wien* 1936. *(*318 *S.; Schw. Fr.* 9.50*)*

Frodl, Ferdinand, *Gesellschaftslehre. Thomas-Verlag Jakob Hegner. Wien* 1936. *(*450 *S.; RM.* 20.—*)*

Völlig verschiedenartige weltanschauliche Standorte und Ausgangspunkte — Versuch einer Synthese aus Kant und Marx bei dem Sozialisten Adler, offizielle katholische Soziallehre bei dem Jesuitenpater Frodl — hindern doch nicht ein überraschendes Zusammentreffen der beiden Autoren in dem für sie entscheidenden Punkt ihrer Beweisführung. Beide sind um die theoretische Grundlegung einer allgemeinen Gesellschaftslehre, um Aussagen, die für jede wirkliche und mögliche Gesellschaft massgebend sein sollen, bemüht, — und beide landen mit Notwendigkeit dabei, den Einzelmenschen, das aller historischen Zutat beraubte Individuum, als ein wesentlich soziales Wesen zu konstruieren, das in seiner „Naturanlage" bereits die Gesellschaftlichkeit in sich enthalten soll.

Adler fügt seinen bekannten Thesen kaum eine neue hinzu: um Ausbau und Verteidigung gegen kritische Einwände vor allem war es ihm in diesem seinem letzten Buch zu tun gewesen. Wieder soll „die klassische deutsche Philosophie" (und das ist für A. ausschliesslich Kant, denn die Gedankenwelt Hegels ist ihm verschlossen) „als soziale Philosophie" erkannt werden, als „die echte Philosophie unserer um einen widerspruchslosen Kultursinn kämpfenden Zeit." Eine „Kritik der Sozialerfahrung" soll geleistet werden, für welche in der Erkenntnistheorie Kants bereits alle Elemente gegeben seien; es gelte also, „die Kantsche transzendentale Methode ausdrücklich auch auf die soziale Erfahrung anzuwenden." In der Struktur des menschlichen Denkens sei eine Gesetzlichkeit zu finden, die nicht nur Natur, wie man bisher geglaubt habe, sondern auch Gesellschaft konstituiere. So könne sich „eine soziale Erfahrung ebenso in apriorischer Eigenart aufweisen lassen wie eine naturale Erfahrung." Das übersehen zu haben, sei der Hauptmangel des Systems von Marx und Engels. — Die Struktur dieses „Sozialapriori" wird eingehend in immer gleichen Wendungen zu entwickeln versucht. Die „Pluralbezogenheit des Ich", heisst es, lasse die „geistige Verbundenheit der Individuen" notwendig als „Sozialverbundenheit" erscheinen, und das Cogito des Descartes könne aus der Selbstgewissheit des Denkens die Folgerung ziehen: „also gibt es ein geistiges Reich von Denksubjekten." — Das alles hat schon längst dem Einwand begegnen müssen, die transzendentale Methode mit ihrer Richtung auf apriorische Erkenntnis habe sich schon durch ihren Ansatzpunkt aller Aussicht begeben, die gesellschaftliche Wirklichkeit zu begreifen, da diese eben nie im Feld des a priori liegt, sondern ihrer Gegebenheit als eines bestimmten geschichtlichen Zusammenhangs nach von der transzendentalen Philosophie aus gesehen eine pure Faktizität ist.

Was A. „Pluralbezogenheit des Ich" genannt hatte, ist bei Frodl

zum „Geselligsein der Menschnatur“ geworden; wo der Kantianer die transzendentale Methode hatte spielen lassen, da arbeitet der katholische Dogmatiker mit Biologie und Ethnologie, um das ursprüngliche Geselligsein des Menschen zu belegen. Kosmische Einflüsse, humorale Konstitution und Geschlechtstotemismus werden neben vielem anderen herangebracht, um einen naturgegebenen Pluralismus zu begründen. Ein umfangreiches Material ist aufgeboten, in dem Psychologie und Physiologie der Geschlechter nicht den geringsten Raum einnehmen. Ethnologische Exkurse hindern nicht, dass methodisch die Menschennatur als geschichtlich unwandelbar genommen wird, — was sich hier, wo eine „soziologische Grundlegung einer Moraltheologie“ gegeben werden soll, schon aus dogmatischen Gründen versteht. Dass die Krönung dieser Deduktion einer Lehre von der Volksgemeinschaft ständischer Prägung ist, kommt nicht überraschend. Die historischen Darstellungen über die Geschichte der katholischen Soziallehre sind schwach und wenig fundiert; hier hatte ein Autor verwandter Haltung, Heinrich Rommen, vor kurzem eine wesentlich gründlichere und klarere Übersicht zu geben vermocht. Hans Mayer (Genf).

Annales Sociologiques. Série A : Sociologie générale ; fasc. 2. *Série C : Sociologie juridique et morale ; fasc.* 2. *Série D : Sociologie économique ; fasc.* 2. *Série E : Morphologie sociale, Langage, Technologie, Esthétique ; fasc.* 2. *Librairie Félix Alcan. Paris* 1936-37. *(*168 *p., fr. fr.* 35.— *;* 166 *p., fr. fr.* 40.— *;* 156 *p., fr. fr.* 40.— *;* 169 *p., fr. fr.* 40.—*)*

Cette publication est assez connue pour que nous nous bornions à quelques indications. Parmi les mémoires, notons d'abord deux programmes d'enquêtes : l'un de M. Montagne sur l'évolution des pays arabes, l'autre de M. Le Bras sur les transformations religieuses des campagnes françaises. Cette dernière enquête doit atteindre ce qui échappe le plus souvent aux historiens, les coutumes du peuple en matière religieuse, les causes par suite desquelles dans certaines régions de la France les pratiques religieuses se sont maintenues alors qu'elles disparaissaient dans d'autres régions.

Un deuxième groupe de mémoires est constitué par des études plus ou moins ethnographiques, celle de M. Mestre qui montre à l'origine des monnaies chinoises des croyances étrangères à l'économie d'échange (système de prix constants, spécialisation des diverses monnaies en vue d'échanges déterminés de qualité différente), celle de M. Noailles qui retrouve dans les motifs du divorce de l'ancien droit romain la survivance de tabous, celle de M. Maunier qui analyse les groupes d'intérêts en Afrique du Nord, encore soumis à la coutume et à la loi religieuses, souvent formes intermédiaires, masquées, de l'évolution du statut au contrat.

Nous réunirons enfin le mémoire de M. Bouglé sur la méthodologie de Simiand et les fragments du dernier cours fait au Collège de France par celui-ci dont la doctrine continue à dominer la pensée économique en France. Ce dernier cours a été consacré aux crises cycliques intra-décennales. Sans en donner une explication complète, S. mettait en lumière l'importance de la psychologie collective des différents groupes, il montrait moins

la cause unique des crises que la fatalité de déséquilibres, qui seraient liés à l'essence du régime et qui exigeraient des réajustements violents.

La partie de comptes rendus et bibliographies est comme d'habitude très riche. Nous y renvoyons le lecteur en lui signalant parmi les études critiques les plus intéressantes celle de M. Halbwachs sur Pigou (D, p. 62-70 et 117-124), et sur Schumpeter (p. 126-135), de Simiand sur les relations entre cycles économiques et faits sociaux (p. 91-100), de M. Vignaux sur l'institution (C, p. 62-67), de M. Sion sur la notion de civilisations agraires (E, p. 71-79). R. Aron (Paris).

The Social Sciences : Their Relations in Theory and Teaching. Le Play House Press. London 1936. *(222 pp. ; 5 s.)*

The papers in this volume were delivered at a conference held in 1935 under the joint auspices of the Institute of Sociology and the British Committee of the International Student Service. They are chiefly concerned with whether the social sciences can qualify as sciences and if so in what manner; how the social sciences differ from the physical sciences; and how the present disciplines in the social sciences can collaborate.

Barker's introductory remarks are to the effect that British universities are being impelled, sometimes against their wish, toward the study of the social sciences, and the papers that follow document many reasons for their hesitance. Hobson argues that the surrender of the study of ends and values by the social scientists, in a desperate effort to attain scientific exactitude, would lead to intellectual barrenness, that processes cannot be studied effectively without studying ends. Postan complains, in his discussion of history and the social sciences, that Ranke's appeal for the suspension of generalizations until more was known about facts, has come to symbolize the repudiation by the historian of all theoretical interests to the detriment of historical studies. He skillfully illustrates the fact that by refusing to teach new social generalizations, historians merely succeed in repeating old ones. The encouragement of border line studies is asked for by Clark who speaks out against a rigid classification of the sciences. Laski urges the political theorist to test his views against the historical background with a healthy scepticism of absolutes, and reminds his audience that freedom and democracy must be interpreted not as eternal concepts, but as ideas functioning in a world shaped by relations of production. Hicks acknowledges the need felt by economists for the work of other social scientists but almost in the manner of a concession, while Florence gives pertinent strictures on the inadequacies of social psychology from the vantage point of an economist.

Mannheim, Ginsberg and Carr-Saunders close the volume with essays on the place of sociology. It is Mannheim's contention that cooperation between the social sciences and their coordination can be attained only through a sociology whose *raison d'être* would be the construction of a consistent general theory of society. Ginsberg, after discussing the approaches of Hobhouse and Durkheim, stresses the importance of compa-

rative sociology, while Carr-Saunders deals informally with some of the dilemmas of sociology as it is now constituted.

The impression conveyed by these addresses, as well as by Marshall's able description of the chaotic status of the teaching of the social sciences in British universities, is that the social sciences and especially sociology are very much on the defensive in Great Britain, and that there is even less collaboration between the social sciences there than in the United States.

Bernhard J. Stern (New York).

Znaniecki, Florian, *Social Actions. Farrar & Rinehart. New York* 1936. *(XXII u.* 746 *S.; $* 4.50*)*

Sehr zu ihrem Schaden hat sich die Soziologie, in der Auffassung Znanieckis, gegen die den anderen Wissenschaften so nützliche Spezialisierung gewandt. Sie versuchte, durch die Einbeziehung fast aller natürlichen und kulturellen Lebensprobleme zur allgemeinen Wissenschaft der Gesellschaft zu werden. Erst seit ungefähr dreissig Jahren machen sich von Z. unterstützte Tendenzen zur Konzentration auf die spezifischen Probleme der Soziologie bemerkbar. Die Abgrenzung der Soziologie von anderen Disziplinen, wie den ökonomischen, religiösen, ästhetischen usw., sei unerlässlich, da erst sie eine dynamische Einheit in der Forschung und Systematisierung zuliesse. In derselben Art, wie der Zoologe oder Botaniker an seine Aufgabe herantritt, will Z. in seinem Buche die Formen gesellschaftlicher Handlungen, wie sie von Historikern, Ethnographen und Soziologen entdeckt wurden, darstellen, analysieren und nach logischen und genetischen Gesichtspunkten klassifizieren. Hält er, soweit die genetische Entwicklung der Bewegungsformen in Frage kommt, die historisch-soziologische Betrachtung auch für vorteilhaft, so glaubt er, im vorliegenden Bande darauf verzichten zu können, da er hier dem allgemeinen soziologischen Moment seine Aufmerksamkeit widmet.

Die Entwicklung der sozialen Aktionen sieht Z. als die progressive Differenzierung kultureller Formen, die für bestimmte Arten sozialer Aktionen charakteristisch waren. Bei Betrachtung der gesellschaftlichen Bewegungen unterscheidet er zwischen Formen (patterns) und Typen. Der Typ kann als „logische" Form, die Form als „ontologischer" Typ aufgefasst werden. Das hauptsächlichste heuristische Prinzip seiner soziogenetischen Methode, sagt Z., besteht in der Parallelität der genetischen und der systematischen Ordnung der verschiedenen Klassen sozialer Aktionen. Die Brauchbarkeit dieses Prinzips nachzuweisen, dienen dann seine weiteren Ausführungen. Er analysiert und vergleicht verschiedene heute existierende Typen und Formen sozialer Aktionen. Z. beginnt mit der Frage, ob man schon in der Tierwelt von sozialen Aktionen sprechen kann, und verneint sie. Seine Materialien über den aktiven menschlichen Verkehr in seinen verschiedenen Formen führen zu der Erkenntnis, dass aus sozialen Kontakten soziale Interessen entwachsen und dass die Objekte dieser Interessen als durch Aktivitäten und Attitüden charakterisierte gesellschaftliche Werte erscheinen, die mit den Kontakten zusammenhängen. Soziale Interessen führen zu sozialen Aktionen. Der Illustration der verschiedenen sozialen Aktionen,

ihrer Komposition und Struktur nach, dient dann der grösste Teil des Z.schen Buches. Dem Buch ist eine sehr ausführliche, mit erklärenden Bemerkungen versehene Bibliographie beigegeben.

Paul Meusel (Basel).

Oppenheimer, Franz, *System der Soziologie. Vierter historischer Band : Abriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart. Dritte Abteilung : Stadt und Bürgerschaft : Die Neuzeit. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(XVI u. S.* 813-1322 *; RM.* 24.—, *geb. RM.* 25.50*)*

Im Vorwort kündigt Oppenheimer sein Buch als ein Werk an, das zum ersten Mal seit Auguste Comte die ungeheure Aufgabe einer europäischen Geschichte — „auf Grund verbesserter Methode und ausgestattet mit einem unendlich reicheren Material" — neu unternommen habe. Die historischen Ausführungen begleitet O. mit langen Darlegungen seiner Theorien über die Rolle des Staates und des Grundeigentums. Am Schluss seines Vorworts erklärt O. : „Die ‚Weltgeschichte' ist nichts anderes als der Ablauf einer ‚Störung' des natürlichen Gleichgewichts... der menschlichen Gesellschaft. Ein Fremdkörper ist von aussen her eingedrungen : der grosse Supraorganismus sucht, ihn zu neutralisieren oder auszustossen... Die Staatengeschichte ist der Verlauf einer Krankheit und ihrer Heilung."

In dem vorliegenden Band schildert O. die Entwicklung der Stadt und des Kapitalismus. In der O.schen Theorie ist bekanntlich die Bodensperre die einzige und ausschliessliche Ursache aller Ausbeutung und also auch des Kapitalismus. Seiner Ansicht nach hat es in Deutschland vom 10. bis zum 14. Jahrhundert keine Bodensperre gegeben, erst im 14. Jahrhundert sei sie wieder erstanden, und mit ihr der Kapitalismus. Das Mittelalter erscheint bei O. als ein Zeitalter, in dem die Bauern frei und wohlhabend waren und das Grundeigentum der Feudalherren praktisch keine Rolle mehr spielte. O. versucht zu beweisen, dass die Zinsen und die Steuern, die die Bauern zu leisten hatten, in der Periode, in der es nach ihm keine Bodensperre gab, verhältnismässig niedrig gewesen seien. In seinem vor kurzem erschienenen zweiten Band der „Deutschen Geschichte" spricht freilich Johannes Bühler von der „ungeheuerlichen Belastung des Bauern" im Mittelalter, die daher gekommen sei, „dass Landesfürstentum, Adel und Geistlichkeit ganz überwiegend von der Arbeit des Bauern lebten, und zwar z.T. sehr gut lebten, und dass die geistlichen und die weltlichen Grossgrundbesitzer die Landessteuern auf ihn abwälzten" (S. 230). Die O. sche Theorie, nach der die Bauern frei sind und die herrschenden Klassen, Fürsten, Ritter und Geistlichkeit nicht auf Kosten der Bauern bei einer geringen Produktivität der Landwirtschaft leben — diese Theorie trägt romantische Züge.

Paul Siegrist (Basel).

Nizan, Paul, *Les matérialistes de l'antiquité. E. S. I. Paris* 1936. *(*172 *p. ; fr. fr.* 12.—*)*

Luppol, I. K., *Diderot. E. S. I. Paris* 1936. *(*404 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Friedmann, G., *La crise du progrès. N. R. F. Paris* 1936. *(284 p.; fr. fr.* 15.—*)*

Ces trois livres appliquent aux „superstructures" de trois époques très différentes la méthode du matérialisme dialectique ; ils cherchent donc l'explication des thèmes idéologiques et des doctrines — de la conscience — dans les rapports pratiques entre les hommes, dans la structure sociale et les forces économiques.

Dans l'introduction qui précède une série de textes excellemment choisis et traduits, Nizan a plutôt suggéré qu'énoncé dans toute leur rigueur les thèses marxistes. Il fait comprendre ainsi la continuité entre les travaux de matérialistes modernes et ceux des savants les plus lucides. N. résume avec une parfaite clarté le drame de la décadence grecque et montre comment devait se poser aux héritiers des philosophes de la grande époque le problème du „salut" individuel, — d'une „médecine" pour l'homme angoissé, le problème de la nature et de l'être étant subordonné au problème éthique. Dans ces conditions Épicure donna la première ébauche d'un humanisme matérialiste.

Comment la dissolution du monde grec a-t-elle pris la forme d'un individualisme qui abandonnait l'idéal du citoyen sans renoncer aux créations de la cité antique (la culture, la sagesse, la science), qui s'engageait même dans une profonde réflexion sur les conditions du bonheur et qui était en ce sens un progrès ? Comment et pourquoi l'épicurisme s'est-il différencié des autres produits du déclin du monde antique, le stoïcisme, le christianisme ? La corrélation posée par Hegel (Geschichte der Phil., I, 367-374) entre l'individualisme et l'atomisme des Épicuriens est-elle justifiée ? Ces questions restent posées après l'étude — brève, il est vrai, et qui ne prétend pas être exhaustive — de Paul Nizan.

Le „Diderot" de Luppol est au contraire un livre aux contours nets et parfois même tranchants. Il est conçu d'après le plan „classique" des études marxistes : une analyse des rapports de classe en France au XVIIIe siècle — une présentation de Diderot comme „leader" idéologique de la bourgeoisie révolutionnaire — une sélection commentée des textes qui montrent chez lui la tendance vers un matérialisme ruineux à la fois pour le trône et l'autel.

Il faut féliciter l'auteur de sa connaissance des œuvres de Diderot et des éléments non conformistes de notre tradition idéologique. Son ouvrage n'est cependant pas sans défauts. Ici aussi manquent certains chaînons. La connexion entre le terme „bourgeoisie révolutionnaire" d'une part et d'autre part les termes philosophiques : „empirisme, sensualisme, matérialisme, évolutionnisme..., etc." est acceptée comme une sorte d'évidence historico-politique. Elle apparaît un peu comme une „Voraussetzung" de la méthode. Certains antécédents de Diderot (le relativisme de Montaigne, l'esprit critique cartésien, la physique de Newton) ne sont pas suffisamment analysés. Chose plus grave : l'auteur semble prendre des positions dogmatiques fort contestables. Il paraît admettre la sensibilité comme „propriété" de toute matière. Or le matérialisme dialectique se dispense d'affirmations aussi compromettantes, parce qu'il admet des bonds, donc l'apparition de propriétés nouvelles dans le mouvement ascendant des formes de la nature. Il se

contente d'affirmer que l'être (c'est-à-dire la nature, la matière) précède la pensée et la conscience, sans s'engager à définir une fois pour toutes cet „être". Ce manque de prudence entraîne Luppol dans certaines simplifications des problèmes scientifiques et méthodologiques actuels (cf. p. 239 et sq.) Enfin il voit en Diderot un philosophe „par excellence" ; et il a certes raison de montrer chez lui une pensée plus profonde, plus cohérente que celle d'un polémiste ou d'un simple journaliste. On peut cependant penser que Diderot n'était pas un technicien préoccupé d'élaborer une doctrine — ce qui reste par excellence le caractère du philosophe — mais un essayiste. Ce mot n'a rien de péjoratif. L'Essai n'exclut pas la profondeur, et suppose la vivacité, la pénétration, l'absence de pédanterie. C'est un genre qui a donné à la pensée française une grande part de son influence. Les œuvres de Diderot ne sont-elles pas des essais dans la meilleure tradition, brillants et efficients, au niveau du bon sens le plus pénétrant, au croisement de toutes les influences et préoccupations de l'époque, matérialistes en effet, mais sans système et pour ainsi dire vitalement ? Même après la lecture du livre convaincu et parfois très neuf de Luppol, on peut encore le penser. — L'accent devait être mis sur la genèse sociale des thèmes matérialistes plus que sur la soumission des textes de Diderot à une systématisation forcée parce qu'elle ne s'est faite que très postérieurement. On aurait ainsi évité d'isoler les Essais idéologiques de Diderot de ses Essais romanesques, que Luppol néglige un peu. Avec une telle méthode, on pourrait aussi découvrir en Stendhal un philosophe „par excellence"...

L'ouvrage extrêmement documenté et précis de Friedmann examine dans tous les domaines l'inflexion ou même la brisure actuelle de la ligne ascendante du „progrès". Dans ce livre la pensée marxiste s'assouplit et s'amplifie sans rien perdre de sa netteté. Elle emploie plusieurs méthodes — tour à tour l'histoire, l'économie, la technologie, l'analyse idéologique — en tendant avec un rythme dialectique vers l'examen total du problème. Toutes les questions ne sont cependant pas résolues. Exemple : au cours de cette crise générale du progrès, pourquoi les sciences physiques ont-elles fait de tels pas en avant que leur crise peut paraître de „croissance" ?

Henri Lefebvre (Paris).

Mesnard, Pierre, *L'Essor de la Philosophie politique au XVIe siècle. Boivin & Cie, Éditeurs. Paris* 1936. *(VIII et* 711 *p. ; fr. fr.* 75.—*)*

Benoist, Charles, *Le Machiavélisme ; t. III : Après Machiavel. Librairie Plon. Paris* 1936. *(II et* 395 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Cherel, Albert, *La Pensée de Machiavel en France. L'Artisan du Livre. Paris* 1935. *(*350 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

Vignal, L. Gautier, *Érasme* (1466-1536). *Payot. Paris* 1936. *(*282 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

Quoniam, Th., *Érasme (Temps et Visages). Desclée de Brouwer & Cie, Éditeurs. Paris* 1935. *(*266 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Day, Hem, *Érasme. Préface de Han Ryner. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1936. *(*100 *p. ; fr. fr.* 7.50*)*

Zweig, Stefan, *Érasme. Grandeur et Décadence d'une Idée. Traduit de*

l'allemand par Alzir Hella. Éditions Bernard Grasset. Paris 1935. *(*239 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Maison, Albert, *Érasme. N. R. F. Paris* 1933. *(*252 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Mann, Margaret, *Érasme et les débuts de la Réforme française* (1517-1536). *E. Droz. Paris* 1934. *(XIX et* 227 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

Allen, P. S., *Erasmus. Lectures and Wayfaring Sketches. Oxford University Press. Londres et New-York* 1934. *(XII et* 216 *p.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 5.—*)*

Entre les livres consacrés à la pensée politique du xvi[e] siècle, l'ouvrage de M. Mesnard a certainement droit à la première place : c'est le plus gros volume et c'est le plus vaste sujet. D'abord Machiavel : réaliste de la politique italienne, théoricien de l'État, psychologue, voilà le portrait que M. M. nous en trace, fidèle à l'interprétation moderne qui nous paraît justement défendre Machiavel contre le reproche du machiavélisme. Ensuite Érasme, humaniste chrétien, idéaliste moralisant, éducateur pacifiste ; Thomas Morus, défenseur du progrès, critique du présent qui le premier voit toute l'importance des questions économiques pour l'évolution de l'État. Suivent Luther, dessiné dans son évolution vers l'adoration de l'autorité une, et les Anabaptistes. En face de ces mouvements, Calvin fonde une nouvelle construction. La théorie de l'autorité civile reconnue, mais contrôlée, se réalise à Genève. Or, autoritaire à l'intérieur du domaine conquis, le calvinisme devient libéral, voire révolutionnaire avec Bèze et Hotman, lorsqu'il se heurte à la résistance du catholicisme qui, de son côté, reprend volontiers les théories du calvinisme pour les tourner contre des rois tièdes, hérétiques ou schismatiques. Viennent ensuite les théories de Postel, partisan de la Monarchie universelle, de Vitoria, et surtout de Bodin (doctrine de l'État fondé sur l'exercice un de la souveraineté, théorie des formes de cet exercice et interprétation de l'histoire des constitutions). Les grandes synthèses enfin s'annoncent avec Mariana qui n'arrive pas encore à unir dans une conception organique État et Église, liberté et autorité ; elles s'achèvent avec les idées de communauté symbiotique intégrale, librement consentie, librement transformable, et de corporatisme chez Althusius, avec l'idée de félicité purement politique comme fin de l'État et la théorie de la souveraineté limitée par la constitution, le pouvoir indirect de l'Église, le Jus gentium de Suarez.

Ce compte rendu trop bref ne nous permet pas de discuter le contenu du livre de M. M., dont la valeur et l'utilité sont claires. C'est une belle vue d'ensemble des principales théories politiques du xvi[e] siècle — des théories politiques, et non pas de la philosophie politique. M. M. ne fait aucune distinction entre ces deux notions. Les théories politiques sont très intéressantes, mais plus parce qu'elles expriment que parce qu'elles affirment. M. M. essaie bien de les mettre à leur place dans l'histoire, mais il le fait de façon nettement insuffisante : trop souvent l'occasion du livre est pour lui la base historique de la théorie. Trop souvent, d'autre part, la situation historique d'un auteur lui tient lieu d'une explication. Les concepts d'État, de Souveraineté et de Communauté Internationale qu'utilise M. M. restent à l'intérieur du domaine juridique, ceux d'Idéalisme

et Réalisme sont extrêmement vagues. — Ce manque de plan philosophique et, si nous excluons le sens le plus vulgaire du terme, historique nous paraît d'autant plus regrettable que le livre pris dans ses parties isolées utilise fort bien les résultats des recherches modernes (surtout en France) et apporte quelquefois des résultats appréciables d'une étude consciencieuse des sources (cf. surtout le chapitre sur Bodin).

Le livre de M. Benoist fait connaître plus qu'il ne la comble une des lacunes du travail de M. Mesnard. C'est d'abord l'histoire de la renommée de Machiavel, tirée du grand ouvrage de Tommasini ; c'est ensuite l'essai de mettre en rapport les écoles politiques de Florence et de Venise avec l'auteur du „Prince", essai basé sur le Nouveau Dictionnaire Historique de 1779, sur la thèse d'Alfred Mézières de 1853 et sur la nouvelle Encyclopedia Italiana (M. B. n'a étudié que les textes des auteurs en contact immédiat avec Machiavel). Guichardin est analysé, et l'on dirait d'assez près si l'on compare avec les chapitres sur Vettori, Contarini, Paruta, Saavedra Faxardo, Gracian et tant d'autres dont les plus importants ont eu l'honneur de voir citer les tables de matières de leurs livres. Le dernier chapitre répète ce que M. B. a déjà dit dans les premiers volumes de cette œuvre et bien des fois ailleurs : que le machiavélisme est la théorie positive de la politique, qu'il établit la séparation de la morale d'avec la politique, que c'est une vérité éternelle, puisque l'homme ne change pas.

M. Cherel aussi s'attache au problème du rôle de Machiavel dans la vie politique et philosophique française. Après un court résumé des théories du „Prince" et des „Discorsi", une brève caractéristique de la théorie politique du Moyen âge, un examen succint du protestantisme, il étudie l'action du machiavélisme et les réactions qu'elle a provoquées. Tout ce qui est important en France et pour la France y apparaît, du XVIe siècle à nos jours. Une très grande partie du matériel de Tommasini est utilisée, d'autres textes de notre époque ont été ajoutés. Mais l'intention du livre de M. Ch. n'est pas tant un apport à la science historique qu'une prise de position et un jugement. La pensée française est foncièrement hostile à Machiavel. Nos grands rois, Saint-Louis, Henri IV, ont été la preuve vivante de la fausseté des vues pessimistes et anti-chrétiennes du Florentin. Aussi la Fronde a-t-elle eu raison contre Louis XIV, l'Église contre les Bayle qui enseignent l'incompatibilité de la vie chrétienne et de l'action politique. Gentillet, Fleury, Maultrot et tous nos jésuites ont été les représentants les plus authentiques de notre anti-machiavélisme.

Avec le livre de M. Gautier Vignal nous en venons aux livres sur Érasme. M. V. écrit la biographie objective type. Par une bonne utilisation des travaux modernes, l'auteur réussit à donner un portrait assez clair plutôt du personnage que de la personnalité d'Érasme. Les étapes de sa vie, ses migrations, ses travaux, ses amitiés, ses luttes sont enregistrés. C'est un livre très utile, riche en renseignements qu'on aime à avoir sous la main. Il est rare que l'auteur cite un nom sans y joindre des dates, qu'il parle d'un pays ou d'une année sans rappeler les principaux événements historiques. Aussi le travail écrit sans parti pris, donne-t-il une idée assez claire de la vie d'Érasme, encore que la valeur du livre tienne avant tout au matériel.

Le livre de M. Quoniam cherche à déterminer la position prise par

Érasme dans les luttes religieuses. Son résultat est qu'Érasme, représentant de l'esprit du pur christianisme évangélique dans une époque de luttes dogmatiques, adversaire à la fois des moines intéressés et du dogmatisme anti-intellectuel des schismatiques, fidèle aussi bien à l'idée d'une réforme de la papauté qu'à l'unité de l'Église, devait échouer, précisément parce que moralement il avait raison. C'est la biographie d'Érasme humaniste chrétien que M. Qu. retrace avec beaucoup d'amour. Il érige Érasme en idéal, et, ce faisant, il a parfaitement raison de son point de vue. Mais on pourrait se demander si une prise de position morale suffit dans une époque où il s'agit de décisions réelles.

Les livres de MM. Zweig et Maison relèvent de la critique littéraire plutôt que de la critique scientifique. Celui de M. Z., dans le style bien connu de cet auteur, est habilement fait ; il donne un portrait lyrique de penseur indépendant, de l'ami de belles-lettres, du défenseur de la paix, du père spirituel de tout l'idéalisme politique jusqu'à nos jours. Érasme est l'intellectuel qui se brise contre l'injuste réalité. M. M. qui n'en est pas encore à sa nème biographie, n'a pas la même facilité de technique. Aussi son livre est-il plus instructif et plus solide. Son attitude est la même que celle de M. Zweig.

Se basant sur les livres de MM. Zweig, Quoniam, Huizinga, M. Day fait une profession de foi. Érasme incarne l'idéal de la pensée libre, de la dignité humaine, de l'amour de la vérité et de l'homme, contre l'arbitraire, la contrainte, le fanatisme.

Mlle Mann cherche à déterminer le rôle d'Érasme dans la Préréforme et Réforme en France. Travail très consciencieux, très riche, le livre apporte de nombreux résultats d'un grand intérêt. La religion d'Érasme se fonde presque exclusivement sur le Nouveau Testament ; de là aussi l'affinité avec Lefèvre d'Étaples et le cercle des réformateurs français. La communauté de leurs intérêts scientifiques renforce la liaison. Mais des divergences fondamentales surgissent bientôt : l'orgueil du savoir et l'horreur du dogme sont les défauts impardonnables d'Érasme — aux yeux de Lefèvre aussi bien que de Calvin. Une dispute de savants devient une opposition dogmatique, ou, plus exactement, comme le démontre très bien Mlle M., celle-ci est déjà à la base de la première discussion en 1517, huit ans avant que Luther ne fasse sa critique de l'esprit érasmien. Lefèvre suit son chemin vers la nouvelle foi, tandis qu'Érasme reste le logicien harmonique et optimiste. Calvin survient : les humanistes croient la protection de Dieu insuffisante pour la sauvegarde de son Église. C'est parce qu'il a été humaniste que Calvin est l'ennemi le plus formidable de l'humanisme. A l'idée de la dignité de l'homme s'oppose la religion exclusive de l'élection gratuite : Érasme est jugé.

Les conférences de M. Allen sur Érasme, son temps, ses amis, éditées par Mme Allen à l'aide des papiers du plus grand érasmien de notre temps apportent une série de vues et de faits de la plus grande importance. Ce n'est pas ici la place d'entrer dans le détail de cette publication. Contentons-nous de dire que ces parerga aideront tout travail érudit sur Érasme et son temps. Érasme et l'unité de l'Église, Érasme et ses secrétaires, Érasme et ses imprimeurs, le cercle de Plantin, les collèges des trois langues au

début du XVIe siècle — pour ne citer que ceux-là — autant de sujets intéressants pour la connaissance de l'époque et traités avec la maîtrise de l'éditeur de l'Opus Epistolarum. E. Weil (Paris).

Norsa, Achille, *Il principio della forza nel pensiero politico di Niccolò Machiavelli, seguito da un Contributo bibliografico. Hoepli. Milano* 1936. *(XCV et* 248 *p.; L.* 30.—*)*

L'essai que M. Norsa a placé comme préface à sa bibliographie de Machiavel a pour but de démontrer qu'un seul principe est à la base de la conception politique du secrétaire florentin, c'est-à-dire celui de la force. C'est une thèse assez logique, nous semble-t-il, qui a déjà été soutenue par plusieurs auteurs italiens et étrangers. M. N. nous paraît être très prudent dans ses conceptions scientifiques et quelque peu incertain entre les thèses qu'il examine, comme on peut aisément voir en lisant les pages consacrées à l'analyse des rapports entre morale et politique dans l'œuvre de Machiavel. Il est aussi vrai que nous croyons possible d'échapper à ces antinomies seulement si l'on a le courage d'affirmer que — pour Machiavel — il n'existe point d'antinomie, et que le plus haut principe de morale pour l'homme d'État est justement dans l'accomplissement jusqu'au bout de son devoir politique... M. Norsa a un peu moins de courage, mais il soulève aussi des problèmes intéressants, par exemple lorsqu'il tâche de rapprocher Kant et Machiavel sur le plan moral.

Là cependant où M. N. mérite toute la reconnaissance des spécialistes c'est pour son savant travail bibliographique; après dix ans de recherches il nous offre une bibliographie mondiale de Machiavel, depuis l'Antimachiavel de Frédéric II à nos jours, riche de plus de deux mille numéros, intelligemment partagée en sections et en chapitres. C'est une aide précieuse pour les recherches futures, et nous la signalons à nos lecteurs comme un travail parfait de méthode et de goût. Paolo Treves (Milano).

Hobson, J. A., *Veblen. Chapman & Hall. London* 1936. *(*227 *pp.;* 6 *s.)*

Hobson expounds Veblen's theories with clarity and fairness. His personal criticisms might have been more systematic and more radical (this would have made the book more interesting than a mere summary can hope to be); and in dealing with Veblen's relations with Marxism a better understanding of Marx's viewpoint might have been shown. However, the book does perform the valuable task of providing the English reader with an excellent summary of Veblen's ideas as expounded in works other than the „Theory of the Leisure Class", which alone is well-known in England.

H. points out that the essential contribution made by Veblen to the thought of his time is the application of economic determinism in a novel form to the conduct of men in America — the capitalist country par excellence. Veblen and Marx were both economic determinists in the sense that they stressed economic activities and conditions as the main factors in forming social institutions outside the directly economic sphere; although

neither would deny that the nature of man contains other tendencies and interests which in varying degrees exercise an independent influence on man's economic life. The ‚novelty' of Veblen's point of view lies firstly in his stress on the motive of ‚idle curiosity' as at least equally important as other specifically economic factors. Secondly, Veblen has a peculiar conception of that conflict of interests between producing and owning classes which constitutes the dynamics of society; he replaces the Marxian conflict between bourgeoisie and proletariat by one between financiers and industrialists, or technicians. The financiers' exclusive desire for profits leads them to attack the social structure at its most vital point by restricting any technical progress likely to reduce prices and thus profits. In their scheme of things there is no place for the concept of the utilisation of human labour for the satisfaction of human needs. The increased momentum of the process by which the ownership and control of big business and industry passes from the ordinary shareholder and employer to groups of financiers who are purely concerned with manipulation of pecuniary capital must lead ultimately to a social and economic crisis of intense severity. The financiers have come to dominate even the non-economic spheres of society with their pecuniary mentality. The rich express their superiority through ‚conspicuous leisure' and ‚conspicuous waste' — forms of ostentation deliberately futile and unproductive. The choice of economically unprofitable pursuits is determined by the necessity of expressing economic superiority rather than by the desire for pure enjoyment, and the whole political and educational machine is dominated by a worship of money manifesting itself in many subtle and obscure forms, admirably analysed, as H. shows, by Veblen. Jean McDonald (London).

Psychologie.

Dumas, Georges, *Nouveau traité de psychologie.* 5 *volumes. Librairie Félix Alcan. Paris* 1930-1936. — *T. I :* **Perrier, Rivet, Champy, Lapicque, Tournay, Wallon, Dumas, Lalande,** *Notions préliminaires ; introduction ; méthodologie.* 1930. *(*425 *p. ; fr. fr.* 100.—*).* — *T. II :* **Dumas** et **Piéron, Mayer, Bourdon, Dumas, Larguier des Bancels, Meyerson,** *Les fondements de la vie mentale.* 1932. *(*612 *p. ; fr. fr.* 100.—*).* — *T. III :* **Ombredane, Dumas,** *Les associations sensitivo-motrices.* 1933. *(*462 *p. ; fr. fr.* 100.—*).* — *T. IV :* **Piéron, Delacroix, Revault d'Alonnes, Dumas, Blondel, Janet, Poyer, Claparède,** *Les fonctions et les lois générales.* 1934. *(*528 *p. ; fr.* 120.—*).* — *T. V :* **Bourdon, Delacroix,** *Les fonctions systématisées de la vie intellectuelle.* 1936. *(*408 *p. ; fr. fr.* 100.—*)*

Nous devons admirer le courage du Pr Dumas. A peine avait-il achevé son Traité de Psychologie en deux gros volumes, qu'il comprit qu'en entreprenant une seconde fois cet immense travail, lui et ses collaborateurs seraient à même de le faire infiniment mieux. Le nouveau traité doit être cinq fois plus complet et comprendra dix volumes. La distinction du

Pr D., sa grande courtoisie, son impeccable probité scientifique et son savoir immense lui permirent de s'assurer la collaboration d'une pléiade de neurologues et de psychologues éminents qui font le plus grand honneur à la France contemporaine. Mais ce traité n'est pas un aperçu de la science française seulement, il expose aussi, et avec beaucoup d'objectivité, les doctrines venant de l'étranger. Un ouvrage aussi vaste ne peut être écrit par un seul homme. L'inconvénient d'un ouvrage collectif c'est que certaines lacunes subsistent alors que d'autres sujets sont parfois abordés deux ou trois fois. Ce second défaut devient presque une qualité dans une science telle que la psychologie. L'âme humaine est si complexe qu'on peut l'envisager à des points de vue bien divers et ces perspectives multiples, loin de toujours se contredire, éclairent l'objet sous des aspects différents. Pour résumer un ouvrage aussi riche de faits et d'idées, la tâche est malaisée et le lecteur me pardonnera de ne pas suivre ces volumes chapitre par chapitre. Je voudrais, tel un insecte, butiner de gauche et de droite, là où le suc me paraît particulièrement savoureux.

Avec une clarté remarquable M. Lapicque expose les transformations que la notion de chronaxie est venue apporter à la physiologie du système nerveux. Bien que cette découverte remonte déjà à l'année 1907, ce n'est que dans les années d'après-guerre qu'elle a vraiment révolutionné nos connaissances sur le fonctionnement nerveux. Elle ouvre des perspectives nouvelles et permet d'émettre une foule d'hypothèses qui éclairent certains mécanismes psychologiques.

Les chapitres d'introduction à la psychologie de MM. Dumas et Lalande nous donnent l'un un aperçu historique de la psychologie française au XIXe siècle, l'autre un aperçu de la psychologie contemporaine. On doit regretter que M. D. qui, dans les volumes suivants, reprendra de façon si intéressante la psychologie des besoins, n'ait pas consacré dans son étude d'ensemble une place spéciale à la psychologie physiologique des aliénistes français de la première partie du XIXe siècle. Leur œuvre échappe aux grands courants du comtisme, du rationalisme et de l'associationnisme, elle n'en est pas moins intéressante. Issue de ce XVIIIe siècle qui sous l'impulsion de Descartes et de la Chambre étudiaient avec ferveur les passions humaines, cette psychologie accorde une large part aux sentiments. Il faut grouper ensemble Tissot, Georget, Ferrus, Voisin, Moreau de Tours, certaines pages de Leuret et voir dans l'ensemble de cette œuvre un des meilleurs efforts de la psychologie française du XIXe siècle. Ces médecins ne se sont pas contentés de décrire des processus morbides, ils ont essayé de construire aussi une psychologie normale.

Un chapitre consacré à la psychologie et à la sociologie, où sont résumées les idées de Durckheim et Lévy-Bruhl intéressera spécialement les lecteurs de cette revue.

Tous les articles de la plume de Dumas dans le deuxième volume sont extrêmement intéressants, mais il y a des lacunes que l'on ne s'explique pas. Pourquoi D. consacre-t-il dix pages au choc émotionnel sans dire un mot des traumatismes infantiles, sans faire une allusion au refoulement, sans rappeler une fois le nom de Freud qui pourtant dans ce domaine a apporté une contribution qui n'est certes pas négligeable ? Nous savons que ce

n'est pas du parti pris puisque la doctrine psychanalytique doit être exposée dans d'autres volumes. Nous pensons que l'utilité d'un vaste traité tel que celui de D. a justement pour but de rapprocher des écoles qui parfois s'opposent dans leur période de formation. D. note justement après Wundt et d'autres qu'avec les émotions très violentes prend naissance une paralysie subite de nombreux groupes musculaires. Mais la paralysie ne se limite pas aux muscles, surtout chez l'enfant, elle s'accompagne d'une inhibition psychique très importante qu'on ne saurait négliger. Dans beaucoup de ses articles, on garde l'impression que D. reste trop exclusivement un psychologue physiologiste et qu'il n'a qu'un intérêt éloigné pour les réactions psychiques qu'il ne peut mesurer exactement par leurs concomitants physiques.

Par ailleurs, nous reconnaissons volontiers que le traité de D. n'a pas entièrement failli à sa tâche de synthèse. La tentative d'expliquer le choc émotionnel selon les théories chronaxiques de Lapicque ou selon les études physiologiques de Cannon sont du plus haut intérêt.

D. limite les émotions à la tristesse, la joie, la peur et la colère. Puis il passe en revue les différentes théories de l'émotion.

Dans le chapitre que l'éminent directeur du Traité de Psychologie consacre aux besoins, nous devons à nouveau signaler d'importantes lacunes qui s'expliquent encore par ce préjugé consistant à penser que seul ce qui est mesurable physiologiquement est vraiment digne de figurer dans un traité de psychologie. Les besoins physiologiques sont énumérés au complet, mais si l'on cite parmi les besoins de dépense, le besoin d'activité mentale ou parmi les besoins de stimulation le besoin d'émotions, aucune place n'est faite aux besoins sociaux. Il est vrai qu'un paragraphe est consacré à la socialisation des besoins, mais celui-ci est d'une pauvreté déplorable et l'on n'y trouve rien de ce que l'on cherche. On voudrait en effet voir décrits les conflits qui surgissent entre l'individu et le milieu, surtout entre l'enfant et son entourage à propos de cette socialisation puisqu'une grande partie de notre caractère se forme soit en obéissant, soit en résistant à ce milieu, mais aucun de ces problèmes n'est abordé.

Tout aussi indigent est le chapitre sur le besoin sexuel, pas un mot n'y est dit sur l'apparition des premières manifestations de ce besoin, sur l'intrication de cet instinct avec les autres, etc. La doctrine de Freud n'est même pas citée. Pour un traité de cette importance, on ne peut que déplorer d'aussi grandes lacunes.

Le chapitre que Larguier des Bancels consacre aux instincts de l'homme manque de précision. Il intéressera l'historien, il décevra le psychologue moderne. L'auteur reprend la thèse de James que l'homme est de tous les êtres vivants le plus riche en instincts. Dans la liste de nos tendances que L. d. B. emprunte surtout à Garnier, Ribot, James et Thorndike, on rencontre les phénomènes les plus disparates.

Le troisième volume intéresse moins les sociologues, bien que l'expression des émotions soit un puissant moteur de suggestion. Le chapitre qu'Ombredane a rédigé sur le langage est consacré surtout au côté physiologique de ce problème.

Dans le quatrième volume, Piéron marque avec justesse que l'attention

est avant tout un phénomène affectif d'intérêt. On s'étonne qu'après avoir si bien précisé ce point, il ne parle pour ainsi dire pas des facteurs affectifs dans les problèmes de la mémoire et de l'oubli. Pas un mot sur l'amnésie de la petite enfance et l'on peut reprocher à P. comme à un grand nombre des collaborateurs de cet important traité de ne pas assez envisager les domaines qu'ils explorent du point de vue génétique. C'est lui qui peut le mieux nous permettre de comprendre la formation de nos sentiments, de notre intelligence ou de notre comportement.

Le chapitre des schématisations et de leur rôle dans la formation de l'intelligence est fort intéressant. — De même les pages que D. consacre à la symbolisation passionnelle sont parmi les meilleures qu'il ait écrites. „Lorsque, dit-il, des raisons sociales ou morales s'opposent à l'expression directe de l'amour, les symboles se présentent d'eux-mêmes sous la plume." Les chapitres consacrés à la symbolisation littéraire sont pleins de finesses. Mais là encore la question de genèse est évitée. D. ne nous parle pas du langage symbolique des enfants. S'il note avec justesse que le langage adulte comporte une large part de symbolisme, il ne cherche pas à différencier ce symbolisme consacré qu'on pourrait appeler social du symbolisme individuel. De même D. ne pose pas la question de savoir s'il y a un rapport entre l'activité symbolique onirique et celle de la veille. Il ne dit rien du symbolisme fonctionnel de Silberer, qui pourtant jette une lumière si nouvelle sur notre activité subconsciente.

Charles Blondel aborde le problème de l'activité automatique et de l'activité synthétique de la vie mentale. Il souligne avec raison que ces deux modes d'activité ont plus une valeur descriptive qu'explicative.

M. Janet a fait lui-même un résumé de sa psychologie. Il convenait qu'une doctrine aussi importante que la sienne puisse être exposée dans son ensemble, mais l'inconvénient de cette façon de procéder est de créer une série de psychologies alors qu'on attendrait justement d'un traité comme celui de D. un puissant effort de synthèse. Le mérite des travaux de J. est d'avoir insisté sur l'importance de l'action et du comportement. On sait que ce grand maître a établi une hiérarchie de nos actions suivant le degré de tension psychologique qu'elles réclament.

Les sociologues seront particulièrement intéressés par le chapitre que Poyer consacre à „la notion du travail et la psychologie collective". Là encore nous devons déplorer l'absence totale de vues génétiques. P. parle de la discipline comme d'une nécessité pour toute collectivité. Bien entendu, mais ce n'est pas à l'âge adulte et avec la raison, qu'elle s'acquiert. Elle s'acquiert à des degrés très variés et avec des aspects fort différents, mais tous ces problèmes qui pourtant ont autant d'importance pour la psychologie individuelle que collective ne sont même pas énumérés.

Le livre se termine par un brillant exposé de Claparède sur la théorie du sommeil. Personnellement nous pensons qu'on pourrait étendre l'instinct du sommeil à un instinct plus général : l'instinct d'inhibition.

Le cinquième volume dû presque en entier à la plume de M. Delacroix se laisse difficilement résumer. On y trouvera une conception un peu métaphysique et intellectualiste de l'intelligence. L'auteur de ces chapitres essaie également de réfuter la théorie de l'esprit prélogique des primitifs,

mais ses arguments ne nous ont guère convaincu et nous croyons au contraire que la théorie de Lévy-Bruhl repose sur des observations minutieuses qui sont très importantes pour comprendre les différentes étapes de l'intelligence. D. cite l'ouvrage d'Essertier, mais ne nous semble pas attacher une valeur assez grande à la thèse centrale de ce livre à savoir que le développement de l'intelligence est fonction du développement de toute la personnalité. L'étude de l'intelligence pose un nombre considérable de questions et nous nous plaisons à reconnaître qu'un grand nombre d'entre elles sont étudiées minutieusement dans ce tome V du Traité.

Nous avons signalé à diverses reprises que dans ces cinq premiers volumes du Traité de Psychologie les phénomènes psychologiques étaient étudiés surtout chez l'adulte par la voie expérimentale ou la voie de l'induction. Il nous a semblé que l'on faisait, en général, par trop fi de la genèse de ces phénomènes et que si l'on faisait parfois allusion à l'inconscient, on en parlait en termes généraux sans utiliser toutes les données que la psychanalyse a mises en lumière sur cette partie de notre psychisme. — Nous ne voudrions pas laisser l'impression à cause de ces deux restrictions fondamentales que le Traité est une œuvre très incomplète. Chaque psychologue y trouvera une foule d'informations précieuses, des vues historiques sur la plupart des questions, beaucoup de points de vue originaux et à la fin de chaque chapitre une bibliographie qui n'est pas toujours complète, mais qui reste une orientation utile. Le Pr Dumas et ses collaborateurs méritent notre profonde gratitude pour le grand labeur qu'ils ont fourni en nous donnant cette sorte d'encyclopédie psychologique.

R. de Saussure (Paris).

Gefühl und Wille. Bericht über den 15. *Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Hrsg. v. Otto Klemm. Gustav Fischer. Jena* 1937. *(VI u.* 290 *S.; RM.* 18.—*)*

Wir ersehen aus dem vorliegenden Kongressbericht, dass die Gesellschaft inzwischen aus den Händen Krügers in diejenigen Jaenschs übergegangen ist. Krügers letzte Handlungen sind die Ernennung des Obersten von Voss zum Ehrenmitglied, die Preisung des Krieges als echten Charaktertestes, die Mitteilung, dass mehr als hundert Psychologen in den Heeresdienst eingegliedert wurden und sich fünfzehn psychologische Laboratorien unter der Leitung des Kriegsministeriums entwickelt haben.

Eignungsprüfung ist das Leitmotiv des gesamten Kongresses. Eine Reihe der Gelehrten stellt sich mit ihren Eignungsprüfungen (im alten technischen Sinne des Wortes) in den Staatsdienst. Deren wichtigste sind die Eignungsprüfungen für die Schiessausbildung. „Wie sich ... diese Methode zur Schiessausbildung verwenden lässt", berichtet z. B. Wilhelm Wirth, früherer Mitarbeiter Wilhelm Wundts, „darüber konnten wir bereits an Kommilitonen unserer Leipziger Universität in den drei letzten Semestern einige Erfahrung sammeln, da der Direktor unseres Institutes für Leibesübungen, Herr Professor Dr. Altrock, auf eine Arbeitsgemeinschaft mit dem psychophysischen Seminar zur Abhaltung regelrechter Schiesskurse einging und uns im Dachgeschoss seines Institutes einen grossen hellen

Raum zur Verfügung stellte, durch dessen Fenster wir über die Dächer auf ein in 100 m Entfernung aufgestelltes Zielkreuz zielen konnten, wie Sie es hier in einer proportional zur Entfernung verkleinerten Form an der Wand der Aula als Ziel unserer Demonstrationsversuche sehen, wobei die Mitte der Zielpunkt ist." Und so geht es weiter.

Was die wissenschaftliche Tradition betrifft, so beginnt das Heft bereits auf dem Deckel mit einer Inkorrektheit : die Anzeige des Kongresses 1921 erweckt den Anschein, als seien bereits damals fast ausschliesslich militärpsychologische Vorträge gehalten worden; die anderen sind nicht angezeigt. Diese Umdeutung der Geschichte nach rückwärts tritt immer wieder auf : so in der Jaenschschen Darstellung der eigenen Habilitierung „als kleinen Vorspiels der deutschen Freiheitsbewegung vor 23 Jahren" (der deutsche Psychologe Jaensch gegen den jüdisch-philosophischen Auflösungstyp Hermann Cohen), so in dem Sammelreferat, in dem Sander eine Geschichte der Gestalttheorie ohne die Namen Wertheimer, Goldstein usw. mühsam entwickelt.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass der Band einen klugen Beitrag enthält, der auch in früheren Bänden seinen Platz hätte haben können : Carl Zietz weist nach, dass Kinder bis zum 14. Lebensjahre fast alle physikalischen Phänomene (wie z. B. elektrische) nach dem Modell der Mechanik vorstellen und erklären ; dass die nicht-mechanischen Phänomene nicht wirklich geistig assimiliert werden. Aber auch Zietz verschweigt die Arbeit von David Katz, ohne die die seine nicht denkbar wäre.

Dass an neuen Methoden und neuen Resultaten in diesem Jahre nichts von Belang geschaffen und gezeigt wurde, ist kein Zufall. Die Mischung von Psychotechnik und neudeutschen mythologischen Begriffen lässt eine psychologische Versuchsanordnung nicht aufkommen. Philosophen, die an psychologischen Problemen interessiert wären und die über das Thema etwas hätten aussagen können, waren so wenig zugegen wie auf den früheren Kongressen. So begannen die experimentellen Psychologen auf eigene Faust zu philosophieren : Gefühl ist nach Krüger „das grundhafte und wohlwüchsige aller wesentlichen Gliedstücke des Seelentums. Da urständet das eigentümlich menschliche Fühlen..."

Ein öffentlicher Abendvortrag („Die Psychologie und die Wandlung im Deutschen Idealismus") hat den Höhepunkt des Kongresses dargestellt. In ihm greift Jaensch, damit scheinbar einer gewissen anderen ungenannten politisch-philosophischen Lehre folgend, den Idealismus in toto an : als eine Lehre, die im „Sein-Sollenden" statt im „Seienden" die Werte setze. Interessiert an der Beständigkeit und Werthaltigkeit des Bestehenden, betrachtet er jeden Idealismus als Brutofen einer möglichen Kritik („wie es eigentlich sein sollte"). Dass Jaensch unter „Idealismus" eigentlich den „historischen Materialismus" (mit seiner Idee einer bestimmten Gesellschaftsform) meint, entbehrt nicht der Komik. — Sehr verständlich ist es, dass er den Dualismus von Seiendem und Seinsollendem Cohen (mit dem ihn aus seiner ersten Marburger Zeit ein persönlicher Hass verbindet) statt Kant in die Schuhe schiebt. Der Kongress hatte gegen alle diese „Thesen" nicht das Geringste einzuwenden. Günther Stern (New York).

Brown, J. F., *Psychology and the Social Order. McGraw-Hill Book Company. New York und London* 1936. *(529 S.; $ 3.50, 21 s.)*

Dieses in erster Linie als Textbuch zur Sozialpsychologie bestimmte Buch verdient theoretisch besonderes Interesse, weil Brown, ein Schüler von Kurt Lewin, versucht, die „Feld-Theorie" auf das Gebiet der Soziologie und Sozial-Psychologie anzuwenden. Bemerkenswert ist auch eine vom Üblichen nach Umfang und Inhalt erfreulich abweichende Darstellung der Freudschen Theorie, wenngleich uns diese Darstellung auch an manchen Stellen das Gewicht der Freudschen Theorie im Verhältnis zur Feld-Theorie zu unterschätzen, an anderen Stellen die Freudsche Theorie aber wieder zu unkritisch zu behandeln scheint. Erich Fromm (New York).

Malinowski, Bronislaw, *The Foundations of Faith and Morals. Oxford University Press. London and New York* 1936. *(62 pp.; 2 s. 6 d., $ 0.85)*

This is not a judicious, well considered contribution on its announced subject, but rather an overt, polemical apologetic in defense of religion. The author, brought up in his youth as a Roman Catholic, assumes the role of a former agnostic and rationalist, who has now reached the conclusion that scientists must unite with the believers of traditional religion against „the encroachment of political, economic, and pseudo-cultural doctrines of Fascist and Communist types upon the preserves of legitimate religion."

These lectures are presented by Malinowski as his preliminary statement of the integrative function of Christianity in our culture. His arguments are an extension to Christianity of his now familiar thesis, first presented in a discussion of the intichiuma ceremonies of Australia and since elaborated repeatedly, that magic and religion are salutary. He generalizes from a few cultures that primitive magic „adds to the zest and beauty of work: it introduces rhythm, punctuality, discipline and order into the collective activities," ignoring in his discussion communities in which magic and counter-magic are searing agencies of social dissension and of personality disintegration. He argues likewise: „The twin belief of immortality and Providence grow out of the necessities of human life. They step in as all-powerful, beneficent cultural forces, integrating the individual mind and organizing social grouping." That these concepts are based on wish fulfillments, and are often comparable to the fear constructs of the neurotic in their functioning, is regarded as irrelevant. The crux of his entire approach is expressed in his attitude, „Conformity, whole-hearted submission to traditional biddings, is perhaps the most important moral force in any healthy society, primitive or civilized."

Bernhard J. Stern (New York).

Warden, Carl J., *The Emergence of Human Culture. Macmillan. London und New York* 1936. *(189 S.; 8 s. 6 d., $ 2.—)*

Warden gibt in übersichtlicher und anschaulicher Weise einen Abriss der Entwicklung des Menschen und seiner Kultur von den tierischen Vorläufern

bis zur Gegenwart. Der theoretische Schwerpunkt liegt auf der Betonung des fundamentalen Unterschiedes zwischen dem tierischen und menschlichen Leben. Während die Entwicklung bis zum Auftauchen der Species homo sapiens in organischen und biologischen Veränderungen besteht, wird der Fortschritt der Menschheit von da an durch kulturelle und nicht durch biologische Faktoren bestimmt. „It is culture per se rather than the degree of complexity attained which distinguishes man from his ape cousins.“ Als wesentliche Kriterien der Kultur werden angesehen : Erfindungen, Mitteilung und soziale Gewöhnung. Im Gegensatz zum Tier ist die Tätigkeit des Menschen nicht auf die ererbten und fixierten instinktiven Aktionen beschränkt. Die Betonung des in der tierisch-menschlichen Evolution erfolgenden Umschlages von biologischer zu gesellschaftlicher Determinierung ist von Seiten eines Tierpsychologen ungewöhnlich und erfreulich.

Das letzte Kapitel scheint uns in einem gewissen Widerspruch zur Grundauffassung des Verf. zu stehen. Er betont hier, dass der kulturelle Fortschritt mehr und mehr in Widerspruch mit den natürlichen Fähigkeiten und Anlagen des Menschen kommt, und nimmt an, dass es eine bestimmte Grenze der menschlichen Fähigkeit, Komplexe kultureller Systeme zu schaffen, gäbe, befürchtet sogar, dass durch den Schutz für geistig und körperlich Minderwertige die genetische Konstitution der Rasse allmählich beträchtlich herabgemindert wird. Als Hauptargument gegen den Krieg nennt er, dass er vom eugenischen Standpunkt aus durch die Vernichtung gerade der Tüchtigsten schwere Schäden für die Rasse bedeute. Trotz der Bedenken gegen diese empirisch nicht gestützten Gedankengänge halten wir das Buch für eine wichtige Bereicherung auch für die Sozialforschung und Psychologie. Erich Fromm (New York).

Young, Paul Thomas, *Motivation of Behavior. The Fundamental Determinants of Human and Animal Activity. John Wiley & Sons, New York. Chapman & Hall, London* 1936. *(XVIII u.* 562 *S.;* $ 4.—, 20 *s.)*

Das Hauptziel des Buches ist die Untersuchung der Determiniertheit und Motiviertheit des menschlichen und tierischen Verhaltens. In der Darstellung sind theoretische Erwägungen strikt der Wiedergabe von Laboratoriums-Experimenten untergeordnet worden. Der Verf. glaubt, dass die Zeit für endgültige theoretische Aussagen über die Prinzipien der Motivation noch nicht reif sei. Das Buch ist vor allem dadurch wertvoll, dass es in übersichtlicher Weise das experimentelle Material zum Motivationsproblem zusammenstellt. Von den theoretischen Gedankengängen erscheint uns besonders erwähnenswert seine Einteilung der Triebe in primäre und sekundäre, wobei er unter primären diejenigen versteht, bei denen eine psychologische Basis klar gezeigt werden kann, während er unter sekundären alle anderen zusammenfasst. Primäre Triebe sind Hunger, Durst, sexuelles Verhalten, Mütterlichkeit. Ein ernsthafter Mangel ist, dass der Versuch, die Dynamik der Motivation, speziell Mechanismen wie Verdrängung, Rationalisierung, Projektion darzustellen, nicht ganz geglückt ist. Sowohl

im Umfang als auch dem gedanklichen Gewicht nach haben die betreffenden Kapitel mehr einen beiläufigen Charakter als den zentralen, den sie in einem Buch über das Motivationsproblem verdienten. Die Haltung des Verf. zu den Funden der Psychoanalyse ist freundlich, an manchen Stellen würde man eher eine kritischere Auseinandersetzung wünschen. Angesichts der Bedeutung der Motivationspsychologie für die Sozialpsychologie betrifft dieses Buch auch die Arbeit der Sozialforschung.

Erich Fromm (New York).

Murphy, Lois Barclay, *Social Behavior and Child Personality. An Exploratory Study of Some Roots of Sympathy. Columbia University Press. New York* 1937. *(*344 *S.;* $ 3.50*)*

Die Verf. berichtet über das soziale Verhalten bei 34 Kindern im Alter von 2 — 5 Jahren, die die Nursery School besuchen. Besonders aufschlussreich und bedeutsam in ihrer Untersuchung ist die Gruppierung und Vielfalt der Methoden, die sie gleichzeitig anwendet. Sie erhält ihre Daten von Beobachtungen beim Spiel in spontanen und experimentell kontrollierten Situationen, von Interviews mit Eltern und den die Kinder betreuenden Kindergärtnerinnen. Sie verarbeitet das gesamte Material zugleich analytisch, deskriptiv und statistisch.

Murphys besonders verfeinerte und beziehungsvolle Beobachtungstechnik bezieht sich darauf, wie die Kinder durchschnittlich auf bestimmte, sie erregende Situationen, wie das einzelne Kind, wie das Individuum in der Gruppe und wie eine Gruppe gegenüber einer andern Gruppe reagieren. Dabei konzentriert sich die Verf. hauptsächlich auf das Problem des Mitgefühls und analysiert nicht nur die Wirkungen der Situation auf bestimmte Kinder als Einzelwesen oder Gruppe, sondern auch die Situation selber.

Auf Grund dieser minutiösen Einzel-, Gruppen- und Situationsbeobachtungen gruppiert die Verf. spezifische Verhaltensarten der Kinder. Ihr scheinen dabei Altersunterschiede eine geringere Rolle zu spielen als der Zusammenhang mit der Gesellschaft, in der die Kinder leben und aufwachsen. Der gesellschaftliche Einfluss auf das Verhalten des Kindes zieht sich durch all ihre Beobachtungen wie ein roter Faden und kommt auch als mitbestimmender Faktor zum Ausdruck, wenn sie die Verhaltensweisen der Kinder klassifiziert. Anna Hartoch (New York).

Geschichte.

Ricklinger, W. A., *Heinrich von Sybel und die Historische Zeitschrift. (Münchener Dissertation.) Gebr. Tron. Durlach* 1936. *(*88 *S.)*

Meinecke, Fr., *Leopold von Ranke. Gedächtnisrede. Akademie der Wissenschaften. Berlin* 1936. *(*15 *S.; RM.* 1.—*)*

Brackmann, A., *Der mittelalterliche Ursprung der Nationalstaaten. Akademie der Wissenschaften. Berlin* 1936. *(*17 *S.; RM.* 1.—*)*

Cartellieri, A., *Der Aufstieg des Papsttums im Rahmen der Weltge-*

schichte 1047-1095. *R. Oldenbourg. München und Berlin* 1936. *(XLIII u.* 291 *S.; RM.* 15.—, *geb. RM.* 16.50*)*

Brinkmann, Carl, *Weltpolitik und Weltwirtschaft der neuesten Zeit. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(*116 *S.; RM.* 3.60*)*

Die hier aufgezählten Neuerscheinungen bewegen sich auf dem Boden der traditionellen „politischen" deutschen Geschichtsschreibung, die der Soziologie skeptisch oder ablehnend gegenübersteht. Sie verdeutlichen zugleich die Hauptlinie der Entwicklung innerhalb dieser Gesamtauffassung. Die im deutschen Idealismus wurzelnde Staatsauffassung und Staatengeschichte Rankes verengte sich unter dem Eindruck der Bismarckschen Politik zur preussischen Staatsverherrlichung und zur nationalistischen Geschichtsschreibung der Sybel und Treitschke, deren Fortsetzung und Steigerung die neudeutsche Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung darstellt.

Die Historische Zeitschrift, der die Dissertation von Ricklinger gewidmet ist, hat für diese Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft massgebende Bedeutung gehabt. Im Verzeichnis ihrer prominenten Mitarbeiter, das R. anführt und das die bekanntesten Namen der offiziellen akademischen Geschichtsschreibung enthält, fehlt bezeichnenderweise der Name Rankes, dessen „kalte" Objektivität von den preussisch orientierten Historikern, die ihre Wissenschaft in den Dienst der nationalen Aufgabe stellen wollten, bekrittelt wurde. Ihre Geschichtsschreibung, die den preussischen Staat, seine Herrscher und seine nationale Leistung glorifizierte, bezeichnet der Verf. als „schlackenlosen Nationalismus", d. h. befreit von den Schlacken des liberalen Europäertums.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung preist Meinecke Ranke als den Gipfel der deutschen Geschichtsschreibung. Er bekennt sich zu Rankes Meinung, dass die grossen politischen Schicksale der Völker und Staaten den eigentlichen Stoff der Geschichte bilden, und zu seiner Konzeption der europäischen Staatengemeinschaft. In Rankes Auffassung des Geschichtsverlaufs als eines grossen geistig-realen Gesamtprozesses sei der Gegensatz zwischen Kollektivismus und Individualismus in einer höheren Einheit überwunden. Er habe das Wort Treitschkes, dass Männer die Geschichte bestimmen, nicht unterschreiben können. Erst recht sei Rankes Staatsidee unvereinbar mit einer Auffassung, nach der es bloss auf brutale Macht ankomme. Und mit noch deutlicherer Spitze schreibt M.: „Wie würde er erst zürnen über so vieles, was schon seit Jahren bei uns einer kritisch erschlafften Leserwelt als Scheinhistorie geboten wird."

Brackmann stellt fest, dass die europäischen Nationalstaaten sich im Kampf gegen die Ansprüche der päpstlichen Theokratie gebildet haben. Ende des 11. und während des 12. Jahrhunderts sei eine weitgehende Säkularisation des Staates erfolgt, wobei den Normannen die Führung zugefallen sei. Feste Residenz, abhängiges Beamtentum, Söldnerheere, geordnete Finanzwirtschaft, Staatsmonopole, einheitliches Recht seien für die normannischen Staatsbildungen charakteristisch. Der damals entstandene Ständestaat hat sich im 15. Jahrhundert zum absoluten Machtstaat, im 18. zum bürgerlichen Nationalstaat gewandelt. Heute sieht B. eine

neue Wandlung des Staates, die von Deutschland ausgeht. Was er über Form und Inhalt dieses neuen Staates sagt, bleibt recht dunkel.

Cartellieri setzt seine früheren, die Zeit von 382 bis 1047 behandelnden Veröffentlichungen als politische Staaten- und Machtgeschichte fort. Diese Begrenzung der Geschichte auf das eng Politische ist besonders unergiebig angesichts der höchst unzuverlässigen Überlieferung der in Frage stehenden Zeit. Durch die verwirrende Fülle belangloser Dynastennamen und kleinlicher Raubfehden wird der Leser weniger unterrichtet als verwirrt. Seine personalistische Auffassung — er hat Treitschkes Wort, dass Männer den Lauf der Zeiten beherrschen, zum Motto gewählt — verleitet C. zu blosser Psychologisiererei. So meint er zu der Frage, ob Otto von Bayern Heinrich IV. ermorden lassen wollte : „Immer wieder fragt man sich, ob ihm eine solche Mordtat zuzutrauen war oder nicht, und immer wieder muss man bekennen, dass wir zu wenig von ihm wissen, um eine bestimmte Antwort zu geben." Da kann man nur fragen, warum denn der Geschichtsforscher solche müssige Fragen „immer wieder" stellt. Bezeichnend für die Überschätzung des subjektiven Faktors sind Äusserungen wie diese : „Hätte Heinrich III. länger gelebt, so wäre dem Papsttum nur ein beschränkter Spielraum geblieben, würde die Zeit Karls des Grossen wiedergekommen sein."

Auf Grund seiner Auffassung, dass „die Völker unter ihren Führern wie auf einer riesigen Schaubühne auftreten, um zu verschwinden, wenn sie kraftlos geworden sind", bringt C. es bei gelegentlichen geschichtsphilosophischen Betrachtungen oder auf der Suche nach geschichtlichen Parallelen zu geradezu komischen Banalitäten. So meint er gelegentlich der Heirat Robert Guiskards mit einer legitimen Prinzessin : „Man denkt an Napoleon I. und beachtet, wie wenig die Zeiten sich ändern." Als die sächsischen Fürsten von Heinrich IV. schlecht behandelt werden, denkt C. „an das Jahr 1789 und an die Anmassung, mit der in Versailles die Vertreter des 3. Standes behandelt wurden." Da die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der Politik völlig unberücksichtigt bleiben, liefert das in seiner Materialfülle ermüdende Buch einen überzeugenden Beweis für die geringe Fruchtbarkeit der nurpolitischen Geschichtsschreibung.

Brinkmann sucht das Schlusskapitel seines neuverlegten Büchleins zu rechtfertigen, indem er betont, dass das, was man heute den „Primat der Politik über die Wirtschaft" nenne, schon immer seine Ausgangsstellung gewesen sei. Er verherrlicht die zwischen Kapitalismus und Kommunismus „triumphierend mitten hindurch schreitende dritte Lösung", die „positive Neugestaltung aus dem bedürfnisdeckenden Bodenbau und der sippen- oder familienhaften Arbeitsgemeinschaft." Im kanadischen Dry Farming sieht er eine Erneuerung der urzeitlichen Feldgraswirtschaft, in der australischen Agrarpolitik „Bauernsozialismus", in Primo de Riveras Experimenten „systematische Nationalwirtschaft". Und in etwas vager Formulierung zeichnet er ein Bild des politischen Zusammenschlusses der von einem „mit bäuerlicher Urkraft wachsenden Volkstum getragenen" slavischen Länder Polen, Bulgarien und Jugoslawien mit Deutschland und Italien, in dem die „überalterten Komplexe der lettischen Randstaaten und Österreich-Böhmens" augenscheinlich aufzugehen haben. Wieso sich eine solche

„internationale Raumordnung der Volks- und Bodenkräfte" friedlich vollziehen soll, bleibt ebenso das Geheimnis B.s, wie weshalb er das „Götterdämmerung des Imperialismus" nennt.

Das Buch ist ein Musterbeispiel schneller Anpassungsfähigkeit.

August Siemsen (Buenos Aires).

Schulz, Fritz, *Principles of Roman Law. Translated by Marguerite Wolff. Oxford University Press. London and New York* 1936. *(XVI and* 268 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 4.50*)*

With all its faults, this book (the English translation is also a revised edition of the German work which appeared in 1934) must be welcomed as the first attempt at a sociological treatise on Roman law. Instead of the traditional dogmatic analysis, Schulz tries to work out „the basic views of law and justice animating the Romans responsible for the law ": isolation, abstraction, simplicity, tradition, nation, liberty, authority, humanitas, fides and security. S. accepts every slogan of the Roman ruling class at face value, however, and therefore presents only a Ciceronian system of Roman law in modern dress, not a real sociological analysis. The book bristles with talk of dignity, friendship, good faith, will, the mission of Rome — in sum, ius est ars boni et aequi.

Roman law, like every other legal system, was a powerful weapon for the protection of vested interests and minority rule. It was a cumbersome system, relatively primitive like the Roman economy, but preeminently fitted to its task. The customary subdivisions of Roman legal history are a perfect parallel to the periods in economic and political history; the Roman law of contract is a clear reflection of the predominant role of the family and the patron-freedman relationship in Roman economy; institutions like the exceptio doli (which may be compared with equity in English law) were created to enable rising business interests to avoid antiquated restrictions rooted in the early aristocratic agricultural society, etc. Two fundamental problems can be formulated : 1) How did the relationship between Roman law and economy develop in detail, with special attention to the effect of slavery on the law ? 2) In what specific ways did Roman law function as an instrument of social control ? All this receives hardly a comment from S., for he neglects the very existence of classes, the nature and function of ideology, the whole dynamic of history. He says at one point : „The politico-economic conditions underlying the establishment of a legal rule are nowhere described or even mentioned (by the Roman jurists). No economic considerations enter into the law." In the end, the only real value of the book lies in the description of what might be called the mechanical aspects of Roman jurisprudence : the minor role of statute and codification in the development of the law, the avoidance of simple rule and abstraction or the isolation of private from public law.

M. I. Finkelstein (New York).

Espinas, Georges, *Les origines du capitalisme. T. 1 : Sire Jehan Boinebroke, patricien et drapier douaisien. T. 2 : Sire Jean de France,*

patricien et rentier douaisien ; Sire Jacques le Blond, patricien et drapier douaisien. Librairie E. Raoust. Lille 1933/1936. *(XXIV et* 256 *p., fr. fr.* 40.—; *XVIII et* 275 *p., fr. fr.* 35.—)

Jean Boinebroke est un marchand douaisien du XIIIe siècle dont le rôle peut être étudié d'assez près grâce à un document d'un intérêt exceptionnel : la réparation accomplie par ses exécuteurs testamentaires envers les personnes à qui Boinebroke avait causé un tort en matière pécuniaire. Les personnes ainsi lésées sont pour la plupart des travailleurs de la draperie auxquels le grand marchand avait donné de l'ouvrage : nous avons donc, grâce au texte de la réparation, tous les éléments d'un tableau très concret et précis de la vie économique et sociale dans la ville de Douai à la fin du XIIIe siècle. Auteur de nombreux et solides travaux sur Douai comme sur l'ensemble de la draperie flamande, M. Espinas était bien placé pour mettre en valeur l'intérêt d'un tel document.

Ce qui apparaît le plus nettement, c'est l'extrême dépendance des travailleurs de la draperie envers le marchand qui leur fournit du travail. La draperie flamande du XIIIe siècle est déjà une industrie d'exportation très active : le commerçant, le „drapier", qui seul dispose des ressources financières et commerciales suffisantes pour faire venir la matière première (la laine anglaise par exemple) et pour vendre au loin les pièces de drap, tient sous sa domination les travailleurs industriels qui ont besoin de lui pour vendre le produit de leur travail. Il n'y a aucun lien commercial entre les groupes successifs de travailleurs, et le grand marchand les ramène tous (sauf quelques exceptions assez rares) à la même dépendance étroite envers lui.

Séparation du travail et du capital, domination des grands marchands exportateurs sur les ateliers industriels, système de salariat très précaire pour des travailleurs qui souvent ne possèdent ni leur local ni même leurs instruments de travail et dont les mésaventures rappellent les misères du „travail à domicile" sous les formes les plus récentes : ce sont là autant de traits qui dénoncent une véritable révolution économique à une date plus reculée que celle où l'on a coutume d'en chercher les origines.

Dans la violence des conflits qui ont parfois opposé Boinebroke et les travailleurs exploités par lui, M. E. ne voit pas la possibilité d'admettre qu'une organisation corporative ait pu avoir une influence quelconque ; et de la nullité de l'influence il semble conclure à l'absence de l'organisation. En réalité, l'organisation des métiers existait, mais si elle réglait d'assez près les rapports entre maîtres et valets dans le cadre des ateliers, elle se trouvait absolument désarmée en dehors de ce cadre précis, devant les problèmes sociaux nouveaux et inattendus que posait l'intervention du grand marchand. Ce dernier fut souvent assez fort pour imposer de l'extérieur sa domination à une industrie dont l'apparence seule demeurait artisanale.

Le deuxième volume de M. E. pose des problèmes de portée moins étendue. Les documents qu'il y a recueillis sont utiles pour l'étude d'une question bien délimitée, de quels éléments est constituée la fortune de ces „patriciens" qui jouent un rôle si important dans la vie économique et aussi

dans la vie municipale de la ville de Douai ? Les deux cas examinés dans ce volume sont assez différents l'un de l'autre : Jacques Le Blond est un marchand drapier comme Boinebroke, mais qui a souffert des bouleversements sociaux voisins de l'an 1300 ; Jean de France au contraire est un bourgeois qui semble être demeuré à l'écart de toute activité industrielle, et qui a géré paisiblement une grosse fortune placée presque entièrement en rentes foncières. F. Henry (Lille).

Below, Georg von, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Gustav Fischer. Jena* 1937. *(VI u.* 114 *S.; RM.* 6.—*)*

In dem wissenschaftlichen Nachlass G. v. Belows fand sich ein Manuskript mit der Aufschrift „Die grossen Linien in der Entwicklung der deutschen Landwirtschaft". Die vorliegende Arbeit stellt den Teil des Manuskripts dar, den B. bereits ausgearbeitet hatte. B. schildert die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft in der Urzeit, in dem Zeitabschnitt von der Völkerwanderung bis zum Ausgang der Karolinger und im Hoch- und Spätmittelalter. Dabei behandelt B. sowohl die Eigentums- und Besitzverhältnisse als auch die technische Seite der Landwirtschaft. (Das letzte Kapitel über das Hoch- und Spätmittelalter ist insofern unvollständig, als B. die technische Entwicklung der Landwirtschaft in diesem Zeitabschnitt nicht mehr schildern konnte.) Für die Urzeit bekennt sich B. zur Genossenschaftstheorie, zur Auffassung, dass die alten Germanen Gemeineigentum an Ackerland gehabt haben und dass eine autonome Genossenschaft gleichberechtigter Mitglieder (Markgenossenschaft) die Landverteilung vorgenommen habe. Das Charakteristikum der Karolingerzeit sieht B. in der Entstehung des Privateigentums an Ackerland (seit der Völkerwanderung), in der Ausbildung der grossen Grundherrschaften mit ihrer Villenverfassung und in dem Aufkommen der Dreifelderwirtschaft anstelle der Feldgraswirtschaft der Urzeit. Besonders ausführlich untersucht B. die Eigentums- und Besitzverhältnisse der Feudalzeit, und zwar die Auflösung der Villenverfassung zugunsten des Pachtverhältnisses, das Eingreifen der Gerichtsherrschaft in die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Leibeigenschaft und Hörigkeit. Auch diese Arbeit zeichnet sich durch den wissenschaftlichen Ernst, die Reichhaltigkeit des Materials und die Klarheit der Darstellung aus, die die Vorzüge des Belowschen Lebenswerkes ausmachen. Es wirkt störend, dass der Herausgeber des vorliegenden Buches, Friedrich Lütge, es für angebracht gehalten hat, die B.sche Darstellung mit einer Reihe wissenschaftlich völlig wertloser Fussnoten zu versehen. L. kritisiert B. in seinen Fussnoten überall da, wo er der Ansicht ist, dass die Auffassungen B.s den Meinungen des Nationalsozialismus widersprechen.

Philipp Bauer (Basel).

Matthes, Kurt, *Luther und die Obrigkeit. Die Obrigkeitsanschauung des reifen Luther in systematischer Darstellung. Ernst Reinhardt. München* 1937. *(*169 *S.; RM.* 4.80*)*

Die vorliegende Arbeit des durch seine Schrift über das Corpus Christia-

num bekannt gewordenen protestantischen Theologen will eine Übersicht über die Gesellschaftslehre des reifen Luther geben.

Es kommt Matthes, der durchaus theologisch und nicht soziologisch oder gar historisch vorgeht, vor allem darauf an, eine in sich geschlossene kosmische Ordnung als Voraussetzung des lutherischen Gedankenbaus nachzuweisen. So wird das weltliche Reich als die dreiteilige Berufungsordnung von Kirche, Familie und Obrigkeit in engste Beziehung zum göttlich-geistigen Reich des Jenseitigen gesetzt, wobei die innerweltliche Ethik bedingungslos durch die vollinhaltliche Verpflichtungskraft des jeweils weitestgehenden religiösen Gebots bestimmt wird. Eine Loslösung des Schöpfungs- von dem Erlösungsbereich auf dualistischer Grundlage, wie sie von der gesamten modernen Religionssoziologie nach Troeltsch und Max Weber behauptet wurde, ist wegen dieses unaufhörlichen Übergreifens des christlichen Liebesgebots in die von der Natur gesetzten und von Gott gebilligten Ordnungen der erbsündigen Menschheit unmöglich.

Gerade insoweit M. davon ausgeht, dass Luther nicht modern Staat, Gesellschaft, Obrigkeit und Untertanen als Eigenwerte mit Eigengesetzlichkeit versteht, sondern mittelalterlich-supranaturalistisch alles Irdische im Guten und im Schlechten auf Gott bezogen erfasst, ist ihm zuzustimmen. Trotzdem wird nicht übersehen werden dürfen, dass bei Luther die durch die Erbsünde verursachte Erweiterung der Kluft zwischen Göttlichem und Menschlichem zwangsläufig den Bruch in der Gesinnungsethik heraufbeschwört, der die zur Niederhaltung der Sünde notwendige unbeschränkte Machtfülle der Obrigkeit und den leidenden Gehorsam der Untertanen ausmacht. Die den einzelnen Ordnungen auferlegte Pflicht zur Beobachtung der Grenzen ihrer jeweiligen Kompetenz, die den konservativ-autoritären Grundzug der lutherischen Gesellschaft normativ verankert, erscheint somit als willkürliche, dem stoisch-frühscholastischen Naturrecht der Kirche angepasste Verteidigung bedrohter politischer Interessen. Die Verpflichtung zur Gottesdienstausübung durch Niedermetzeln aufständischer Bauern, die Behauptung, das weltliche Schwert müsse aus Barmherzigkeit unbarmherzig sein, vermögen nur unter rein formalistischen Gesichtspunkten den inneren Zwiespalt in äussere Einheit umzudeuten. So kann auch M. nicht umhin, in diesem Zusammenhang von „unerhörter Paradoxie“ und einem „schreienden Gegensatz zwischen innerer Gesinnung und äusserer Tat“ zu sprechen, um schliesslich, eher resigniert als überzeugend, zusammenzufassen : „Jedenfalls ist es ein wenig durchsichtiges Transparent, das die Strahlen der tatsächlich dahinter stehenden Liebe nur sehr schwach durchscheinen lässt ; nur geübte Augen sehen durch diese mehr verdeckende als offenbarende Hülle hindurch die Wirklichkeit, Kraft und Grösse der dahinter tätigen Liebe.“

Abschliessend sei darauf hingewiesen, dass eine allgemeingültige, von der gegebenen politischen Konstellation und den entsprechenden Schwankungen in der Wahl und Umbildung der Argumente abstrahierende Darstellung der lutherischen Gesellschafts- und Staatslehre nicht möglich ist. Gerade luthertreue Forscher wie Brandenburg, Jordan, Müller und von Schubert haben gezeigt, wie sehr Luthers politische und gesellschaftliche Lehren einem ständigen Funktionswandel unterworfen waren.

Hermann Meyer-Lindenberg (Bogota).

Black, J. B., *The Reign of Elizabeth,* 1558-1603. *The Oxford Historñ of England, vol.* 8. *Oxford University Press. London and New York* 1936. *(VII and* 448 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 5.—*)*

Davies, Godfrey, *The Early Stuarts,* 1603-1660. *The Oxford History of England, vol.* 9. *Oxford University Press. London and New York* 1937. *(XXI and* 452 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 5.—*)*

Laprade, William T., *Public Opinion and Politics in Eighteenth Century England. Macmillan. New York and London* 1936. *(VIII and* 463 *pp.;* $ 4.—, 18 *s.)*

Hanson, Laurence, *Government and the Press,* 1695-1763. *Oxford University Press. London and New York* 1936. *(IX and* 149 *pp.;* 21 *s.,* $ 7.—*)*

Black has written a very comprehensive history of Elizabethan England. He has included a mass of detailed information relevant to that period of expansion when feudalism was giving way to the modern order of capitalist enterprise and institutions. All of the important considerations of commerce, industry and finance, agriculture, religion, government and foreign affairs, literature and the arts and sciences, and Elizabeth herself find space within this book. What emerges as a dominant theme is the secularization of the English state, an absolutistic state with Elizabeth in control, run in the interests of the middle class. B. witnesses to the persistence of feudal relations, particularly in the north of England, where even the authority of the Crown was interpreted in terms of feudalism. It was a period of transition, and the freedom of property which the state was designed to secure by law was not yet fully achieved. Even the fashions of the day appear as an index to the emergence of a new class to a position of importance within the state.

One may find in this book the essentials of Elizabethan history. The great profusion of detail, however, with which the diplomatic, military and naval history is told involves the author in neglect of more important social factors. The problem of the dynasty, as well as the political history in general, is treated too much in terms of persons. What is lacking above all is a thorough analysis of the transformation of English economy.

Davies discusses the failure of the Tudor system of government and relates the constitutional struggles in England from the accession of James I to the Restoration. The quarrels between King and Parliament did not break forth suddenly under James but, as Black indicates, were latent and sometimes active during the reign of Elizabeth. It was during the seventeenth century, however, that definitive breaches were made in the realm of royal prerogative and the way made clear for the establishment of rule by law. A change in the state had been made necessary by the refusal of the middle class to supply the Stuarts with adequate revenues and by the demands of English foreign trade. The middle class wanted to pursue their profits unhampered by the requirements of the retainers of the Court. England was in a position to market goods, and D. points quite correctly to the dominance of economic motives in the colonial policies of the nation.

The class structure of English society was being transformed. Commerce was still the main interest of the middle class, but industry had advanced, and by 1603 the dominant form was already the putting-out system. English agriculture was becoming capitalistic. A new class dependent solely upon wages had come into existence, but much of the regulation of the Stuarts seems to have ignored this fact. D. looks upon the Puritan Revolution as primarily a political and religious movement and not social like the French Revolution. Throughout the book, the relationship of social classes to differing religious and political ideas and institutions is not made clear, but the material is there for one to make a proper analysis.

An immense amount of information relating to the press and public affairs of England in the first half of the eighteenth century has been compressed in Laprade's book. He tells the story of the exploitation of writers by politicians of various hues. Figures familiar to us in English literature, Defoe, Addison, Steele, Swift and lesser known names, are revealed as the political hacks which in part they were. The influence of the sermon, the theatre, the coffee house is discussed, and the rise of the daily paper is noted. The style is anecdotal and piquant. But there is too much in the book. It would profit by an attempt to synthesize into a recognizable pattern the meaning of the materials.

Hanson's book is a valuable compendium of facts relating to the laws governing the press in eighteenth century England. He contents himself with a simple narrative, making little attempt at interpretation. He is not concerned with questions of indecency or blasphemy, but with journalistic criticism of the government. The aim is to reveal the attempts made by the government to suppress such criticism. Resort was had to stamp acts and the law of libel, and the government could use cash to silence criticism. The jealousy of the press manifested by Parliament is of interest, as is its failure successfully to repress publication of its proceedings.

Martin Y. Munson (New York).

Barbaroux, *Mémoires. Introduction, biographie, notes par Alfred Chabaud. Librairie Armand Colin. Paris* 1936. *(*311 *p.; fr. fr.* 32.—*)*

Barennes, Jean, *Un homme de loi pendant la Révolution. Le Girondin Barennes. Mellottée, Éditeur. Paris* 1937. *(*85 *p.; fr. fr.* 10.—*)*

Centore-Bineau, D., *Saint-Just.* 1767-1794. *Payot. Paris* 1936. *(*292 *p.; fr. fr.* 25.—*)*

Korngold, Ralph, *Saint-Just. Traduit de l'Anglais par Albert Lehmann. Éditions Bernard Grasset. Paris* 1937. *(*255 *p.; fr. fr.* 30.—*)*

Scudder, S. Evarts, *The Jacobins. Artur Barker. London* 1936. *(VIII* 312 *p.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Walter, Gérard, *Babeuf et la conjuration des Égaux. Payot. Paris* 1937. *(*262 *p.; fr. fr.* 25.—*)*

Lefebvre, Georges, *Les Thermidoriens. Librairie Armand Colin. Paris* 1937. *(*220 *p.; fr. fr.* 13.—*)*

Madelin, Louis, *La jeunesse de Bonaparte. Librairie Hachette. Paris* 1937. *(*359 *p.; fr. fr.* 30.—*)*

Lebey, André, *La Fayette ou le militant franc-maçon.* 2 *vols. Librairie Mercure. Paris* 1937. *(Chaque vol.* 268 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Trahard, Pierre, *La sensibilité révolutionnaire* (1789-1794). *Boivin & Cie, Éditeurs. Paris* 1936. *(*283 *p.; fr. fr.* 30.—*)*

Barthélemy, Joseph, et B. Mirkine-Guetzévitch, *Le droit public de la Révolution. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(*91 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Mirkine-Guetzévitch, B., *Le parlementarisme sous la convention nationale. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. *(*34 *p.; fr. fr.* 8.—*)*

Soreau, Edmond, *Ouvriers et paysans de* 1789 *à* 1792. *Société d'Édition „Les Belles Lettres". Paris* 1936. *(*398 *p.; fr. fr.* 30.—*)*

Quelques-uns des protagonistes de la Révolution française viennent d'être l'objet de travaux de mérite varié et si l'on peut regretter à plusieurs égards, surtout dans cette Revue, que ce soit principalement par le biais biographique que l'étude de cette période soit le plus fréquemment abordée, on ne peut nier que les biographies sérieuses et les documents individualisés ne fournissent un contingent appréciable de faits et de considérations aux historiens soucieux de synthèse.

Sur Barbaroux, l'un de plus attachants des Girondins, M. Alfred Chabaud nous apporte un ouvrage mixte, constitué, pour une part, par les textes des mémoires propres, composés par le conventionnel pendant la période de sa vie qui suivit immédiatement sa fuite de Paris, pour l'autre par des chapitres biographiques établis par l'éditeur au moyen des documents extrêmement nombreux, empruntés à des bibliothèques et à des dépôts d'archives variés. Les mémoires proprement dits, dont M. A. Ch. nous fait l'histoire s'appliquent, — en dehors d'un chapitre consacré aux débuts de la Révolution à Avignon et dans le Comtat-Venaissin — à la période de mai 1790 à la mi-septembre 1792. Dans un style alerte, Barbaroux nous y raconte son rôle à la mairie de Marseille, puis comme député extraordinaire de Marseille préparant ardemment l'insurrection du midi de la France contre la monarchie, il fait un récit très vivant de la Révolution du 10 août, et tout de suite après, explique tout ce qui opposait la politique de la Gironde à celle de la commune de Paris.

Le reste de la vie de Barbaroux est raconté par M. A. Ch. depuis sa naissance le 6 mars 1767 à Marseille jusqu'à son suicide raté et à son exécution le 25 juin 1794 à Bordeaux. De la juxtaposition des mémoires et de la biographie, de la riche annotation et des appendices de M. A. Ch. il ressort que Barbaroux très cultivé, particulièrement en sciences, très sensible, très éloquent, s'est tout de suite intéressé à la Révolution. Les erreurs et les faiblesses de la Constituante et de la Législative le confirment dans son républicanisme de la première heure. Mais à Marseille comme à Paris Barbaroux, du fait de ses fonctions et de ses démarches, a été mis en contact avec des personnalités inquiétantes, au courant des intrigues obliques : son action politique dès qu'il a été élu député de la Convention accusera de ce fait une variété et une vivacité très grandes. Sa situation politique à Marseille devient incertaine, jusqu'au mois de mai où, devant les mesures

décidées par la Convention en matière fiscale, le commerce marseillais prend l'offensive contre la politique montagnarde. Dès lors le conflit est noué : les journées des 31 mai au 2 juin marquent la défaite de la Gironde, dont l'aventure de Barbaroux n'est qu'un épisode. La proscription des Girondins apparaît bien, en tout cas, comme une terrible nécessité tactique pour la Montagne, désireuse de maintenir l'intégrité et l'unité nationale et d'instituer un régime véritablement démocratique en France. Tout de même comme il serait utile que nous eussions de l'idéologie propre de la Gironde dont Barbaroux a été l'un des membres les plus typiques, une étude approfondie, dont Albert Mathiez, jadis, nous ne donna que le schéma !

La plaquette posthume de M. Jean Barennes, si brève qu'elle soit, pourra être utilisée à cet égard. Raymond Barennes est, en effet, un Girondin comme Barbaroux. Sa biographie construite avec des mémoires de famille et des documents d'archives, nous renseigne agréablement sur la carrière faiblement politicienne d'un Girondin modéré, type de libéral impénitent.

Quelle différence entre un Barennes et un Saint-Just ! Saint-Just a été l'objet de nombreuses nouvelles études dont deux nous sont parvenues. L'année où naquit Barbaroux, aussi beau que le Girondin marseillais, cet enfant d'une demoiselle de Decize et d'un maréchal de logis des chevau-légers du Berry, qui, en dépit de son titre ronflant était d'origine parfaitement roturière, a fait l'objet d'une biographie, solide en même temps qu'enthousiaste, due à M. Centore-Bineau qui, s'il ne paraît pas avoir fait de nouveaux sondages dans les archives, a su diligemment utiliser les grands travaux et les études de détail dont Saint-Just a fait l'objet. Comme Saint-Just est différent de ses collègues du Comité de Salut public, de ceux-mêmes avec lesquels il collaborera le plus intimement, comme Robespierre et Couthon ! Il est en effet le rapporteur flegmatique des propositions les plus audacieuses, et dédaigne, dans ses rapports, de faire état de ses sentiments personnels ou de sacrifier à la vanité, comme font les autres, il anime, avec son collègue Le Bas, de sa présence et de son ardeur, les demi-brigades en ligne en Alsace et en Belgique qu'il nourrit, équipe et conduit à la victoire, les intrigues emmêlées des hébertistes et des dantonistes, qui, un instant, sont parvenus à avoir raison de la lucidité de Robespierre, sont déjouées par Saint-Just, dont le rapport du 8 ventôse annonce la nécessaire terreur : „Ce qui constitue une République, y dit-il, c'est la destruction radicale de tout ce qui lui est opposé." Après la révolution politique, la nécessité d'une révolution sociale était proclamée : „Les malheureux sont les puissants de la terre, ils ont le droit de parler en maîtres aux gouvernements qui les négligent." Saint-Just associe fortement les notions de vertu républicaine et de bonheur humain, et les décrets de ventôse annoncent les temps où devra s'opérer le transfert des biens des suspects aux patriotes pauvres. Une fois éliminés dantonistes et hébertistes, la grande terreur pourra s'exercer : mais Saint-Just en aperçoit les limites, et ce n'est pas une des parties les moins prenantes du livre de M. C.-B. que celle où il analyse l'espèce de désespérance où Saint-Just tombe quand il se rend compte de l'égoïsme des masses, de l'immoralité des parlementaires, des limites de l'amitié et de l'amour. Quand s'organise le complot de thermidor, en grande

partie issu des décrets de ventôse, l'archange de la mort, comme Michelet a appelé Saint-Just, est prêt à mourir, et, tandis que la dernière péripétie se noue, il achève ses Institutions républicaines, dont Charles Nodier, sauvé par lui au temps de la dictature strasbourgeoise, sera le premier éditeur.

L'autre biographe de Saint-Just, M. Ralph Korngold, dont le livre sur Robespierre a été étudié ici même, paraît avoir utilisé à peu près les mêmes ouvrages que M. C.-B., mais son livre est moins approfondi, toutefois, s'il suit les mêmes lignes générales d'exposition, il se garde mieux que M. C.-B., tout démocrate socialisant qu'il est, de l'attrait qu'offre la personnalité de Saint-Just, mais en affirmant que Saint-Just est, en quelque sorte, le disciple de Robespierre, M. K. se trompe à coup sûr et méconnaît l'originalité de son héros. D'autre part, il insiste plus que M. C.-B. sur les affaires sentimentales de Saint-Just, en essayant d'en tirer quelques traits complémentaires de caractère, et sur ses qualités d'homme de gouvernement : Saint-Just en Alsace, on l'a déjà dit, ressemble singulièrement à Bonaparte en Italie.

Il y a de l'utopie dans les décrets de ventôse, dans tout le système de Saint-Just. C'est que lui et Robespierre voulaient asseoir le régime républicain sur les classes jusqu'alors deshéritées de la nation et transformées par les nouvelles lois. Pour cette transformation, ils se sont appuyés sur les Jacobins, auxquels M. Evarts S. Scudder consacre un livre qui n'est malheureusement que l'œuvre d'un essayiste. La bibliographie sur laquelle repose ce livre est en effet bien mince, et le vaste sujet qu'aborde M. S. reste à traiter. Nous trouvons en effet ici une rapide histoire externe du célèbre club parisien, et non point un travail d'ensemble définitif sur le mouvement jacobin dans sa généralité, tel qu'il s'est développé dans tout le pays, sur le recrutement social des jacobins, sur l'idéologie jacobine, ses éléments fondamentaux et ses transformations. De fait, entre le club breton de Versailles, la Société des Amis de la Constitution, dont les statuts furent établis par Barnave au début de février 1790, et le club qui soutient Robespierre jusqu'au drame de thermidor et disparaît dans la réaction thermidorienne, il n'y a rien de commun. Pourquoi ? ce n'est en quelque sorte qu'accidentellement, en dehors de l'affaire du Champ-de-Mars en juillet 1791, qui marque la grande scission entre modérés et patriotes, que M. S. fournit quelques traits, reproduit quelques textes susceptibles de nous éclairer à cet égard. En réalité, c'est une sorte d'histoire politique de la Révolution qui nous est ainsi présentée, et, sur l'attitude des Jacobins à l'égard des questions religieuses, économiques et sociales, nous trouvons bien peu de chose. Mais le parallélisme entre les délibérations du Club des Jacobins et les discussions des assemblées est diligemment suivi par l'auteur. Il termine son ouvrage par une boutade amusante, quand, montrant M. Tallien à la porte du club récemment fermé, il souligne qu'à l'ère des sans-culottes succédait l'ère des sans-chemises.

Les sans-chemises, ce sont les femmes élégantes de la société thermidorienne et dictoriale contre laquelle Babeuf allait organiser la conspiration des Égaux. Sur Babeuf, le livre de M. Gérard Walter n'apporte rien de sensiblement nouveau, et l'auteur qui connaît admirablement la littérature

imprimée de son sujet — et de l'histoire générale de la Révolution française — n'a point fait dans les dépôts d'archives les recherches qui eussent pu compléter l'information traditionnelle. Mais ce livre est une bonne mise au point, un récit très détaillé, très clair et ordonné de la vie et de l'entreprise révolutionnaire de Babeuf. A vrai dire, M. W. minimise celle-ci : Babeuf n'est à ses yeux qu'un militant obscur, lancé par les circonstances dans une lutte qui le dépasse, mais dont l'histoire racontée par son complice Philippe Buonarotti prendra valeur d'épopée aux yeux de ceux qui, dans le premier tiers du XIX[e] siècle, construiront le socialisme. Soit ! Admettons ce rôle de porteur de flambeau qu'a assumé Buonarotti, mais il y a tout de même dans la carrière de Babeuf une réelle unité doctrinale et tactique, et les gaucheries de sa pensée, les erreurs de ses démarches ne semblent point lui mériter l'espèce de sévérité que manifeste M. W. à son endroit. Quand celui-ci dénie à la conjuration des Égaux „toute base prolétarienne", il a raison, mais dans la même mesure où l'on peut dénier ce caractère aux grands instants dramatiques de la Révolution, car peut-on, au sujet de celle-ci, jamais parler de prolétariat ? En tout cas, M. W. admet bien la vérité générale des critiques que Babeuf faisait de la société issue de thermidor : l'immoralité cynique des profiteurs thermidoriens, la brutalité d'une législation embourgeoisée ont arraché Babeuf à son antirobespierrisme initial.

Ce qu'a été cette société thermidorienne, au moins à ses débuts, M. G. Lefebvre l'expose dans un livre, qui, enfin, ne s'astreint pas aux lois dangereuses de la biographie, et ne se soucie pas d'applications contemporaines. Comment se disloque le gouvernement révolutionnaire, dans quelles conditions „bourgeois républicains, monarchistes constitutionnels et partisans de l'ancien régime" s'unissent pour neutraliser, puis proscrire les jacobins, puis amorcent, par l'amnistie aux Vendéens et la loi sur les cultes une „véritable terreur blanche", de quelle façon l'abolition du maximum prépare les insurrections populaires de germinal et de prairial, comment sont synchronisés les succès de la France sur la coalition et l'élaboration de la Constitution de l'an III, qui tente de consolider un régime républicain modéré dans une ambiance d'impopularité généralisée, dont la tentative du 13 vendémiaire an IV est l'épisode le plus frappant, telles sont les questions qu'étudie M. L. Évidemment, l'histoire politique est au premier plan de ce volume, et fatalement, c'est Paris et la Convention thermidorienne qui attirent l'attention, le pays demeurant au second plan. Mais M. L. montre tant de qualités qu'on ne peut souhaiter qu'une chose, à savoir qu'il soit chargé de grouper en une synthèse s'articulant exactement à celle qu'il vient d'élaborer, ce que les travaux d'Albert Mathiez et de M. Meynier ont permis déjà d'accumuler sur la période du Directoire, — période d'ordinaire trop sacrifiée entre la Convention et le Directoire.

Barbaroux, Saint-Just, Babeuf ont péri sur l'échafaud. M. Louis Madelin nous entretient lui, d'un révolutionnaire dont la carrière sera différente : Bonaparte. M. M. a entrepris une vaste histoire en douze volumes du Consulat et de l'Empire, et il justifie son entreprise dans l'introduction de son premier volume. On connaît sa manière large et colorée, et ses tendances générales. Reconnaissons-lui — ou à son éditeur — le mérite de

fournir ses preuves : même repoussée en fin de volume, son annotation, abondante et précise, nous est sympathique, et nous fait davantage regretter l'usage qui se généralise chez les historiens actuels de dédaigner les références. M. M. indique, dans son introduction, l'idée générale de son œuvre, à savoir que le Consulat et l'Empire ne s'expliquent pas sans la Révolution, nous retrouvons en grande partie les mêmes hommes et les mêmes principes dans les deux périodes considérées. M. M. raconte toute la jeunesse de Bonaparte jusqu'au moment où les troubles sociaux et politiques qu'a déchaînés le 9 thermidor, introduisent l'armée dans le règlement des conflits intérieurs. La répression des journées de Germinal et de Prairial confirme le détachement des masses à l'égard de la République, au temps où Bonaparte, réfléchissant sur la chute de ses protecteurs, a complété son expérience politique : il peut être l'homme de Barras, quand il est question d'écraser, en vendémiaire, la réaction royaliste trop audacieuse, et le nivellement des partis prépare ainsi le climat de sa dictature.

Entre la dictature de l'an II ou de l'an VIII et La Fayette, il n'y a aucune ressemblance. La Fayette, c'est l'homme de la liberté, ainsi que l'explique longuement M. André Lebey, dans deux forts volumes, où l'on regrette que toutes les preuves ne soient pas mises en évidence, et dont un style compliqué et l'absence de tables rendent difficiles l'interprétation et l'emploi. De La Fayette, M. L. ne nous donne pas une biographie détaillée, et, en somme, il ne le prend qu'au moment de la Guerre d'Indépendance des États-Unis, mais il le suit à travers les vicissitudes d'une vie politique qui ne se termine que sous la monarchie de Juillet, et, dès lors, on conçoit, La Fayette n'ayant jamais joué un rôle de premier plan, à quelles difficultés l'auteur se heurte en retraçant cette carrière qui se mêle cependant à plus de cinquante années d'événements français et mondiaux. Dans cette existence, la franco-maçonnerie a-t-elle joué le rôle que M. L. lui assigne par le titre donné à l'ouvrage ? On ne le croit pas suffisamment et il eût été bon que M. L. nous indiquât la place de la maçonnerie dans la société française du XVIIIe siècle, ses principes généraux, sa mise en sommeil sous la Révolution, sa résurrection sous le Consulat et ses transformations ultérieures, son apparentement avec cette Charbonnerie, qui sous la Restauration essaiera de réaliser l'idéal de liberté modérée, auquel La Favette a toujours été attaché.

De ces contributions biographiques et d'autres analogues, peut-on tirer des vues d'ensemble ? C'est ce qu'a tenté M. Trahard, dans son délicat et savant ouvrage sur „La sensibilité révolutionnaire“. Sa bibliographie est riche : mais pourquoi n'y fait-il pas de place à ce Bonaparte, qui par plusieurs traits évoque tellement Saint-Just ? En tout cas, les textes sont innombrables où se révèle l'âme sensible de ceux qui, à quelque parti qu'ils appartiennent, font la Révolution : Mirabeau et Marat, Barnave et Danton, Condorcet et La Révellières Lépeaux. C'est une sensibilité qui n'est pas hostile à l'action, — témoin l'enthousiasme qu'a déchaîné la révolution américaine, et qui s'accorde avec l'épicurisme le plus délicat. Si les révolutionnaires s'adressent à la raison pour légiférer, ils conçoivent parfaitement le rôle de la passion dans la vie des peuples, dans le fonctionnement des assemblées, et l'ère où ils vivent — où ils meurent — est

remplie de manifestations affectives, qui, souvent, nous semblent théâtrales, ridicules, mais constituent son climat naturel. La sensibilité est l'expression même de la vertu et elle aboutit aux propositions les plus variées d'assistance et de philanthropie. Mais alors comment expliquer les violences sanglantes qui marquent la Révolution ? C'est que les révolutionnaires ne sont pas de purs moralistes, ce sont des hommes d'action qui doivent résoudre de multiples problèmes et qui, au besoin, sauront dompter leur sensibilité, et Saint-Just — par un renversement d'ironie — ira jusqu'à dire : „Rien ne ressemble à la vertu comme un grand crime.“ Les faits et les textes qu'utilise M. T. sont intelligemment choisis. Ils nous permettent encore de comprendre le grand conflit qui oppose l'égoïsme individuel à l'idéal collectiviste de la Révolution, et à cet égard, l'auteur ne craint pas de comparer la France d'après 1789 à la Russie d'après 1919, tous les drames de la vie familiale, de l'amour qui marquent l'ère révolutionnaire, et ce culte de la nature, et cette obsédante recherche d'une foi, le recours à l'éloquence au sein des clubs et des assemblées, les tentatives esthétiques — parmi lesquelles il faudrait donner une place plus large aux grandes fêtes populaires.

La Révolution ne solde point pourtant par un apport de paroles ou de gestes passionnés. Son œuvre juridique est considérable, et le sixième des Cahiers de la Révolution française nous apporte à cet égard, une courte mais utile contribution. M. Joseph Barthélemy, en effet, nous y résume les principes financiers de la Révolution, en les opposant soit à ceux de l'ancien régime, soit à ceux qui paraissent dominer actuellement dans la démocratie française. En fait, il y a lieu de distinguer entre l'œuvre fiscale de la Constituante, qui a admis la réalité, la personnalité et l'égalité dans l'impôt, et la Convention, qui, en 1793, avec l'emprunt forcé sur les riches, établit un impôt progressif payé une fois pour toutes. D'autre part M. J. B. esquisse l'histoire — en partie humoristique, selon sa manière habituelle — des assignats. M. Mirkine-Guétzévitch, dans le second article du même cahier, plus ou moins exactement reproduit dans son étude de la Revue de Droit public, apporte des vues originales sur les origines du régime parlementaire français, il estime, avec Aulard, en effet, que, si la Constituante est passée à côté du régime parlementaire, dont Mirabeau et Thouret comprenaient les avantages, la Convention a pratiqué, avec l'instauration du Comité de Salut public, un véritable parlementarisme révolutionnaire, dont Danton a su montrer la nature et les avantages. Évidemment, les partis dans le sens actuel de l'expression, n'existent pas à la Convention, et le parlementarisme conventionnel fonctionne en dehors de toute légalité, comme une anticipation. Mais l'historien du droit public doit tenir compte de cette anticipation.

En matière sociale, en dépit de M. Gérard Walter, le babouvisme constitue également une anticipation. Mais au babouvisme manquait quelque chose, l'existence de masses prolétariennes conscientes. M. Édouard Soreau a eu la belle audace d'aborder l'histoire des classes ouvrières et paysannes dès les débuts de la Révolution. Il était impossible qu'il fît ou tentât de faire davantage. L'histoire économique et sociale de cette période, sur laquelle Jaurès, la Commission ministérielle que Jaurès fit créer, ont travaillé, et pour laquelle nous attendons beaucoup de M. Labrousse, est

bien plus mal connue que l'histoire politique, et toute synthèse est actuellement impossible. Aussi bien, même pour la période 1789-1792, dans laquelle se meut M. S., celui-ci ne tente pas d'édifier un ouvrage d'ensemble : nous avons en réalité sous les yeux des notes précieuses, copieuses, intéressantes, sur diverses questions d'histoire économique et sociale, concernant les ouvriers et les paysans avant la Révolution, les aspirations et l'agitation prolétarienne lors de la convocation des États-Généraux, en juillet, en août et en octobre 1789, la loi Le Chapelier, les rapports du prolétariat et de la bourgeoisie au cours des années 1789-1792, jusqu'à la chute de la monarchie, divers appendices apportent encore au lecteur des éléments d'information sur les questions les plus variées, de la culture de la vigne au travail des enfants et aux insurrections dans les îles. L'annotation de M. S., rejetée en fin du volume, est abondante et prouve que l'auteur n'est pas rebuté par les difficiles recherches d'archives.

Georges Bourgin (Paris).

Kracauer, Siegfried, *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit. Allert de Lange. Amsterdam* 1937. *(480 S.; Hfl. 4.—; geb. Hfl. 5.—)*

Das Buch ist, der Deklaration des Vorworts zufolge, eine „Gesellschaftsbiographie", „in dem Sinne, dass es mit der Figur Offenbachs die der Gesellschaft erstehen lässt, die er bewegte und von der er bewegt wurde, und dabei einen besonderen Nachdruck auf die Beziehungen zwischen der Gesellschaft und Offenbach legt." Als Schauplatz dieser Beziehungen wird nicht die Musik aufgesucht; nicht in ihr das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte analysiert, welches das Offenbachsche Oeuvre so vollständig erfüllt, dass die Figur des Komponisten es kaum mit grösserer Autonomie lenken mag als der exakt zappelnde Kapellmeister, der unter Glas ein mechanisches Orchester zum Tanze dirigiert. Kracauer aber hat es mit dem Schicksal des Autors und seiner Werke in der Gesellschaft zu tun und seine Methode ist nicht sowohl kritische Analysis als die Konstruktion einer prästabilierten Harmonie zwischen Gesellschaft und Autor. Soweit das Oeuvre ins Blickfeld tritt, fällt Licht vorweg auf die Texte, zumal die Halévyschen; die Gesellschaft wird durch abgeschilderte Typen repräsentiert und einen Anekdotenschatz, dem K. gesellschaftliche Beweiskraft zutraut. Die These von der prästabilierten Harmonie bezieht sich wesentlich auf das zweite Empire; unter Louis-Philippe soll die Zeit für die Offenbachsche Operette noch nicht reif gewesen sein, und der dritten Republik soll ihr magisch-satirischer Glanz nicht mehr leuchten können. Die Angemessenheit ans zweite Kaiserreich wird erklärt, indem diesem selber phantasmagorischer Charakter zugeschrieben wird: „Die Operette konnte entstehen, weil die Gesellschaft, in der sie entstand, operettenhaft war." Sie sei operettenhaft gewesen, weil sie „sich gegen die Wirklichkeit verstockte", wobei K. unter Wirklichkeit die republikanische Staatsform verstanden wissen möchte, die nach seiner Ansicht vom Stand der Produktivkräfte während des zweiten Kaiserreiches gefordert war. Die Offenbachdeutung konzentriert sich in der These, dass Offenbach mit Rausch und Satire dieser Gesellschaft angehöre und zugleich sie transzendiere. Es soll ihr Rausch

sein, den er zelebriert, und an ihrem Boheme-Zynismus soll sich der Spottvogel der Boulevards nähren ; er soll sie überfliegen, indem er gerade im scheinhaften Rausch eine utopische Humanität verspricht und im Spott wiederum ihre Scheinhaftigkeit ad absurdum führt. Es wird dieser Interpretation Offenbach zum weissen Magier und seine Oberflächlichkeit zur guten Auswendigkeit eines Materialisten, der dialektischer ist, als er sich gibt. — Das Buch enthält eine Fülle von Stoff und ist thematisch ein guter Griff : einer gesellschaftlichen Theorie der Musik des neunzehnten Jahrhunderts bietet fraglos Offenbach die Chance zentraler Einsichten. Distanziert von Offenbachs Material jedoch gerät die Darstellung in die Nähe eben jener individualisierenden Roman-Biographik, der K. so emphatisch opponiert. Das betrifft nicht bloss die Auffassung von Offenbachs Werk, sondern vor allem die Ansicht von der Gesellschaft und die Theorie des zweiten Kaiserreichs. Der Begriff der Phantasmagorie vermöchte gewiss, in die tiefsten Schluchten der Landschaft jener Epoche zu geleiten ; wird aber durch den Gegenbegriff der „Wirklichkeit“ um seine Fruchtbarkeit gebracht. Er wäre der Warenform selber abzuzwingen.

Anstelle von Kritik seien Hinweise erlaubt, wie man etwa eine gesellschaftliche Analyse der Offenbachschen Musik ansetzen könnte. K. hat die Beziehung Offenbachs zum Journalismus so gut gesehen, wie er die Flüchtigkeit seiner Verfahrungsweise eingesteht. Genau hier aber ist der Ort seiner Technik bestimmbar : der der Skizze, die mit Offenbach erstmals als musikalische Form sich installierte. Sie vereint jene höchste Promptheit und Bereitschaft zur Reaktion auf den Augenblick, die ihre Dauer stiftete, mit der ephemeren Ungediegenheit und zugleich Starrheit im Klischee, die sie eben zur Ware machte und jene Depravation der späteren Operette in Offenbach selber vorbereitet, vor welcher K. eifrig ihn retten will, anstatt zu erkennen, dass seine dämonische oder magische Aura gerade dem Fetischcharakter seiner Ware sich verdankt, und in Offenbachs Werk den Ursprung des Kitschs zu exhumieren : des Kitschs, dessen Name nicht umsonst von der Skizze sich herleitet. Das neue Element aber, kraft dessen die leichte Musik bei Offenbach definitiv als Ware zum Markt fand, ist die Farbe. Er hat, so liesse vielleicht sich sagen, die koloristischen Ergebnisse der Berliozschen ars nova praktikabel zur beliebigen Vervielfältigung gemacht. Zur musikalischen Zeitungsskizze hat er das musikalische Buntdruckverfahren hinzugefügt. Darin mehr als im Humanitätsgehalt seiner Musik liegt seine Grösse ; hier liesse seine gesellschaftliche Funktion exakt und unmetaphorisch sich aufsuchen.

Theodor Wiesengrund-Adorno (London).

Jellinek, Frank, *The Paris Commune of* 1871. *Victor Gollancz. London. Oxford University Press, New York* 1937. *(*447 *p. ;* 8 *s.* 6 *d.,* $ 3.—*)*

Le livre de M. Jellinek est tout à fait hors de pair. Il repose sur une documentation abondante et précise dont le classement est intelligemment présenté (une seule réserve : il n'est pas exact que les documents du ministère de la Guerre soient intégralement réservés), son introduction souligne les

difficultés que pose l'interprétation même de la Commune, et un index bien fait permet de retrouver dans le volume les noms de personnages ou les événements sur lesquels on désire être informé. La première partie de l'ouvrage est consacrée aux causes lointaines ou proches du mouvement, et M. J. présente ainsi un bref historique des dernières années du second Empire, du gouvernement de la Défense nationale, enfin de l'Assemblée nationale : les faits, les hommes, les textes sont bien choisis, bien commentés. Dans la seconde partie est donnée l'histoire même de l'insurrection : le 18 mars, „le gouvernement de M. Assi", et sous un titre un peu paradoxal, M. J. expose la période si incertaine comprise entre l'échec de Thiers à Paris et les élections communalistes — les élections elles-mêmes, enfin la guerre avec Versailles, car c'est principalement sous l'angle de la lutte entre Paris et le gouvernement de Thiers que M. J. envisage le sujet qu'il traite, quitte à introduire dans les divers chapitres qu'il consacre à cette lutte — Cluseret, Rossel, Delescluze, les derniers jours, la bataille de Paris, la fin, — les notions indispensables sur le gouvernement propre de la Commune, il revient sur cette question, après un chapitre sur „la restauration de l'ordre", dans un chapitre particulier, qui clôt le volume avant la conclusion. Cette conclusion est consacrée par M. J. à l'étude rapide des effets produits par l'insurrection parisienne sur l'opinion étrangère et sur les principaux éléments de l'opinion française, ainsi que sur la place donnée à la Commune par les théoriciens dans l'histoire des mouvements révolutionnaires. Georges Bourgin (Paris).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Armand, F. et **R. Maublanc,** *Fourier.* 2 *Bde. Éditions Sociales Internationales. Paris* 1937. *(*264 *u.* 263 *S.; zus. fr. fr.* 25.—*)*

Fourier ist sein Lebtag darauf aus gewesen, in seiner Schreibweise dem Publikum entgegenzukommen. Vor allem bemüht er sich, seiner „papillonne", seiner Zerstreuungssucht so weit wie möglich sich anzupassen. Er greift dabei zu Prozeduren, die an Jean Paul erinnern (mit dem ihn in der Tat eine tiefe Verwandtschaft verbindet) ; in schrullenhafter Weise durchsetzt er den Text mit Prologen und Präambeln, Postambeln, Korollaren, Appositionen und Intermezzi, schafft sich dazu neue, im üblichen Schriftvorrat unbekannte Zeichen, Kennmarken einer besonderen philosophischen Gruppenbildung. Mit alledem hat er eine fortlaufende Lektüre seiner Bücher sehr erschwert und anthologische Versuche an seinem Werk so gut wie nicht leicht ein anderer legitimiert. Sie sind des öfteren unternommen worden ; ein neuerer von A. Pinloche wurde an dieser Stelle im Jahre 1934 (S. 291 f.) angezeigt.

Die Anthologie von Armand und Maublanc unterscheidet sich von den früheren auf die vorteilhafteste Weise. Sie geht in der Zerschlagung des Textes weiter, als dies bisher geschehen ist. Das erweist sich als sehr berechtigt. Nicht nur weil derart, befördert durch Stichworte, Losungen oder Thesen, mit denen die Herausgeber die Fragmente betitelt haben, der

anziehende Eindruck, den Fourier seinen Schriften zu geben getrachtet hat, in der Tat zustande kommt; das Verfahren wird weiterhin durch die Kompositionstechnik von Fourier nahegelegt. Dieser merkwürdige Mann ist in seiner Schriftstellerei etwas rückständig gewesen. Man stösst bei ihm, genau wie bei den an den gradus ad Parnassum geschulten Schriftstellern und Rhetoren des siebzehnten Jahrhunderts, auf eine Fülle stereotyper Wendungen, mit denen er bei jeder Gelegenheit seinen Text bereichert — Wendungen, die freilich nicht der klassischen Konvention, sondern seinen eigenen Studierheften entnommen sind. Diesen Wiederholungen war aus dem Wege zu gehen, und das ist den Herausgebern gelungen.

M. hat schon durch eine Edition der Fourierschen Erotologie bewiesen, dass er besonderes Verständnis für die Exzentrizitäten dieses Autors besitzt. Indem er diesen „romanhaften Elementen" — so nennt er sie in der Einleitung — in der Auswahl einen besonders grossen Platz einräumt, führt er den Leser an diejenige Seite Fouriers heran, die die anziehendste auch für Marx und Engels gewesen ist. Fourier erscheint in der Tat in dieser Auswahl als der Schriftsteller, welcher seine „kolossale Anschauung vom Menschen.. der bescheidenen Mittelmässigkeit des Restaurationsmenschen mit naivem Humor gegenüberstellt." Diese Worte enthalten für viele der Fourierschen Divagationen den Schlüssel, und man kann sich mit den Herausgebern fragen, ob nicht Fourier selber zuzeiten sie sich so zurechtgelegt habe. Jedenfalls verbirgt ihr Humor eine unerbittliche Kritik an seinen Zeitgenossen. (Ähnlich ist ein satirisches Element oft im Humor Daumiers aufgehoben.) Unter den drei Hauptteilen der Anthologie haben die Herausgeber den mittleren der Kritik der gesellschaftlichen Ordnung vorbehalten, die Fourier, ausgehend von seinen Erfahrungen als Verkäufer, geübt hat. Von den beiden übrigen befasst sich der eine mit Fouriers „Philosophie générale", der andere mit der „Utopie phalanstérienne". Das Spannungsverhältnis, in dem der erste zum dritten Abschnitt, der Deismus des Metaphysikers zu dem Hedonismus des Utopisten steht, kann dem Historiker zu denken geben. In Fourier, der, wie die Einleitung bemerkt, eigentlich ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist, mag dieses Jahrhundert, das einen Bayle neben einem Swedenborg, einen Basedow neben einem Sade hervorgebracht hat, ihm in seiner Widersprüchlichkeit konzentriert erscheinen.

Walter Benjamin (Paris).

Philip, André, *Trade unionisme et syndicalisme. Éditions Montaigne. Paris* 1936. *(348 S.; fr. fr. 15.—)*

Philip bringt eine vergleichende Geschichte der französischen, englischen und amerikanischen Gewerkschaftsbewegung. Seine Methode ist eine rein deskriptive, wobei die typischen Unterschiede der drei Bewegungen klar zum Ausdruck kommen. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der französischen Gewerkschaftsbewegung gewidmet, welche sich nach dem Urteil P.s infolge der Ausdehnung des Systems der Kollektivverträge in angelsächsischer Richtung entwickelt. Ein Abschnitt über das Verhältnis zu dem politischen Zweig der Arbeiterbewegung sowie eine Übersicht der

Anschauungen der Gewerkschaften über die politischen Probleme hätten den Wert des Buches zweifellos erhöhen können.

Andries Sternheim (Genf).

The I. L. O. Year Book 1936-37. *International Labour Office. Geneva* 1937. *(607 S.; fr. s.* 10.—, 10 *s.* 6 *d.*, $ 2.75*)*

Tätigkeit und Bestrebungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Paris 1937. *(*529 *S.; fr. fr.* 30.—*; fr. s.* 5.—*)*

Phelan, E. J., *Yes and Albert Thomas. The Cresset Press. London* 1936. *(*271 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Das siebente Jahrbuch des Internationalen Arbeitsamtes ist noch umfassender als das vorhergehende. Verschiedene Rubriken, wie die über Freizeit, sind bedeutend erweitert worden. Es ist nicht möglich, in einer kurzen Anzeige auf die vielen wichtigen Feststellungen über die Perspektive des wirtschaftlichen und sozialen Lebens einzugehen; nur möchten wir die Schlussfolgerung des Jahrbuches erwähnen, dass zwar eine Besserung der Weltwirtschaftslage eingetreten ist, die Arbeitslosigkeit jedoch noch immer einen weit grösseren Umfang hat als im Jahre 1919, in vielen Ländern bis zu 25 und 50 Prozent. Infolge der permanenten Kriegsdrohungen, erklärt der Bericht, sind die Aussichten für einen raschen sozialen Fortschritt nicht günstig.

Die neueste Publikation des Internationalen Gewerkschaftsbundes ergänzt in gewissem Sinne das Jahrbuch des Arbeitsamts. Wenn in diesem vor allem über soziale und ökonomische Verhältnisse berichtet wird, so befasst sich jene besonders mit den Aktionen, welche der Erreichung gewisser Ziele vorangegangen sind. Ausführlich wird über den Kampf gegen Krieg, Reaktion und Faschismus referiert. Wertvolle Darstellungen bieten der Teil, der sich mit der Lage der Gewerkschaften der einzelnen Länder befasst, ferner die Berichte über den Londoner internationalen Kongress von 1936 sowie über die Arbeiterbildungskonferenz, welche anschliessend daran stattgefunden hat.

Das Buch Phelans, das zugleich französisch unter dem Titel „Albert Thomas et la création du B. I. T." erschien, bringt auf Grund eigener Erfahrungen ein Bild der Person und der Tätigkeit des ersten Direktors des Internationalen Arbeitsamtes. Es ist selbstverständlich, dass ein Buch über Albert Thomas zugleich zu einer Geschichte des Arbeitsamtes, und zwar in der Periode seiner grössten Vitalität werden musste. Wer den Namen des ehemaligen Direktors erwähnt, denkt unmittelbar an die Internationale Arbeitsorganisation selbst. In dem geistreichen Buch wird besonders hervorgehoben, wie Albert Thomas bestrebt war, das Internationale Arbeitsamt von einer administrativen Körperschaft zu einem „instrument of action" zu machen, das von den Völkern selbst getragen und weiter ausgebaut werden sollte. Andries Sternheim (Genf).

Berenstein, Alexandre, *Les organisations ouvrières, leurs compétences et leur rôle dans la Société des Nations et notamment dans l'Organisation*

internationale du Travail. Préface de M. Georges Scelle. Editions A. Pedone. Paris 1936. *(XI u.* 293 *S.; fr. fr.* 40.—*)*

Das von grosser Materialbeherrschung und Literaturkenntnis zeugende Buch bildet nicht nur eine juristische Studie zum Recht der Internationalen Arbeitsorganisation, sondern gibt auch einen aufschlussreichen Beitrag zur internationalen Bewegung der Arbeiterklasse und zu den den soziologischen Fakten nachhinkenden Bemühungen um ihre rechtliche Anerkennung. Ausgehend von den Lehren von Georges Scelle und Hans Kelsen stösst der Verf. ins Grundsätzliche vor, wenn er Arbeitnehmerverbänden völkerrechtliche Rechtspersönlichkeit zuspricht und gegnerischen Deutungsversuchen seine Auffassung entgegenhält, welche die grosse Bedeutung aufdeckt, die der „ascension des syndicats de travailleurs à l'ordre juridique international" zukommt. Nicht in den mit liebevoller Akribie verfolgten Einzelheiten juristischer Interpretation, in denen der Rezensent bisweilen vom Autor abweicht, sondern in der prinzipiell bedeutungsvollen Untersuchung sowohl der Rolle wie des Einflusses der Arbeitnehmerorganisationen auf internationalem Gebiet liegt der Wert von B.s Buch.

Rudolf Aladár Métall (Genf).

Feder, Leah Hannah, *Unemployment Relief in Periods of Depression. Russell Sage Foundation. New York* 1936. *(*384 *pp.;* $ 2.50*)*

This volume presents a detailed history of public and private unemployment relief in a number of large eastern cities during the most important depressions between 1857 and 1922. Essentially what the author has done is to break into the history of the long development of organized charity and welfare services in the United States at the points of most intense activity and strain. On the basis of these half dozen cross-section studies she has pictured this development in terms of the varying measures adopted specifically for relieving the distress of unemployment. As the author observes, the changing methods of dealing with the emergency of unemployment reflected the changing attitude of social service workers and the dominant elements in the community generally towards the responsibility of society for unemployment. The disdain and bitter hostility of the private charities and welfare organizations towards the public agencies in the same field, except at times when the resources of the former were inadequate to the emergency demands upon them, develops into a consistent theme in this study of three-quarters of a century of unemployment relief.

Thomas J. Reynolds (New York).

Nikisch, Arthur, *Arbeitsrecht. Halbband* 1. *J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1936. *(*64 *S.; RM.* 1.80*)*

Nikisch versucht in dem vorliegenden Grundriss, den Begriff des modernen Arbeitsrechtes nach den bekannten nationalsozialistischen Grundsätzen und Institutionen auszurichten. „Das Arbeitsrecht regelt die Arbeit in fremden Diensten." Im Gegensatz zu der ehedem herrschenden Begriffsbestim-

mung vermeidet N. den Begriff der Abhängigkeit des Arbeitnehmers. Er führt statt dessen zur Abgrenzung und zur Begründung der Notwendigkeit eines besonderen Rechtes der Arbeit an, dass „derjenige, der in fremden Diensten steht, Arbeit als Mitglied einer Gemeinschaft leistet, in die er sich einzufügen hat." „Im tiefsten Grunde" beruht das Dienstverhältnis auf der „Treupflicht" des Arbeitnehmers und auf jener Gemeinschaft, „die volle gegenseitige Hingabe verlangt". Die vertraglich festgesetzten Bedingungen der Arbeit treten ausser Kraft, wenn das Bedürfnis der Gemeinschaft es erfordert, dieser „höheren Lebenseinheit", von der niemals gesagt wird, wie sie von dem Unternehmer zu trennen ist.

N. ist früherer Syndikus des Sächsischen Metallindustriellen-Verbandes und hatte auch in den Jahren der Weimarer Republik Arbeitsrecht doziert und sich einen Namen gemacht. Dieser Umstand verleiht dem Buch einiges Interesse. Kurt Ehrlich (Genf).

Weltkongress für Freizeit und Erholung, Hamburg-Berlin, 23. *bis* 30. *Juli* 1936. *Bearbeitet im Internationalen Zentral-Büro „Freude und Arbeit", Berlin. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1937. *(*700 *S.; RM.* 7.50*)*

Blonk, A. en **J. P. Kruyt,** *De besteding van de vrije tijd door de Nederlandse arbeiders (Die Freizeitgestaltung der niederländischen Arbeiter). Nutsuitgeverij. Amsterdam* 1936. *(*105 *S.; Hfl.* 1.50*)*

Nachdem im Jahre 1932 zur Zeit der Olympischen Spiele in Los Angeles ein vom amerikanischen „National Recreation Association" einberufener internationaler Kongress für Freizeit und Erholung stattgefunden hat, wurde ein zweiter Kongress für 1936 in Hamburg-Berlin organisiert. Ungefähr 60 Länder waren vertreten; jedoch haben alle mit der freigewerkschaftlichen und sozialistischen Bewegung zusammenhängenden Kultur- und Sportverbände sich nicht vertreten lassen (so war sogar die „National Recreation Association", welche die Initiative zum ersten Weltkongress gab, nicht offiziell anwesend). Der Kongress befasste sich besonders mit Sportproblemen, Leibesübungen und Volkstanz; weiter wurden Fragen behandelt wie: Eigenart und Organisationsform der Freizeitbewegung, Einfluss schöner Arbeitsstätten auf den Menschen, die Freizeit von Frauen, Kindern und Jugendlichen, die Beziehung zwischen Freizeit und Arbeit. Obwohl von den totalitären Staaten der weltanschauliche Standpunkt in den Beratungen in den Vordergrund gerückt wurde, haben die vom Kongress angenommenen Entschliessungen infolge der Anwesenheit einer grossen Anzahl apolitischer Verbände eine neutrale Farbe. So soll angestrebt werden, dass „jeder Einzelne in seinem Interesse wie im Interesse seiner Familie und des Ganzen je nach seiner Art und Anlage von den Freizeitgestaltungsmöglichkeiten Gebrauch macht." In den Beschlüssen wird über geistige Bildung kaum geredet. Bei den Darstellungen über die Verwendung der Freizeit — Diskussionen hat es auf dem Kongress nicht gegeben, sondern nur Vorträge — wurde bei Abwesenheit vieler Arbeiter-Kulturverbände fast ausschliesslich über die Tätigkeit der Unternehmer

referiert. Der Kongress hat noch die Errichtung eines internationalen Freizeitbüros „Freude und Arbeit" mit Sitz in Berlin beschlossen !

Für eine Erhebung über die Anwendung der Freizeit der niederländischen Arbeiter, welche die beiden obengenannten holländischen Soziographen durchführten, wurden 621 Fragebogen, welche an die heterogensten Gruppen im ganzen Land geschickt wurden, sowie 226 Budgetaufstellungen verarbeitet. Die Resultate werden dahin interpretiert, dass mit der Kürzung der Arbeitszeit der Vater mehr Zeit für seine Kinder aufbringe, das Familienband gefestigt werde, der Alkoholverbrauch sich verringere und ein zunehmendes Interesse für kulturelle Arbeit, Vereinsleben, Sport und Ausflüge zu beobachten sei. Wichtiger vielleicht noch als diese Schlussfolgerungen ist die offene Selbstkritik der Verfasser, welche alle Fehlerquellen dieser Untersuchung darstellen und darauf hinweisen, wie umsichtig derartige Arbeiten unternommen werden müssen, um zu exakten Resultaten zu führen. Andries Sternheim (Genf).

Spezielle Soziologie.

Binder, Julius, *Grundlegung zur Rechtsphilosophie. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1935. *(*169 *S. ; RM.* 9.70, *geb. RM.* 11.50*)*

Binder, in seiner „Philosophie des Rechts" von 1925 noch von kantianischen Gedanken ausgehend, hat sich seither zum Hegelianer entwickelt. Die allgemeinphilosophische Einleitung des vorliegenden Buches macht sich restlos das Hegelsche System als Boden der Rechtsphilosophie zu eigen. Es ist hier nicht der Ort, eine Kritik dieser Voraussetzungen zu geben. — In den anschliessenden Untersuchungen über die „Geltung des Rechts" ist bemerkenswert, dass auch B. in das unvermeidliche Dilemma jedes rechtsphilosophischen Hegelianismus mit seiner hypostasierten „Einheit von allgemeinem und besonderem Willen" kommt : entweder die gegebenen Einzelformen des Rechts und des Staates sämtlich als sich verwirklichende Freiheit, d. h. alle Wirklichkeit als vernünftig anzusehen oder aber angesichts der Erscheinungen eine Auswahl zu treffen und das „wahrhaft Wirkliche" nach irgendwelchen Kriterien von dem nur „scheinbar Wirklichen" zu scheiden. Der erste Weg führt zur Rechtfertigung alles je Bestehenden, der andere führt zum Naturrecht, d. h. zur Stufe des bloss „moralischen Bewusstseins" zurück. B. schlägt diesen Weg ein, wenn er die Möglichkeit anerkennt, dass das, was mit dem Anspruch der Rechtsgeltung auftritt, „Willkür" ist, dass „Gesetzgeber des Klassenstaats und des Klassenkampfes" oder eine „aus blossen Nützlichkeitserwägungen tätig werdende Gesetzgebung" nur einen „partikularen" und nicht den „allgemeinen" Willen verwirklichen, usw. Damit tauchen eben doch „sämtliche Probleme der kritischen Kultur- und Rechtsphilosophie" wieder auf, so sehr B. auch die Gültigkeit des Rechts nicht von den Geboten der Moral, sondern nur davon abhängig machen will, ob „es sich als Realisation der Freiheit darstellt, so wie diese in gegebenen geschichtlichen Verhältnissen von gegebenen Menschen begriffen werden kann". Wenn für einen bestimm-

ten Volksgeist „Sklaverei und Leibeigenschaft, Polygamie, Witwenverbrennung und Schuldknechtschaft", die uns als „äusserste Entwürdigung" erscheinen, „Erscheinungsformen der Freiheit" waren, so ist nicht einzusehen, warum dies nicht heute oder gestern die Gesetzgebung des „Klassenkampfes" ebenfalls sein sollte. Gegen diese Konsequenz sträubt sich B. Es ist das tragikomische Schicksal der neuhegelianischen Schule, der einzigen ernst zu nehmenden rechtsphilosophischen Richtung im heutigen Deutschland, dass die Entwicklung, die sie im Kampfe gegen Liberalismus und Marxismus heraufbeschworen hat, sich nun gegen sie selbst richtet. B. ist heute gezwungen, für „das Recht der Wissenschaft zur Objektivität", für „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft", gegen den „neuen Ungeist des Intuitionismus und Aphorismus", gegen das „Gerede von Weltanschauung" usw. Stellung zu nehmen. Der persönliche Mut, von dem das „Vorwort" zeugt, sei anerkannt; B. wird aber vergeblich versuchen, mit seinen Mitteln dem Geist wieder zum Leben zu verhelfen, an dessen Untergang er und seine Schule mitschuldig sind. Die „Ungeister", die er rief, wird Hegels „Geistmetaphysik" nicht vertreiben können.

H. Herz (Genf).

Aris, Reinhold, *History of Political Thought in Germany.* 1789-1815. *George Allen & Unwin. London* 1936. *(414 S.; 15 s.)*

Das vorliegende Buch ist als erster Band eines umfassenden Werkes über die Geschichte der deutschen politischen Theorie gedacht, das der Verf. bis zum Jahre 1914 fortzuführen beabsichtigt. Es behandelt den Zeitraum zwischen 1789 und 1815 in drei grossen Abschnitten, deren erster die deutschen Aufklärer und die Wirkungen der französischen Revolution auf das deutsche politische Denken darstellt (Kant, Humboldt, den jungen Fichte, den Weimarer Kreis). Es folgt die Behandlung des „Romantic movement", die ausser den eigentlichen Romantikern auch Gentz, Adam Müller, Görres und gar Möser und Herder mit einbezieht, damit mehr die verschiedenen Gegner und Gegensysteme der Revolution umfassend als die eigentlich „politische Romantik". Der letzte Teil handelt von „Preussens Wiedergeburt", wobei Fichtes patriotische Schriften, Steins Reformen, aber auch Kleists politische Ziele zur Darstellung kommen. Hegel, der für Aris „wesentlich der Epoche der Restauration und Reaktion angehört", wird in einem nachfolgenden Bande ausführlicher analysiert werden.

Das Werk will dem Publikum englischer Sprache eine Einführung in die deutsche politische Geschichte und die Entwicklung der politischen Theorie in Deutschland geben. Fraglos, dass A. seine Aufgabe als Popularisator und Vermittler gründlich und gewissenhaft durchgeführt hat; überall wurde auf die Quellen zurückgegriffen. — Erheblichere Einwände sind dagegen geltend zu machen, wenn das Buch beansprucht, als eine wissenschaftlich selbständige Neudeutung der Probleme gewertet zu werden. Weder in der Methode noch in der Deutung der Zusammenhänge vermag A. anderes als längst bekannte Ansichten zu vermitteln. Von Meinecke kommt er, trotz einiger Bemühungen in entgegengesetzter Richtung, weder methodologisch noch in den Ergebnissen los. Wieder spürt man

einen Eklektizismus, der eines eigentlichen Standpunkts ermangelt. A. möchte die politischen Ideenkreise in die Gesamtheit des geistigen Lebens der Epoche eingliedern, die geistigen Systeme in ihrer Verbindung mit dem politisch-gesellschaftlichen Geschehen sichtbar machen ; allein gerade dieser Vorsatz wird durch das Buch selbst dementiert. Der „soziologische Teil" setzt zwar mit einer Analyse der Gesellschaftszustände des ancien régime in Deutschland ein und wird gegen Ende des Werks noch einmal beschworen, im übrigen aber bewegt sich die „Gesamtschau" in der Sphäre von flachen Bemerkungen über die soziale Abstammung der einzelnen Denker oder von Behauptungen wie jene, alle Romantiker seien im Grunde „antibourgeois" gewesen. Die behauptete Verbindung der politischen Konzeptionen mit der geistigen Gesamtstruktur der behandelten Epoche ist so wenig vorhanden, dass eine so typische und bedeutsame Gestalt wie die Hölderlins nicht einmal richtig erwähnt ist. Schillers philosophische Schriften werden mit dem Hinweis abgetan, der Begriff des ästhetischen Staates aus den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen sei „eine ästhetische und nicht eine politische Spekulation". Hans Mayer (Genf).

Schwinge, Erich und **Leopold Zimmerl,** *Wesensschau und konkretes Ordnungsdenken im Strafrecht. Ludwig Röhrscheid Verlag. Bonn* 1937. *(*111 *S.; RM.* 1.65*)*

Schem, Joachim, *Die Analogie im Strafrecht in ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Bedeutung. Alfred Kurtze. Breslau-Neukirch* 1936. *(*210 *S.; RM.* 7.60*)*

Kern, Eduard, *Die Grundgedanken des neuen Gerichtsverfassungsrechts. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1936. *(*32 *S.; RM.* 1.50*)*

Müller, Werner, *Der soziale Gedanke in der Arbeitsorganisation des faschistischen und des national-sozialistischen Staates. Carl Nieft. Bleicherode am Harz* 1936. *(*127 *S.; RM.* 4.40*)*

Hachtmann, Gerhard, *Die Wandlungen des industriellen Arbeitsverhältnisses. Ein Vergleich kapitalistischer und nationalsozialistischer Arbeitsverfassung. Carl Nieft. Bleicherode am Harz* 1936. *(*94 *S.; RM.* 3.50*)*

Das Buch von Schwinge-Zimmerl vermittelt einen recht interessanten Einblick in die Diskussionen innerhalb der nationalsozialistischen Rechts- und vor allem innerhalb der Strafrechtstheorie. Die beiden Verf. kritisieren die Anwendung der phänomenologischen Methode sowie des von Carl Schmitt postulierten konkreten Ordnungs- und Gemeinschaftsdenkens auf das Strafrecht als unhaltbar und gefährlich. Die Hauptvertreter der bekämpften Lehre sind die Kieler Strafrechtler Dahm und Schaffstein. Die Verf. versuchen, die Grundbegriffe der klassischen Strafrechtstheorie : Tatbestand, Rechtswidrigkeit, Schuld, Täterschaft, Anstiftung, Beihilfe und Versuch, gegenüber den Vertretern der „Wesensschaulehre" aufrecht zu erhalten und damit ein gewisses Mass von Rechtssicherheit auch im autoritären Staat zu bewahren. Ein Beispiel mag ihre Differenz mit der Kieler Schule aufhellen. Nach Dahms Meinung ist nicht jeder Dieb, „der

eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen (so der heutige § 242 des Strafgesetzbuches), sondern nur wer seinem Wesen nach ein Dieb ist." Gegen derartig vage Formulierungen kämpfen die Verf. Wahrscheinlich wird der Standpunkt der beiden Verf. von der Mehrheit der deutschen Richter heute noch geteilt, aber es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass die Zukunft mit der Kieler Schule ist, da nur die völlige Aufgabe der klassischen juristischen Begriffe im Strafrecht den Bedürfnissen einer modernen Diktatur Rechnung tragen kann.

Schem gibt in seinem ersten Teil eine recht sorgfältig geschriebene Geschichte des Analogieverbotes und damit des Satzes „nulla poena sine lege". Er weist nach, dass dieser Satz dem römischen Recht fremd gewesen, also nicht etwa „romanistisches Erbgut" ist, sondern sich mit dem Aufstieg des Liberalismus durchgesetzt hat. Für den Nationalsozialismus lehnt er die Beibehaltung des Satzes ab, da das nationalsozialistische Recht nach materieller Gerechtigkeit strebe und demnach die Herrschaft des Gesetzes ein Ende gefunden habe. Der zweite Teil enthält eine dogmatische Untersuchung der Stellung des gegenwärtigen Strafrechts zur Analogie.

Die Schrift Kerns enthält eine schulbuchmässige Darstellung der liberalen Gerichtsverfassungsprinzipien mit den Abweichungen, die diese Grundsätze durch den Nationalsozialismus erhalten haben. Der Grundsatz der Gewaltentrennung ist als politisches Prinzip schon deshalb verlassen, weil der Führer der höchste Richter sei. Die richterliche Unabhängigkeit ist nach K. weiter garantiert, obwohl heute im Dritten Reich der Führerbefehl Gesetz ist.

Müller behandelt ein ausserordentlich wichtiges Problem, nämlich die Frage, warum die deutsche und italienische Arbeitsorganisation in entscheidenden Punkten voneinander abweicht. Leider beantwortet M. diese Frage ganz unzureichend. Die Quellen, die das italienische Arbeitsverfassungsrecht gespeist haben : der Sorelsche Syndikalismus, der Nationalismus und Katholizismus, der Massengedanke des Faschismus werden nebeneinander aufgezählt, ohne dass eine Integrierung erfolgt. Die entscheidenden Unterschiede, nämlich die verschiedene Funktion des Staates in Italien und in Deutschland und die verschiedene Wirtschaftsstruktur werden kaum behandelt.

Das Buch von Hachtmann ist eine wertlose Darstellung der Wandlung des Arbeitsrechts vom freien Arbeitsvertrag des Frühliberalismus über das kollektive Arbeitsrecht der Demokratie zum autoritären Arbeitsrecht des Dritten Reiches. Franz Neumann (New York).

Frankfurter, Felix, *The Commerce Clause, under Marshall, Taney and Waite. The University of North Carolina Press. Chapel Hill* 1937. (114 *S.* ; $ 1.—)

Corwin, Edward S., *The Commerce Power versus States Rights. Princeton University Press. Princeton* 1936. (276 *S.* ; $ 2.50)

Die Grundrechte der Verfassung der Vereinigten Staaten, vor allem die

Commerce[1]) und die due Process Clauses[2]) sind Generalklauseln in dem Sinne, wie er in unserem Aufsatz in diesem Heft entwickelt worden ist. Die politische Bedeutung dieser Bestimmungen beruht darauf, dass das oberste Gericht sich das Recht der Nachprüfung der Verfassungsmässigkeit von Staats- und Bundesgesetzen zuerkannt hat. Da diese Klauseln auf ausserjuristische Weltanschauungen verweisen, ist eine einheitliche Auffassung über ihren Inhalt unmöglich. Die Geschichte des amerikanischen obersten Bundesgerichts ist vielleicht mehr als die eines anderen Staates nur aus der politischen und Sozialgeschichte verständlich. Felix Frankfurters neues Buch bringt einen wichtigen Beitrag hierzu. Er behandelt das Schicksal der Handelsklausel unter den drei Oberrichtern Marshall, Taney und Waite. Die Befugnis des Kongresses, den Handel mit fremden Nationen und unter den Einzelstaaten zu regulieren, ist eins der Fundamente des federalen Interventionismus und zusammen mit dem zum ersten Mal von Marshall (im Falle Marbury v. Madison) behaupteten richterlichen Prüfungsrecht eine scharfe Waffe bald der federalen Regierung, bald der sich hinter der Souveränität der Einzelstaaten versteckenden ökonomischen Mächte gegen progressive Gesetzgebung des Bundes. Der Verf. zeigt in den drei glänzend geschriebenen Monographien die Entwicklung der Commerce Clause : die Unsicherheit Marshalls auf der einen, sein starres Festhalten an überkommenen ökonomischen Vorstellungen, vor allem an dem Begriff der erworbenen Rechte auf der anderen Seite. Unter Taney, einem Gefolgsmann Jacksons, der nach dem Verf. zu Unrecht verdunkelt wird, vollzieht sich die Entfaltung des Konkurrenzkapitalismus, allerdings unterbrochen durch den Sezessionskrieg, zu dessen Ausbruch Taney durch seine Dred Scott Entscheidung beigetragen hat. Taney beschränkt die Intervention des Bundes dadurch, dass er den Einzelstaaten das Gesetzgebungsrecht überall da einräumt, wo der Bund es noch nicht ausgeübt hat. Besonders wichtig sind die Ausführungen des Verf. über die Rechtsprechung zum Gesellschaftsrecht. Waites Amtsdauer fällt zusammen mit der neuen Bedeutung, die die due Process Clause erhalten hat. Nach F.s glänzender Monographie scheint Waite trotz oder vielleicht gerade wegen seines langweiligen Stils, seiner Trockenheit, seiner Vorsicht, der ideale Richter gewesen zu sein.

Das Buch Corwins, der durch seine frühere Schrift „The Twilight of the Constitution" der breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist, ist mehr politisch. Es setzt sich eine doppelte Aufgabe. Der Verf. will einmal zeigen, dass die enge Auslegung der Handelsklausel das amerikanische Volk einer Macht beraubt, die eine Grundbedingung für ein richtiges Funktionieren der Bundesverfassung darstellt. Insoweit sind seine Ausführungen wichtig und richtig. Das Buch will aber darüber hinaus beweisen, dass die Interpretation des Bundesgerichts der ursprünglichen Absicht der Schöpfer der Verfassung zuwiderläuft, und deshalb fordert der Verf. :

---

[1]) Article I, Section 8 : The Congress shall have power, ... to regulate commerce with foreign nations and among the several states and with the Indian Tribes.

[2]) Amendment Article V : No person shall be ... deprived of life, liberty, or property without due process of law.

Zurück zur Verfassung, und zwar zu der George Washingtons, Alexander Hamiltons und James Madisons. Er entwickelt sechs Thesen, die diese Forderung rechtfertigen sollen. Die romantische Vorstellung, als ob eine Verfassung ein unabänderliches Dokument sei, dessen ursprünglicher Sinn nur erkannt zu werden brauche, um wieder Wirklichkeit zu werden, ist ebenso enttäuschend wie seine rechtspolitische Forderung : ohne die politischen und rechtlichen Mittel anzugeben, die seiner Auslegung zum Siege verhelfen sollen, gibt er sich mit der Hoffnung zufrieden, das oberste Gericht werde, wie es das auch in der Vergangenheit getan habe, seine eigenen Irrtümer berichtigen. Franz Neumann (New York).

Shlakman, Vera, *Economic History of a Factory Town. Smith College. Northampton* 1936. *(264 S.; $ 2.—)*
Miller, Nora, *The Girl in the Rural Family. The University of North Carolina Press. Chapel Hill, N.C. Oxford University Press. London* 1935. *(XX u.* 108 *S.; $* 1.50, 7 *s.)*
Zimmermann, Carle C. and **Merle E. Frampton,** *Family and Society. D. Van Nostrand Co. New York* 1935. *(XV u.* 611 *S.; $* 3.50*)*

Das klassische Gebiet der amerikanischen Sozialerhebung ist der „community-survey". Es ist wissenschaftlich und soziologisch gleich interessant, die Fortschritte zu verzeichnen, die hier in den letzten Jahren gemacht wurden. Ein Zug ist, dass sich deutlich Zentren für diese Studien herausgebildet haben. Als erste hat Chicago den Ruf der meist durchforschten Stadt gewonnen. Seitdem aber hat der „council of industrial studies" in Smith College eine Reihe von Studien über New England begonnen, und die Staatsuniversität von North Carolina hat den Südosten des Landes zum Gegenstand liebevoller Studien gemacht. Von beiden liegt jetzt je eine neue Publikation vor. Das Programm der Smith College-group ist ähnlich den ersten Arbeiten des deutschen Vereins für Sozialpolitik; es befasst sich vor allem mit Industrie-Geschichte. Shlakman greift einen Ort mit 9000 Einwohnern heraus und verfolgt seine Geschichte vom Beginn eines kleinen Kolonialdorfs über das Eindringen einer einzelnen von Boston beherrschten Industrie zur Entwicklung eines vielseitigen lokalen Erwerbswesens. Die Studie ist lebendig geschrieben, wohl dokumentiert und macht beachtliche Versuche zur begrifflichen Verarbeitung des Materials. Es ist interessant zu sehen, wie es ernstliche Ansätze zu einer Arbeiterbewegung schon früh im vorigen Jahrhundert in Amerika gegeben hat. Die im folgenden wiedergegebenen Kapitelüberschriften sind charakteristisch für die Forschungsrichtung und geben zugleich ein Bild vom reichen Materialinhalt : 1. Die Colonialgemeinde ; 2. Privateigentum auf Entfernung ; 3. Yankee als Arbeiter, 1825-1840 ; 4. Der Aufstieg der Mittelklasse, 1825-1860 ; 5. Löhne und Unzufriedenheit unter den Arbeitern, 1840-1850 ; 6. Ein Jahrzehnt irischer Arbeiter, 1850-1860 ; 7. Die Ausdehnung lokalen Unternehmertums ; 8. Arbeiterbewegung in Prosperität und Krise, 1860-1890 ; 9. Geschäft an der Jahrhundertwende ; 10. Industrielle Probleme, 1890-1916. — Im Augenblick werden in Amerika Dutzende von

ähnlichen lokalen Untersuchungen angestellt. Wenn S.s Buch ein charakteristisches Beispiel ist, kann man ihnen mit Interesse entgegensehen.

Die kleine Schrift von Miller ist in einer Serie erschienen, in der das soziologische Institut der Universität von Chapel Hill (N. C.) seit einem Jahrzehnt Studien über den nahen Süden veröffentlicht. Diesmal sollte wohl ein Aussenseiter mit praktischen Erfahrungen zu Worte kommen. Die amerikanischen Landwirtschaftsbehörden senden bekanntlich „extension-officers“ in die Farmgebiete, deren Aufgabe es ist, die Bauern beruflich, finanziell und manchmal auch persönlich zu beraten. M. unterscheidet die Familien nach dem wesentlichen Erwerbszweig in Typen wie : die Baumwoll-Farm-Familie, die Tabak-Farm-Familie usw. Das Bild, das gegeben wird, ist materiell und kulturell gleich trübe. Der Mangel an Belegmaterial macht ein Urteil über den Wert der Arbeit schwierig. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass sich so allgemeine und weitgehende Behauptungen vertreten lassen wie diejenigen, die M. vorbringt. Als eine Art Reportage aber ist die Publikation anregend.

Das Buch von Zimmermann und Frampton trägt den Untertitel „eine Studie zur Soziologie der Rekonstruktion“, und die Autoren versuchen, die Ergebnisse ihrer Studien mit den Problemen des industriellen Wiederaufbaus nach der Krise in Verbindung zu bringen. Zugleich aber zieht sich durch das ganze Buch eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Methoden Le Plays. Als Resultat erhält der Leser einen widersprechenden Eindruck : grosser, vielseitiger Materialreichtum und ernstes gedankliches Bemühen auf der einen Seite, Wirrheit des ganzen Aufbaus auf der anderen. Der erste Teil heisst : Familie und Gesellschaft ; allgemeinen Gedanken über den Zusammenhang zwischen Familienleben und Krisenpolitik folgt eine Übersicht über die Geschichte der Familienforschung. Der zweite Teil heisst : „Le Plays Theorien“ ; einer kurzen Wiedergabe seines Lebens und seiner Arbeiten folgt eine Beschreibung sozialer Verhältnisse in Europa im vorigen Jahrhundert unter besonderer Behandlung der patriarchalischen „Stammfamilie“. Der dritte Teil berichtet über amerikanische Studien, die unter Zimmermanns Leitung durchgeführt wurden.

Die amerikanischen Erhebungen des dritten Teils vertreten die folgende These : wenn man industrielle Reformen durchführen will, muss man den vorherrschenden Familientypus berücksichtigen, weil man sonst entweder bestehende Kulturwerte vernichtet oder gänzlich erfolglos bleibt, wenn die bestehende Familienform den neuen Arbeitsformen widerspricht. Als Beispiel der ersten Alternative werden Familien und Lebensverhältnisse von Bergfarmern in Arkansas beschrieben. Die strenge Autorität des Vaters, die ungeheuere Arbeitsleistung jedes Familienmitglieds, die frugalen und puritanischen Sitten werden in allen Details beschrieben. Die Fragestellung der Autoren ist : soll man Reinlichkeit und mehr Lebensfreude zu diesen Leuten bringen auf die Gefahr hin, dass man die Disziplin und Sicherheit ihrer Lebensführung damit zerstört ? Ohne es deutlich zu sagen, sind die Autoren offenbar auf der konservativen Seite. — Die andere Gefahr „unsoziologischer“ Reformen ist besprochen im Anschluss an eine Erhebung im Fabriksort Kingsville, Mass. Der Ort von 700 Familien war gänzlich arbeitslos, nachdem die einzige Textilfabrik geschlossen wurde. Das

wirtschaftliche Schicksal der einzelnen Familien wird verfolgt und vor allem Wert darauf gelegt zu zeigen, dass alle Versuche zur Umstellung auf Landwirtschaft gescheitert sind, obwohl sie ökonomisch möglich waren. Der Grund wird im vorherrschenden „schwachen" Familientypus gesehen, der die einzelnen Familienmitglieder nicht zur Disizplin erzieht, welche die Landwirtschaft erfordert.

Kritisch erhebt sich das folgende Problem : warum behandeln die Autoren nicht direkt die Beziehungen zwischen Wirtschaftslage und Individuum, warum schieben sie die Familie als Zwischenglied ein ? Es ist sehr leicht möglich, dass sie Recht haben und dass hier der wichtigste Beitrag des ganzen Buches liegt. Aber dann müsste diese Grundposition viel deutlicher diskutiert und begründet werden. Vielleicht werden die weiteren Untersuchungen, die angekündigt sind, grössere Klarheit bringen. Die Publikation zeigt sehr gut die neue Wendung im community survey : Drang nach grösserem theoretischem Zusammenhang, Betonen der wirtschaftlichen Grundlagen persönlicher Lebensformen, Verbindung statistischer Genauigkeit mit lebendiger Detailschilderung — und alles das noch mehr im Zustand des Versuchs als der endgültigen Bemeisterung.

Paul F. Lazarfeld (Newark, N. J.).

Anton, Helmut, *Gesellschaftsideal und Gesellschaftsmoral im ausgehenden* 17. *Jahrhundert. Studien zur französischen Moralliteratur im Anschluss an J-B. Morvan de Bellegarde. Priebatsch. Breslau* 1935. *(*126 *S. ; RM.* 5.—*)*

Garte, Hansjörg, *Kunstform Schauerroman. Eine morphologische Begriffsbestimmung des Sensationsromans im* 18. *Jahrhundert von Walpoles „Castle of Otanto" bis Jean Pauls „Titan". Carl Garte. Leipzig* 1935. *(*179 *S. ; RM.* 4.75*)*

Walzel, Oskar, *Romantisches. I. Frühe Kunstschau Friedrich Schlegels. II. Adam Müllers Aesthetik. Ludwig Röhrscheid. Bonn* 1934. *(*253 *S.; RM.* 7.—*)*

Alain, *Stendhal. Les Éditions Rieder. Paris* 1935. *(*106 *S. ; fr. fr.* 16.50*)*

Hofmannsthal, Hugo von, *Briefe* 1890-1901. *S. Fischer. Berlin* 1935. *(*351 *S. ; RM.* 5.50, *geb. RM.* 8.—*)*

Blackert, Hermann, *Der Aufbau der Kunstwirklichkeit bei Marcel Proust, aufgezeigt an der Einführung der Personen in „A la recherche du temps perdu". Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*133 *S. ; RM.* 6.—*)*

Broch, Hermann, *James Joyce und die Gegenwart; Rede zu Joyces* 50. *Geburtstag. Herbert Reichner. Wien-Leipzig-Zürich* 1936. *(*32 *S. ; RM.* 2.—*)*

Antons Schrift, die den Stempel einer Dissertation trägt, gibt nichts als eine Sammlung von Exzerpten aus den Werken des Moraltheoretikers Morvan de Bellegarde (1648-1734). Sie ist in unsicherem, teilweise fehlerhaftem Deutsch geschrieben.

Mit der Schrift Gartes hat eine Gattung, die nach der positivistischen

Epoche der Literaturwissenschaft für ausgestorben gelten konnte, einen interessanten Nachfahr erhalten. Einzelne Exemplare von dieser Gattung mögen noch in Erinnerung stehen ; genannt sei R. M. Werners Buch „Lyrik und Lyriker", das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Klassifizierung der gesamten Lyrik nach genera und species unternahm. Absicht und Gegenstand passten da zueinander so schlecht wie möglich. Die gleiche Absicht passt zu einem veränderten Gegenstand bei G. so gut wie möglich. Und das, weil der Schauerroman, entgegen der vom Verf. gegebenen Versicherung, durchaus keine Kunstform ist. Der Schauerroman gehört einer Gattung des Schrifttums an, die — wie Reise-, Erbauungs- oder Jugendliteratur — sich zureichend nicht in ästhetischen, sondern nur in gesellschaftlichen Kategorien erfassen lässt. Einer solchen Erfassung leistet eine beschreibende Klassifikation der Gattung wertvolle Dienste. G. nimmt sie unter einfachen und konkreten Kriterien vor. Und weil er diese, ohne rechts oder links zu blicken, unmittelbar aus dem noch sehr unerschlossenen Stoff geschöpft hat, so muss man ihnen nicht nur Sachgemässheit, sondern auch eine gewisse Originalität zubilligen. Sie inventarisieren den Schauerroman nach Hergang, Figuren und Schauplatz. Dabei ist G.s glücklichster Griff die Aufteilung des letzteren in die Dreiheit Tartarus, Welt und Elysium. Auch weiterhin wird vernünftig und drastisch spezifiziert. Wenn wir im Begriffskreis des Tartarus u. a. Gang und Treppe, Friedhof, gotisches Schloss, Uhren und Falltüren finden, so in dem des Elysiums die Einsiedelei, die melancholische Landschaft, Arkadien, das Gartenhäuschen. — Die Vertrautheit mit Jean Paul, dessen Werk dem volkstümlichen Schrifttum und gewiss auch dem Schauerroman verpflichtet ist, ist förderlich für G. gewesen. Dagegen ist sein Versuch, den „Titan" selbst als Schauerroman darzustellen, wohl nur aus der Absicht begreiflich, für diesen letzteren das Prädikat „Kunstform" in Anspruch zu nehmen. Dieser Versuch ist abwegig. Abzulehnen ist er viel weniger im Interesse irgendwelcher hierarchischer Ordnungen, die innerhalb der Literatur einen engeren Bereich der Kunstformen bestimmen mögen, als im Interesse des Schauerromans selbst. Er vereitelt nämlich dessen Deutung (und damit auch die gewisser ihm verwandter Dichtungen wie des „Titan"). Zu dieser Erkenntnis hätte der Verf. gelangen können, wenn er der klassifizierenden Methode die ihr zukommende untergeordnete Rolle belassen hätte. Statt dessen sucht er seine Untersuchung zu einer Definition vorzutreiben, die notwendig nichtssagend ausfallen muss. „Ein Geschehen", heisst es, „vergegenwärtigt sich im Roman nur mit Hilfe von Figuren, und sein Ablauf kann nur in Episoden oder Teilgeschehen mittels wechselnder Leitfiguren verdeutlicht werden." — Es hätte einer Blickwendung auf die gesellschaftlichen Grundlagen des Schauerromans in der Zeit vom Aufstieg des Bürgertums bis zum Biedermeier bedurft, um aus der verdienstlichen Arbeit mehr als eine Vorstudie zu machen. Ganz von selbst hätten sich damit die historischen Fluchtlinien in die Vergangenheit und in die Zukunft verfolgen lassen : sie führen in der einen Richtung zum Ritterroman, zum Detektivroman in der anderen.

Walzels Schrift zerfällt in zwei Abhandlungen, die gegenständlich durch mannigfache sachliche und personale Beziehungen zusammenhängen.

Die „Frühe Kunstschau Friedrich Schlegels“ behandelt u. a. das Verhältnis des jungen Schlegel zu Hemsterhuis, dessen Physiognomie in der eigentümlichen Atmosphäre zwischen Sturm und Drang und Romantik, in der sie von W. gezeichnet wird, gut zur Geltung kommt. Dabei wird die Weltauffassung des Sturms und Drangs als eine haptisch gerichtete der optisch gerichteten der Romantik entgegengestellt. — Die Abhandlung über „Adam Müllers Ästhetik“ ist nicht nur historisch interessant. Sie berührt in der Darstellung der „vermittelnden Kritik“ Müllers, die sich zur Aufgabe machte, ohne Hinzuziehung von Wertmassstäben zu bestimmen, „welche Erscheinungen der Kunst geschichtlichen Verstehens würdig sind, welche nicht“ eine Debatte, die auch heute noch nicht zum Abschluss gekommen ist. — W.s Studien sind akademisch im besten Sinne, unter eingehender Berücksichtigung der Literatur verfasst und scheinen, nach ihrem merkwürdigen Schlusssatz zu urteilen, dem Bildungsideal des vorigen Jahrhunderts die Treue halten zu wollen. „Er baute“, heisst es von Adam Müller, „mit an dem einen Gedanken, den dieses Jahrhundert vielleicht am dringlichsten durchzusetzen bestrebte, an dem Gedanken eines Dritten Reichs, wie es den Gesinnungsgenossen Ibsens vorschwebte.“

Alains Buch setzt Bekanntschaft mit Stendhal voraus. Es entwickelt Überlegungen, die aus jahrelangem vertrauten Umgang mit seinen Schriften erwachsen sind. Diese Überlegungen sind um einige wenige Motive gruppiert. „Der Ungläubige“, „Der honnête homme“, „Der Politiker“, „Der Liebhaber“, „Der Dilettant“ und „Der Schriftsteller“ machen sechs Portraitstudien, die A. seinem Modell abgewinnt. Von ihrer Meisterschaft mögen einige Reflexionen über den Politiker Stendhal zeugen. A. konfrontiert dessen Verfahren am Beispiel der „Chartreuse de Parme“ mit dem der landläufigen Historiker, die über die Kunst verfügen, „furchtbare Vorfälle zu berichten, ohne an sie zu glauben, ja ohne auch nur an sie zu denken.“ Demgegenüber gibt es in der „Chartreuse“ — das zeigt A. — kaum ein Geschehen, ja kaum eine Haltung, der nicht das Brandmal von dem aufgedrückt ist, was eine Despotie aus dem Menschen macht. Stendhal erweist sich als politischer Physiognom, der die Gewalt der Herrschaftsverhältnisse noch in der Art und Weise zum Ausdruck bringt, in der eine Bettlerin ihr Almosen entgegennimmt. Sie tut es bei Stendhal mit Worten die, wie A. sagt, „gewiss nie gesprochen wurden, die aber in dem Verhalten stecken.“ Und weiter diese, die Kunst Stendhals im Zentrum treffende Maxime seines Auslegers : „Die Überlegungen (des politischen Romanciers) haben von dem auszugehen, was laut nie gesagt werden wird.“ Weiterhin sieht A., dass dies Nie-Gesagte in Stendhals Sinn weniger geheimnisvolle Vorgänge des Innenlebens als geheimgehaltene Pläne betrifft. Damit stösst der Verf. auf das Militärische in Stendhals Ingenium, das eine Wahlverwandtschaft zwischen ihm und Napoleon, den er bewundert hat, stiften mag. „Niemals vielleicht — um mich genau zu fassen : seit Platon nicht — hat es einen Autor gegeben, der seine eigenen Argumente mit derart militärischer Strenge Revue passieren lässt.“ In ähnliche Richtung weist dieses Wort : „Die unverwechselbare Genialität des Romanciers Stendhal steckt zunächst darin, dass sämtliche Figuren seiner Bücher von Hause aus als gleich vor ihm stehen.“ Die eigene politische Schulung hat A. in den

Stand gesetzt, dem Politiker Stendhal die aktuellsten Aufschlüsse abzugewinnen. Dafür mag dieser letzte Beleg zeugen : „Es scheint mir sehr beachtenswert, dass die Herrschaft der Despoten so wie deren beständige Konspiration untereinander ... hier nicht als Folge eines ungeheuerlichen Hochmuts dargestellt wird, nein, sie erscheinen lediglich als strikte Notwendigkeit derjenigen, die ihre Privilegien aufrecht erhalten wollen."

Die Auswahl der Briefe Hofmannsthals reicht bis zum Jahr 1901. Sie stellt ein Gegenstück zu der ebenfalls dem Nachlass entnommenen Gedichtsammlung dar, die vor derselben Jahresschwelle haltmacht. Die Briefe geben einen Einblick in das Verhältnis des Dichters zum Elternhaus ; sie sind weiter ein Zeugnis seiner frühesten literarischen Relationen. Mehrere Briefe — darunter ein besonders schöner, der von H.s erster, so folgenreicher Begegnung mit Otway erzählt, — haben Leopold von Andrian zum Adressaten. Mehrere sind dem Briefwechsel mit Schnitzler entnommen. Andere, von den interessantesten, hat Hermann Bahr empfangen, dem besonders wichtige Mitteilungen über H.s umfassende, aber seit jeher reservierten Beziehungen zu Frankreich gewidmet sind. 1900 tritt H. mit Rodin, Maeterlinck und Jules Renard in Verbindung, und gleichzeitig berichtet er Bahr über den Jugendstil, der damals in Paris herrschte. Weiterhin findet man in diesen Briefen Motive, die aus dem späteren Leben des Dichters bekannt sind, oft in besonders unverstellter Fassung. So kommt eine der Unterweisungen, welche der junge Mann aus vornehmem Hause bei Goethe fand oder zu finden glaubte, gelegentlich der Lektüre von „Dichtung und Wahrheit" in diesem Satze zum Ausdruck : „Es tut einem eben völlig genug, wenn man in grosser Art darüber belehrt wird, dass gewisse Dinge eben nicht gut sind und einfach ignoriert werden müssen." Die Lebensluft der österreichischen Aristokratie macht sich in diesen Blättern auch sonst geltend. Bald sind es Manöverberichte, die mit den Wendungen ihres kultiviertesten Nachfahren ein Bild von der Daseinsweise des Offizierskorps geben, bald Briefe an hohe Gönner, deren diplomatische Abfassung eine Vorstellung davon gibt, wie sich die gesellschaftliche Elite des Landes um 1900 mit Kulturfragen auseinandersetzte. Besonders aufschlussreich sind die Briefe, die auf H.s Habilitationsabsichten Bezug haben. Leider sucht man in den spärlichen Anmerkungen, die dem Bande beigegeben sind, über diesen wie zahlreiche andere Sachverhalte vergebens Aufschluss. Eine Einleitung vermisst man gleichfalls, und selbst von der Nennung des Herausgebers ist abgesehen worden. Zu ihren Ungunsten sticht die Edition dieser wichtigen und schönen Briefe von den treuen und respektvollen Briefausgaben ab, an die uns das 19. Jahrhundert gewöhnt hatte.

Blackerts Marburger Dissertation hat die modisch nächstliegende Auffassung ihres Gegenstandes — eine Zersetzung der Lebenserscheinung durch die ratio als Charakteristikum von Prousts Werk zu erweisen — mit Einsicht und Mut vermieden. Da sie andererseits aber den gesamten Komplex dieses Werks selbständig nicht zu bewegen vermochte, so erhält dessen positive Auslegung etwas Gewaltsames. Sie kommt bisweilen einer erbaulichen Betrachtung allzunah. Sie ist mit umso grösserem Vorbehalt aufzunehmen, als der Verf. seine auf den Kern von Prousts

Schaffen gerichteten Fragen ausschliesslich auf Grund formaler Analysen glaubt beantworten zu können. Dazu führt ihn ein schemenhafter Begriff vom Kunstwerk, das durch die Bezeichnung „Kunstwirklichkeit" nicht greifbarer wird. In der Tat ist ein Hauptzug dieser „Kunstwirklichkeit" das Vermögen, „sich gegen jede wirkende Wirklichkeit abzusperren." Der Autor hängt gänzlich von den ästhetischen Theorien des deutschen Idealismus ab. Ihn „interessiert nicht, was Proust gesehen und dargestellt hat, sondern wie er es dargestellt hat." — Das formale Gesetz von Prousts Werk erblickt der Verf. in einer dem Roman bisher unbekannten Bestimmung seines gesamten Blickfeldes durch das schreibende und zudem unter der Arbeit in Entwicklung befindliche Ich. Man wird ihm nicht zugeben können, dass die damit eröffneten Einsichten wesentlich über die von Curtius in seiner Darstellung des Proustschen Perspektivismus gegebenen hinausgehen ; B.s Verdienst liegt allenfalls in einer stärkeren Betonung des zeitlichen Elements. Wenn er sich im übrigen gegen jede psychologische Interpretation jenes Ichs verwahrt, so scheint er nicht abgeneigt, ihm eine existentielle angedeihen zu lassen. In ihr sucht er den aufbauenden, gleich weit vom Intellektualismus wie vom Impressionismus entfernten Charakter des Werks von Proust. Es „ist Form gewordene neue Wirklichkeitsexistenz..., eine Weltanschauung jeder menschlichen Existenz überhaupt." Wenn schliesslich in solchen Gedankengängen das Werk in die Nachbarschaft der Action Française gerückt wird, so muss man sich fragen, ob dieser Versuch, die tiefste Schicht in Proust aufzuweisen, geglückt ist.

Die Auseinandersetzung mit dem Werk von James Joyce wird durch die Schrift Brochs wohl nur wenig gefördert werden. So zutreffend einzelne Umschreibungen sind, mit denen sie auf dies Werk Bezug nimmt, so bestätigt sie doch die alte Wahrheit, dass blosser Enthusiasmus umso weniger Einsicht gewährleistet, je mehr Bedeutung sein Gegenstand hat. B. erblickt im „Ulysses" von Joyce das „Totalitätskunstwerk" unserer Zeit. Er sucht, dieses Buch als „zeitgerecht" zu erweisen. Diesem Versuch dienen eine Reihe mehr oder minder glücklicher Einfälle, die das Verfahren von Joyce dem Leser durch Analogien in der Malerei (Futurismus), der Physik (Relativitätstheorie), der Seelenkunde (Psychoanalyse) verständlich zu machen bestrebt sind. Es spielt der richtige Gedanke hinein, dass „das Dichterische in die Sphäre der Erkenntnis zu heben", eine gerade unserer Zeit zufallende Aufgabe sei. Hätte sich der Verf. die Mühe genommen, die technische Position von Joyce innerhalb der heutigen Romanproduktion zu bestimmen, so hätte er einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe geleistet. Er hat sich dagegen vielfach mit Improvisationen begnügt, wie sie z. B. der Vergleich zwischen Joyce und Picasso darstellt. Das wird teilweise in der beiläufigen Veranlassung dieser Schrift begründet sein. Es kommt hinzu, dass die methodische Schulung des Autors für die Behandlung seines schwierigen Gegenstandes nicht ausreicht. Seine Definition der totalitätserfassenden Dichtung, „die über jeder empirischen und sozialen Bedingtheit steht und für die es gleichgültig ist, ob der Mensch in einer feudalen, in einer bürgerlichen oder in einer proletarischen Zeit lebt", beweist das.

Walter Benjamin (Paris).

Balet, Leo, in Arbeitsgemeinschaft mit **E. Gerhard,** *Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im* 18. *Jahrhundert. Heitz & Co. Strassburg, Zürich, Leipzig* 1936. *(*500 *S.; fr. fr.* 75.—, *Schw. Fr.* 15.—, *RM.* 12.50*)*

Der Versuch, die gesamte künstlerische Produktion des 18. Jahrhunderts in Deutschland auf den Generalnenner der „Verbürgerlichung" zu bringen, wird hier zum ersten Mal in solcher Breite und Einheitlichkeit unternommen. Die durchwegs bekannten kulturgeschichtlichen Materialien werden auf ihre gesellschaftlichen Gehalte hin mit Sachkenntnis und Entdeckerfreude förmlich geplündert und neu gruppiert. Die dialektische Methode der Verf. überzeugt dabei mehr in den zahlreichen Einzelanalysen als in den schematisch geratenen, abstrakt-dialektischen Tabellen, Postulaten und Aphorismen. Besonders gelungen sind knappe Analysen der Barockkunst (Porträt-, Landschafts-, Porzellan- und Deckenmalerei, Architektur, Musik, Literatur, Gartenbau, Kleidermode). Hier bedurfte es nur des Kennwortes „Absolutismus", um die Fülle des Stoffes und der widerspruchsvollen fachwissenschaftlichen Charakteristiken von Hausenstein, Walzel, Wölfflin, Haas methodenfest einzufangen.

Die gesamte Klassik wird als Anti-Absolutismus definiert. Die neuen bürgerlichen Parolen des „Allgemein-Menschlichen", des „Natürlichen" und des „Gefühls" bezwecken — so meinen die Verf. — eine „Egalisierung durch Standeserhöhung des Bürgers" wie eine Standesentwertung des Adels. Insbesondere die „Empfindsamkeit" in der Literatur und Musik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat für das deutsche Bürgertum die doppelte Funktion der Gefühlsemanzipation und der Wunscherfüllung, sie ist eine Art Revolutionsersatz für die politisch unerreichbare Standeserhöhung und daher (wie auch ein gut Teil später bei Goethe und Schiller) Revolutionsverrat. Es finden sich in diesem Zusammenhang unbefangene, dabei nie ganz respektlose Analysen Klopstocks, Wielands, Herders, Goethes und Schillers sowie überraschende und sachgerechte Deutungen der literarischen Briefform, der Autobiographie, des Tagebuchs, des Entwicklungsromans und der neuen „Ich"-süchtigen Lyrik.

Die gute polemische Absicht des Buches wirkt sich hier nun gelegentlich allzu schlecht-polemisch selbstgerecht aus. Der gezeigt unprätentiöse, betont anti-akademische Stil schlägt besonders bei der Charakteristik von erotischen und religiösen Gegenständen in Laxheit und Schnoddrigkeit um. So ist etwa die Rede von der „Steatopygie der Steinzeit, in der sich eine animalische Fleischeslust ausgrunzt," oder von „dem widerlichen Kanzelgestänker der Orthodoxie". Ein andermal heisst es von einem Wielandschen anakreontischen Gedicht, in dem sich eine kleine Nonne und ein Mönchlein zierlich verliebt reimen: „kurz und gut, die Natur siegt über allen religiösen Hokuspokus". Mit dem Begriff der „Natur" treiben die Verf. überhaupt ein zwar dialektisch gemeintes, aber reichlich misslungenes Spiel. Dieser gewiss zentrale Begriff wird nicht etwa auf seinen gesellschaftlichen Gehalt hin erschlossen, sondern in Bausch und Bogen schon dadurch übernommen, dass er in einfachen Gegensatz zur absolutistischen, zur „unnatürlichen" Kunst des Barock gesetzt wird. Aber die bürgerliche

Gesellschaft meint ja gar nichts Primäres oder Natürliches, wenn sie von „Natur" redet, sondern immer nur ein Abbild oder Gegenbild zu ihrer gesellschaftlichen Natur.

Ein grosser Teil des Buches ist musiksoziologischen Analysen gewidmet. Hier wäre eine stärkere Durchführung der nur angedeuteten, tatsächlich aber fundamentalen Unterscheidung von „konzerthafter" und „umgangsmässiger" Musik noch aufschlussreicher gewesen. Die im Vorwort behauptete „neue Auffassung der Sonatenform" ist zwar nicht so ganz neu, aber verständig und höchst anregend, unter anderem auch zum Widerspruch. Und diese Qualitäten möchte man dem ganzen Buch nachsagen.

Joachim Schumacher (New York).

Encyclopédie Française. Tome VII. L'Espèce Humaine. Comité de l'Encyclopédie Française Éditeur. Paris 1936. *(fr. fr.* 125.—*)*

Dans son article liminaire, le Dr Rivet montre à quel point la valeur de l'ethnologie, dans la série des sciences de l'homme, est exemplaire. Il porte immédiatement la discussion vers le cloisonnement des sciences et prononce un vigoureux plaidoyer pour une collaboration organique entre l'anthropologie, la linguistique, l'ethnographie et la sociologie dans les cadres de ce qu'on nomme de plus en plus l'ethnologie. Ce sont là des alliances fondamentales dont la nécessité avait été pressentie depuis longtemps par A. de Quatrefages et E. P. Hamy. Par ailleurs, à travers maints problèmes et discussions, le volume laisse entrevoir l'opposition entre deux points de vue qui, dans l'état actuel des études ethnographiques, paraissent difficilement conciliables. L'un, historique, d'où l'on voit entre les civilisations des liens de parenté : c'est celui du P. Schmidt et de sa fameuse théorie des Kulturkreise. L'autre, évolutif, qui lorsqu'il découvre des ressemblances entre deux civilisations, les interprète comme le signe de stades identiques dans leur développement.

Les chapitres consacrés à „l'Humanité d'aujourd'hui" sont solidement organisés et quelques questions sont étudiées plus complètement : technique, société et surnaturel. Certaines pages de A. Leroi-Gourhan sur la technologie paraissent parfois trop schématiques. A. Métraux, excellent connaisseur de l'Océanie et de l'Australie, domine bien l'étude des structures sociales et présente une nette mise en place des différents aspects de la société primitive.

L'étude de J. Soustelle sur „l'Homme et le Surnaturel" est dense, solide, une des meilleures du volume. Les problèmes y sont nettement marqués, ainsi que les arêtes des discussions. J. S. note avec raison que Durkheim a désigné une direction de recherches fécondes en expliquant la distinction du sacré et du profane par des changements dans la concentration du groupe social. Mais cette indication, qui ne concerne que la morphologie sociale, doit être reprise pour rechercher les liens de ces variations de forme avec les faits de l'économie et de la technique.

L'étude très substantielle de Henri Neuville sur les races, à travers les discussions des différentes écoles scientifiques, dessine cependant une remarquable convergence des conceptions les plus différentes : la condam-

nation de tout simplisme, de tout dogmatisme racial. Au terme de son étude, H. N. affirme qu' „aucun racisme, fût-il défendu par une race demeurée aussi archaïquement ségrégée que celle des Australiens ou des Bochimans, ne pourrait se réclamer d'une base anthropologique capable de fonder en sa faveur une classification naturelle rigoureuse, vraiment exclusive de tous autres éléments. Ce qui groupe les humains, en tant que collectivité, ce sont essentiellement des communautés d'intérêts matériels avec toutes les conséquences qu'elles comportent, et la cohésion ainsi réalisée aboutit à créer des différences qui s'expriment le mieux par la notion de type."

La partie démographique, rédigée par M. Halbwachs en collaboration avec A. Sauvy et H. Ulmer, est très substantielle. Migrations et changements de population, taux d'accroissement, nuptialité, renouvellement des générations, sont examinés à l'aide des méthodes statistiques. M. H. consacre au „rapport des sexes à la naissance", c'est-à-dire à la proportion des naissances masculines et féminines, d'intéressantes recherches appuyées sur un considérable matériel statistique où la sociologie semble apporter à la biologie une direction d'hypothèses : la proportion des naissances masculines serait liée aux variations des différences d'âge entre les parents.

Parmi les descriptions des „Peuples sur la terre", signalons celles, solides et vivantes de Ch. Parain, A. Métraux, M. Griaule.

L'unité de conception et de méthode de l'Espèce Humaine permet d'échapper à l'éclectisme que n'ont pas évité d'autres tomes de l'Encyclopédie Française. L'ensemble de faits et de discussions, rapportés ici, est remarquable. Georges Friedmann (Paris).

Ökonomie.

Lucas, Arthur F., *Industrial Reconstruction and the Control of Competition. The British Experiments. Longmans, Green & Co. London und New York* 1937. *(XI u.* 384 *S.;* 15 *s.,* $ 5.75*)*

Robbins, Lionel, *Economic Planning and International Order. Macmillan and Co. London* 1937. *(XV u.* 330 *S.;* 8 *s.* 6 *d.)*

Lange, Oskar, *On the Economic Theory of Socialism. In : The Review of Economic Studies (London), Vol. IV, No. I & II (October* 1936 *& February* 1937*).*

Burrows, Raymond, *The Problems and Practice of Economic Planning. P. S. King & Son. London* 1937. *(*279 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Was man oft kapitalistische Planung nennt, besteht heute im wesentlichen noch in der Beschränkung der Konkurrenz durch mehr oder minder monopolistische Verbände und durch mehr oder minder systematische Staatseingriffe. Über die ökonomischen und politischen Auswirkungen dieser Planung herrscht in der ernsteren Literatur viel Übereinstimmung. Kontrovers dagegen ist die Theorie der freien kapitalistischen Konkurrenz und des Sozialismus sowie die gesellschaftliche Dynamik, der die Ent-

wicklung zum „Interventionsstaat“ oder zur Planung entspringt. Die oben angezeigten Arbeiten, ein kleiner Ausschnitt aus der neueren englischen Literatur, bezeichnen diesen Stand der Forschung und Diskussion in ziemlich repräsentativer Weise.

Das Buch von Lucas bietet eine gute Analyse der Wandlungen, die die Struktur der englischen Industrie und Agrikultur im Laufe des letzten Jahrzehnts erfahren hat. In dieser Zeit hat die Schaffung monopolartiger Marktverhältnisse in England sehr rasche Fortschritte gemacht. Zwei Anfangskapitel schildern den historischen Hintergrund und die geschichtliche Ausgangskonstellation dieser Entwicklung, die vom Staat auf viele Weise, wenn auch nicht in jedem Einzelfall, gefördert worden ist. Es folgt eine Untersuchung über die heutige Reichweite und über die verschiedenen Richtungen der monopolistischen Durchdringung der englischen Wirtschaft. Die eigentlich analytische Untersuchung gilt dem Einfluss auf Preis- und Mengenpolitik und auf die technisch-ökonomische Effizienz der Produktion. Über die gesamtwirtschaftliche Rationalität der „control“, so wie sie heute geübt wird, urteilt L. auf Grund dieser Analyse sehr skeptisch. Die Gleichgewichtskräfte, die dem freien Markt immerhin innewohnten, würden lahmgelegt, aber nicht wirksam ersetzt, weil Sektionalismus, mangelnde Übersicht und mangelnde Anordnungsmacht der Kontrollinstanzen im Wege stehen. Auf der anderen Seite entzögen sich die destabilisierenden Grundfaktoren des Kapitalismus ganz und gar der Kontrolle und blieben unberührt durch die blosse Ausschaltung von Marktrivalitäten. „It may very well be that only complete control of the whole economic process by semi-public agencies armed with coercive powers will be able to stand the test of expanding business.“

Robbins bezeichnet als die ökonomische Funktion allen nicht-liberalen Planens — auch der Liberalismus ist nach ihm ein Plansystem — die Konservierung überholter wirtschaftlicher Strukturen. Er untersucht die verschiedenen Betätigungsformen des Interventionismus, wobei es ihm in erster Linie darauf ankommt, die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Konsequenzen herauszuarbeiten. Das Ergebnis : überall wird die Ergiebigkeit der Produktion vermindert ; mit der Lahmlegung des „neutralen“ Marktes werden rundherum „vested interests“ geschaffen und nationale Antagonismen erzeugt, die die Welt in den Krieg stürzen müssen. Nichts sei daran durch generelle sozialistische Planung zu ändern. Innerwirtschaftlich gesehen unterliege sie den Einwänden von Mises, die mindestens praktisch durchschlagend seien. Politisch bedeute Sozialismus die Zerstörung jeder Aussicht auf Demokratie. Unter internationalem Aspekt sei er ständig durch Auflösung in regionale Einheiten mit antagonistischen Interessen bedroht. Nur der „Liberale Plan“ erfüllt nach R. die Bedingungen einer weltweiten Friedens- und Wohlstandsordnung. So befürwortet er in diesem Buch, das man ein liberales Manifest nennen könnte, eine politische Revolution, deren Inhalt der Abbau der einzelstaatlichen Souveränität zugunsten einer übernationalen Staatenföderation sein und deren Aufgabe darin bestehen müsste, einen festen gesetzlichen Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen die freie Konkurrenz ungestört funktionieren könnte. Der Interventionismus sei ja nichts ökonomisch Zwangsläufiges.

Er ist nach R. die Folge einer nationalistischen Reaktion, die ihren Ausgangspunkt und ihr Zentrum seit Bismarcks Zeiten in Deutschland gehabt hat und die von da aus, gefördert durch „Fehler" der Liberalen und durch die Politik der Sozialisten, über die Welt gegangen ist.

Niemand wird bezweifeln, dass die Entwicklung zum „administrierten Kapitalismus" eine politische Seite hat, mehr noch : dass politische Faktoren dabei eine eminente Rolle spielen. Aber ist die politische Intervention nicht entscheidend bedingt durch die wachsende Grösse der Unternehmungseinheiten, diesem Produkt von Profitstreben und moderner Technik? Lange arbeitet diesen Gesichtspunkt (im zweiten Teil seines Aufsatzes) sehr scharf heraus und entwickelt ihn bis zur Behauptung, dass sich das System der freien Konkurrenz nur noch bei striktem Verbot der Anwendung fortgeschrittener Technik retablieren und „künstlich" halten liesse. Sein Hauptthema ist die Theorie des Sozialismus. Die wichtigsten Ergebnisse sind erstens : die sozialistische Wirtschaftsrechnung — der „Stein des Anstosses" in der liberalen Literatur — bereitet keine grösseren theoretischen und praktischen Schwierigkeiten als die heutige. Auch dort, wo es keine Märkte gibt (jedenfalls bei den Produktionsmitteln), lassen sich „Verrechnungspreise" festsetzen, die den objektiven Gleichgewichtskriterien genügen. Sie werden mit derselben Methode des „Abtastens" festgesetzt, nach der die Marktpreisbildung erfolgt, möglicherweise mit einer kürzeren Kette sukzessiver „trials" und auf jeden Fall ohne umständliche Berechnungen. Zweitens : die Wohlfahrt der Individuen kann im Sozialismus höher sein als selbst im kapitalistischen Equilibrium. Aber dieser Vergleich ist nach L. akademisch. „The real issue is whether the further maintenance of the capitalist system is compatible with economic progress." Heute funktioniere der Kapitalismus nur noch in abwechselnder Folge von Versuchen, den Fortschritt zu unterbinden, und von Katastrophen, die eintreten, wenn diese Versuche scheitern.

Drittens : ein gradueller Übergang zum Sozialismus ist selbst unter „rein ökonomischem" Aspekt aussichtslos. „The capitalist economy cannot function under a socialist government unless the government is socialist in name only... A socialist government really intent upon socialism has to decide to carry out its socialisation programm at one stroke, or to give it up altogether. Socialism is not an economic policy for the timid."

Das Buch von Burrow sei wenigstens kurz erwähnt. Es enthält eine Übersicht über Probleme der Konkurrenz, der Intervention und der Planung, eine Zusammenstellung von Erfahrungen aus einer grossen Zahl von Ländern und gibt dem Leser schliesslich die folgende Anleitung mit, an der der Wert des Buches ungefähr zu ermessen ist : „The solution ready to hand would appear to be to select the best features of existing systems and improve upon them, scrapping those which are obviously bad or inefficient. The problem therefore becomes one of finding a reasonable compromise between individualism and collectivism, with the proviso, that in the event of a serious clash between private and public interests, the latter should prevail."

Kurt Mandelbaum (London).

Levy, Hermann, *Industrial Germany. A Study of its Monopoly Organisations and their Control by the State. Macmillan, New Nork. Cambridge University Press, Cambridge* 1935. *(X u.* 245 *S.* ; $ 3.50, 12 *s.* 6 *d.)*

Der Untertitel gibt den Inhalt des Buches am besten wieder : es ist eine vergleichende Untersuchung über die Entwicklung, den gegenwärtigen Stand und den inneren Aufbau der monopolistischen Industrieorganisationen in Deutschland. Die deskriptive Übersicht, die etwa die Hälfte des Buches ausmacht, ist nach einzelnen Industriezweigen gegliedert und legt mit Recht das Hauptgewicht weniger auf die Vollständigkeit der Aufzählung als auf die Durchleuchtung der wichtigsten und grössten Unternehmungskomplexe. Später geht Levy auf Ursachen und Wirkungen der monopolistischen Entwicklung ein. Ihre treibende Kraft sieht er im Konzentrationsprozess, worunter er ebenso die Herausbildung immer grösserer Produktionseinheiten wie die Zentralisation der wirtschaftlichen Leistung in einigen wenigen Gebieten versteht. Den letzteren Vorgang (und die Entwicklung der Transporttechnik, auf die er zurückgeht), ist der Verf. geneigt, kausal vorzuordnen, doch scheint uns diese ursächliche und begriffliche Verkoppelung der beiden „Konzentrationsprozesse" anfechtbar. Trotz der Zusammenhänge, die selbstverständlich vorhanden sind, folgt die regionale Integration in erster Linie den Standortgesetzen und führt nicht notwendig zur Kapitalkonzentration, die unter anderen Gesetzen steht. — Die Ausführungen über die Wirkungen der Monopolpolitik bedürften mancher Ergänzung. Aber im ganzen ist das Buch sehr instruktiv und als vergleichende Studie den bisherigen zusammenfassenden Darstellungen überlegen. Kurt Mandelbaum (London).

Hall, R. L., *The Economic System in a Socialist State. Macmillan. London and New York* 1937. *(X V and* 263 *pp. ;* 7 *s.* 6 *d.*, $ 2.75*)*

In the discussion of the problems of socialist economics by economists the swing of the pendulum between opposing attitudes has been more clearly marked than in most branches of study. The view, associated most closely with the name of Mises, that there could be no rational economic calculus in the absence of a commodity market was first opposed by a declaration that economic price calculus was unnecessary and unimportant for a socialist economy. The latter attitude then gave way to an insistence that the „bourgeois" economics of perfect competition could be applied almost unchanged to a socialist state which would then be able to boast of all the advantages which the text-books postulated of ideal, laissez faire, perfectly competitive, capitalist society.

This has led to an exaggerated preoccupation, in most of the more recent writings on the subject, with capitalistic, perfectly competitive, long period equilibrium as the starting point of socialist economics, so that insufficient attention has been given to the essence of ideal output that lies behind, ultimately justifies, and is often obscured by other elements in this equilibrium. This in turn has given rise to many serious errors which I have

examined in a recent article.[1]) Hall has been very careful to avoid the more serious of these pitfalls although he does take the dangerous path of starting from capitalistic, perfectly competitive equilibrium. He is to be congratulated on this care, although it has necessitated a long series of qualifications and complications of the main outlines of the scheme which makes what should be a very exciting subject appear rather dull. Among the minor faults of his approach are an inadequate treatment of the problem of depreciation, an over-emphasis on average costs and other average concepts, an illegitimate waiving of the problem of long and short period interest rates, an exaggeration of the part that can be played by rent in regulating the proper utilisation of resources and, in general, such weaknesses as result from the insufficient appreciation of dynamic considerations which goes with a concentration on static competitive equilibrium. There is also too high an estimate of that ethical neutrality which insists on the incomparability of the satisfactions of different individuals.

Nevertheless, H.'s book is, with one exception,[2]) the most satisfactory work that has appeared on the subject. Especially apposite and useful at the present moment is his examination, in an appendix, of the economic system of the U. S. S. R. Although based only on English sources, it is a very clear account which brings out the present state of our understanding of socialist economics. It can be said that the theoretical structure is fairly complete. The opponents of socialism have had to withdraw from their denial of the theoretical possibility of rational socialist economics to a concentration on allegedly insuperable practical difficulties of administration. These, by definition, can only be discovered and dealt with when a socialist state tries to apply the principles that have been worked out. The U. S. S. R. is not trying them out although it does appear to be slowly working towards them by trial and error. Until a socialist state tries to apply these principles there is not much that the economist as such can do to settle this open question. A. P. Lerner (London).

Waltershausen, A. Sartorius von, *Die Umgestaltung der zwischenstaatlichen Wirtschaft. Ein geschichtlicher Rückblick* 1914-1932. *Gustav Fischer. Jena* 1935. *(*326 *S.; RM.* 17.—, *geb. RM.* 18.50*)*

Der Verfasser gibt einen Überblick über die internationale Wirtschaftsentwicklung seit Kriegsausbruch, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Auswirkungen auf die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen. Es ist ein reiches Material zusammengetragen worden, ohne dass freilich stets gleich zuverlässige Quellen benutzt worden wären : ein bisweilen nicht unerheblicher Mangel der Schrift. Wer weiss, wie Auslandswirtschaftsberichte von Journalisten oft zustande kommen, wird seine Zweifel

---

[1]) „Statics and Dynamics in Socialist Economics". In : Economic Journal, June 1937.

[2]) O. Lange, „On the Economic Theory of Socialism". In : Review of Economic Studies, vol. IV, Nos. 1 and 2, October 1936 and February 1937.

haben, ob es zulässig ist, wesentliche Länder bezw. Zustände nur oder vorwiegend anhand solcher Berichte zu schildern. Auch für ein so bedeutsames und wissenschaftlich sorgfältig durchforschtes Gebiet wie die deutsche Reparationsfrage führt der Verf. nur ein politisch-journalistisches Buch an. Im übrigen heisst es im Vorwort, die „Übersichtlichkeit" sei „mit statistischen Zahlen und Zusammenfassungen", die „Anschaulichkeit" dagegen „unter Benutzung des Beispielsweisen und des Typischen zu gewinnen versucht worden". Tatsächlich aber tritt das „Typische" ungebührlich stark zurück, es überwiegt das Nebeneinander historischer Daten und Schilderungen. Kurz : die „grosse Linie" des Weltwirtschaftsgeschehens der letzten zwei Dezennien ist häufig nicht klar sichtbar.

Trotz dieser Mängel enthält das Buch eine solche Fülle von Material, dass es als eine Art weltwirtschaftlichen Nachschlagewerks von vielen mit Nutzen zurate gezogen werden wird, zumal seine wirtschaftspolitische Grundhaltung im allgemeinen durch Ausrichtung auf das Ökonomisch-Rationale gekennzeichnet ist. Fritz Neumark (Istanbul).

Britain without Capitalists. A Study of what Industry in a Soviet Britain could achieve. By a Group of Economists, Scientists and Technicians. Lawrence and Wishart. London 1936. *(474 S. ; 8 s. 6 d.)*

Die Verf. dieses Buches versuchen, die konkreten Möglichkeiten einer besseren und gleichmässigeren Versorgung aufzuweisen, die sich bei einer rationalen, von Eigentumsinteressen nicht behinderten Planung der englischen Wirtschaft ergeben würden. Mit grossem Nachdruck werden gleich zu Beginn die politischen Voraussetzungen einer solchen ökonomischen Reorganisation unterstrichen : „... this volume is designed to show, not what ‚planning' — any sort of ‚planning' in the abstract — could achieve in Britain, but what Soviet Power could achieve". Es wird die Enteignung des gesamten Kapitalbesitzes und die Totalplanung von Produktion und Verteilung gefordert, weil partielle Verstaatlichungen und Kontrollen erfahrungsgemäss ohne Wirkung blieben. Auf welche Weise dann die Produktion zentral reguliert und das Ineinandergreifen der verschiedenen Zweige planmässig sichergestellt werden kann, bleibt in dem Buch allerdings unbehandelt ; nur im Vorbeigehen wird kurz darauf hingewiesen, dass der Markt — wenigstens der Konsumgütermarkt — noch lange Zeit gewisse regelnde Funktionen behielte. Das Hauptgewicht aber liegt bei der Analyse der internen Probleme der grossen Wirtschaftszweige in England, deren gegenwärtige Struktur und deren potentielle Entwicklung (unter sozialistischen Bedingungen) an Hand reichen und zuverlässigen Materials dargestellt werden. Das Buch liefert damit trotz der bewussten Vernachlässigung der Probleme der Gesamtregulierung eine ausgezeichnete empirische Vorarbeit für eine sozialistische Wirtschaftspolitik. Kurt Mandelbaum (London).

Chase, Stuart, *Rich Land Poor Land. Whittlesey House. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(361 pp. ; $ 2.50)*

The depletion of natural resources on the American continent is here

developed as the material consequence of the theory and practice of the free market. Unhampered competitive enterprise, operating on the assumption that our natural resources are limitless (the concept of infinity, Chase calls it), cut down valuable forests, drained oil basins and watersheds, grazed cattle and sheep indiscriminately, killed off wild life and in this way unbalanced the hydrologic cycle to such an extent that erosion, flood and drought became the heritage of the present generation. C. builds this causal sequence with relentless force, illustrating each step with a multitude of picturesque examples that combine scientific clarity with a broad understanding of the natural conditions of this continent; every rhythm in the movement enunciates the social consequences visible today in the homelessness and poverty of millions, victims of soil exhaustion, dust storm and flood. The narrative is pointed to a justification of the remedies instituted by the present administration, conservation and regional planning as practised by the T. V. A., A. A. A., R. A., Mississippi Valley Committee, the power dam projects, and so on, all of which C. regards as the beginning of a widening circle of governmental control of reconstruction. The problem of unemployment, too, is seen as possible of solution through such federal planning. Edward M. David (New York).

Robinson, Joan, *Essays in the Theory of Employment. Macmillan. London und New York* 1937. *(*256 *S.;* 8 *s.* 6 *d.,* $ 3.50*)*

Die in diesem Band zusammengestellten dreizehn Aufsätze versuchen, Keynes' allgemeine Theorie teils auf wirtschaftspolitische Fragen des Tages anzuwenden, teils theoretisch weiter zu verallgemeinern. Der ganze Band zeigt sehr eindrucksvoll, dass sich eine Keynes-Schule herauszubilden beginnt. Er legt von Robinsons Überzeugung Zeugnis ab, dass nach vielen Vorarbeiten auf dem Wege zur realistischen Theorie durch Keynes' Ansatz nun endlich das neue Gesamtbild gefunden ist, von dem aus Probleme der wirtschaftlichen Wirklichkeit unmittelbar in Angriff genommen werden können. Die akademische Isolierung der „unpolitischen Ökonomie" scheint endlich überwunden.

Die Anwendungen R.s beziehen sich auf die Kritik der üblichen Vorschläge zur Linderung der Arbeitslosigkeit, auf die Wirkung verschiedener Unterstützungssysteme, auf die Wechselwirkung zwischen Währung und Beschäftigungsniveau und die Methoden der Abwälzung der Arbeitslosigkeit auf das Ausland. Die Keynessche Theorie wird von ihr umgebaut und erweitert, vor allem mit einer deutlichen Akzentverschiebung vom Psychologischen aufs Politisch-Institutionelle.

Keynes hatte zu zeigen versucht, dass selbst in einer gewerkschaftslosen Wirtschaft mit unbegrenzt sinkenden Geldlöhnen die Arbeitslosigkeit nicht zu verschwinden braucht, und Vollbeschäftigung als Fehlen solcher „unfreiwilligen Arbeitslosigkeit" definiert. R. bezieht die Existenz der Gewerkschaften wieder ein, definiert Vollbeschäftigung als Fehlen jeder Reservearmee und demonstriert, dass sie nur in einem inflationistischen Prozess mit dauernd steigenden Löhnen und Preisen erreichbar, mit Gleichgewicht in irgend einem Sinne also unvereinbar ist. Sie führt ferner die aus Rei-

bungen (d. h. begrenzter Übergangsmöglichkeit der Arbeiter von einer Beschäftigung in die andere) resultierende Arbeitslosigkeit als Spezialfall und Komponente auf die allgemeine Arbeitslosigkeit aus Mangel an „effektiver Nachfrage" zurück. Keynes' Begriff der Liquiditätsvorliebe wird überhaupt nicht benutzt ; d. h. der psychologische Faktor wird als konstant angenommen, die Veränderungen im Geldbedarf bei gegebenem Zins vor allem von der Lohnseite her erklärt und die Schlussfolgerung gezogen, dass Zentralbank und Gewerkschaften sich in die Kontrolle der allgemeinen Preisbewegung teilen. Der Keynessche Grundgedanke, der für den Versuch des Aufbaus einer Theorie der Vollbeschäftigung auf längere Zeiträume entscheidend ist, ist die negative Wirkung des Sparens : ceteris paribus, d. h. ohne gleichzeitige Investitionsentscheidungen, muss es zum Schrumpfungsprozess führen. Von hier aus ergibt sich zwangsläufig, dass jede Massnahme, und insbesondere jede Änderung der Verteilung, die das Sparen erhöht, ceteris paribus das Beschäftigungsniveau senkt. Der Gebrauch des ceteris paribus ist einfach der umgekehrte wie in der orthodoxen Auffassung : dort war die Existenz von Investitionsmöglichkeiten selbstverständlich, hier wird sie nicht erwartet, solange sie nicht ausdrücklich bewiesen ist. Dass das Investitionsproblem als Grundproblem erkannt wird, ist ein Fortschritt zum Realismus ; aber es scheint uns, dass eine Untersuchung der wirklichen Veränderung der Investitionsmöglichkeiten relevantere, wenn auch weniger paradoxe Resultate liefern könnte als die formale Umkehrung der traditionellen Annahmen.

Als Kuriosum mag eine Auseinandersetzung R.s mit John Strachey erwähnt werden, die unter der Überschrift „Some Reflexions on Marxist Economics" hier abgedruckt ist. Strachey hatte Marxsche Gedanken in der Auseinandersetzung mit modernen Krisentheorien zu erläutern gesucht und sich dabei teilweise auf Hayek bezogen. Hayeks Theorie hat den Fehler, dass sie von Vollbeschäftigung ausgeht oder, wie R. das ausdrückt, in Says Theorie der Absatzwege befangen ist. Da Strachey dies nicht bemerkt hat, ist auch er in R.s Augen ein Anhänger von Say, und da Strachey Marxist ist, sei es offenbar auch Marx ! R. nimmt die Entdeckung, dass Marx ein harmonistischer Nationalökonom war, ohne es zu wollen, zum Anlass für längere Betrachtungen, wie eine so falsche Theorie wie der Marxismus so nützliche gesellschaftliche Funktionen haben könne.

Walter Fehr (London).

Fisher, Allan G. B., *The Clash of Progress and Security. Macmillan. London und New York* 1936. *(XIII u.* 234 *S. ;* 8 *s.* 6 *d.,* $ 3.—*)*

Hopkins, Harry L., *Spending to Save. The Complete Story of Relief. W. W. Norton and Company. New York* 1936. *(*197 *S. ;* $ 1.50*)*

Adams, Arthur B., *National Economic Security. University of Oklahoma Press. Norman* 1936. *(*327 *S. ;* $ 2.50*)*

Dulles, Eleanor Lansing, *Depression and Reconstruction. A Study of Causes and Controls. University of Pennsylvania Press, Philadelphia. Oxford University Press, London* 1936. *(XII u.* 340 *S. ;* $ 3.—, 13 *s.* 6 *d.)*

Garland, C. M., *Depressions and their Solution, Economic, Moral and*

Philosophical Aspects. The Guilford Press. Chicago 1935. *(X u.* 187 *S.; $* 2.50*)*

Alle fünf Schriften setzen sich mit dem Problem der „economic security" auseinander. Sie suchen „strategische" Punkte, von denen aus die Bewegungen der kapitalistischen Wirtschaft kontrolliert werden können.

Am grundsätzlichsten greift Fisher die Frage an. Er sieht die gegenwärtigen Schwierigkeiten darin begründet, dass die Produzenten es versäumen, sich mit steigender Produktivität der Arbeit immer mehr von „primären" Erzeugnissen (Lebensmitteln, notwendigstem Kleidungs- und Wohnungsbedarf) auf „sekundäre" (industrielle) und namentlich „tertiäre" Güter (Wissenschaft, Verwaltung, Erziehung, Luxus etc.) umzustellen. Statt dessen werde ein disproportionaler und daher unverwertbarer Überfluss an primären Erzeugnissen von Theorie und Praxis begünstigt und im Konjunkturzyklus stets von neuem reproduziert. „The pressing problem of adjustment in the fourth decade of the twentieth century is the problem of reorganising the structure of production so that the transfer of resources to the production of the ‚tertiary' products, both goods and services, may be made as smoothly as possible." Das wertvolle und klar geschriebene Buch ist aus der Anschauung australischer und neuseeländischer Verhältnisse hervorgegangen und gegen eine politisch begründete Siedlungspolitik gerichtet, die das städtische Proletariat wieder aufs Land drängen möchte.

Die übrigen Schriften behandeln den Problemkreis des New Deal. Hopkins ist Leiter einer der grössten unter den neugeschaffenen Organisationen. Er ist kein Theoretiker, aber seinem Buch liegt eine programmatische Überzeugung zugrunde : Die Verantwortung der Gesellschaft für die Opfer eines Wirtschaftssystems, das periodische Wellen der Arbeitslosigkeit erzeugt, steht vor aller weiteren Diskussion. Die Freigesetzten haben ein Recht auf Unterstützung. In seiner ausserordentlich lebendigen Schilderung der Arbeitslosigkeit, wie sie die Roosevelt-Administration vorfand, der Gesichtspunkte, unter denen sie das Problem angriff, und der Entwicklung von 1933 bis 1936 wird aber ausserdem sehr deutlich, dass im Jahre 1933 die Verhältnisse der Verwaltung kaum eine Wahl liessen. Sogar die entschiedensten industriellen Gegner jeder zentralisierten Arbeitsbeschaffung mussten unter dem Eindruck unmittelbar bevorstehender Unruhen und angesichts der völligen Erschöpfung aller örtlichen Fonds den Umfang der Erwerbslosigkeit und das Elend der Betroffenen zugeben und um sofortiges Eingreifen der Bundesregierung bitten. Es ging nicht mehr um charitative Gesichtspunkte, sondern um dringlichste Probleme sozialpolitischer und sozialhygienischer Natur, die im Laufe weniger Monate alle ökonomischen Meinungsverschiedenheiten in den Hintergrund drängten. Die wirtschaftstheoretische Rechtfertigung der Arbeitsbeschaffung, die inzwischen zu einem Hauptproblem der Theorie geworden ist, erscheint von diesem Standpunkt aus als recht sekundär.

Hopkins beschränkt sich auf die Probleme des Arbeitsmarkts. Dagegen gibt Adams eine umfassende Schilderung der New Deal-Politik im ganzen, beginnend mit einer Skizze der amerikanischen Wirtschaftsentwicklung. Neben den einzelnen Massnahmen der Regierung wird die

Tagesdiskussion referiert; dann erst nimmt der Autor selbst Stellung. Er begrüsst die Schritte der Regierung, die auf eine Stärkung der Stellung der Arbeiterschaft und auf eine Erhöhung ihres Reallohnes mit der wachsenden Produktivität ihrer Arbeit abzielten, und er verurteilt scharf diejenigen Elemente der NIRA, die zur kartellmässigen Beschränkung der Produktion führen sollten. Darstellung und Kritik sind klar und präzis, der Unterkonsumtionstheorie des Verf. wird man nicht ohne weiteres folgen können.

Nach Thema und Anlage stimmt die Schrift von E. Dulles mit der von Adams weitgehend überein. Aber sie steht in scharfem Gegensatz zu ihr durch ihre tiefgehende Skepsis gegenüber aller Zentrierung der Theorie um einen tragenden Gedanken. Jede auch nur geordnete Zusammenfassung wird sofort mit völlig entwertenden Vorbehalten versehen, wo sie einmal erfolgt. Damit sollte der Simplifizierung komplexer Zusammenhänge vorgebeugt sein. Aber in Wirklichkeit wird neben einer grossen und unerschöpften Zahl faktischer Zusammenhänge eine Reihe von der Verf. evidenten Theorien kritiklos hingenommen. Wie sie von einigen teils begrifflichen, teils praktischen, teils historischen Einteilungen zur Forderung neutralen, dem Metermass vergleichbaren Geldes kommt, ist ein merkwürdiges Beispiel hierfür und ein gutes Argument zugunsten einer disziplinierenden logischen Gliederung. Meist allerdings gelangt sie nicht über vage Allgemeinheiten und Postulate hinaus. Die Vorzüge des Buches liegen dort, wo es konkrete Vorgänge schildert, insbesondere in den Kapiteln V-VII, die sich mit der Wirtschaftsgeschichte der Jahre 1922 bis 1933 beschäftigen.

Garland polemisiert mit stark persönlicher Färbung insbesondere gegen Roosevelt, aber auch gegen die konservativen Kräfte der amerikanischen Politik. Ökonomisch vertritt er den charakteristischen Ingenieursstandpunkt: die Sachverständigen jedes Wirtschaftszweiges sollten in einer korporativen Ordnung ähnlich der italienischen die wichtigsten wirtschaftlichen Entscheidungen treffen.

Konrad Bekker (New York).

Davenport, H. J., *The Economics of Alfred Marshall. Cornell University Press. Ithaca, New York. Oxford University Press. London* 1935. *(*481 *S.;* $ 4.—, 18 *s.)*

Davenport, der 1931 starb (das vorliegende Buch ist von Freunden und Kollegen des verstorbenen Ökonomen aus hinterlassenen Manuskriptteilen zusammengestellt), nimmt in der Entwicklung der theoretischen Ökonomie — in der Form, in der sie auf amerikanischem Boden eine Stätte gefunden hat —, eine Zwischenstellung ein zwischen der neuklassischen Schule Marshallianischer Prägung und dem Institutionalismus Thorsten Veblens. Mit Pareto und Cassel in Europa verbindet ihn die Tendenz, das Wertproblem aus der theoretischen Ökonomie zu eliminieren und diese als eine Wissenschaft aufzubauen, die sich lediglich auf Preise und Preisrelationen beschränkt. Es ist klar, dass diese Konzeption D. mit einigen der grundlegenden Positionen der klassischen und nachklassischen Lehre in Widerstreit bringen musste. Auf der einen Seite führte ihn seine Definition der Ökonomie als einer Wissenschaft von Preisen zu der Konsequenz, den Aufbau dieser

Wissenschaft unter dem Gesichtspunkt zu betreiben, dass die Menschen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenwirken von dem Verlangen nach Gewinn getrieben werden. Die Logik dieser Auffassung ist in seinem 1913 erschienenen Buche: „The Economics of Enterprise“ entwickelt. Auf der anderen Seite musste eine Theorie, die sich auf Preise und Preisrelationen konzentriert, die Grundbegriffe der klassischen und nachklassischen Schule, wie Wert, natürlicher Preis, Kosten und besonders den der Rente angreifen und ihre logische Unhaltbarkeit zu beweisen versuchen. Diesem Versuch ist das vorliegende Buch in der Form einer Auseinandersetzung mit dem letzten geschlossenen System der politischen Ökonomie der nachklassischen Schule, dem Werke Alfred Marshalls, gewidmet.

Von den fünfzehn Kapiteln des Buches, die eine kritische Behandlung der Grundbegriffe der Marshallianischen Lehre — wie „utility“, Produktionskosten und Kapital — anstreben, stellen sich vier mehr oder minder ausschliesslich die Aufgabe, die Überflüssigkeit der Theorie der Grundrente für die politische Ökonomie zu demonstrieren. Wie der Autor bereits im einleitenden Kapitel anzeigt, führt die klassische Arbeitskostentheorie unvermeidlich zur Trennung von Kapital und Grund und Boden, zur Scheidung von Grundeigentum und Privateigentum an anderen Kostengütern. Die Notwendigkeit einer solchen Scheidung vom Standpunkt der ökonomischen Theorie steht im Zentralpunkt der Auseinandersetzung mit Marshall, wie es das einleitende Kapitel andeutet und wie es in den späteren Kapiteln auf breiterer Basis ausgeführt wird.

Die strenge Beibehaltung der Scheidung zwischen Grund und Boden und anderen Produktionsfaktoren bei Marshall involviert die Auffassung, dass sie den Grundeigentümern einen relativ wachsenden Anteil am sozialen Gesamteinkommen garantiert, ohne dass diese selbst zu seinem Wachstum beitragen. Von hier aus ergibt sich zwangslos die These Marshalls von einer kontinuierlichen Veränderung im Rahmen des privatkapitalistischen Systems, die wegen der Stellung des Grundeigentümers im System ohne dessen Sprengung eine Expansion des Lohneinkommens zulässt. Wenn D. dagegen die Trennung der Produktionsfaktoren in Grund und Boden und andere Faktoren aufzuheben sucht und die Ökonomie in eine Vielzahl von preisbestimmten, profitmotivierten Einheiten pulverisiert, so macht er bereits in diesem kritischen Ansatzpunkt seines Denkens eine adäquate Erfassung der zeitgenössischen Wirklichkeit unmöglich und liefert gleichzeitig den Schlüssel zur Logik seiner eigenen Theorie.

Julian Gumperz (New York).

Baumont, Maurice, *L'essor industriel et l'impérialisme colonial (1878-1904). Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(*610 *p.; fr. fr.* 70.—*)*

Hardy, Georges, *La politique coloniale et le partage de la terre aux XIX*e *et XX*e *siècles. Avant-propos de Henri Berr. Éditions Albin Michel. Paris* 1937. *(XVII et* 499 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

L'ouvrage de M. Baumont est intéressant et richement documenté, mais il ne répond pas à son titre. Car c'est plutôt un récit de l'évolution

politique des différents pays qu'une histoire de leur développement industriel, mis en rapport avec les événements coloniaux. Cette histoire politique qui remplit un tiers du livre reste nécessairement superficielle : nous apprenons les noms de personnages plus ou moins célèbres, quelques-unes de leurs actions politiques, sans que l'auteur nous montre les causes de ces actions et sans qu'il réussisse à dégager les rapports entre cette histoire anecdotique et le sujet annoncé.

Dans la partie centrale de son livre, M. B. montre que la vie économique est passée du plan national au plan mondial. Machinisme et industrialisation, avant tout autre facteur, ont influencé le développement économique que l'auteur définit ainsi : „on passe du XIXe siècle libéral au XXe siècle mécanisé" Les conséquences en sont que l'effort individuel ne joue plus le rôle capital dans la création productrice, qu'une „discipline nouvelle régit les masses... les partis politiques se transforment en groupements d'intérêts... le sentiment socialiste... se mêle à la vie des nations." — L'auteur décrit l'impérialisme dont s'inspirent les grands pays et qui, provoqué par ces transformations économiques et aidé par un „idéal romantique d'expansion et de domination" mène à une situation où „il ne s'agit plus de colonies, mais d'empires qui se forment ou aspirent à se former." De cette situation naissent les guerres hispano-américaine, russo-japonaise et du Transvaal. Au delà de ces idées en somme assez banales, aucune analyse sociologique de la civilisation industrielle et de la colonisation n'est tentée.

Le livre de M. Hardy se distingue de celui de M. B. non seulement par la manière de voir le phénomène colonial, mais aussi par la méthode d'en traiter. Le fait colonial est un phénomène complexe qui réunit en soi comme principaux moments : expansion, invention sociale, accord des initiatives particulières et de la volonté collective, liaison entre la nation-mère et les colonies, organisation et mise en valeur des possessions nouvellement acquises au profit de l'une et des autres. Dans tous ses exposés, M. H. montre toujours l'influence de ces différents facteurs.

M. H. présente d'abord une vue rapide de l'histoire coloniale depuis le début des temps historiques jusqu'au commencement du XIXe siècle, moment de „la faillite de l'ancien système colonial". Le chapitre suivant montre „les concurrents", parmi lesquels surtout les dominions britanniques apparaissent très clairement dans leur rôle singulier de „colonies colonisantes". Une étude sur les conditions géographiques des colonies, les races indigènes, leurs civilisation et organisation sociale et politique, forme la transition à la deuxième partie du livre, traitant des partages coloniaux. La troisième et la plus importante partie de l'ouvrage étudie „l'organisation des colonies" et „les résultats généraux". — Une vaste bibliographie très méthodiquement composée et quelques cartes complètent cet ouvrage érudit, intéressant et bien documenté.

Hansklaus Brill (Paris).

Koch, Waldemar, *Die Staatswirtschaft des Faschismus. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(*215 *S.; RM.* 11.—*)*

Koch versucht, „ein historisch-systematisches Gesamtbild — keine Pho-

tographie — der faschistischen Staatswirtschaft“ zu geben. Er schildert die Entwicklung der faschistischen Wirtschaftsideen in Italien, wie sie erst im Zuge der faschistischen Entwicklung selbst geformt wurden. Mit Recht verweist K. darauf, dass „die leitenden Ideen und die Grundtendenz der Praxis der wirtschaftlichen und Finanzpolitik der ersten 2 1/2 Jahre des faschistischen Regimes liberal...“ waren. Erst später entwickelt sich die interventionistische Praxis aus den finanziellen und wirtschaftspolitischen Bedürfnissen des faschistischen Regimes.

Aber so sehr interventionistische Gedankengänge die Finanzpolitik und vor allem die Praxis der Subventionen für die Landwirtschaft beeinflussen, so unrichtig wäre es, im faschistischen Interventionismus etwa sozialpolitisch orientierte Eingriffe zugunsten der sozial schwächeren Schichten zu sehen. Für die faschistische Steuerpolitik sei vielmehr charakteristisch, dass sie „im Interesse der Wohlstandsvermehrung der Nation, die eben ihrer politischen Macht zugutekommen soll, den Gedanken des Ausgleichs des Wohlstandes mit steuerlichen Mitteln schroff ablehnte... Die Steuerpolitik der verflossenen Regierungen verurteilte der Faschismus, weil sie sich an der ‚sozialen Gerechtigkeit‘ orientierte...“

Eine Analyse der Grundsätze der italienischen Finanzwirtschaft mündet in die Feststellung, „ ...dass der Faschismus die Steuerlastenverteilung der Vorkriegszeit angenähert hat. Das entscheidende Motiv der Wandlung war die Schonung hoher Einkommen im Interesse der Kapitalbildung. Diese Schonung ist für Italien grundsätzlich berechtigt, aber der Faschismus in der Steuerpolitik weit über die Grenzen des Notwendigen ausgedehnt... Die Kehrseite der ‚kapitalfreundlichen‘ Orientierung ist die fast gänzliche Ausschaltung der sozialpolitischen Einflüsse in der Besteuerung.“

Otto Leichter (Wien).

Aftalion, Albert, *L'équilibre dans les relations économiques internationales. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1937. *(466 p.; fr. fr.* 60.—*)*

Le nouveau livre de M. Aftalion est de la même veine que L'or et sa distribution mondiale. On y trouve la même volonté d'aller au delà des théories vers la vie économique concrète, le même effort critique s'exerçant sur des propositions considérées jusqu'ici comme évidentes.

L'économie politique classique affirme que tout déséquilibre, survenant dans la balance des comptes, dans la balance des paiements, dans les niveaux de prix des divers pays, dans la distribution mondiale de l'or, déclenche des mécanismes compensateurs qui vont rétablir automatiquement l'équilibre rompu. Or, c'est précisément, sinon l'existence, du moins l'efficacité de ces mécanismes que M. A. met en doute.

A propos de la balance des comptes, par exemple, M. A. montre qu'aucune des théories invoquées pour prouver la nécessité du retour à l'équilibre ne résiste à l'épreuve des faits, que ce soit la théorie du troc de J. B. Say, complétée ou non par celle de la balance alternée, la théorie des mouvements d'or, la théorie des mouvements de capitaux, la théorie du taux de l'escompte ou la théorie des mouvements de change.

Ce n'est pas cependant que l'équilibre de la balance des comptes, une fois rompu, ne tende à se rétablir, mais en vertu de liaisons causales différentes de celles généralement proposées. Conformément à ce que ses travaux antérieurs permettaient d'attendre, c'est dans les mouvements des revenus que M. A. cherche l'origine de cette tendance. Du reste il ne s'agit que d'une tendance et non d'un mouvement nécessaire. Elle peut être contrariée par une foule de facteurs divers que M. A. analyse avec soin. Mais, si le rétablissement de l'équilibre n'est pas fatal, il y a place pour l'action des hommes. Sans leurs efforts, le mécanisme serait vite enrayé.

Robert Marjolin (Paris).

Wicharz, Michael, *Albert Aftalions Tatsachenbild und Lehre der wirtschaftlichen Wechsellagen. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(*256 *S.; RM.* 9.—*)*

Das vorliegende Buch will „immanente Kritik" des zweiundzwanzig Jahre alten Werks von Aftalion bieten. Der Verfasser folgt A.s Buch sozusagen Schritt für Schritt; nach jeder Darstellung nimmt er eine Prüfung vor. Was in der Hauptsache geprüft, nachgeprüft wird, sind — Zahlenreihen.

In seinen Schlussbemerkungen bestreitet der Verf., dass A.s Lehre „eine Erklärung der geschichtlichen Wechsellagen" sei. Was A. erkläre, seien „die Preis- und Erzeugungsschwankungen einer ständig fortschreitenden Wirtschaft infolge der Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Technik. Die Lehre A.s ist ihrem Wesen nach eine Theorie der Preise... Das Kernproblem der Wechsellagen, die zu- und abnehmende Kapitalanlage wird grundsätzlich nicht als erklärungsbedürftig erkannt..."

Hans Honegger (Montagnola).

Hauser, Henri, *Recherches et documents sur l'histoire des prix en France de* 1500 *à* 1800. *Les Presses Modernes. Paris* 1936. *(*523 *p.; fr. fr.* 100.—*)*

Ce livre est la première publication de la section française du Comité international pour l'étude des prix, fondé en 1930 par M. Gay et M. W. Beveridge, et subventionné par l'Institut Rockefeller. Les recherches, interrompues pour des raisons accidentelles, ont porté seulement sur quelques régions (Paris, Normandie, Chateau-Gontier, Angers, Rennes, Dauphiné, Saint-Antonin, Nantes). Tel quel, le livre apporte des matériaux utiles pour les savants. Mais rien de plus. Les mouvements que l'on peut induire des données parcellaires, sont conformes aux idées généralement admises. Il n'y a lieu d'insister ni sur l'insuffisance des chiffres qui ont servi parfois à calculer les moyennes, ni sur l'absence d'élaboration. Seule appelle commentaires et critiques l'introduction de M. Hauser. Celle-ci comporte une première partie irréprochable qui expose les difficultés auxquelles se heurte l'histoire des prix : diversité des mesures selon les régions et les époques, le même mot couvre des réalités changeantes, diversité des monnaies et

rapports variables de la monnaie de compte à la monnaie métallique (entre 1483 et 1789 on compterait 56 mutations monétaires) et de l'argent à l'or. Mais dans la deuxième partie, cédant au désir de polémique, M. H., obsédé par les travaux de Simiand, construit une antithèse factice entre l'économiste curieux des mouvements de longue durée, et l'historien soucieux seulement du particulier, de la manière dont a vécu tel homme à tel endroit à tel instant. Bien plus, à l'en croire, les mouvements globaux seraient de caractère si vague qu'ils en perdraient tout intérêt. Certains des arguments ne sont pas sans portée. Avant le XIX[e] siècle, le marché national n'avait pas une unité suffisante pour empêcher des différences considérables entre des marchés locaux relativement clos, entre les années en fonction des circonstances météorologiques. Malgré tout, les influences directrices, par exemple celle des moyens monétaires, se répercutent de proche en proche, et les travaux de Labrousse, après ceux de Simiand, l'article récent de M. Lefebvre dans les Annales d'histoire économique et sociale, témoignent contre le scepticisme de M. H. A condition de se délivrer du double préjugé, de celui qu'il prête à ses adversaires comme de celui dont il est prisonnier, à condition d'analyser les variations annuelles comme les tendances générales, l'histoire des prix apporte à l'histoire économique une contribution décisive : jamais indépendante puisqu'elle n'est pas séparable de l'analyse de la structure, orientée vers la compréhension soit du mécanisme économique, soit de l'évolution des systèmes, elle ne semble inutile que si on la défigure en l'isolant.

R. Aron (Paris).

Berichtigung.

In Heft 2, Jahrgang 1937, soll der Satz auf Seite 278, Zeile 4 bis 5 von unten : „dass überall, wo einfache Tauschgesellschaft herrscht, sich auch Kapitalismus entwickeln muss“ wie folgt lauten : „dass sich unter bestimmten historischen Umständen einfache Warenwirtschaft jedesmal zum Kapitalismus entwickeln muss“.

Le gérant : R. Lisbonne.

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelheftes francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrift für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The revue is published three times a year.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft II des Jahrgangs 1937 enthielt folgende Beiträge :

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia...
Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie“ besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936